Westermanns Monatshefte

Digitized by Google

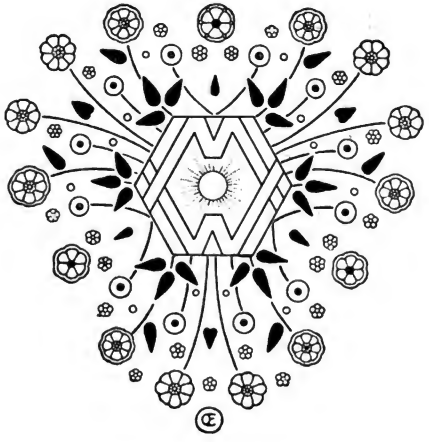
Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

WESTERMANNS MONATSHEFTE

ILLUSTRIERTE DEUTSCHE ZEITSCHRIFT FÜR DAS GEISTIGE LEBEN DER GEGENWART



52. JAHRG. ⊗ 104. BAND ⊗ 2. TEIL

⊗ ⊗ JULI 1908 BIS SEPTEMBER 1908 ⊗ ⊗

DRUCK UND VERLAG
GEORGE WESTERMANN IN BRAUNSCHWEIG

Digitized by Google

PGerm 413.1

Verzeichnis der Mitarbeiter

Altkirch, Ernſt, in Dresden, 666. Apitz, Edwin, in Leipzig, 791. Arminius, Wilhelm, in Weimar, 723. Baltzer, F., Geh. Baurat im Reichskolonialamt, in Berlin, 529, 697. Bender, Ewald, in Berlin, 594. Benzmann, Hans, in Berlin, 513. Boelitz, Martin, in Weimar, 580. Bräß, Martin, Prof. Dr., in Dresden, 792. Bruch, Margarete, in Berlin-Friedenau, 892. Buß, Georg, in Kiſſingen, 805. Cajetan-Milner, Käte, in Bonn, 695. Diers, Marie, in Groß-Lichterfelde bei Berlin, 481. Doenges, Willy, Hofrat, in Dresden, 837. Doering, H. von, in Charlottenburg, 514. Düſel, Friedrich, Dr. phil., in Berlin-Friedenau, 893. Engelhard, Karl, in Hanau, 548. Enking, Ottomar, in Dresden, 554. Erdner, Fritz, in Bitterfeld, 904. Flechtner, Fritz, in Stettin, 720. Fuchs, Reinhold, in Dresden, 836. Ginzkey, Franz Karl, in Wien, 679. Grabein, Paul, Dr. phil., in Berlin, 749. Hamilton Pringsheim, Neena, Dr. phil., in Charlottenburg, 875. Hoffmann, Hans, in Weimar, 729, 822. Horſchick, J. J., in Dresden, 821. Kaiſer, Emil, in Köln, 825. Kittel, J. B., Dr. phil., in Würzburg, 645. Kleinſchmidt, Arthur, Prof. Dr., in Deſſau, 503. Kleiſt, L. von, in Dresden, 687. Klemperer, Victor, in Wilmersdorf bei Berlin, 866. Kohl, Horſt, Prof. Dr., in Leipzig, 688. Kriſche, P., Dr. phil., in Jena, 716. Kruſe, Joen, in Hamburg, 804. Külpe, Frances, in Nervi bei Genua, 613. Lienhard, Friedrich, in Straßburg i. E., 553. Locella, Baron M. von, Prof., in Dresden †, 883. Rafael, L., in Münſter, 715. Peterſilie, Erich, Dr. jur., in Halle a. S., 857. Rosner, Karl, in Berlin, 580. Ruſeler, Georg, in Oldenburg, 902. Schlaf, Johannes, in Weimar, 759. Seeliger, Ewald Gerhard, in Wandsbek, 589. Sergel, Albert, in Roſtock, 579. Stamper, Georg, in Berlin, 783. Stangen, Eugen, in Halenſee bei Berlin, 502. Trinius, Auguſt, in Waltershauſen (Thür.), 528. Unus, Walther, in Berlin, 856. Volbehr, Theodor, Prof. Dr., Direktor des Kaiſer-Friedrich-Muſeums, in Magdeburg, 465. Warburg, Ernſt, in Berlin, 581. Wietfeldt, H., in Braunſchweig, 680. Wildberg, Bodo, in Dresden, 580. Zahn, Ernſt, in Goeſchenen (Schweiz), 719.

Digitized by Google

Inhalt des hundertvierten Bandes

2. Teil. Juli 1908 bis September 1908

Seite

Arthur Kampf. Von Prof. Dr. Theodor Volbehr . . 465
Und ein Garten das Land ... Roman von Marie Diers. IV. (Schluß) 481
Im Volkston. Gedicht von Eugen Stangen 502
Fürst Menschikow, Peters des Großen Freund. Von Prof. Dr. Arthur Kleinschmidt 503
Auf dem Krankenbett. Gedicht von Hans Benzmann 513
Der Brief an Ptilemon. Novellistisches Zeitbild aus der ersten Christenheit. Von K. von Doering . . 514
Ein Kinderlied. Gedicht von August Trinius . . . 528
Meine Reise mit dem Kolonial-Staatssekretär nach Ostafrika. Von Geh. Baurat F. Balzer in Berlin 529, 697
Friedrich Lienhard als Lyriker. Von Karl Engelhard 548
Nachtgewitter am Rhein. Gedicht von Friedrich Lienhard 553
Wie Truges seine Mutter suchte. Roman von Ottomar Enking. VII. (Schluß) 554
Wenn ich einst sterbe ... Gedicht von Albert Sergel 579
Vor einem alten Bilde. Gedicht von Martin Boelitz. —
In den Seebuchen. Gedicht von Bodo Wildberg. —
Am Strand bei Scheveningen. Gedicht von Karl Rosner 580
Im Berliner Zoo. Von Ernst Warburg 581
Die Honigvöglein. Vier Miniaturen aus dem Immenleben von Ewald Gerhard Seeliger 589
Die bildenden Künste. Rück- und Ausblicke auf das Kunstleben der Gegenwart von Ewald Bender . . 594
Auf brennendem Boden. Baltische Novelle aus der Revolutionszeit. Von Francesk Külpe 613
Würzburg. Ein deutsches Städtebild von Dr. J. B. Kittel 645
Bergfahrten in den Dolomiten. Von Ernst Altkirch . 666
Wehmut des Abends. Gedicht von Franz Karl Ginzkey 679
Das Balkonzimmer. Novelle von H. Wietfeldt . . 680
Durchs Leben. Gedicht von L. von Kleist 687
Zu Bismarcks Gedächtnis. Von Prof. Dr. Horst Kohl 688
Drei Gedichte von Käte Cajetan-Milner. (Schiffe — Großmutter — Liebe) 696
In den Dünen. Gedicht von L. Rafael 715
Naturwissenschaftliche Rundschau. Die Agrikulturchemie als Förderin der landwirtschaftlichen Entwicklung des letzten Jahrhunderts. Von Dr. P. Krische . . 716

Seite

Die Sorgen. Gedicht von Ernst Zahn 719
Junge Liebe. Skizze von Fritz Flechtner 720
Ein Sechzigjähriger. Zu Hans Hoffmanns sechzigstem Geburtstage (27. Juli 1908). Von Wilhelm Arminius 723
Gedichte von Hans Hoffmann. (Abschied — Neue Hoffnung) 729
Musikalische Rundschau. Von Dr. Karl Storck . . . 730
Künstlerstreifzüge durch die Lüneburger Heide. Von Paul Grabein 749
Tantchen Mohnhaupt. Ein novellistisches Charakterbild von Johannes Schlaf (Weimar) 759
Hermann Schulze-Delitzsch, der Schöpfer des deutschen Genossenschaftswesens. Zu seinem hundertsten Geburtstage (29. August 1908). Von Georg Stamper 783
Reife. Gedicht von Edwin Aplz 791
Vom Reichen der Vögel. Von Prof. Dr. Martin Braß 792
Längst abgeworfen. Gedicht von Iven Kruse . . . 804
Kaffee und Kaffeehäuser. Von Georg Buß 805
An ein Mädchen. Gedicht von J. J. Horschick . . . 821
Meine Stoffe und Modelle. Von Hans Hoffmann . 822
Bianka. Novelle von Emil Kaiser 825
Spätsommer. Gedicht von Reinhold Fuchs 836
Kunst und Kultur unter den sächsischen Kurfürsten. Von Willy Doenges (Dresden) 837
Post vitam. Gedicht von Walther Ilnus 856
Lauchstädt. Von Dr. Erich Peterstite 857
Gabriele Reuter. Von Victor Klemperer 866
Die Amerikanerin und ihre Stellung im Lande. Von Frau Reena Hamilton Pringsheim, Dr. phil. (Charlottenburg) 875
Der Liebhaber. Skizze aus dem venezianischen Gesellschaftsleben des achtzehnten Jahrhunderts. Von Prof. Baron M. von Locella †. 883
Am Spinett. Gedicht von Margarete Bruch 892
Das Münchner Künstlertheater. Von Dr. Friedrich Düsel 893
Die Prüfung der Mutter. Ein Märchen von Georg Rufeler 902
Morgengewitter. Gedicht von Fritz Erdner 904
Literarische Rundschau 904, 741, 905
Zu unsern Kunstblättern 610, 747, 911

Namen- und Sachregister

Seite

Abschied. Gedicht von Hans Hoffmann 729
Amerikanerin, Die, und ihre Stellung im Lande. Von Reena Hamilton Pringsheim 875
An ein Mädchen. Gedicht von J. J. Horschick . . . 821
Auf brennendem Boden. Baltische Novelle aus der Revolutionszeit. Von Francesk Külpe 613
Balkonzimmer, Das, Novelle von H. Wietfeldt . . 680
Bismarcks Gedächtnis, Zu. Von Horst Kohl . . . 688
Bianka. Novelle von Emil Kaiser 825
Brief an Ptilemon, Der. Novellistisches Zeitbild. Von K. von Doering 574
Liebhaber, Der. Von Prof. Baron M. von Locella † . 883
Dolomiten, Bergfahrten in den. Von Ernst Altkirch . 666
Dünen, In den. Gedicht von L. Rafael 715
Durchs Leben. Gedicht von L. von Kleist 687
Gedichte von Käte Cajetan-Milner 696
Großmutter. Gedicht von Käte Cajetan-Milner . . 696
Honigvöglein, Die. Von Ewald Gerhard Seeliger . 589
Junge Liebe. Skizze von Fritz Flechtner 720
Kaffee und Kaffeehäuser. Von Georg Buß 805
Kampf, Arthur. Von Prof. Dr. Theodor Volbehr . 465
Kinderlied. Gedicht von August Trinius 528
Krankenbett, Auf dem. Gedicht von Hans Benzmann 513
Kunst und Kultur unter den sächsischen Kurfürsten. Von Willy Doenges 837
Künstlertheater, Das Münchner. Von Dr. Friedrich Düsel 893

Seite

Längst abgeworfen. Gedicht von Iven Kruse . . . 804
Lauchstädt. Von Dr. Erich Peterstite 857
Liebe. Gedicht von Käte Cajetan-Milner 696
Lienhard, Friedrich, als Lyriker. Von Karl Engelhard 548
Lüneburger Heide, Künstlerstreifzüge durch die. Von Paul Grabein 749
Menschikow. Von Prof. Dr Arthur Kleinschmidt . . 503
Morgengewitter. Gedicht von Fritz Erdner 904
Nachtgewitter am Rhein. Gedicht von Friedrich Lienhard 553
Reichen der Vögel, Vom. Von Prof. Dr. Martin Braß 792
Neue Hoffnung. Gedicht von Hans Hoffmann . . . 729
Post vitam. Gedicht von Walther Ilnus 856
Prüfung der Mutter, Die. Von Georg Rufeler . . . 902
Reife. Gedicht von Edwin Aplz 791
Reise mit dem Kolonial-Staatssekretär nach Ostafrika. Von F. Balzer 529, 697
Reuter, Gabriele. Von Victor Klemperer 866
Schiffe. Gedicht von Käte Cajetan-Milner 696
Schulze-Delitzsch, Hermann. Von Georg Stamper . 783
Sechzigjähriger, Ein. Zu Hans Hoffmanns sechzigstem Geburtstage. Von Wilhelm Arminius 723
Seebuchen, In den. Gedicht von Bodo Wildberg . . 580
Sorgen. Gedicht von Ernst Zahn 719
Spätsommer. Gedicht von Reinhold Fuchs 836
Spinett, Am. Gedicht von Margarete Bruch . . . 892
Stoffe und Modelle. Von Hans Hoffmann 822

Digitized by Google

Seite

Gerard bei Scheveningen, Am. Gedicht von Karl Stoltzer 560
Zarathustra-Weisheit. Ein nachgelassenes Charakterbild von Johannes Schlaf 750
Und ein Garten bei Genf . . Roman von Marie Diers 481
Kaufmann, Jos. Gedicht von Fanny Lewald 592
Vor einem alten Buche. Gedicht von Martin Boelitz 560
Bismarck bei Ebenhausen. Gedicht von Franz Karl Ginzkey 679
Wenn ich recht suche . . Gedicht von Albert Geiger 579
Die Tragödie seiner Mutter suchte. Roman von Clemens Lothar 554
Widerhall. Ein deutsches Stilbuch von J. G. Kittel 645
Zur. Im Berliner. Von Ernst Barlach 561

Literarische Rundschau

Altenberg, Peter: Die Kuckucksuhr 907
Bahr, Peter: Neues Shakespeare-Evangelium — Hamburger Stand der Shakespeare-Frage 746
Bismarckiana. Ein deutsches Stilbuch von J. G. Kittel 745
Borchmann, Otto Julius: Prinz Eugen 906
Borchmann, Otto Julius: Musikantenmusik und Flöte . 907
Buchstein, Karl: Preußen gegen Europa — Jena — Shakespeare-Frage 746
Burckhardt, Ernst: Das alte Jena und seine Universität 905
Braun, Felix: Im Schatten der Titanen 607
Busch, Wilhelm: Briefe an Franz Lubensen 604
Dreyer, Max: Die Erben Sorgen des Doktor Jacob . 609
Fechter: Krankheit und Wertmaß 909
Foerster, Erich: Mehrer Persönlichkeit 909
Gaedertz, Karl Theodor: Geschichte der neuern Zeit . . 746
Geibel, Georg: Der Reiter auf dem Regenbogen . . . 742
Gerok, Otto: Semper der Jasmina 742
Goethe-Forum, Gutachten: Die Brüder Mark 609
Gleichen, von der: Guinettische Reisebeschreibung . . . 746
Hartleben, Otto Erich: Briefe an seine Frau 907
Hoffmann, Hans: Bojemer Mutzen und Mätzen — Liliencmärchen — Vom Lebenswege — Der feine Handelsmann 744
Hoffmann, Hans: Landsturm — Der eiserne Ritzmeister — Bilder den Kurfürsten — Vom guten und schlechten Wein — Harzwanderungen 745
Hollenberg, Hans von: Häusliches Glück 908
Keiter, Emil: Karneval — Ines 909
Kellenkindt, Eugen: „Gehen wir Deutschland in den Sattel" Kuckuck der Bismarckschen Reden) . . . 745
Keiter, Edmund: Ein Jenaer Student um 1600 . . . 906
Lauthardt, Magister F. Chr.: Leben und Schicksale . 606
Lichtenberg, G. Chr.: Gedanken, Satiren, Fragmente 907
Lienhard, Fritz: Die Schuldbürger — Wege nach Weimar 609
Lienhard, Fritz: Kuckuck aus Friedrichs des Großen Schriften 746

Seite

Marsch, Erich: Bismarck 745
Marx, Julius: Wilhelm Scholz 612
Mauch, Wilhelm: Kreuz und Quer 609
Niemann, Walther: Das Klavierbuch — Die Musik-Bibliothek 610
Nordmann, Theodor: Reuchen 746
Reuter, Gabriele: Das Tor in der Ehe 909
Schefel, J. V. von: Kaiserslautern Tochterungen . . . 741
Schaff, Johannes: Mysterium — Der Krieg — Fremderben und andres — Der Krug 909
Schaubach, Felix: Unverfälschtes. Neu herausgegeben von Otto Julius Bierbaum 906
Scheffauer, Herman: Gedichte — Strophen von Eestri . 912
Schoner, Anton: Prof. Reinhold Begas — Kinderkopf 747
Urn. Leffer: Im Tomenca — Tänze im Café Unter den Linden 912

Digitized by Google

WESTERMANNS MONATSHEFTE

ILLUSTRIERTE DEUTSCHE ZEITSCHRIFT
FÜR DAS GEISTIGE LEBEN DER GEGENWART

52. JAHRG.
* HEFT 10 *

JULI
1908

GEORGE WESTERMANN · BRAUNSCHWEIG

Versand-Geschäft MEY & EDLICH

Alle Aufträge von 20 Mark an werden portofrei ausgeführt.

Kgl. Sächs. u. Kgl. Rumän. Hoflieferanten

LEIPZIG-PLAGWITZ.

Nichtgefallende Waren werden bereitwilligst zurückgenommen oder umgetauscht.

Abteilung Damen-Garderobe.

Frühjahrs- und Sommer-Blusen

Nr. 45397.

Nr. 45394. Kleidsame Bluse aus imitiert. Leinen, braun, leinenfarb. od. mittelblau, viereckig. Ausschnitt mit Spitzeneinsatz, garn., Halbärmel . . . . . M. 3.35

Nr. 45397. Reichgestickte, weiße Batistbluse m. Spitz.-Zwischensatz garniert, viereckiger Ausschnitt, Halbärmel . . . . . M. 4.75

Nr. 45396. Beliebte weiße Batistbluse, reichgestickt, mod. Ärmelgarnit., dreiviertellange Ärmel M. 5.25

Nr. 45402. Sehr preiswerte Bluse aus modern gestreiften Wollstoff, durchweg gefüttert, weiß m. grau, grün u. marine gestreift, od. weiß mit grau und rot gestreift, Vorderteil m. abgenäht. Fältchen u. Einsatz garn., dreiviertellange Ärmel M. 7.50

Nr. 45398.

Nr. 53249.

Nr. 53249. Feiner beliebter Seidengummigürtel, pointiert, schwarz, grau oder braun, ungefähr 8 cm breit mit modernem Metallschloß Schwarz M. 4.—, farbig M. 4.50

Nr. 53250.

Nr. 53250. Feiner breiter, auf Schnur genähter Taftgürtel, schwarz oder weiß, sehr gut sitzend, an den Seiten Gummi-Einsatz Schwarz M. 4.—, weiß M. 4.40

Nr. 53255.

Nr. 53255. Hochapart, ungefähr 7½ cm breiter Metallgürtel, goldgrundig mit weißen u. bunten Metallfäden durchwirkt, m. feinem vergoldetem Schloß . . . . . M. 9.—

Kleiderröcke für Damen.

Vorrätig in Größe	I	II
Vordere Länge	100	108 cm.

Nr. 45493. Sehr preiswerter Kleiderrock aus marinefarbenem Stoff, vorn an der Seite zu schließen, mit schwarzer Tresse besetzt . . . . . **M. 5.—**

Nr. 45496. Hochmoderner Bordürenrock aus kräftigem, hell- mit dunkelgrau kariertem Stoff in Quetschfalten gelegt . . . . . **M. 11.75**

Nr. 45499. Moderner Bordürenrock aus kräftigem, schwarz-weiß kariertem Stoff, ringsherum mit gesteppten, unten ausspringenden Falten . . **M. 14.—**

Nr. 45505 Eleganter Rock aus sehr gutem reinwollenem Satin, vorn an der Seite zu schließen, hinten mit gegenseitig gelegter Falte mit aufgesteppten, unten ausspring. Quetschfalten und Taftblenden garn. **M. 24.75**

Nr. 45506. Feiner Kleiderrock aus gutem reinwollenem Tuch, schwarz oder **marine,** neunteilig geschnitten, vorn an der Seite zu schließen, Seitenteile mit Tuch-Applikation verziert, unten herum breit durchsteppt **M. 19.50.**

Nr. 45507. Eleganter Kleiderrock aus sehr gutem weißem Halbleinen mit gesteppten, unten ausspringenden Gruppenfalten, unten herum mit wirkungsvoller Bordüre aus weißem Zwischensatz . . . . . **M. 20.50**

Nr. 45508. Hochmoderner Kleiderrock aus gutem schwarzen Alpaka, Vorderteil in Falten gelegt, tunikaartig mit Stoff- und Taftblende garniert . . . **M. 23.75**

Nr. 45508. Nr. 45499.

Unser ungemein reichhaltiges, mit über 5000 Abbildungen ausgestattetes Preisverzeichnis sowie Stoffproben versenden wir unberechnet und portofrei.

40]

Eduard von Gebhardt: Aus der Reformationszeit. ● (Photographieverlag von F. Hanfstaengl in München.)

Digitized by Google

WESTERMANNS MONATSHEFTE
Redigiert von Dr. Friedrich Düsel
Bd. 104, II Juli 1908 Heft 622

Arthur Kampf

Von Theodor Volbehr

Es ging ein großes Erstaunen durch die Presse, als bei der letzten Neuwahl des Präsidenten der Königlichen Akademie der Künste zu Berlin Professor Arthur Kampf gewählt wurde. Man wunderte sich, daß diese altehrwürdige Korporation einen Dreiundvierzigjährigen zu ihrem Repräsentanten erkor, und an mehr als einer Stelle wurde eifrig erwogen, wie sich diese auffällige Wahl eines jugendlichen Meisters erklären lasse.

Arthur Kampf. (Nach einer Aufnahme von R. Dührkoop in Berlin.)

Vielleicht erklärt sich die Wahl aus persönlichen Eigenschaften des Künstlers, die mit dem Wesen seiner Kunst nicht allzuviel zu tun haben, die ihn aber für Verwaltungsdinge und für repräsentative Angelegenheiten als besonders geeignet erscheinen lassen. Aber man darf überzeugt sein, daß solche praktischen Gründe für die ehrenvolle Wahl nicht ausgereicht haben würden, wenn nicht die Mitglieder der Akademie gleichzeitig einen großen Respekt vor seiner Kunst gehabt hätten, und zwar alle Mitglieder vom rechten bis zum linken Flügel.

Das aber ist schon an sich etwas Erstaunliches, da die künstlerischen Ansichten in dieser erlauchten Körperschaft häufig sehr weit auseinandergehen. Und diese Tatsache allein würde den Wunsch berechtigt erscheinen lassen, das bisherige Lebenswerk des jungen Präsidenten ein wenig näher kennen zu lernen.

Es tritt aber noch ein andres hinzu: Als Arthur Kampf im Jahre 1887 — mit dreiundzwanzig Jahren — sein erstes Freskobild schuf, da zeigte er sich als Historienmaler; und bis zum heutigen Tage ist er Historienmaler geblieben. Ein Jahr vorher aber — 1886 — malte er einen Stoff aus der Welt der Not und der Armut; und bis zum heutigen Tage ist er auch diesen Stoffen treu geblieben. Wie seltsam dieser Doppelcharakter und dieses feste Beharren!

Und noch ein Drittes reizt zum Fragen und Prüfen: In seinen ersten Bildern scheint Arthur Kampf nach den übereinstimmenden Urteilen seiner damaligen Kritiker als ein

Digitized by Google

Arthur Kampf: Professor Steffens begeistert im Jahre 1813 zur Volkserhebung.

fertiger, in sich abgeschlossener Künstler, nach siebzehn Jahren aber — im Jahre 1903 — steht Berlin vor seinen „Schwestern" wie vor einer großen künstlerischen Überraschung, vor etwas in seiner Kunst absolut Neuem. Wie seltsam, so späte Wandlungen bei einem Frühreifen! Man sieht, es gibt der Gründe genug, die eine eingehendere Betrachtung des Künstlers wünschenswert erscheinen lassen.

Arthur Kampf wurde am 26. September 1864 in Aachen geboren; in Aachen, in der alten Stadt des großen Karl, in der Stadt, die durch acht Jahrhunderte die Krönungsstadt der deutschen Könige war. So blickte der Knabe andachtsvoll hinauf zu dem Kuppelbau der Münsterkirche, der Hof- und Staatskirche des Karolingischen Reiches, und das träumende Auge sah durch die antiken Säulen aus Ravenna und Rom hindurch zum erstenmal in alle Weiten der deutschen Geschichte. Und dann wieder stand er vor Alfred Rethels Fresken im Kaisersaal des Rathauses und sah, wie der Pinsel eines kraftvollen Meisters die große und stolze Geschichte zu erzählen wußte.

In solches Sehen, Denken und Träumen aber sprach die Gegenwart vernehmlich und selbstbewußt genug hinein. Der Junge war sieben Jahre, als die Glocken und die Böllerschüsse von deutschen Siegen dröhnende Kunde gaben; und das weitere Knabenleben in einer Stadt, die unmittelbar an der Grenze liegt, trug das ihrige dazu bei, das deutsche Kraftgefühl lebendig zu erhalten und den Sinn für heldenhafte Taten zu steigern.

Geboren aber war der Junge einem Photographen, und zwar einem Photographen, in dem selbst etwas von einem Maler steckte. Kein Wunder, daß Arthur Kampf erzogen wurde, scharf und exakt zu sehen und doch wieder in dem Gesehenen das Wesentliche zu erkennen und es künstlerisch zu erfassen.

Nun denke man sich in dieser Umwelt ein Kind von starken produktiven Kräften groß wachsen: braucht es einer besondern Prophetengabe, um vorauszusehen, daß hier eine Begeisterung für Großheit, für Heldenhaftes sich paaren wird mit einem scharfäugigen Sinn für jede Wirklichkeit?

Wenn man nun noch die eine Tatsache hinzunimmt, daß an direkter künstlerischer Anregung neben die Rethelfresken für den Knaben nur noch die feine Niederländersammlung Dr. Sträters trat, und daß hier

Digitized by Google

Arthur Kampf: Friedrich II. in Köben an der Oder.

insbesondere die Kunst Rembrandts es ihm antat, dann wird man es begreifen, daß ihm schon in jungen Jahren alle Süßlichkeit in der Kunst verhaßt wurde und das Charakteristische ihm auch in der Form des Häßlichen lieber war als charakterlose Weichlichkeit.

Mit fünfzehn Jahren verließ Arthur Kampf Aachen. Er ging als Schüler an die Kunstakademie nach Düsseldorf. Zehn Jahre nannte er sich Schüler; aber schon nach sieben Jahren sandte er ein umfangreiches Gemälde auf die Berliner Jubiläumsausstellung des Jahres 1886. Und das Bild wurde nicht nur aufgenommen, sondern es erregte sogleich das größte Aufsehen. Das Gemälde trug die Bezeichnung: „Die letzte Aussage". Man sah in die Enge einer Dachkammer hinein und wohnte dem Verhör eines im Streite Verwundeten bei. Erstaunt blickten die Besucher der Berliner Jubiläumsausstellung vom Bild in den Katalog und wieder zurück auf das Bild. Das sollte ein Düsseldorfer gemalt haben? und gar ein Zweiundzwanzigjähriger? Und mancher wird den Kopf geschüttelt und wieder einmal das Wort „Armeleutmalerei" gemurmelt haben.

Aber merkwürdig, dieser Maler einer Kriminalnovelle schuf ein Jahr später ein Fresko, das den Beschauer hinausführte auf ein preußisches Schlachtfeld und mitten hinein in den klingenden Sieg. Im Hause des Geheimen Kommerzienrats Leopold Peil in Düren entstand dieser „Choral nach der Schlacht von Leuthen", die Schilderung jenes ergreifenden Momentes, da nach heißer Schlacht einer der Krieger das Lied „Nun danket alle Gott" zu singen anhebt und einer der Schlachtgefährten nach dem andern einstimmt, bis der Gesang tausendstimmig über das Totenfeld schallt. Welch ein Gegensatz! denkt man im ersten Augenblick. Aber wenn man näher zusieht, dann merkt man, wie viel Verwandtes die beiden Werke im tiefsten Grunde enthalten.

Gewiß zwang auch der historische Stoff zum Ernst; aber durch den Ernst hindurch hätte der tapfere Stolz des kernigen Dankliedes wie ein stiller Jubel hindurchleuchten können. Das aber tut er nicht. Fast auf allen Gestalten ruht es wie ein schwerer Druck. Man könnte glauben, einem Totengesang am Grabe teurer Kameraden zu lauschen, nicht aber dem elementaren Ausbruch des tiefsten

Digitized by Google

Dankgefühls für einen glorreichen Sieg. Also sehen wir, daß auch in diesem Werke — so gut wie in jenem ersten Bilde — der schwerblütige Ernst des jungen Künstlers lebt; und wir werden in der Folge sehen, daß es sehr lange dauert, bis dieser Ernst sich auch nur ein wenig auflichtet.

Nicht minder interessant ist aber an diesem ersten Historienbild Kampfs eine zweite Beobachtung, die nämlich, daß in dem jungen Maler das Form- und Liniengefühl bereits außerordentlich entwickelt ist, und daß in ihm der seltene Sinn für die Wirkung einfacher Kompositionsgesetze lebt. Das Freskobild ist wie durch eine unsichtbare Diagonale in zwei Hälften geteilt: links das leere Schlachtfeld mit einzelnen Spuren des männermordenden Kampfes, rechts das singende Preußenheer, sich nach hinten keilartig in die Tiefe des Bildes hineinschiebend. Es ist erstaunlich, wie wirkungsvoll der Gegensatz von Leere und Fülle, von Tod und Leben durch diese einfache Teilung herausgebracht ist, und wie durch diese Anordnung dem Auge, das unwillkürlich die Tiefendimension durchwandert, der Glaube an eine gewaltige Menschenmasse suggeriert wird, obgleich der Künstler in Wirklichkeit nur wenige Krieger darstellt.

Diese frühe Bravour in bezug auf die Inszenierung seiner Bilder ist bei Arthur Kampf ein mindestens ebenso charakteristisches Zeichen wie die „Todsicherheit" seiner Zeichnung.

Als Drittes aber tritt hinzu die Freude an psychologischen Beobachtungen und an ihrer überzeugenden Wiedergabe. Arthur Kampf kann sich gar nicht genug daran tun, zu schildern, was die Seele seiner Menschen bewegt. In dieser Beziehung wurden unzweifelhaft die schon von Haus aus vorhandenen Anlagen durch das Vorbild seines Lehrers Eduard von Gebhardt sehr wesentlich gefördert, wenn auch die Art des psychologischen Sehens bei den beiden Künstlern charakteristische Unterschiede aufweisen mag.

In den Arbeiten aus Arthur Kampfs Frühzeit tritt dies starke psychologische Interesse bisweilen so herrisch in den Vordergrund, daß man es zurückdämmen möchte zugunsten der Gesamtwirkung eines Bildes.

Man betrachte das Werk: „Professor Steffens begeistert im Jahre 1813 zur Volkserhebung". Wieder findet man die klare

Arthur Kampf: 1813. „Mit Mann und Roß und Wagen hat sie der Herr geschlagen".

Digitized by Google

Arthur Kampf: Volksopfer 1813.

und wirkungsvolle Disposition: rechts der feste Keil der Hörer, links fast völlige Leere, nur reckt sich hier die Gestalt des Redners den Hörern entgegen. Man kann die scharfen Gegensätze des geistigen Nehmens und Gebens, die Einwirkung der Einzelpersönlichkeit auf die Masse nicht in einfacheren Linien aussprechen! Wenn nun der Künstler versucht hat, diese Einfachheit mit einem großen Reichtum an äußerer und innerer Bewegtheit zu erfüllen und dadurch die Gegensätze zu einer dramatischen Wirkung zu steigern, so spricht diese Absicht zweifellos von seinem künstlerischem Gefühl. Aber der Künstler ist bei ihrer Verwirklichung zu weit gegangen. Er hat durch einen nicht endenden Wechsel in der Charakterisierung seiner Menschen, durch ein zu starkes Unterstreichen jeder individuellen Eigenart die Wirkung erreicht, daß die Blicke des Beschauers seines Bildes unausgesetzt von einem Hörer zum andern wandern und sich in das Studium der Physiognomien vertiefen. Das aber bringt eine Unruhe in das Bild, die jene Ruhe der Komposition fast auflöst. Man empfindet das um so stärker, als man gerade bei einem solchen Stoffe zu sehen erwartet, wie unter den flammenden Worten des Redners das Fühlen aller Hörer zu einer Einheit zusammenschmilzt. Aber man bedenke: der Künstler war erst sechsundzwanzig Jahre alt, als er dieses Werk schuf!

In demselben Jahre, da es entstand, wurde Arthur Kampf Hilfslehrer an der Düsseldorfer Akademie. Er hatte bewiesen, daß er nicht mehr ein Schüler war. Nach drei Jahren erhielt er den Professorentitel und die feste Anstellung als ordentlicher Lehrer der Akademie. Das Wort „Rede Friedrichs des Großen an seine Generale in Köben an der Oder" mochte den Beweis erbracht haben, daß die Akademie nichts Besseres tun konnte, als ihn dauernd an sich zu fesseln. Es ist interessant, zu beobachten, wie der Künstler auch in diesem Werk an der bewährten Kompositionsweise festhielt: rechts die Menge der Generale, links die eine Gestalt des großen Fritz; der Held ganz Energie und Leidenschaftlichkeit, trotzdem er ans Krankenlager gefesselt ist, die Generale alle ohne Ausnahme ganz Ohr, aber in ihren Zügen doch die Verschiedenartigkeit ihrer Temperamente im Aufnehmen der Worte ihres Herrn und Meisters deutlich zeigend.

Digitized by Google

Arthur Kampf: Vor dem Theater.

Man könnte bis ins einzelne hinein die innere Verwandtschaft zwischen dieser und den früheren Kompositionen nachweisen, aber es ist nicht das, was in erster Linie an diesem Werke fesselt: mit Überraschung nimmt man wahr, wie in dem Künstler die Freude am Spiel von Licht und Schatten, an malerischen Effekten gewachsen ist. Neben dem ausgeprägten Formsinn macht sich ein starkes Farbengefühl geltend.

Man fühlt deutlich, daß man es mit einem Künstler zu tun hat, der nicht daran denkt, auf dem Errungenen auszuruhen, der aber anderseits das einmal Errungene nicht als ein Abgetanes beiseite wirft. So hat sein Vorwärtsschreiten nicht das Sprunghafte unruhiger Geister, sondern das Geruhige eines zielbewußten Wanderers.

Aber es zeigt der Schritt doch eine auffallende Weite: er schlendert nie, sondern er liebt es, lang auszuholen. Im Jahre 1895 erstand ein Werk, das allgemeines Erstaunen und rückhaltlose Bewunderung erregte. Arthur Kampf stellte die Rückkehr der fast vernichteten französischen Armee aus den russischen Schneefeldern dar: „Mit Mann und Roß und Wagen hat sie der Herr geschlagen". Durch das Tor einer deutschen Stadt strömen die zerlumpten, von Frost und Entbehrung mitgenommenen Krieger herein; zur Seite stehen vereinzelte Bürger, in den Gesichtern Erstaunen und Mitleid. Wir haben das Gefühl, als zöge der Zug auch an uns, den Beschauern des Bildes, vorbei und wecke in uns die Erinnerung an jene Zeit nationaler Erregungen im Anfang des neunzehnten Jahrhunderts.

Goethe sagt einmal, der fruchtbarste Moment für eine künstlerische Darstellung sei der Augenblick in einem Geschehen, der Rückschau und Vorausschau zugleich gestatte. Nun, so ist hier in der Tat der fruchtbarste Moment mit sichrer Hand gegriffen: das Ende der Unbesiegbaren läßt noch einmal die ganze Zeit von 1806 ab an unserm innern Auge vorüberziehen und deutet gleichzeitig an, daß die Bahn zum Ruhme wieder für die Deutschen frei geworden ist. So weitet sich für unser Auge die Bühne, und wir vergessen ganz, uns um das Einzelschicksal der Menschen zu bekümmern. An die Stelle des Helden, der sich abringt im Kampfe mit der Menge, ist die Menge selbst getreten, vom Schicksal in Bewegung gesetzt, von Masseninstinkten getrieben. An die Stelle der dramatisch zugespitzten Situation tritt der epische Bericht über große Ereignisse.

Und da ist es nun interessant, zu beobachten, wie auch in der Darstellung der

Arthur Kampf: Altersfürsorge.

Arthur Kampf: Dämmerung.

Volksmenge eine Vereinfachung eingetreten ist: es ist hier nicht mehr der Versuch gemacht, jeder Einzelpsyche gerecht zu werden, das Verschiedenartige möglichst mannigfaltig zu charakterisieren, sondern im Gegenteil: es sind von dem Heerzuge kaum ein halbes Dutzend Menschen eingehender geschildert, und in diesen allen lebt die gleiche starre Resignation.

So scheint Arthur Kampf allerdings in diesem Werke einen ungewöhnlich großen Schritt vorwärts getan zu haben. Unwillkürlich forscht man nach den Gründen. Nun, in den Jahren 1894 und 1895 reiste der Künstler nach Italien und nach Belgien. Der Blick weitete sich ihm im Anschauen machtvoller Werke großer Kunst und im Beobachten fremder Volkscharaktere; soziale Interessen traten in den Vordergrund.

Und wie er heimkehrt, da ist es, als wenn er die Regionen der Heroengeschichte hinter sich gelassen, als wenn er jetzt nach dem sozialen Untergrund für die großen historischen Ereignisse des neunzehnten Jahrhunderts suchen müsse, und als wenn er dabei ganz von selbst tiefer und tiefer in die

Digitized by Google

Arthur Kampf: Das störrische Pferd.

Welt der Armen und Ärmsten hineingedrängt würde.

So sehen wir die inbrünstige Menge sich vor dem Gnadenbilde in Kevelaer drängen, so sehen wir im „Volksopfer des Jahres 1813" Männer und Frauen durchglüht von dem einen Gedanken, dem Vaterlande zu helfen, und sei es um das Opfer ihrer liebsten Habe; und wir sehen sogar in dem Aquarell „Vor dem Theater" den Gegensatz zwischen Armut und Reichtum in seiner ganzen Härte.

Dann kommt wieder für den Künstler ein bedeutungsvolles Jahr, das Jahr 1897. Es führte ihn nach Spanien, brachte ihm die wunderbare Kunst eines Velasquez nahe und — bescherte ihm ein Tuskulum fernab vom Geräusch der Stadt in bäuerlicher Einsamkeit. Und abermals zeigte sich der Einfluß solches Erlebens in seiner Kunst.

Man braucht nur eine Arbeit wie die großzügige Skizze „Golgatha" zu betrachten, mit ihrer Vereinfachung in der Anordnung der Szene, mit ihrer dramatischen Wucht in der Bewegung und in der Verteilung der Lichtmassen, um zu fühlen, wie sich hinter diesem Werk die Gestalt des großen Spaniers aufreckt. Man braucht anderseits nur das feine Bild „Dämmerung" anzusehen mit seiner unendlichen Schlichtheit der Sprache, mit

Arthur Kampf: Walzwerk.

Digitized by Google

der feinfühligen Parallele zwischen dem Scheiden des Tages und den verschwiegenen Empfindungen dieser einfachen zwei Menschen, um nachzuempfinden, welche Bedeutung das Leben in der anspruchslosen Welt seiner Bauern für Arthur Kampf hatte. Und wenn man in das Bild „Sonntagnachmittag" (s. Einschaltbild) mit seiner fast lyrisch weichen Stimmung hineinblickt, dann wird man sich nicht darüber wundern, daß Menschen, die bisher in ihm einzig und allein den Historienmaler gesehen hatten, auf den Gedanken kommen konnten, ihn zu der Aufgabe heranzuholen, von der sozialen Fürsorge in sonnigen Bildern zu erzählen. Denn es schien in der Tat, als sei der allzugroße Ernst, man könnte fast sagen der Schwermut, aus seiner Anschauung von den Menschen gewichen, seit er Gelegenheit hatte, sie im Zusammenleben mit der Natur, im harmlosen Genießen des Tages zu beobachten.

Arthur Kampf: Damenporträt.

So mochte ihm selbst der Auftrag willkommen sein, das Kreishaus in Aachen mit Fresken zu schmücken und in diesen Fresken neben der Fabrikarbeit und der landwirtschaftlichen Arbeit die Altersfürsorge und die Kinderfürsorge in behaglichen Bildern darzustellen. Noch reflektierte er nicht über das eigentliche Wesen des Wandbildes und über die Notwendigkeit seiner monumentalen Formensprache; noch war ihm das Wandbild ein Bild wie jedes andre. Wir dürfen daher in diesen von 1898 bis 1901 entstandenen Werken noch nicht nach einer linearen Gliederung der Wandflächen im architektonischen Sinne Ausschau halten. Aber wir bemerken deutlich, wie es den Künstler unwillkürlich treibt, in diesen für große Wandflächen bestimmten Werken groß und einfach in Form und Farbe zu sein. Es ist erstaunlich, wie knapp er zu erzählen weiß. Die paar Ka-

Arthur Kampf: Deutsche Mönche verbreiten das Christentum in Polen.

Digitized by Google

stanienknospen und der lächelnde Aufblick des Alten auf dem Bilde der „Altersfürsorge“ enthalten den tiefsten Inhalt einer Lobrede auf alle soziale Fürsorge für die, deren Leben Arbeit, Mühe und Leid gewesen ist.

Zwischen den Arbeiten für diese Aachener Wandbilder entstand ein Gemälde von ungewöhnlicher Art, gewissermaßen ein Historienbild in verdichteter Form. Es heißt: „Friedrich der Große nach dem Siebenjährigen Kriege“ (s. Einschaltbild) und zeigt den Kriegshelden im Innern einer Kirche, in tiefer Versunkenheit einem Knabenchor lauschend. Schon die Komposition des Bildes ist sehr merkwürdig: wenn man den Blick auf den ganz vorn am Bildrande sitzenden König konzentriert, ist es unmöglich, gleichzeitig den hoch oben auf einer Empore konzertierenden Chor zu sehen. Das scheint die Einheit des Bildes zu zerreißen. Aber bei längerem Betrachten fühlt man deutlich, warum der Künstler so schuf: der Empfindungsgehalt in der Gestalt des Königs fesselt den Blick des Beschauers wie mit magischer Kraft, bis das natürliche Gleichgewichtsgefühl im Menschen nach einer Erklärung für das auffallende Hineinschieben dieser Gestalt in die Bildecke fragt und unwillkürlich nach der Gegenseite und nach einem Gegengewicht ausblickt; und da wirkt dann das Bemerken des Knabenchors hoch oben wie eine Entdeckung, ja wie eine willkommene Entdeckung; aber gleichzeitig wird der Blick zurückgelenkt zu der einsamen Gestalt, und nun erst vermag

Arthur Kampf: Die beiden Schwestern.

Arthur Kampf: Aachener Bürger bitten General Jourdain um Schonung der Stadt.

man den ganzen Reichtum ihrer Empfindungen nachzukosten. Ob es nun Friedrich ist, der hier unter der Wucht der Töne sein Inneres sich öffnen fühlt, oder irgend ein andrer: der Beschauer empfindet restlos, was der Künstler zum Ausdruck bringen will: die Macht der Musik auf ein Menschengemüt nach großen und schweren Erfahrungen.

Es war das erste Bild, das der Künstler in Berlin schuf, wohin er im Jahre 1899 berufen wurde, um die Leitung eines Meisterateliers an der Akademie der bildenden Künste zu übernehmen.

Dann nahm ihn — neben seinen Aachener Arbeiten — ein Staatsauftrag in Anspruch, ein Wandgemälde für das Marien-Gymnasium in Posen. Der Künstler hatte sich einen eignen Gedanken zur Ausschmückung der Wandfläche zurechtgelegt und wollte zu den Knaben in einem dreiteiligen Bilde von Nächstenliebe, von Freundschaft und von Tapferkeit sprechen; und er hätte unzweifelhaft mit dem Herzen gesprochen. Aber der schöne Gedanke erhielt aus irgendwelchen Gründen nicht die Zustimmung. Und schließlich entstand ein Wandgemälde über ein fernabliegendes Thema: „Deutsche Mönche verbreiten das Christentum in Polen". Es ist, als sei der Künstler wieder in seine Frühzeit zurückgetreten. Wieder finden wir die Charakterisierung und Individualisierung der einzelnen Menschen bis zum äußersten, so daß unser Blick hin und her tastet und die Geschichte sich in lauter Erzählungen von Einzelschicksalen aufzulösen droht. Man ertappt sich darauf, daß man anatomische Finessen und ungewöhnliche Bewegungsmotive untersucht, statt im Banne des Vorgangs selbst zu stehen. Mit einem Worte, man fühlt, daß der Künstler in diesem Werke nicht mit dem Herzen gearbeitet hat und sich gerade darum doppelt mühte, alle Künste seines Pinsels zu zeigen.

Was Arthur Kampf aber in den nächsten Jahren schuf, das zeigte wieder ein unermüdliches Vorwärtsgehen und wieder den weit ausholenden Schritt. Am meisten verblüfften „Die Schwestern" (1904): arme Hascherle einer Varietébühne, mit Flitterwerk ein wenig hergerichtet und nun zur Gitarre des Vaters ihre Lieder singend. Wie kam ein „Historienmaler" zu einem solchen Vor-

Digitized by Google

Arthur Kampf: Studienkopf zu „Aachener Bürger bitten General Jourdain um Schonung der Stadt".

wurf? Man schüttelte erstaunt den Kopf. Aber gleichzeitig war man entzückt von dieser delikaten Malerei. Wie kam ein Meister der Freskotechnik zu solch eleganten Farbenstimmungen? Und immer von neuem kamen erstaunte Fragen. Es war alles so ganz anders als in den Bildern aus den Freiheitskriegen: in der Komposition, im Psychologischen, in allem. Woher das nur? Nun — wer dem Weg des Künstlers aufmerksam gefolgt wäre, der hätte wissen müssen, daß jeder bedeutsame Wechsel in seinem Leben auch eine bedeutsame Weiterentwicklung in seiner Kunst zeitigte, und der hätte mit Bestimmtheit erwarten können, daß auch dem Rufe nach Berlin anscheinende Wandlungen in seiner Kunst folgen mußten.

Man denke sich eine so arbeitsfreudige, vorwärtsdrängende Natur wie die Kampfsche plötzlich losgelöst von allen Düsseldorfischen Einflüssen, von dem regelmäßigen geistigen Austausch mit den einstigen Lehrern Janssen und Gebhardt, und plötzlich hineingesetzt in das brandende Leben einer Weltstadt, in die

Digitized by Google

Arthur Kampf: Studienkopf zu „Aachener Bürger bitten General Jourdain um Schonung der Stadt".

ſtarken Gegenſätze der künſtleriſchen Beſtrebungen Berlins und in die — intimeren Beziehungen zu dem modernen Paris. Iſt es nicht ſelbſtverſtändlich, daß da das Einſtrömen des Neuen ſo ſtark erfolgen mußte, daß die Richtung des ganzen Fluſſes zunächſt eine völlig andre zu werden ſchien?

Die Kritiker waren auch in der Tat der Meinung, daß der Maler, der ſich ſein neues Sujet aus einem Pariſer Kabarett geholt hatte, nichts mehr gemein habe mit dem Hiſtorienmaler deutſcher Vergangenheit, daß er völlig ein andrer geworden ſei. Und doch war der Strom der alte, er war nur reicher geworden durch den neuen Zuſtrom. Wer wie Kampf ſeit ſeiner früheſten Jugend keinen größeren Genuß kennt, als in die Seelen großer Männer und großer Zeiten hineinzuſehen, wer für das Heldenhafte von jeher begeiſtert war und lieber die Memoirenwerke und Biographien der Heroen lieſt als die Romane ſeiner Zeitgenoſſen, der wird nicht plötzlich alle Freude an den vollen Klängen der Geſchichte verlieren, wenn ihm

Digitized by Google

Arthur Kampf: Herrenporträt.

der Sinn für die preziöse Musik der Gegenwart aufgeht.

Daher war es durchaus begreiflich, daß Arthur Kampf mit Freuden einen Auftrag begrüßte, der ihm von seiner Heimatstadt wurde, und der wieder den Historienmaler in ihm verlangte: im Jahre 1905 schuf er das Bild „Aachener Bürger bitten General Jourdain um Schonung der Stadt".

Nun aber ist es eine Lust, in diesem Bilde zu sehen, wie sich der Künstler als Historienmaler — eben dank der neuen Anregungen — weiter entwickelt hat. Meisterhaft ist die Komposition, und doch ist in ihr nichts von irgendwelcher Künstlermathematik zu bemerken. Das Interesse des Beschauers bleibt auf die handelnden Personen konzentriert. Die weitere Gesellschaft im Zimmer wirkt nur wie ein begleitender Chor zu den Solostimmen. Man könnte keine von diesen Gestalten entbehren, und doch drängt sich keine einzelne auf. Und nun betrachte man die beiden Studienköpfe zu diesen Gestalten. Wie sicher und breit sind sie hingeschrieben, und wie erschöpfend sind die Charaktere geschildert! Nichts Kleinliches in Form und Inhalt. Und alles das zusammengefaßt zu einer Handlung von sprühender Lebendigkeit, so recht das Aufeinanderplatzen der Temperamentsgegensätze zweier Nationen.

Der Psychologe in Arthur Kampf ist reifer, vertiefter geworden. Es scheint, als fessele ihn die Oberfläche, das Lineament der Physiognomie nicht mehr so sehr wie früher, aber um so mehr das fast unmerkliche Spiel der Lichter in den Augen, der zuckenden Muskeln um die Mundwinkel.

Man braucht nur die Köpfe des geistreichen Sprechers und des muffigen Bummlers neben die Franzosentypen aus dem Kreise des Generals Jourdain zu halten, um das zu erkennen und gleichzeitig zu bemerken, daß es für Kampfs psychologische Ausdrucksfähigkeit und Darstellungslust keine Grenzen gibt. Und doch gehört Arthur Kampf noch nicht zu den gesuchten Porträtisten Berlins. Woran mag das liegen? Vielleicht daran, daß ihm der liebenswürdige Schmeichelsinn fehlt?

Dem Auftrage zu dem großen historischen Ölgemälde für Aachen folgte auf dem Fuße ein neuer, größerer Auftrag. Es galt, eine zwanzig Meter lange Wandfläche in dem

Arthur Kampf: Studie.

Digitized by Google

Arthur Kampf: Zirkusreiterin vor der Rampe.

Kaiser-Friedrich-Museum zu Magdeburg mit drei Bildern aus dem Leben Ottos des Großen zu schmücken. Der Künstler unterzog sich der Aufgabe mit Feuereifer. Er schildert in den drei Bildern die Beziehungen Ottos zu Magdeburg und zeigt den großen Herrscher als Jüngling, als kraftvollen Mann und als Greis. Im ersten Bilde sehen wir Otto mit seiner jungen Gattin Edith den Bau der Stadtmauern besichtigen; im zweiten kehrt der Kriegsheld durch das Stadttor von einem Zuge wider die Slawen und Wenden heim; im dritten kniet der greise Kaiser neben seiner zweiten Gemahlin Adelheid am Grabe Edithas.

In diesem Werke haben wir Arthur Kampf nun ganz als Monumentalmaler im eigentlichen Sinne. So sehr er auf die Charakteristik seiner Menschen Nachdruck legt, so weise er in der Ökonomie der Gruppen und Gestalten ist: im Vordergrund des künstlerischen Interesses steht ihm augenscheinlich etwas andres, das ist die Gliederung und rhythmische Belebung der großen architekto-

Digitized by Google

Arthur Kampf: Otto I. zieht als Sieger über die Slawen und Wenden in Magdeburg ein.

nischen Fläche. Es bleibt im höchsten Grade bewundernswert, wie architektonisch der Künstler bei der Schaffung dieses Triptychons empfand, und wie weit er in diesem Werke die Freskoarbeiten seiner früheren Jahre an monumentaler Kraft übertraf.

Seit dieser umfangreichen Arbeit, die im Jahre 1906 fertiggestellt wurde, hat der Künstler wieder eine Reihe von Werken geschaffen, die Erstaunen und Aufsehen erregten, und zwar wiederum sowohl wegen ihres Vorwurfs wie wegen der Art ihrer Darstellung. Ich nenne von solchen Arbeiten nur die „Zirkusreiterin vor der Rampe", ein Beleuchtungs- und Bewegungsproblem eigner Art, und „Das störrische Pferd", einen Rappen, der sich in prachtvoller Kurve vor einem dunkelgrauen Himmel aufbäumt, von einem Mann in roter Jacke gehalten, also wiederum ein Bewegungsproblem und gleichzeitig ein Farbenproblem. In beiden Fällen demnach sehen wir Aufgaben angefaßt, die sich der Künstler bisher in keinem einzigen seiner Werke gestellt hatte. Was bedeutet das?

Nun doch wohl — nach allem, was wir gesehen haben —, daß der Künstler nicht gewillt ist, auf den errungenen Lorbeeren auszuruhen, sondern daß er nichts Besseres kennt, als immer neuen Problemen nachzugehen, daß „arbeiten" für ihn heißt „vorwärtsstreben".

Man wird sich daran gewöhnen müssen, von Arthur Kampf immer wieder überrascht zu werden, aber man wird es vielleicht mit der Zeit einsehen, daß die scheinbar unbeschränkte Entwicklungsfähigkeit seiner Kunst nicht das Zeichen eines schwankenden Künstlercharakters ist, sondern nur das Zeichen eines ungewöhnlich triebkräftigen Wachstums.

Digitized by Google

Arthur Kampf: Sonntagnachmittag.

Zu Theodor Volbehr: Arthur Kampf.

Digitized by Google

Und ein Garten das Land …

Roman von Marie Diers

IV

Es war im Grunde auch eine Nuß, an der ſich noch andre Leute als Maus die Zähne ausbeißen konnten, daß der Gutsbeſitzer Ulfers ſeinen Sohn wirklich bei einer Penſionsmutter beließ, die ſeinen Anſchauungen direkt widerſprach. Und nicht nur ſeinen, ſondern auch denen ſeiner Damen. Die alte Frau Ulfers fand den Gedanken, daß Hans das Gut nicht übernehmen ſolle, derart abſurd, daß ſie ihren Sohn reif für das Verrücktenhaus erklärte, weil er überhaupt eine ſolche Idee aufkommen ließ. Die junge Frau Ulfers war außer ſich, daß Hans, ſtatt nach Hauſe zu kommen, ſtudieren und irgendein Amt in der Welt draußen antreten ſolle. Wozu ſie ihn denn geboren habe, wenn ſie nichts von ihm haben ſolle!

Fräulein Frida Ulfers war aus allen Gründen zuſammengenommen dagegen.

Heino Ulfers war wahrlich kein Menſch der Tatkraft und der ſtarken Entſchlüſſe. Um ſeiner Liebe willen hatte er den Kampf gegen ſeine Damen nicht aufzunehmen vermocht. Warum nahm er ihn heute auf?

Niemand knackte dieſe Nuß.

Sötenſand ſtaunte, er ſelbſt ſtaunte, ſein Sohn Hans ſtaunte, und Tante Maus, wenn ſie Zeit dafür übrig hatte, ſtaunte auch. Und doch war es ſo einfach und ſo klar, wie immer die Macht und Gewalt eines großen Herzens und einer ſtarken, ſchlichten Liebe ſo einfach und klar iſt, daß ſie Kinder löſen könnten.

Heino Ulfers kam einigemal zum Disput. Er kam ſo etwa zum Kaffee, und wenn dann ſein Wagen um neun vorfuhr, ließ er, der ſo ſtreng mit ſeinen Pferden war, ihn ſtehen bis nach zehn. Er kam, um zu ſtreiten, und ſtritt auch genug. Hätte es ſich nicht um ein ſo großes Ding gehandelt, ſo wäre dieſe ewige Rederei der armen Tante Maus wohl bald zum Verzweifeln langweilig geworden. Aber über dem Streiten wuchs er allmählich in dieſes ſtille kleine Haus hinein, ohne es zu merken.

Es kam ſo weit, daß er nicht in Sötenſand ſein konnte, ohne hierherzukommen. Hier, mit ſeinem Jungen und deſſen Pflegemutter, kam ihm zum erſtenmal im Leben das wirkliche, wohlige Gefühl, zu Hauſe zu ſein. Es war ſo ſeltſam ſüß wie nichts auf der Welt. Man ſaß im Sofaeck, rauchte, ſagte etwas oder ſagte nichts, ſah ruhige, klare Geſichter, hörte Worte, an die man nicht gewöhnt war, und die einen eignen Zauber ausſtrömten, und fühlte ſich jedesmal, als ſtiege man aus der Heimatluft in eine kalte fremde Welt, wenn man wieder die Treppe hinunter und in ſeinen Wagen mußte.

Und ſeinen Jungen hatte man dabei auch wieder, man wußte nicht, wie und wo. Alles war vertauſcht. Man konnte plötzlich mit ihm reden; er war zwar nicht allzu zärtlich oder übertrieben höflich, aber man ſah doch, daß er ein ganz tüchtiger, freier Kerl werden konnte.

Ja, Gott im Himmel — dann lagen ja auch ſchließlich die Dinge alle anders, als man ſich ſo auf der verdammten Klitſche eingeredet hatte. Die Welt war am Ende doch noch etwas andres als ein enges Loch, bei dem man die Ohren lang an den Kopf legt und hineinkriecht, nur des lieben Unterſchlupfes wegen. Man könnte ja vielleicht auch noch wo anders als in Keſtendorf leben, ſelbſt wenn man Hans Ulfers heißt.

Das leiſe Pochen alter Gefühle in Heino Ulfers' Buſen verlor ſich mit der Zeit. Dieſem Feuer gab Tante Maus nicht die geringſte Nahrung. Er fühlte, daß es hieße,

Digitized by Google

sich vor sich selber lächerlich machen, wenn er sich nicht beeile, hier Wasser aufzuschütten. Es war nicht ohne brennende Wehmut für ihn. Er stand jetzt auf dem Punkt, ein paar schlaflose Nächte in wirklicher, würgender Reuequal zu verbringen. Aber der lebendige, starke Strom, der von der ehemals Geliebten ausging, riß die Trübung des aufgewühlten Grundes mit sich fort und spülte klare, helle Wellen darüber. Da sagte er eines Tages zu ihr — aus Versehen, weil er in die Sprechweise seines Jungen geriet, und beschämt sich verbesserud, aber doch aus eignem innerm Impuls heraus —: „Tante Maus — ich meine: Fräulein Thomasius."

— — — — — — — — — —

Eines Tages kam eine tiefschwarz gekleidete Dame, um Christa zu sprechen. Sie führte sich damit ein, daß sie sagte, das Fräulein kenne sie von früher her. Aber nur mit Mühe sammelte Christa alle Erinnerungen, um endlich wirklich aus dem stark veränderten Gesicht bekannte Züge herauszufinden.

Es war die Frau des längst verstorbenen Forstmeisters von Bevesdorf, der früher zu der Bunthorper Kirchengemeinde gehört hatte. Damals, in Maus' Jugendzeit, war sie eine schöne, junge, hochmütige Frau gewesen, mit kühlen Augen, die sich um Menschen und Dinge, die außerhalb ihrer Familie lagen, wenig kümmerte. Sie hatte zwei Söhne in Christas Alter, und später nach langer Pause kam noch ein dritter dazu.

Dann erfolgte ein entsetzliches Familienunglück. Der Forstmeister erschoß auf einer fröhlichen Jagd aus Versehen den eignen zweiten Sohn, und in eine Raserei der Verzweiflung geratend, nahm er sich, ohne nach Hause zurückzukehren, angesichts der Jagdgesellschaft selber das Leben.

Das alles hatten Christa und ihre Mutter nach Berlin hin durch Bekannte erfahren. Die junge Frau von Bevesdorf verbrachte danach mehrere Jahre in einer Nervenheilanstalt. Als alte, gebrochene Frau kam sie wieder heraus. Jetzt wohnte sie, um den Gräbern ihrer Lieben nahe zu sein, mit ihrem jüngsten Sohn in Sötensand. Der älteste, mit dem Christa als Kind einigemal gespielt hatte, ein Junge, der seiner kühlen, hochmütig zurückhaltenden Mutter ähnlich sah, war Jurist geworden und hatte, wie es hieß, eine große Zukunft vor sich.

Ergreifend war es Christa, diese Frau wiederzusehen. All der Glanz, mit dem sie sich zu umgeben gewußt hatte, war dahin. Ihr lichtbraunes Haar war weiß geworden. Scharfe Schmerzenslinien lagen in dem Gesicht, das immer noch schön und jetzt rührend ehrwürdig war. Die Augen blickten starr und gequält und hatten rote Ränder, als ob sie noch jetzt jede Nacht durchweinten.

In Sötensand sprach man nicht mehr viel von ihr. Das arme Herz hatte verstanden, in das Dunkel hinabzutauchen.

Sie hatte ihren Schleier zurückgeschlagen und sprach mit müder, leiser Stimme. „Ich mußte zu Ihnen kommen, Fräulein Thomasius," sagte sie. „Aber es ist einer meiner schwersten Wege. Ich muß eine Bitte an Sie tun."

„Welche?" fragte Christa.

Sie antwortete nicht gleich. Sie starrte vor sich nieder, und einen Moment schien es, als wolle sie, ohne die zusammengepreßten Lippen zu öffnen, aufspringen und weggehen. Eine solche konzentrierte Qual meinte Christa noch nie in einem Menschenangesicht gesehen zu haben.

Plötzlich stieß sie hervor, ohne den starren Blick vom Boden, in den er sich einbohrte, zu erheben: „Ich bitte Sie, meinen Sohn zu sich zu nehmen."

Christa vermochte im ersten Anprall nichts zu erwidern. Es schien ihr vorläufig auch ganz gleichgültig, ob sie ja oder nein dazu sagte. Das, was in diesem Augenblick die Frau vor ihr durchmachte, war das einzig Wirkliche in diesen Minuten.

Da sahen die gequälten Augen sie an. „Ich muß es. Es ist — es ist — nötig für ihn —"

„Warum?" fragte Christa einfach.

„Es geht nicht mehr," sagte Frau von Bevesdorf leise vor sich hin und schüttelte den Kopf. „Ich will es tausendmal — o, bei Gott, ob ich es nicht will! Es ist ja mein letztes Leben. Aber es geht nicht. Er kann bei solcher alten kranken Frau nicht länger sein, es verdirbt ihm sein Dasein."

„Ist das wirklich so?" rief Christa mit ausbrechender Wärme. „Er hat ja die Schule und das Spiel mit Kameraden. Es schadet doch dem jungen Leben nichts, früh den Ernst zu sehen. O, machen Sie sich nicht das Herz schwerer, als nötig ist!"

„Es ist wohl nötig," sagte sie schwer und leise, aber sehr bestimmt. „Wissen Sie,

Digitized by Google

was das heißt, wenn meine Nervenanfälle kommen — und das Kind — das steht daneben und weint laut?"

Sie schrie die letzten Worte heraus und bedeckte ihr Gesicht. Aber nur einen Augenblick. Mit gebrochener Stimme sprach sie weiter. „Ich sage mir: das Leben hängt davon ab, daß ich mich beherrsche. Ich winde mich wie ein Wurm, um mich zu wehren. Ich schreie, ich schreie mir zu: Halt dich fest, um Rolfs willen — um Rolfs willen — um Rolfs willen — — Da kommt's, da kommt's — ich meine oft, es kommt um so wilder und rascher, je mehr ich mich wehren will. Ich bin umgerannt, ich liege am Boden. Ich schreie wie ein Tier — ich bin — ich bin — eine Qual für mein Kind —"

Sie fiel in Schluchzen zusammen und weinte lautlos, hoffnungslos.

„Er kommt aus der Schule," fuhr sie fieberhaft fort. „Er strahlt, er lacht, er bringt mir Geschichtchen mit. Ich lache auch. Plötzlich stutzt er, bricht ab. Er ißt dann so hastig, es scheint, als ob er an Tränen schluckt. Ich zwinge meine Stimme und sage so leichthin, wie ich kann: ‚Rolf, erzähle doch weiter.' — ‚Es ist wohl aus, Mutter,' sagt er. Was war das? Ich weiß es nicht. Hat er eine Fratze in meinem Gesicht gesehen? Klang mein Lachen unheimlich? O Gott, ich weiß es nicht! Manchmal denk' ich: Vielleicht bin ich doch noch irre und merk' es nicht. Aber die Ärzte sagen alle: Nein, nur nervenschwach. Ruhig leben, das ist alles. Ja, wenn ich die Angst nicht hätte. Die Angst wovor? Aber sie ist doch da. Jetzt geht's nicht länger. Rolf ist zart von Geburt an. Er ist geboren vierzehn Tage nach dem Tode meines Mannes und meines Sohnes. Der schwarze Schatten liegt auf ihm. Ich dachte, meine Liebe würde alles heilen, aber sie kann es nicht. Fräulein Thomasius, nehmen Sie mein Kind —"

Christa sagte leise: „Auf einige Zeit denn. Auf ein paar Wochen. Sie sollen ihn wiederholen können, wann Sie wollen."

Frau von Beversdorf lächelte. Es war ein Lächeln voll seltsamer Klarheit und unendlichem Schmerz.

„Nein," sagte sie, „so nicht. Sie sind ein schlechter Psychologe, liebes Fräulein Thomasius. Bei diesem Kontrakt stünde ich vielleicht am zweiten Abend schon da. Nein, man muß in starken Stunden die schwachen mit Eisenbanden binden, wenn man weiß, wie schwache man hat. Heute — ist meine stärkste! Ich danke Gott dafür! Nein, Sie müssen Anweisung geben, die Frau von Beversdorf nicht einzulassen. Wie einen Hund fortzujagen, falls sie kommt. Sie darf das Haus nicht betreten. Was will sie denn, die Närrin! Ihren Sohn kann sie alle vier Wochen eine Stunde sehen. Oder auch das nicht, wenn etwa die angespannten Nerven gerade in dieser Stunde losbrechen sollten. Was kommt's denn auf sie an? Es handelt sich hierbei ja um den Sohn, um den jungen, hoffnungsvollen —"

Christa saß erschüttert. Was für eine Stärke bei aller trostlosen Schwachheit! Was für ein Löwenmut bei aller Zerbrochenheit! Ihr Herz floß über. Unwillkürlich glitt sie von ihrem Stuhl, kniete vor der Zerschlagenen und küßte ihr die armen schmalen Hände in den schwarzen Handschuhen. „Mutterliebe — du bist doch die größte —" murmelte sie.

— — — — — — — — — —

Nun bekam der Hans einen Gefährten, ohne daß ihn jemand um seine Einwilligung dazu befragte. Er hatte anfangs Lust, zu murren. Der Gedanke, das Zusammenleben mit Tante Maus teilen zu sollen, war ihm ein wahrer Greuel. Diese Art Zusammenleben hatte ihn in bestimmter Richtung auch so verzogen, daß er eine Änderung geradezu als einen Einfall in sein gutes Recht betrachtete. Den kleinen Kurt hätte er sich gefallen lassen, dem gestand er ohne weiteres den ersten Platz in Tante Maus' Herzen zu. Aber daß irgendein Beliebiger, dieser Tertianer Beversdorf, von dem er nichts wußte, und dessen Name hier nie genannt war, plötzlich, weil es seiner Mutter beliebte, hier eindrang, das dünkte ihm gegen jede gute Ordnung.

Aber der Hans kam darüber gar nicht erst zu Wort. Tante Maus schien an seine Hausrechte wenig zu denken und keinen großen Respekt davor zu hegen. Überdies ging durch ihr ganzes Wesen ein so tiefes Erschüttertsein, ein Abgewendetsein von allem anderm, daß der Respekt nun unwillkürlich auf seine Seite übersprang, ihn ganz still und zahm machte.

Maus war in der Tat wie entrückt dem Tagesleben. Sie hatte in die Tiefe einer

Digitized by Google

Mutterliebe geschaut, deren Macht und Gewalt in der Schwächsten unter den Menschenkindern war.

Da hieß es wohl, demütig werden! Da sank ihre Tantenliebe, auf die sie so unbändig stolz gewesen war, beschämt in den Staub. Da fühlte sie über sich das Wehen einer größeren Macht, die höher ist als alle Vernunft — dieses Wehen, das ein freies, echtes Menschenherz nicht quält noch drückt, sondern jenes stolze Glück der Demut verleiht, das dem ahnungsvollen Erkennen eines Höheren, als wir selber sind, folgt.

Rolf Beversdorf war ein zarter, vornehmer Knabe. Er hatte das lichtbraune Haar, das seine Mutter ehemals besessen hatte, eine feine und schlanke Gestalt, ein Gesicht von edlem Schnitt. Sein Wesen war von einer leisen Schwermut, die denen, die ihn liebten, das Herz besorgt machen konnte. Doch war er auch unendlich eindrucksfähig, auf jede Anregung reagierte er. Schnell war sein Wesen verdunkelt, schnell wieder erhellt. Die Blutwellen flogen ihm bei der leisesten Erregung sichtbar unter der feinen Haut.

Er lernte nicht gut, nicht schlecht, saß in der Mitte seiner Klasse und war hinter dem gleichaltrigen Hans Ulfers um ein Jahr zurück. Er war auch nicht so groß wie der und sah viel unentwickelter und kindlicher aus.

Tante Maus hatte mit diesem Knaben nicht die geringste Not. Er nannte sie vom zweiten Tage an Tante Maus, war vertrauend ohne Zwang und doch voll eines angeborenen Taktes und Feingefühls.

Ohne Zwang — das war das Glücksgeschenk einer gütigen Natur an diesen Knaben. Er tat alles frei und leicht und wie von selbst. Er war natürlich in seinem Frohsinn, natürlich in seinen Kindertränen, als Tante Maus in seinem Bett mit ihm über seine Mutter sprach. Er liebte die Mutter über alles, aber das Grauen, das sie in seinem Gesicht gesehen hatte, war entsetzliche Wirklichkeit. Er weinte und klagte sich an, daß er sich graue. Sich selber zum Vorwurf rief er den ältesten Bruder an. „Ernst würde das nie tun!“

Maus sah zum erstenmal ein Kind, das sich vollkommen selber erzog. Das in sich ein so vollendetes Gleichmaß hatte, daß jeder nur daneben stehen und zusehen konnte, wie all dies junge Leben auf dem edlen Boden aufwuchs. Es war auf keiner Seite ein Zuviel oder Zuwenig, Zuhart oder Zuweich da. Es fehlten nicht die knabenhaften Wildheiten und eine leise Widersetzlichkeit gegen den Schulzwang, als ein vollständig sicherer Ausgleich dieser und der Lebensforderungen, die den Jungen immer in der goldenen Mitte der Klasse hielten. Es fehlten nicht großartige Zeugnisse von Kameradengeist, Ehrgefühl, Selbstverleugnung und Energie.

Welche unaussprechliche Freude hätte eine Mutter an diesem Sohn haben können!

Christa wußte sehr bald, daß bei diesem neuen Pflegling eigentlich nichts zu tun war. Nur ihn von der Mutter fernzuhalten, das war im Grunde ihre einzige Aufgabe.

Das höchste Resultat, das Rolfs Wesen erreichte, war die Besiegung des störrischen Hans. Der hätte wohl Grund gehabt, am Neid zu nagen. Er war so ungleichmäßig, wie der Rolf gleichmäßig war. Er hatte dort zuviel und hier zuwenig. Er war eigentlich ganz schief geschnitten, ein Block, in dem der Herrgott sich ein wenig verhauen hatte. Sich selbst und andern hatte er Zeit seines Lebens viel Not und Plage gemacht. Jetzt war die Stunde da, des lieben Gottes Meisterstück neben der eignen schlimmen Figur zu sehen und daran sich selber gerade zu richten.

Wenn es bei Tante Maus nur nicht so eng gewesen wäre! Es ging eigentlich gar nicht recht. Eines Tages erklärte sie ihren Jungen, man müsse zu Ostern ausziehen. Aber wohl war ihr nicht dabei. Ihr liebes, kleines Haus!

Indessen: wo steht es geschrieben, daß einem bei allem, was zu tun ist, durchaus so unendlich wohl sein muß? Aber daß der Rolf seine ordentliche Schlafstelle und seinen richtigen Arbeitsplatz haben soll, wo er allenfalls auch noch seine Ellbogen lassen kann, das steht, wenn man nur richtig zu lesen vermag, sogar schon in der Bibel. — —

Es war eine eigentümliche, aber lehrreiche Erfahrung in Tante Maus' abwechslungsvollem Dasein: Wenn sie irgendeinen ihr sehr löblich scheinenden Entschluß gefaßt hatte, meinte sie jedesmal auf einem festen Punkt zu stehen, von wo aus sich das Leben gar bequemlich überschaut und beherrscht, und meinte hier zeitlebens stehenbleiben zu können. Aber dann war jedesmal bald ein

Digitized by Google

neuer Ruck erfolgt, der sie wieder in einen Wirrwarr schleuderte, von dem aus sie sich einen neuen festen Punkt eroberte und nun wieder ihr stilles Triumphgeschrei anstimmte, bis wieder eine neue Blamage kam.

So auch hier.

Natürlich bildete sich Tante Maus, felsenfest wie immer, ein, es sei die Meinung des Schicksals, daß sie mit Hans Ulfers und Rolf von Beversdorf und — Kurt in der Ferne, in der Ferne Kurt ihr Lebensschiffchen durch das Gewoge steure. Aber es kam anders.

Der Anlaß war folgender: Sie war eines Abends spät bei Frau von Beversdorf gewesen, die sie oft besuchte; zuweilen nahm sie auch den Rolf mit, wenn es so paßte. Bei dem Rückweg ging sie, weil es milde Märzluft und Mondschein war, über den Wall. Da sah sie ein Pärchen vor sich scharmutzieren. Erst dachte sie sich nichts dabei, aber dann fiel ihr irgend etwas an dem jungen Liebhaber auf. Das Mondlicht war hell, und sie hatte gute Augen.

Das Pärchen, als es Schritte hörte, schlug sich seitwärts; aber die kahlen Büsche waren nicht so liebenswürdig, Schutz zu spenden. Maus sah plötzlich in das hübsche, leichtsinnige Gesicht des jungen Walter Rust.

Er hatte sie nicht erkannt, war auch wahrscheinlich viel zu sehr in das rosige Gesichtchen seines kleinen Mädchens, eines Bürgertöchterleins von Sötensand, vertieft, um seiner übrigen Umgebung viel Aufmerksamkeit zu schenken. Maus war kaum vorüber, da hörte sie ihn schon ziemlich ungeniert auf das Dingchen einschwatzen, betteln und Küsse stehlen.

Gerade schlug es auf der Stadtkirche elf.

Sie ging langsam weiter, ganz erschrocken im Herzen und aus der Bahn ihrer vorigen Gedanken geworfen. Der Nachmittag im Bunthorper Pfarrhaus vor nun fast zwei Jahren, als sie mit der Pastorin Rust am Fenster des Kinderzimmers gestanden hatte, stieg wieder in ihr auf. Wieder klang die Klage der schwerbesorgten Mutter in ihrem Ohr: Was wird aus dem Jungen? Er hat ja keine Aufsicht. Gewiß treibt er sich des Nachts herum! Er ist so leichtsinnig, wie schnell kann er verdorben sein!

Und was dann? — Walter ist der Mensch der unbegrenzten Möglichkeiten. Er kann ein prachtvoller Mann werden, einer jener Seltenen, die wirklich etwas leisten und in der Zahl ihrer Mitbürger nicht nur eine Nummer sind — und er kann grundschlecht werden, ein Mensch unter dem Nullpunkt, weniger als nichts, eine Last und Plage sich selbst und denen, die ihn lieben.

So war es. So stand es um Walter Rust. Vielleicht — er war nun auch schon fünfzehn Jahre alt und früh entwickelt — war eine entscheidende Grenze schon überschritten. Vielleicht war die richtige Stunde schon versäumt.

Maus fühlte ein plötzliches wildes Brennen in sich. Ihr war, als habe sie — und nur sie! — hier Unendliches, Unwiederbringliches versäumt. Sie, jawohl, sie! Wozu war sie denn auf der Welt, wozu lebte sie denn? Zum eignen Pläsier oder zu was sonst! Konnte sie nicht Ohren und Augen aufmachen, wenn sie — sie — sie angerufen wurde! Ja, das war sie worden, und zwei Jahre war's nun her! Einfach die Ohren zugeklappt und ihrem eignen Vergnügen nachgelaufen, das war sie!

Eine arme Mutter hatte sie in ihrer Not gesehen und die Achseln dazu gezuckt: Du bist mir eine schöne Mutter! Mir könnte so etwas nicht passieren! Wie kann man nur! Na, ich danke dir, Gott, daß ich nicht so ratlos und hilflos bin!

Ja, ja, ja, so war's gewesen, so und nicht anders. Klapp die Tür zu: was geht's mich an, wer draußen steht!

Und nun? ...

Plötzlich ging sie nicht mehr, sie lief, sie rannte. Es war ihr einfach, als müsse sie sofort, auf die Minute etwas Versäumtes einholen.

Der Mond schien, die kahlen Zweige zitterten leise im Nachtwind. Von unten aus der stummen dunklen Stadt tönte das langgezogene klagende Tuten des Nachtwächters, der nach alter Sitte hier noch die Stunden abrief. Und sie eilte den Wall entlang, den Abhang hinunter, in die dunkle Straße hinein; und der Mond schien verwundert auf sie, die da ihrer großen, fast versäumten Pflicht, ihrer Lebensaufgabe nachrannte.

— — — — — — — — — — —

Am andern Morgen hielten zwei verwunderte Menschen jeder ein Briefchen in der Hand, das ihnen schon vor Tau und Tage durch die Arbeiterin Frau Mumm ins Haus gebracht war. Der eine war

Digitized by Google

Fabrikbesitzer Hoppe, dem mehrere Häuser in Sötensand gehörten, auch das kleine an der Stadtweide, und der nun zu lesen bekam, daß dem Fräulein Thomasius die angebotene Vierzimmerwohnung nicht genüge und er sogleich eine mit einem Stübchen mehr oder mit größeren Räumen beschaffen möge. Der andre war Eginhard Rust, der ohne weitere Höflichkeitsfragen angegangen wurde, heute, am Sonnabend, wenn der Vater den Wagen schicke, sie, Christa Thomasius, abzuholen und mitzunehmen.

Auf der ganzen Fahrt, auf der sie sich aus Versonnenheit meist in Schweigen hüllte, hatte sie den Walter auf dem Strohsack immer vor Augen. Er hatte sich in der Tat verändert, sah abgespannt und verschlafen aus und hatte faule Bewegungen. Eginhard war noch ernster als damals und hatte einen harten Ton gegen den Bruder. Es stellte sich auch heraus, daß Walter zu Ostern in Tertia sitzenbleiben würde.

Maus ging sofort zu den Eltern und brachte ihr Anliegen ohne Umschweife vor. Sie schuldigte sich auch vor ihnen an, dies nicht eher getan zu haben. „Wo hab' ich nur meine Sinne gehabt!" klagte sie.

Die Freude der Mutter war überwältigend groß. Sie umarmte Christa und vergoß Glückstränen. Ach, sie habe ja nie gewagt, darum zu bitten, aber mit welcher Sehnsucht sie sich das gewünscht habe, könnten keine Worte schildern. Ob dem lieben Fräulein auch der geringe Preis, den sie zahlen könnten, genug sei?

Mehr noch ergriff sie die ernste, vor Bewegung zitternde Stimme des Pastors, als er ihr dankte. Erweckte sie hier etwa nicht zu große Hoffnungen? Welche Gewähr bot sie denn, daß der mißleitete Knabe bei ihr in andre Bahnen kommen werde? Hatte sie denn eine so unendlich hohe Meinung von ihrer pädagogischen Tüchtigkeit? Was hatte sie denn bisher geleistet? Eigentlich — doch alles nur gehen lassen, wie es ging.

Woher kam ihr nur überhaupt der verwegene Gedanke, daß sie — sie eine Menschenseele retten könne?

Sie war plötzlich wie zerschlagen an allen Gliedern. Sie mußte sich setzen, sie war ganz blaß geworden.

„O, Ihnen ist schlecht geworden!" rief die Pastorin in großer Besorgnis. „Es greift Sie zu sehr an!"

Sie lächelte ihr schon wieder zu. Ihr Mut kehrte langsam zurück. Was ihr auch fehlte an großen Gaben und Kräften, sie hatte gesehen an der ärmsten und schwächsten aller Mütter, was die schwersten Lasten tragen lehrt, was Felsen sprengt und Berge versetzt: die einfache, schlichte, starke Menschenliebe.

— — — — — — — — — —

Inmitten der Stadt, in einer engen Straße, aber doch nicht abgesperrt von den Wiesen und Wäldern, die in die Hinterzimmer hineinsahen, schlug Tante Maus mit ihren vier Pflegesöhnen ihr neues Heim auf.

Als sie aus dem alten Häuschen herauszog, konnte sie sich der Tränen nicht erwehren. Es war doch ein Stück Leben, das hinter ihr blieb.

Stark ging es ihr aus Herz, die Stimme des Lebens, die gleichsam hier im Bilde zu ihr sprach. Aus der Enge in die Weite, aus der liebvertrauten Abgeschlossenheit hinein in das weite, große Menschenleben! Dir ist versagt, Mutter zu sein — so verstehe die Sprache deines Gottes: Nicht an einen und an eins hänge dein Herz. Das darfst du nicht, du bist nicht Mutter, so sei Tante. Sei die Tante aller der verlassenen, verlaufenen, verirrten Jugend, die die hütende Liebe braucht. Hinein in die große Wohnung. In eine noch größere, wenn es nötig ist. Aus Sötensand heraus, wenn es nötig ist! Laß das Herz auch einmal dabei weh tun. Schlechtes Leben, in dem das Herz niemals weh tut.

Nur der Wahrheit treu bleiben, das ist das Höchste, dann weiß man schon, was man im Leben soll. Und auch das Tantentum ist ein Gottesdienst, und nicht der schlechteste!

Wenn Tante Maus mit ihren vier langen Söhnen, die ihr alle schon über den Kopf wuchsen, durch die Straßen ging, sahen die Leute ihr nach. Sie war hier keine gesellschaftliche Akquisition geworden, wie man sich das erst gedacht hatte, aber sie war vielleicht mehr. Es gab doch Menschen, die davon nicht unberührt blieben.

Manchmal wurde sie von Leuten gegrüßt, die sie gar nicht kannte. Sie glaubte dann, es sei ein Irrtum. Es war aber keiner. Es war nur der stille, ganz stille Ausdruck eines Gefühls, das sie sich hier erobert hatte, jenes besten Gefühls, das man sich je wünschen kann, bei seinem Tode in den Mitmenschen zu hinterlassen.

Digitized by Google

Man sprach jetzt überall von ihr als von „Tante Maus“. Aber dieser Name war aus dem kleinen drolligen Spitznamen allmählich zu ganz ernsthafter Selbstverständlichkeit geworden, der den Leuten unzertrennlich von seiner Trägerin war.

„Das wird ja hier bald ein Findelhaus,“ hatte Hans wütend gebrummt, als die beiden Neuen einzogen. Aber er kam wieder nicht damit durch. Eigentlich war Tante Maus gar nicht nett, nahm gar keine Rücksicht auf den Willen und die Ansicht ihrer Herren Jungen. Da saß sie nun mit ihrem Gesicht, war nicht aus der Ruhe zu bringen und tat doch, was sie wollte.

Man möchte eigentlich nur fragen, was sie denn so Großes tat, daß man sich um sie aufwickeln sollte! Im Grunde doch nichts.

So dachte Hans Ulfers. Aber als Walter Rust einmal, als ihm die strengere Zucht hier unbequem war, ganz ähnlich über sie räsonnierte, wurde der Hans wutrot bis unter den Haarschopf, langte mit seiner breiten Tatze aus und schlug dem andern eine Ohrfeige, daß der drei Tage eine dicke Backe herumtrug.

Mit dem ruhigen Zusammenleben war es jetzt allerdings vorbei. Tante Maus lernte jetzt erst, was Erziehungsunruhen sind. Sie hatte nun auch plötzlich, ehe sie es sich versah, ein richtiges „Knabenpensionat“. Das war eigentlich von ihr aus sehr gewagt, denn ihr fehlten alle praktischen Vorkenntnisse. Sie bekam nun das für ihre Begriffe gewaltig hohe Monatsgeld in die Hände und wirtschaftete lustig darauflos. Die Jungen bekamen reichbelegte Frühstücksschnitten, daß es eine wahre Lust war. Zu Mittag wurde gekocht wie für eine Herde. Man konnte doch keinen hungern lassen! Aber im nächsten Monat kam schon der Rückschlag. Sie sah, daß sie sich vergalloppiert hatte, und mußte zurückgehen. Das war unsäglich beschämend! Sie entschuldigte sich auch ganz hilflos und schamrot vor den Buben. Alle waren aber höchst liebenswürdig dabei, Hans Ulfers erklärte sogar, er möge das „Zeug“ gar nicht und sei froh, wenn er eine recht dicke Brotschnitte mit wenig Butter darauf bekomme. Nur Walter zog ein schiefes Gesicht und versuchte oft, des Morgens einen Extrabissen aus der Speisekammer zu räubern.

Ihre Privatstunden hatte Maus aufgeben müssen, außer dem lateinischen und deutschen Unterricht für einen jungen Engländer, der bei Meysings wohnte. Dies nahm die Zeit von acht bis zehn Uhr morgens in Anspruch. Dann hieß es, zurückeilen und mit Frau Mumm über den Kochtöpfen simulieren und hantieren. Das war oft aufregend genug.

Aber die schlimmsten Aufregungen kamen doch durch Walter. Bei all den drei Jungen, die sie bisher gehabt hatte, war ein selbstverständlicher Grund gewesen, auf den man sich immer verlassen konnte. Bei Walter war der nicht da. Er hatte einfach kein Pflichtgefühl, kein Ehrgefühl, keine Spur von Verantwortungssinn. Die lachende Knabenschönheit, die ihm vor zwei Jahren noch eigen gewesen war, hatte sich auch schon fast verloren. Er konnte noch gewinnend liebenswürdig sein, er konnte entzückend aussehen, aber immer wieder brach eine wilde Genußsucht, eine erschreckende Gewissenlosigkeit durch, die alle Vorzüge auslöschte wie eine graue Wolke den Sonnenschein.

Das Schrecklichste, was Tante Maus passieren konnte, geschah: sie stand ratlos, halb verzweifelt da. Was war zu tun bei dieser unbekümmerten, beinahe fröhlichen Lügenhaftigkeit, bei der lachenden Gewissenlosigkeit? Alle Grundsätze, die ihr die Unterlage jedes kultivierten Lebens dünkten, fehlten überhaupt bei ihm.

Wenn sie mit ihm ernsthaft redete wie mit einem ehrenhaften Jungen, von dem sie das Gute einfach erwarte, so schnitt er eine spitzbübisch heuchlerische Demutsfratze, die vielleicht gar nicht einmal darauf berechnet war, sie zu täuschen. Wenigstens seine Miene sagte das: Wenn du meiner Neue traust, bist du aber ein bissel dumm! Die Nacht darauf stieg er ihr aus dem Fenster, und sie, die von Angst geschärfter Wachsamkeit in der zwölften Stunde in das Knabenschlafzimmer getrieben wurde, konnte zusehen, wie sie sich mit der leeren Bettstelle abfand.

Wenn sie in Zorn geriet, war es nicht weniger verfehlt. Er hatte zeit seines Lebens so viele zornige Gesichter gesehen, so viele Scheltworte und Schlimmeres gekriegt, daß er dagegen vollständig abgebrüht war. Er gab sich auch kaum Mühe, das zu verbergen. Ja, er zeigte sogar einen Anflug ehrlichen Mitgefühls für sie.

„Rege dich doch um meinetwillen nicht so auf, Tante Maus,“ sagte er ganz herzlich

Digitized by Google

und hatte wieder sein liebenswürdiges Wesen. „Es lohnt sich ja gar nicht, es nützt ja doch nichts."

Einmal in ihrer Verzweiflung fragte sie Eginhard, ob Walter jetzt auch wohl nur ein wenig anders wäre als vorher. Sie konnte die Antwort vorauswissen.

„Kaum." Eginhard biß die schmalen Lippen zusammen, zuckte die Achseln und wandte sich ab.

Er litt bitter unter dem leichtfertigen Bruder. Es zehrte förmlich an ihm. Er war bleich und von beständig grabesernstem Wesen. Wenn Walter seine oft reizenden Späße trieb, übermannte ihn die Bitterkeit oft so, daß er aus dem Zimmer ging.

Er selber arbeitete über seine Kräfte, so daß er jetzt, obwohl wenig begabt, mit sechzehn Jahren nach Prima gekommen war. Es war eine eiserne Entschlossenheit an dem Jungen, aber auch eine eiserne Härte. Er war kein Streber, aber ein Mensch, der von seiner Pflicht aufgefressen wurde.

Walter gebrauchte die Lüge, sobald sie ihm irgend paßte, und doch war er nicht verlogen. Es konnte Jungen geben, die lange nicht so keck schwindelten, die viel mehr Schuldbewußtsein bei dem Lügen selbst hatten — und die dennoch viel verlogener waren. Dieser Junge wollte es gar niemand glauben machen, daß er nicht schwindelte, er hielt jeden für einen Esel, der ihm glaubte.

Es lag ihm im Ernst auch gar nicht daran, für besser zu gelten, als er war. Der Begriff, der verlorene Sohn zu sein, war ihm ganz geläufig, und er zeigte wenig Lust, ihn umzutauschen. Er meinte einfach, gefunden zu haben, daß sich das Leben auf dem breiten Wege unendlich viel angenehmer lebe als auf dem schmalen, und konnte die Nachteile, die daraus erwuchsen, im Vergleich nicht so hoch bewerten, daß sich eine „Bekehrung" gelohnt hätte.

Das war einerseits: um nicht die Liebe zu verlieren — anderseits: um allen Mut zu verlieren. Tante Maus war in dieser Not auch nicht von Eisen. Einmal, als Walter die kleine niedliche Lise Peter — dieselbe von der Wallpromenade, die Tochter eines Schneiders — in das entsetzlichste Gerede gebracht und das halbwüchsige Kind total verdreht und verrückt gemacht hatte, wollte sie wieder mit ihm reden, sah nach ihren ersten Worten und an seinem pfiffigen Gesicht, daß hierbei nichts, gar nichts herauskäme, blieb mitten im Wort stecken, ihr Herz füllte sich mit Verzweiflung, sie wollte sich abwenden, weil es ihr in der Kehle würgte, aber es war schon zu spät, die Tränen stürzten ihr aus den Augen.

Nun war es ja auch schon gleich. Wenn sie sich so läppisch benahm, dem Jungen etwas vorzuweinen, konnte er ja auch sehen, wie zermalmt sie war. Sie wandte sich von ihm ab und schluchzte bitterlich.

Der große Junge war blutrot geworden. Das hatte er nicht erwartet. Daß diese gute Tante Maus auch alles so erschrecklich ernsthaft nehmen mußte! Was der kleinen Lise wohl geschah! Die hatte ihre süße Episode weg, an die sie noch mit Entzücken denken würde, wenn sie ihren ledernen Schreiber oder Handschuhmacher oder auch Doktor küßte. So fein hatte es nicht jedes kleine Mädel! Aber das der Tante Maus klarzumachen, war wohl kaum möglich.

Wie sie da stand! in dem grauen Hauskleidchen, und ihr Rücken, ihre schmalen Schultern bebten vor Weinen. Um ihn! Herrgott, welch ein Unsinn, welch ein Unsinn!

Er fühlte plötzlich, daß er sie eigentlich schrecklich liebhabe. Er kam zu ihr, faßte sie um und zog ihr mit knabenhafter Gewalt die Hände vom Gesicht.

„Tante Maus, aber weine doch bloß nicht! Um mich! Nein, das ist beinah' lächerlich. Ich will ja auch — ich schreibe auch der kleinen Lise, daß es aus ist. Mag sie sich trösten. Ja, das tue ich, Tante Maus, aber nun lache auch wieder!"

Sie schüttelte den Kopf. Nein, lachen konnte sie nicht, und wenn er noch so süß bettelte. Dieser Sieg galt ihr nicht viel. Er war ein weichherziger Junge, ja, ja — er war unter allen Umständen so, daß man ihn unendlich liebhaben mußte; nun war er gerührt und warf sofort das arme kleine betörte Ding aus seinem Lebensboot hinaus, um die weinende Tante Maus hereinzunehmen. Ach, das war ja nichts, das war ja nichts! Ihn rühren, um ihn zum Guten zu bringen, das war ein schwächliches, nein, vor allem ein allzu täuschendes Mittel.

Sie wehrte ihn ab. „Das ist nichts," sagte sie. „Mit meinen Tränen hast du nichts zu tun. Ich weinte für mich und nicht für dich. Und ich weine noch, weil du einen so

Digitized by Google

schwachen Willen hast, den ich mit meinem bißchen Weinen umwerfen kann, und der jeder Laune unterworfen ist. Geh, laß mich los, Junge. Hiermit kommen wir keinen Schritt weiter."

Als sie seine jungen Hände löste, die sie nicht so schnell loslassen wollten, und in sein verblüfftes Gesicht sah, fühlte sie, daß sie ihn viel zu sehr liebe, als daß sie je an diesem Tändeln und Kosen Gefallen finden könne. Daß ihre Liebe sich wünschte, dies schwanke Rohr als Mann einst zu sehen, ganz gleichgültig, ob er dabei zärtlich gegen sie selber sei oder nicht.

* * *

Im Nebenzimmer, das das allgemeine Wohnzimmer war, wartete ein Besuch. Der hatte nun das Erlebnis, die Tante Maus mit verweinten Augen zu sehen.

Es war der ältere Bruder von Rolf, Ernst von Beversdorf, der seit einigen Monaten Landrat in H. war, einer Stadt, die man in einer Stunde Bahnfahrt erreichte. Maus erkannte ihn sofort, obwohl sie ihn als siebzehnjährigen Jüngling, ehe sie von Bunthorp schied, zuletzt gesehen hatte.

Es lag etwas in dem Beversdorfschen Typus, an dem die Jahre nicht viel zu ändern vermochten: eine kühle Reinheit der Form, die den Zügen bei ganz oberflächlicher Betrachtung leicht etwas Unentwickeltes gab. Doch täuschte dieser Eindruck vollkommen.

Christa hatte erst die Absicht gehabt, ihn wegzuschicken; es dünkte ihr unmöglich, nach diesem Auftritt mit Walter eine Unterhaltung mit einem fremden Menschen zu führen. Überdies fühlte sie, daß sie in dem Zustand, der ihre Erregung spiegelte, ein sonderbares Bild abgeben müsse. Aber schon nach den ersten Worten hatte sie dies vergessen.

Ernst von Beversdorf hatte die geschlossene Vornehmheit, die ein frühes Selbständigwerden und ein ruhiges Vertrauen in sich selbst erzeugt. Christa kannte Leute, mit denen man immer wie auf einem schwimmenden Brette sitzt: man fühlt, sie können so, sie können vielleicht aber auch anders. Ihr guter alter Heino Ulfers war von dieser Kategorie nicht ganz auszunehmen. Dann kannte sie auch Leute, vor denen man wie vor einem Felsblock steht. Irgendeine Bewegung nach rechts oder links, ein Berührtwerden durch leises Wehen, ein Blühen und Abblühen ist ihnen nicht möglich. Eginhard Rust würde so einer werden. Aber dieser hier war ein Mensch voll zuverlässiger Lebenserfahrung, zu durchbildet, um eng und starr zu sein, zu reif und zu stark, um hin und her zu schwanken.

Alles dies offenbarte sich erquickend schon in der ersten halben Stunde für dies Menschenkind, das gewöhnt war, gleich den Leuten gründlich in die Augen zu gucken.

Die arme kleine Christa war mit ihren Bekanntschaften ja auch nicht allzusehr verwöhnt worden. Einen wirklich männlichen Schutz, eine Hilfe, eine Leitung hatte sie doch im Grunde nie gehabt. Was sie an Erfahrungen bei den Männern gemacht hatte, beschränkte sich eigentlich auf ihren Vater, Martin, Heino Ulfers und dann allenfalls die Lehrer ihrer Jungen. Zwohl, geleitet war sie am Ende genug worden, aber wohin? Es war ja doch nur ein Zerren und Treiben gewesen, hierhin, dorthin, ohne viel Rücksicht auf das, was in ihr Herz und Geist dazu sagte, und bei dem es sich als das Beste herausgestellt hatte, sich loszumachen und eigne Wege zu gehen.

Ernst von Beversdorf sprach mit ihr in einem rücksichtsvollen und ehrerbietigen Ton. Ohne daß er darüber Worte machte, zeigte sein Wesen, wie hoch er ihre Lebensführung und ihre ganze kleine Jungenwirtschaft hier achte. Auch seine Art, frei und doch mit seiner Zurückhaltung auf den Zustand seiner Mutter einzugehen, berührte Christa wohltuend.

„Es ist eine Heldentat von ihr, daß sie sich von Rolf getrennt hat," sagte er. „Er war für sie Lebensluft. Kein Mensch, und sei er der größte, kann mehr leisten, als sie geleistet hat."

„Ich weiß das!" sagte Christa.

Der Landrat schwieg einen Moment. Er sah sie mit seinen dunkelblauen Augen ernst forschend an.

„Ich bin nicht ohne schwere Besorgnis um meinen kleinen Bruder," sagte er, „trotzdem Sie ihn zu sich genommen haben und ich dies als das Beste empfinde, was geschehen konnte."

„Er ist sehr zart," erwiderte Christa.

„Ja. Mehr als zart: gefährdet. Er ist in einer schweren Zeit geboren. Das konnte nicht ohne Einfluß bleiben. Sehen Sie, wie

Digitized by Google

in ihm die Nerven fliegen bei jeder Berührung? Ich fürchte oft, daß er dem Leben nicht besser standhalten wird als unsre Mutter."

„Er ist noch jung, er wird sich stärken!" rief Christa hoffnungsvoll.

„Ich hoffe es so sehr! Ich hoffe es mehr als alles —" sagte der Landrat mit zurückgedrängter Erregung.

Sie sprachen noch über vieles, hin und her, es war ein freier, lebendiger Gedankenaustausch. Als er ging, bat Maus ihn, so oft zu kommen, wie er könne. Ihr war so sicher und geborgen bei ihm zumute, als könne sie alles, was sie verwirre und ängstige, ihm sagen.

Er folgte auch dieser Bitte. Der Weg von seinem Wohnort dünkte ihn nicht zu weit. Er veranlaßte auch seine Mutter, mitzukommen, denn bisher hatte sie in krampfhafter Selbstzucht sich noch diese Besuche verboten.

Wer aber war darüber glücklicher als Rolf! Ja, er war so übermäßig glücklich, daß Christa ein leises Zagen fühlte. Es war doch wohl wahrer, als sie bisher geglaubt hatte: dieser Knabe war allzu eindrucksfähig. Wie auf einem überzarten Instrument spielten des Tages Eindrücke auf ihm. Es rauschte und brauste, klagte und zitterte in diesen Saiten. Er war wie ein wundervolles Kunstwerk. Aber — zerbrechlich.

Dann lag ihr nun auch wieder der Walter auf der Seele. Er lag nämlich wirklich darauf, biß sich förmlich darin fest. Seit Tante Maus um ihn geweint hatte, ließ es ihm keine Ruhe. Er lief ihr überall nach, zerrte an ihr, quälte sie halbtot: sie solle wieder lachen. Sie solle über ihn lachen. Er sei jetzt ein Tugendbold geworden, sie solle laut über ihn jauchzen.

Tante Maus schüttelte diese Liebesbezeugungen ab. Sie machte sich die verzweifeltsten Vorwürfe, daß sie diesem leichtgerührten Jungen etwas vorgeweint hatte. Dadurch kam ja die ganze Sache jetzt auf ein falsches Gleis. Was sollte sie mit seinen Liebesopfern! Ja, nicht wahr, daß er sich jetzt wirklich einredete, tugendhaft zu sein, während es doch nur eine kindisch dumme Laune war, die gar nichts nützte, die nur alles verschob. Sie war so von tiefstem Herzen ärgerlich auf ihn, daß sie ihm einmal eine Ohrfeige gab. Aber auch das nahm der Strick nicht weiter übel.

Die kleine Lise Peter hatte ihren Absagebrief. Nun saß Maus richtig da und quälte sich um das törichte kleine Ding. Das nun auch noch! Sie hätte wohl gar lieber gesehen, diese dumme Liebelei wäre fortgesetzt worden!

Ach ja, es ist schon ein wirres Ding um unser bißchen Leben.

Eines Abends waren die Beversdorfs da, und Maus bereitete an einem Nebentischchen den Tee. Alle Jungen saßen mit am Tisch, Walter war aufgesprungen und wollte helfen, bekam aber nur ungnädige Blicke und kurze Abweisungen. Maus hatte überhaupt heute den ganzen Tag entlang ihre Ärgerei gehabt.

Und kurz vor dem Abendbrot war noch ein Brief von Kurt gekommen, und das war das Schrecklichste von allem.

Die Briefe von Kurt — ach, sie waren ein banges und schweres Kapitel in Christas Lebensgeschichte. Sie waren zwar da, sie hörten nicht auf, der Zusammenhang hörte nicht auf, aber sie häuften zu der Not um ihres Jungen zerrissenes Leben die Qual der halben Nachrichten, der losen Andeutungen, die überall Lücken ließen und Fragen anregten, die nie beantwortet wurden.

Manchmal schien es, als sei der Junge zwischenein krank gewesen, oder er hatte sich nur schlecht gefühlt. Seine Anstellungen wechselten häufig, er war wohl keiner seiner jämmerlichen Beschäftigungen recht gewachsen. Aber er sagte das nicht. In den anderthalb Jahren hatte sich seine Handschrift verändert, sie war stärker und charakteristischer geworden. Aber die Ausdrucksweise blieb dieselbe karge, harte, unlebendige.

Heute schrieb er, daß seine Mutter sich mit einem achtundzwanzigjährigen Menschen verlobt habe und im nächsten Monat heiraten werde. Einen Zusatz dazu machte er nicht.

Christa war ganz außer sich. Das fehlte nun auch noch! Wieder einen Stiefvater, und noch dazu einen solchen sicherlich windigen Gesellen. War es denn möglich, daß es hierbei bleiben konnte? Mußte Kurt das ertragen?

Ernst von Beversdorf, den sie sonst mit Freuden aufnahm, war ihr in dieser fürchterlichen Stimmung nichts, sie sah ihn kaum, sogar während sie ihm den Tee reichte.

Er dagegen sah sie nur allzuwohl.

Digitized by Google

Es dünkte ihn schon lange, als könne es auf Erden nichts Lieblicheres geben als diese kleine blasse, ernsthafte Tante Maus mit ihren großen ungefügen Jungen und all ihrer großen Not und Plage. Sie kam ihm so rührend hilflos vor zwischen all diesen Schlingeln und dabei wieder so goldig tapfer und treu wie keine Frau auf der weiten Welt. Er, er war sehr davon überzeugt, daß ihre Tantenschaft alle Mutterschaften der ganzen Erde weit aus dem Felde schlüge.

Dann war für ihn wieder die übliche Quälerei daraus geworden.

Es wurmte ihn, wenn sie sich mehr um die Jungen kümmerte als um ihn. Ordentlich ein wenig bitter wurde er darüber. Die hatte sie doch wahrhaftig alle Tage und ihn höchstens einmal in der Woche. Und er kam weither gefahren, nur um ihr liebes Lächeln zu sehen. Er wollte ja auch gar nicht verlangen, daß sie alles, was sie gerade vorhatte, stehen und liegen ließ um seinetwillen, aber ein bißchen mehr Recht als ihren alltäglichen unnützen Jungen konnte sie ihm wohl schon gönnen — auf das Stündchen, das er kam!

Heute war's besser. Er hatte ein heimliches Heidenvergnügen dabei, ihr kleines mürrisches Gesicht zu sehen und ihre ungnädigen Abfertigungen an Walter Rust zu hören.

Es war ein Abend im Mai, kurz vor Pfingsten. Die Fenster standen auf. Die Sonne war erst seit kurzem hinter Herrn Hoppes großer Schlosserei untergegangen. Linde Luft fächelte herein.

Tante Maus war nicht mehr jung, beinahe so alt wie er. Er kannte zu Dutzenden Mädchen, die schöner und leichter waren. Was war dies für ein ernster kleiner Mensch! Auch kein unbeschriebenes Blatt mehr, wie es viele Männer so sehr gern mögen.

Was aber sollte er mit einem unbeschriebenen Blatt? Seine eignen Ansichten darauf niederschreiben? Wäre das so sehr interessant, daß man dazu eine Frau brauchte? Ihn dünkte dieser Geschmack doch allzu anspruchslos. Wenn er sein eignes Echo hören wollte, konnte er ja zum Walde gehen, dazu heiratet man doch nicht.

Er war einfach geistig zu verwöhnt, schon durch seine Mutter, um an einem unbeschriebenen Blatt auch nur das geringste Gefallen zu finden. Er brauchte eine lebendige Seele, einen selbständigen Geist.

Dazu wurde auch die Ritterlichkeit in ihm beständig angerufen. Einmal war der Hans Ulfers aufgestanden und neben sie getreten, um sich das Brotkörbchen oder sonst was zu holen. Dabei lag zufällig einen Moment seine breite große Jungentatze neben der schmalen feinen Mädchenhand. Das rührte den Zuschauer plötzlich über alle Maßen. Diese große Tatze konnte das arme Händchen ja mit einem Griff zerdrücken, und mit diesen Buben mußte sie tagtäglich kämpfen.

Frau von Bevensdorf war heute auch nicht für die andern da, sie sprach wenig, aber man merkte ihr an, daß sie eigentlich nur Rolfs Gegenwart fühle. So war das eine wunderliche Art von Gesellschaft, bei der jeder für sich im Kasten saß und sich selber die Unterhaltung machte.

Maus war so elend und zerschlagen, daß jedes Wort ihr weh tat. Sie fühlte sich unbewußt erleichtert, als das Haus still wurde und sie wieder allein war.

Aber sie konnte noch nicht schlafen. Der Nachtwind wehte so linde herein, daß sie sich an den alten Sekretär neben das offene Fenster setzte, und ganz wie von selbst, mechanisch, öffnete ihre Hand das Seitenfach, in dem die kleinen traurigen Andenken an Kurt lagen.

Nebenan war es still geworden. Die Stiefel waren polternd ein Paar ums andre in den Flur hinausgeflogen, dann trat die Stille ohne vorherige Keilerei, Wortfechterei oder dergleichen rascher als gewöhnlich ein. Es schien heute eine müde Stimmung über dem ganzen Haus zu liegen.

Nur Hans Ulfers kam gar nicht zur Ruhe. Er warf sich hin und her, stieß die Decke zurück, die ihm zu heiß war, und ärgerte sich über das tiefe Atmen der andern. Er hatte heute abend eine merkwürdige Unruhe in sich.

Plötzlich saß er aufrecht und lauschte. Schnurrte da nicht etwas nebenan? War Tante Maus etwa gar nicht zu Bett gegangen?

Nun wußte er es: seine Unruhe kam durch sie. Ihr Aussehen hatte ihn den ganzen Abend gequält. Daß ein Brief von Kurt gekommen war, wußte er auch. Er hatte ihn ja selber gebracht. Entsetzlich bedrückt hatte sie ausgesehen. Er konnte das nicht loswerden. Warum ging sie denn nur nicht wenigstens zu Bett?

Digitized by Google

Er hielt's nicht länger aus. Leise warf er die Beine heraus und fuhr in seine Hosen. Dann tappte er ohne Jacke und barfuß zu der Tür des Nebenzimmers und zog sie leise auf, so leise, wie er im Leben noch nichts gehandhabt hatte. Das war auf seine Schlafkameraden berechnet, die brauchten nicht erst wach zu werden.

Die Lampe brannte noch wie vorhin, als die Gäste da waren, auf dem runden Sofatisch. Aber Tante Maus saß nicht dort, sondern am Sekretär. Sie hatte ihm den Rücken zugewandt. Wie sie da saß, so allein und still, kam sie ihm plötzlich unendlich verlassen vor.

Da sah er, daß sie etwas in Händen hielt, ganz still und unbeweglich. Er reckte den Hals, um es zu sehen. Es waren ein Paar schwarze Schuhjenkel.

So leise, wie er die Tür geöffnet hatte, drückte er sie wieder zu. Er stand in seinem unvollkommenen Anzug, und die hellen Tränen stürzten ihm aus den Augen.

Sein ganzes Herz war in Aufruhr. Er drückte die Fäuste vors Gesicht, weil er sich seiner Heulerei vor sich selbst schämte. Aber es war nichts dagegen zu machen. Da kroch er in sein Bett zurück, wühlte den Kopf ins Kissen und heulte, heulte, daß sein ganzer Leib in Stößen zuckte und vereinzelte halbe Schauertöne laut wurden.

„Und sie kriegt ihn wieder — und sie soll ihn wiederkriegen —" fauchte er vor sich hin. Das gab ihm eine unsägliche Beruhigung.

In fünf Minuten schlief er so fest wie die andern und schnarchte sogar.

Als Tante Maus nach einiger Zeit die Schuhjenkel, die ihr Junge ihr in der Kaffeestube geschenkt hatte, wieder verwahrte, aufstand und nach alter Gewohnheit zu ihren Buben hineinsah, hatte sie keine Ahnung davon, daß vor kurzem hier einer, der Störrigste von allen, an der Tür gestanden und mit schier zerbrechendem jungem Herzen geweint hatte um sie und um ihr bittres Leid.

— — — — — — — — — —

Die Pfingstferien waren da, aber sie taugten dieses Mal nichts. Es regnete immerfort. Statt der neuen Kleider und Sommerhüte bekam man aufgespannte Regenschirme und verdrießliche Gesichter zu sehen. Überall war Ärger und Enttäuschung groß, nur bei Tante Maus nicht. Der gleichförmig niederfallende Regen tat ihr wohl. Sie war von all der Not und Arbeit so zermürbt und hatte solch ein Wehgefühl in Hirn und Herz, daß strahlender Sonnenschein sie nur noch mehr gequält und ermüdet hätte. Sie saß viel am Fenster, ohne etwas zu tun, und hörte dem Fallen des Regens zu wie einer süßen Schlummermelodie.

Ihr Haus war leer und still. Selbst Rolf war mit Mutter und Bruder zu Hause und trotz des Regens auch viel auf Ausflügen. So hatte sie ganz, ganz still und einsam, jede Einladung ablehnend, die Festtage verbracht.

Am Mittwoch, am Tage ehe die Schule anfing, an dessen Abend die Jungen wieder einpassieren sollten, ließ Frau Mumm doch noch einen Besuch ein. Es war aber keiner, der zur Last fiel, sondern Ernst von Beversdorf.

Er hielt sich jetzt mehrere Tage in Sötensand auf und hatte Maus' Willen, allein zu sein, bisher auch vollkommen respektiert. Aber es stand jetzt doch schon so mit ihm, daß er ein einfaches Fortleben in dieser Weise nicht mehr lange aushielt, ihm kam es manchmal vor, als stünde er gerade auf der Spitze einer Nadel und könne sich nur durch verzweifeltes Balancieren halten.

Maus hatte sich in der Art dieses Besuches heute arg getäuscht. Sie hatte es sich wohl so vorgestellt, daß sie beide miteinander ein schönes und wohliges Schweigen aufführen würden. Es läßt sich so entzückend mit einem Freunde schweigen.

Aber daraus wurde nichts.

Der Landrat setzte sich zu ihr, machte ein aufgeregtes Gesicht, biß an seinem Schnurrbart und hörte nicht, was sie ihn fragte. Da kam sie auf den Gedanken, daß ihm etwas zugestoßen sei, und erkundigte sich danach.

Der Landrat wurde bitter. Er könne heute nicht die Ruhe aufbringen, die wohl in dieses Zimmer gehöre, meinte er. Wenn sie nicht dazu aufgelegt sei, etwas Geduld mit ihm zu haben, so müsse er wohl besser für heute gehen, ohne ihr irgendeinen Vorwurf machen zu dürfen.

„Aber ich habe doch Geduld," entgegnete Christa sehr verwundert.

Nun schlug er wieder um. Sie solle keine Geduld haben. Was er wohl mit ihrer Geduld anfangen solle. Im Gegenteil, sie habe viel zu viel Geduld. Dabei

Digitized by Google

könne man nie erfahren, wie eigentlich die Dinge stünden.

„Welche Dinge?“ fragte Christa. „Sie quälen mich geradeso wie meine Jungen. Und ich dachte, ich hätte bis heute abend noch frei.“

„Ja, ja —“ murmelte Ernst von Bevers-dorf. Er schwieg einige Sekunden in der wahnwitzigen Hoffnung, ihr werde plötzlich von selber ein Licht aufgehen, und sie werde diesem Licht alle Tore öffnen. Als dies keineswegs geschah, versuchte er in einem Verzweiflungsanfalle sein Heil. „Sie sind anders als alle andern Frauen,“ sagte er. „Jede hätte bemerkt, was mich bewegt und erfüllt, und hätte mich ihren Willen fühlen lassen. Aber Sie träumen ja immerzu.“

„— — Das meinen Sie?“ rief Christa, fiel im Stuhl zurück und versank in ein tiefes Nachdenken.

Er ließ kein Auge von ihr. Ihr Gesicht war von einem tiefen Rot überschüttet, es sah so zart und mädchenhaft aus, daß in ihm das Herz laut schlug. Das Rot verblich, aber ein tiefer weicher Zug blieb darin zurück.

Sie sah ihn an wie ein hilfesuchendes Kind. „Sie wollten mich doch — nicht etwa heiraten?“ fragte sie bange.

„Doch ja, das wollt' ich eigentlich.“

„Aber was soll denn das? Sie wissen doch — alle meine Jungen —“

„Du lieber Gott!“ brach er aus. „Die Jungen! Das ist wirklich, weil Sie immer träumen. Können die Jungen denn nirgends auf der Welt sonst bleiben? Andre müssen es doch auch. Sie können sich doch unmöglich vorgesetzt haben, die ganze Menschheit zu beglücken. Ich lasse es gelten, daß es ein schönes Amt für Sie war, als Sie allein waren, aber ich kann nicht glauben, daß Sie das verachten, was ich Ihnen biete — Herrgott, ich meine nicht mich natürlich, sondern es kommt hierbei nur auf Ihre künftige Aufgabe an. Dies hier ist doch immer nur eine Aushilfe, eine Nothilfe für andre, während das eigne Heim, das eigne Glück, all das Kommende —“

Er brach ab, kläglich berührt von dem eignen Gerede. Statt ihr Herz im Sturm zu nehmen, setzte er sich da her und erging sich in Anpreisungen der Vorteile, die er ihr bot. Jämmerlicher Narr, zu dem er sich selber machte!

Aber sie verstand ihn doch am Ende besser, als er sich selbst.

„Sie lieber Mensch,“ sagte sie und faßte nach seinen beiden Händen. „Ach, ich weiß nicht, was da mit mir ist. Sie haben in der Theorie gewißlich recht. Eine Tante zu sein, ist immer Stückwerk, aber — ich bin es ja nun einmal. Alles andre Wünschen und Können ist längst in mir versunken. Es mag besser sein, was ich sonst tun könnte, es mag schlechter sein — aber es ist nichts für mich.“

„Muß das so bleiben?“ murmelte der Mann. „Ist da keine Möglichkeit, daß — noch einmal — die Jungen wachsen Ihnen ja fort — noch ein paar Jahre, und alles ist anders.“

„Ich weiß nicht,“ sagte Tante Maus und lächelte. „Ich kann mir nicht denken, daß es so viel anders sein wird. Irgendwie ist es doch wieder dasselbe.“

Ja — so bist du! dachte der Mann, von Schmerz geschüttelt und doch mit jener einkehrenden großen Ruhe, die alles Unabwendbare gibt. Oft schaust du so bange wie ein verirrtes Kind, daß man dich gleich in die Arme nehmen und davontragen möchte, und dann bist du wieder so klar und still und groß. Aber es ist mein Unglück allein und nicht deines, daß dies so ist.

Laut aber vermochte er kein Wort zu sagen.

Die Flurklingel ertönte.

„Ach nein!“ rief Christa unwillkürlich und stand auf. Jetzt durfte hier niemand herein, sie fühlte, sie habe ihm noch viel zu sagen, zu erklären, ihn viel zu bitten und von ihm zu hoffen. Dies Zusammensein durfte um keinen Preis zerstört werden. Und wer es auch sei, und was man auch von ihr sagte — sie konnte hier niemanden einlassen.

Aber Frau Mumm hatte schon geöffnet, und es kamen Schritte, die schneller waren als die ihren.

Die Tür wurde aufgerissen — dann — Nein, es kam nichts als ein lauter Schrei. Solch ein Schrei, in dem das Leid von Jahren — ach, das Glück von Jahrtausenden liegt!

Dann — Tante Maus zur Erde geworfen, umklammernd, umklammernd den fremden blonden Jungen, schluchzend, lachend: „Nein — nein, du bist's nicht, du bist's nicht — ich träume ja nur! Immer schon hab' ich das — du bist's ja gar nicht —“

Digitized by Google

Und dahinterstehend in der Tür im Reisemantel der Hans Ulfers, dessen rotes Haar förmlich leuchtete, dessen Sommersprossen leuchteten, der grinste und die Tränen, die ihm die Backe herunterliefen, fortleckte, ohne sich weiter um sie zu sorgen.

Das war es, was der Landrat Beversdorf zu sehen bekam, als er seinen Heiratsantrag gemacht hatte.

Er hatte nun doch einen gallenbittern Geschmack im Munde. So siehst du aus — das konnte ich freilich nicht wissen. Na ja, dann wird's ja nun wohl Zeit —

„Wollen Sie gehen?" rief Christa und sprang auf. „O, gehen Sie nicht! Bleiben Sie! Mir ist ja das höchste Glück geschehen. Sehen Sie doch den Kurt — ach, und ich habe Ihnen ja so viel —"

„Danke, heute nicht."

Er war hinaus. Er verletzte die Höflichkeit so weit, daß er sie hinter sich her rufen ließ und sich taub stellte.

* * *

„Und ich habe nichts gefühlt, als die Klingel ging. Von keiner Ahnung wurde ich erfaßt. Ich stand sogar auf, damit niemand hereinkäme. Niemand, hörst du, Kurt, niemand! Ach, es ist zum Tollwerden, daß du da bist. Aber man hat doch sonst Ahnungen! Ich gar nicht. Aufgestanden und gesagt: Nein, es darf niemand herein!"

Der Hans stand da und machte ein sehr freundliches Gesicht, was ihn ganz ungewohnt und lächerlich kleidete, so war man an seine Trotzmiene gewöhnt. Er bekam wenig Dank und brauchte auch keinen, obgleich er der Deus in der Maschine gewesen war.

Wie war das zugegangen?

Als er am Pfingstsonnabend nach Hause kam, hatte er sich als erstes, ohne seine Kaffeetasse anzurühren, eine geheime Unterredung mit dem Vater ausgebeten. Die Frauen „staunten Dachluken", wie es in der Schülersprache heißt, bekamen aber vorderhand nichts heraus. An Heino Ulfers kam das Staunen aber auch, als sein Junge ihm mit vor Erregung stockender Stimme erklärte, es müsse etwas geschehen, der Tante Maus ihren Kurt wieder zu verschaffen. Noch nie hatte der Hans so mit ihm geredet. Es tat ihm ordentlich wohl, was für ein Zutrauen der lange, bockige Schlingel plötzlich zu ihm entwickelte. Erst wehrte er sich natürlich ganz gehörig, und das schwere Landmannsblut wollte auch nicht so rasch Feuer fangen. Aber es endete diesmal doch damit, daß er sagte: „Na, nun geh und trink deinen Kaffee, wir wollen sehen."

Wir wollen sehen! In wieviel tausend Kinderohren ist dies anscheinend zurückhaltende und doch schon so entzückend verräterische Wort wie Himmelsklang gefallen! Der erste Vorbote, daß die strenge Elterngewalt am Kapitulieren ist.

Ach, mochte der Regen fallen, wie er wollte, der Heino Ulfers kriegte wirklich auf seine alten, würdigen Tage noch eine Art von Pfingstrappel. Er wurde zum Jungen mit seinem Hans. Sie gingen und standen und steckten die Köpfe zusammen. Es war ein Hin und Her zwischen Vater und Sohn, das wirkliche, wahrhaftige Lebensquellen aufschloß.

Was in ihnen beiden gleicherweise pulsierte und eine feste Brücke zwischen ihnen schlug, das war die im alten und im jungen Herzen groß gewordene halb ritterliche, halb kindliche Liebe zu der Tante Maus.

Am dritten Festtag hieß es: „Heute nachmittag reisen wir auf einen Tag nach Berlin." Da, ihr Frauen, da habt ihr das Geheimnis, nun seht zu, was ihr damit anfangt!

Im gelben Staubmantel, der an seiner vierschrötigen Gestalt niederhing, den regennassen Hut fest auf dem Kopf, einen grimmigen Feldwebelausdruck im rotbraunen Landmannsgesicht, den großen, finster und entschlossen blickenden Jungen hinter sich, stand Herr Ulfers ein paar Stunden später vor der erschrockenen Frau Rehbock, die sich eben bereitete, mit ihrem Galan und künftigen Gatten ins Theater zu gehen.

Heino Ulfers fing gar nicht erst mit dem Gesetzbuch an. Von seinen Tagelöhnern her war er gewöhnt, mit „diesen Leuten" in einem sehr summarischen Ton zu reden, der auch selten seine Wirkung verfehlte. Der Galan, der eben erst vom Militär kam und den Reserveoffizier witterte, stand schon beim zweiten Satze stramm. Von Donnerwettern und verdammtem Unsinn und dem Bengel seine Karriere verderben kam viel in Heino Ulfers' total improvisierter Rede vor. Auch

Digitized by Google

vom Lotterleben, das sich von den eignen Kindern ernähren läßt usw. Hans tat auch seine Zähne auseinander und brüllte ein paar Beleidigungen dazwischen. Was überhaupt gesagt wurde, ging alles unter wie einzelne Wellen im tosenden Gebirgsbach.

Kurt war schon wieder in seinem Geschäft, wo er einen Schreiberposten hatte. Der Galan mußte selber laufen und ihn holen. In der Zeit spazierten Vater und Sohn und guckten sich die Straßen an.

Da stand Kurt vor ihnen, ein aufgeschossener, zarter, feiner Junge mit harten Linien im Gesicht. Als er erfuhr, was er sollte, wurde er von glühender Röte übergossen. Er überließ wie im Traum dem Hans seine Hand, die der herzhaft schüttelte und festhielt.

„Warum bist du nicht längst weggelaufen, Junge?“ polterte Heino Ulfers.

Kurt schüttelte nur stumm den Kopf. In seinem Gesicht war etwas, was Ulfers nicht recht begriff, und was ihm doch imponierte.

Er ist kein Draufgänger wie mein Haus, dachte er. Eher ein Grübler. Aber es ist doch etwas an ihm, das sich nicht biegen läßt. Ich weiß nicht, wo das sitzt. Der ist nicht umgebogen, trotzdem er sich gefügt hat.

Unter der wetterbraunen Haut fühlte er es heiß aufsteigen. Er, er konnte im Feldwebelston reden und die Leute zusammendonnern, daß sie schlotterten, aber — umbiegen hatte er sich doch lassen.

— — — — — — — — — — —

Es war, als habe Kurt das Sprechen vergessen in seiner bittern Leidenszeit und müsse es erst mühsam wieder lernen. Tante Maus mußte dafür schon vorläufig für zwei reden. Ach ja, ihre Zunge war allerdings gelöst. Was für ungeordnetes seliges Zeug schwatzte sie jetzt den ganzen Tag lang. Alle ihre Jungen neckten und verspotteten sie damit.

Wo war nur ihre Müdigkeit hin, ihre Schwere, ihre Reizbarkeit, ihr Kopfweh? Sie war wie neugeboren, sie konnte überhaupt nichts mehr schwer nehmen, selbst Walter nicht. Wenn diese Stimmung permanent geworden wäre, so hätte sich ihr stadtberühmtes Institut wohl bald in ein tolles Pensionat verwandelt, vor dem ehrsame Bürger die Nachtmützen schüttelten.

Aber der liebe Gott, der Sonne und Regen schickt, sorgte schon dafür, daß die tolle Tante Maus wieder ins Geleise kam.

Es war doch nicht auszulöschen, noch innerlich ganz abzutun, das, was gewesen war. Es war kein böser Traum, von dem man erwacht und den man erleichtert abschüttelt, sondern eine harte Wirklichkeit, die ihre Schatten lang und schwarz in die schöne Gegenwart warf.

Kurt war körperlich und auch seelisch sehr herunter. Als er als neunjähriges Kind seiner neuen Mutter zugelaufen war, hatten sich die schlimmen Eindrücke aus seiner weichen kleinen Seele noch fortwischen lassen. Jetzt war das schwerer oder unmöglich. Er war in dieser harten Zeit so gereift, daß von „lassen“ nicht mehr viel die Rede war. Was in ihm an Überwindung geschehen konnte, mußte er selber leisten. Er war das kleine Kind nicht mehr, das sein Köpfchen ins Kissen legt und unter Tante Maus' Schirm und Schutz süß und unbekümmert einschläft. Dies kleine Kind, das ihrer Tage Seligkeit gewesen war, das gab es nun nicht mehr.

Sie lernte das erst allmählich. Sie war in der ersten Zeit zu glückstoll, um es gleich zu begreifen. Sie ging mit ihm um wie früher.

Langsam kam ihr das Verständnis. Es kam nicht ohne tiefes Weh. Ein Glück war also doch verloren!

Da verging ihr das Jubeln ganz von selbst. Sie hörte auf, ihn beständig anzureden, sie forschte still und ernst in seinem Wesen. Ach, die schönsten Offenbarungen kommen uns doch immer erst, wenn wir aufhören, zu schwatzen, und still dem mächtigen Werden, dem großen klaren Sein zuschauen.

Nein, Kurt war kein abhängiges Kind mehr, aber er war mehr als das: ein ungebrochener, unverbogener Mensch. Er war einer von denen, denen man auch die beste Liebe nur als Mantel auf den Weg unter die Füße legt: Gehe darüber hin, du Gesegneter! Das ist alles, was ich dir noch geben kann.

Führung, Hinweis, Tröstung, das alles brauchte dieser Knabe nicht mehr. Er hatte, als der Boden unter ihm wich und menschliche Hilfe zu klein war, sich selbst getröstet, sich selbst geholfen.

Kurt hatte kein leichtes und bequemes Leben vor sich. Anderthalb Jahre im Schulleben verloren und ohne Aussicht, bei seinem zarten Körper mehr zu leisten, als Klassen-

Digitized by Google

norm war, seine Kameraden wieder einzuholen. Aber er stand diesen Notwendigkeiten klar und ruhig gegenüber. Er hatte von seinem Unglück das Beste gelernt, das der erdgebundene Mensch zu erlernen vermag: die Unabhängigkeit von den Tatsachen.

— — — — — — — — — — —

Das „Institut" von Tante Maus war nun wirklich stadtberühmt geworden. Eines Tages kam der schwerreiche Fabrikbesitzer Hoppe, ihr Hauswirt, und fragte sie, ob sie nicht seinen einzigen Sohn, den Karli, nehmen wolle.

Er war schon ein Graukopf, an die Sechzig heran, und ziemlich alt für einen einzigen Sohn, der eben erst nach Untertertia gekommen war. Das machte, er hatte spät geheiratet.

Christa hatte ihn gern. Sie wußte, daß er als kleiner Schlossermeister angefangen und sich durch zähen Fleiß und härteste Entbehrungen bis zum Fabrikbesitzer emporgerungen hatte. Man sah ihm das auch an. Seine Hände waren die richtigen schwarzen harten Schlosserhände, an seiner untersetzten breiten Gestalt hing der gute schwarze Anzug, als gehöre er nicht dazu, und sein Gesicht war verwittert und von unzähligen Fältchen durchzogen.

Es war der Typus des norddeutschen, ehrenhaften, durch und durch zuverlässigen Handwerkermeisters. Seine Ehrenhaftigkeit und Ehrlichkeit hatte einen förmlich kindlichen Zug an sich, der ihn im Großstadtgetriebe vielleicht unter die Räder gebracht hätte, hier aber sein Ansehen und damit seinen Wohlstand begründet hatte. In seinem Hause war er halb Tyrann, der das für recht Erkannte unweigerlich durchsetzen wollte, ohne viel Rücksicht auf die Wünsche oder Anlagen seiner Familienglieder — halb hilfloses Kind, das sich in der lächerlichsten Weise hinters Licht führen und übertölpeln ließ.

Seine rührende Harmlosigkeit hatte ihm bei seiner endlichen Verheiratung einen schlimmen Streich gespielt. Eine raffinierte Person, ihres Zeichens Hebamme, hatte ihm ihre „gebildete" Tochter aufgehalst, ein hübsches Lärvchen mit Damenallüren, schauspielerischen Talenten, die sie die gute Hausfrau und den sanften Engel markieren ließ, bis der Ehering geschlossen war und nun ein ziemlich nichtswürdiger Charakter zum Vorschein kam.

Der gute Herr Hoppe, statt in einen geruhsamen Ehehafen für seine alten Tage einzulaufen, sah sich dem täglichen und stündlichen Kampf mit dem Drachen gegenübergestellt. Was der Mann in diesen vierzehn bis fünfzehn Jahren durchgemacht hatte, sagte er keinem, suchte auch nicht Trost im Wirtshaus, wie seine ebenfalls hereingefallenen Leidensgenossen. Aber sein ehemals breites und sicheres Wesen verkleinerte sich zusehends. Seine stramme Haltung ließ nach, er alterte und wurde ordentlich schreckhaft.

Kindlich konnte er oft verlangen nach einem Einverständnis mit seiner Frau. In stummem, starrem Brüten verbrachte er dann wieder über seiner Arbeit die Tage nach einer der stets wiederkehrenden grausamen Enttäuschungen. Als sein Sohn heranwuchs, lebte er eine Zeitlang auf, um ihn kämpfte er auch, und man hörte ihn schelten und poltern im Haus. Fürchterlich war es ihm, wenn seine Frau das Kind mit auf Maskenbälle nahm, es mit Leckereien überfütterte und es weder zur Ordnung noch zur Arbeit anhielt.

Der alte Hoppe hatte naturgemäß einen tüchtigen Schuß Geiz in sich. Er hatte den größten Respekt vor dem sauer erworbenen Gelde. Wie seine Frau damit umging, hatte ihm das Leben vergällt, seine Körperkraft gebrochen. Daß nun aber auch sein Sohn, der Erbe seines erarbeiteten Besitzes, ein liederlicher Verächter und Verschwender werden könne, das ging ihm so entsetzlich ins Blut, daß er nicht Ruhe und Rast hatte, bis er sich zu einem gewaltigen Entschluß aufgerafft hatte.

Er wollte Karli seiner Mutter entreißen!

Auf Christas Stuhl saß er, drehte seinen Abendmahlszylinder mit verlegenen Händen hin und her, sah vor sich nieder und brummelte allerhand abgerissenes Zeug, aus dem sich Christa leichtlich, wenn sie wollte, seine ganze Leidensgeschichte entnehmen konnte.

„Seine Mutter weiß noch von nischt," brummelte der Alte weiter. „Is auch früh genug, wenn sie's hört, wenn ich von Sie, Fräulein, das Jawort habe. Lärm gibt's ja wohl — aber: is nich. Nee, da is nischt mehr, is mich zu schwer geworden, Fräulein. Da wirft's mich nicht mehr um."

Christa dachte mit Schrecken: Ach, was werden meine Jungen sagen! Mit diesem wird ja schon das halbe Dutzend voll. Ich

Digitized by Google

Curt Herrmann: Vase mit Blumenstrauß.

Digitized by Google

möchte ja gern, aber ich kann doch nicht die ganze Welt aufnehmen!

Aber das Bild des alten Mannes auf dem Stuhle bestürmte ihr Herz. Zu dem Karli Hoppe hatte sie nach dem, was sie von ihm gehört hatte, nicht viel Zutrauen. Aber darum vielleicht gerade sollte sie ihn nehmen. Ihre Jungen würden ihn schon herumbringen, ihn einfach zwingen, ein ordentlicher Mensch zu werden.

Sie wurde ganz rot plötzlich vor Stolz auf ihre Jungenschar. Selbst Walter nahm sie in dem Glückstaumel, der sie befiel, nicht aus. Sie sah schon förmlich den mißratenen kleinen Hoppe hier erst zerbrochen und dann neu aufgerichtet werden zu der Menschheit Entzücken und ihrer und ihrer Jungen Ehre.

„Dann schicken Sie ihn nur her, Herr Hoppe," sagte sie freundlich.

Der geriet nun doch beinahe aus allen Fugen. „Ja, wollen Sie? Danke schön, danke schön, Fräulein. Und was die Pension betrifft, Sie haben ja noch gar nischt gesagt. Aber ich will mir nicht lumpen lassen. Diese Sache ist schon was wert. Zweihundertundfuffzig Daler geb' ich, Fräulein."

„Nun, das ist ja ganz nett," sagte Christa, ohne gerade vom Stuhl zu fallen über dies Angebot.

— — — — — — — — — — —

Karli Hoppe war eigentlich ein ganz hübscher Junge, aber niemand konnte ihn recht leiden. Er hatte ein fades, langweiliges Gesicht und ein prahlerisches Wesen. Er war der verzogene Muttersohn, der an Heimlichkeiten vor dem Vater gewöhnt ist und die ganze Welt nur daraufhin ansieht, wieviel sie kostet und wie sie seinem Vergnügen dienen kann.

Als Christa ihn bei sich eintreten sah, war ihr erster Gedanke: Ja, mit dem müßte ich mich jetzt unausgesetzt beschäftigen, wenigstens im stillen, wenn daraus etwas werden soll. Der ewige Kampf mit den niedern Geistern, die diese Seele füllen, verbraucht ja eine ganze Menschenkraft.

Sie fühlte sich tief bedrückt. Eine höhnische Stimme in ihr fragte: Und wenn du dich nun von deinen Kräften gearbeitet hast um diesen, was hast du dann? Was hieraus im besten Falle werden kann, ist das auch wohl der Mühe wert?

Tante Maus gab dem neuen Pflegesohn die Hand und schickte ihn zu seinen Kameraden. Dann nahm sie sich selber erst gehörig ins Gericht.

Mit solchen überflüssigen Fragen wirst du allerdings nicht weit kommen, schalt sie sich aus. Ich glaube beinahe, du bist ein bißchen verwöhnt, gute Tante. Hast immer im Grunde lauter Prachtjungen gehabt. Nun brummst du, wenn es mal holpert. Wie groß oder wie klein das Pfund ist, das du einmal ablieferst, scheint mir wenig deine Sache zu sein. Tu du nur deine Arbeit, Tante Maus, und laß das Klugreden. Dieser Karli ist vielleicht die beste Medizin gegen deine Eitelkeit.

Ja, so war's am Ende auch. Bescheiden konnte man schon werden, wenn man sich an diesem Buben einen Gotteslohn verdienen wollte.

In Christas liebes, lebensprühendes Heim war ein schlechtes Element gekommen. Was auch die andern Jungen für Fehler hatten, die ihrer Pflegemutter das Leben sauer machten, es lag doch eine Art Noblesse bei ihnen allen zugrunde, die ein Verständnis und eine Einwirkung wenigstens ermöglichte. Auch bei Walter, bei allen Streichen, bei aller Zügellosigkeit. Jetzt sah Maus, was für ein Unterschied es war, zu lügen und verlogen zu sein. Walter log mit Bewußtsein, mit einer Art Herrenrecht, das er sich in seinem verdrehten Kopfe zurechtgebaut hatte. Karli log viel vorsichtiger: er gab niemals zu, daß er es tat, ja, er belog sich selber damit. Das war erst die richtige waschechte Verlogenheit.

Und die Werte in dieses Knaben Seele — wie standen sie so tief! Es war kein edler, starker Gedanke in ihm, kein selbstloser, keine einzige große Linie. Klein, klein, selbstisch, feige, unzugänglich für jedes Gespräch, das über die Alltäglichkeit hinausging, das war Karli Hoppe.

Die Jungen waren nun zwar auch nicht wie die Engel zu ihm. Besonders Walter war unduldsam wie der Gerechten erster. Über Christa kam plötzlich eine Erleuchtung. Sie dachte: Und wenn's dem Karli nicht nutzt, nutzt's dem Walter vielleicht! Es ist noch immer nicht das Schlechteste, einem Bösewicht einen noch ärgeren aufzusetzen.

Walter in dem Spiegel von Karlis Moral sah plötzlich, daß die Lüge nicht das Vorrecht der Herren, sondern der Sklaven ist. Ihm wurde direkt übel von Karlis feiger

Digitized by Google

Ausrederei. Und ohne sich lange in eigner Neuequal aufzuhalten, brach er in wütende Grobheit und schlagendem Wettern über sein unglückliches Spiegelbild aus.

Bums! so rasch wie ein fallender Hammer aufschlägt, wurde er zum Wahrheitsfanatiker. Er ging in die Wohnstube und meldete: „Tante Maus, ich habe eben meine Arbeit liederlich gemacht.“ Oder: „Tante Maus, ich habe eben zwei Groschen vernascht.“ „Tante Maus, ich bin einem Mädchen nachgelaufen.“

Das war ja wunderschön, aber brachte doch wieder neue Aufregungen. Die arme Tante Maus kam so weit herunter, daß sie beim bloßen Erscheinen Walters in der Tür im tiefsten Herzensschrei schon ein Gebetlein ausstieß: „Ach, lieber Gott, hilf doch, daß ich nicht wieder eine Schandtat zu hören bekomme!“

Zu Anfang hatte Christa doch manchmal gezagt. Es ist eine alte schlimme Geschichte mit dem Unkraut unter dem Weizen. Wißt ihr nicht, daß ein wenig Sauerteig den ganzen Teig versäuert? Es hatte Tage gegeben, in denen es wirklich schien, als solle ein niederer Ton einreißen. Die Jungen waren auch verdrossen und ärgerten sich über Tante Maus, die ihnen noch „Ratten und Mäuse ins Nest setzen würde“.

Da galt es festzustehen und die Gefahr zu besiegen.

Aber sie hatte plötzlich eine Hilfe neben sich, und das war gerade der kleinste und der schwächste unter den Jungen, aber auch ihr liebster und bester: Kurt. In dem wunderbaren Kinde war eine Klarheit des Empfindens und eine Stärke des Willens gereift, wie sie selbst Christa nicht zu besitzen vermeinte. Er wurde ihr in diesen schlimmsten Tagen direkt zum Führer. Wenn er unter seiner leicht zusammengezogenen Stirn zu ihr hinüberblickte oder mit einer sachlichen Frage die Streitereien abschnitt, die seit Karlis Anwesenheit öfters bei Tisch entbrannten, so war ihr, als habe man ihr einen Stecken und Stab in die Hand gegeben oder ihr mit einer Fackel den Weg erleuchtet. Ihr ganzes Herz wurde plötzlich stark und wußte, was es wollte.

Auch darin leitete Kurt sie, daß sie sich direkt nicht viel mit dem Karli abgab. Sie beobachtete ihn anscheinend wenig, während sie doch keinen mehr im Auge hatte als ihn. Da verlernte er wenigstens das Sichwichtigfühlen, und das war doch schon etwas, wenn freilich auch nicht sehr viel. —

Frau Hoppe kam und besah sich mit hochroten Flecken auf den Backen und pikiertem Wesen die Schlafstelle ihres Sohnes durch die Lorgnette.

Es war nicht viel Staat damit zu machen: neben dem Wohn- und Eßzimmer, das eins war, lag die größere Vorderstube, in der drei Jungenbetten standen und am Fenster ein tintenbekleckster gelber Arbeitstisch; an den Wänden ein Schrank und zwei Kommoden — damit war die Herrlichkeit zu Ende. Das mittlere der Betten gehörte dem vergötterten Karli zu. Rechts und links hausten Hans Ulfers und Kurt. Daneben, nach hinten, lag Tante Maus' kleines Schlafstübchen, wohlweislich zwischen die Bubenzimmer eingefügt und mit Türen nach beiden Seiten. Dann kam das andre Hinterzimmer mit den beiden Rusts. Rolf Beversdorf hatte eine Extrakammer daneben, da er sehr geschont werden mußte. Alles fügte sich nur eben so mit Not und Mühe ein.

„Mein armer, armer Karli!“ jammerte Frau Hoppe. „Hier mußt du dich einpferchen lassen, und zu Hause hast du zwei herrliche Zimmer ganz für dich allein. O, du hast einen Rabenvater!“

Karli schluchzte auch.

„Hören Sie, Frau Hoppe,“ sagte Christa, „mir scheint es, als ob Sie doch gar zuwenig vom Leben verlangen. Schöne Zimmer und Leckereien scheinen Ihnen zu genügen. Hier, alle meine Jungen in den harten schmalen Bettstellen sind doch ein bißchen anspruchsvoller, und ich hoffe, ich gewöhne Karli diese Art Bescheidenheit auch noch ab.“

„Na aber, Fräulein —“ sagte Frau Hoppe entgeistert und ließ die Lorgnette sinken.

Vom gelben Tisch her platzte ein halb unterdrücktes unverschämtes Jungenlachen los. Christa warf einen verweisenden Blick dorthin. Frau Hoppe empfahl sich.

* * *

Es ist unser aller irdisch Teil und Wesen, unter des Tages Last und Hitze gar oft die eigne Höhe zu vergessen. Das ist der alte Menschheitsjammer: nicht immer das sein zu können, was man ist, wozu man die Kraft und den Willen in sich trägt.

Digitized by Google

Der Mensch, der allein lebt, nur sich selbst zur Freude oder zur Plage, dessen ganzes Leben nur in einem Tone klingt, der kennt die wilden Dissonanzen nicht, aber auch nicht die starken Harmonien, in denen wie auf einer mächtigen Orgel das Leben wühlt, braust und verklingt, bei der Seele, die sich selbst unlöslich mit fremdem Leid und Glück verwob.

Christa Thomasius war anscheinend von dem Leben verurteilt, in einem Ton zu klingen. Es wäre auch geruhiger, stiller und bei weitem bequemer für sie gewesen. Aber sie hatte das Leben mit beiden Händen gefaßt und es gezwungen, ihr seine reichsten Schätze, seine schweren, edlen Früchte zu geben.

Nun stand sie da, sie, der das Glück nach üblicher Beurteilung „vorbei“ gegangen war, um sie in freud- und schmerzloser Vereinsamung zurückzulassen. Aber sie hatte seine Meinung besser verstanden.

Wohl kam sie jetzt nicht zur Ruhe. Die Jahre vergingen, sie wurde älter, aber zur Ruhe kam sie nicht. Wenn sie lesen oder sich mit sich selber beschäftigen wollte, mußte sie die Ferien dazu nehmen. Sonst hieß es: mit den Jungen arbeiten, für sie arbeiten, mit allen ihren Interessen beständig auf dem Posten sein. Und dann noch dazu diese ewigen und oft so herzlich überflüssigen Handgemenge, die es auszufechten gab!

Ja, wenn die Buben kleine Kinder gewesen wären, die wenigstens aufs Wort gehorchten. Aber gerade solche, die in den schlimmsten Flegeljahren steckten, waren ihr beschieden. Ob wohl jemand glaubte, daß man zu einem einzigen von all den Jungen — Hans, Eginhard und Walter, Rolf, Karli und auch Kurt — einfach sagen konnte: Marsch, tu dies, tu das! und wenn es noch so vernünftig und wohlbegründet war. Ach, du lieber Gott, wer das glaubt, kennt das Selbstbewußtsein solcher Jungenseelen nicht!

Gott bewahre, das mußte erst mühselig alles erklärt und logisch begründet sein, ehe es irgendwelchen Anklang fand. Tante Maus war manchmal ganz und gar verzagt darüber. Lag es an ihr, daß es so viel Mühe kostete? Gewiß verzog sie die Pflegesöhne in den guten Stunden zu sehr! Oder sie war zu klein und schwach zwischen all den großen Schlingeln!

In ganz verzweifelter Stunde wünschte sie sich oft Hünengestalt und dröhnende Baßstimme, um die Übeltäter zu schrecken.

Manchmal war sie so weit herunter, daß sie sich einschloß, saß und weinte. Dann war ihr wirklich zum Zerbrechen elend zumute. Was war sie denn, was konnte sie, was brachte sie vor sich? Hatte sie auch nur einem Jungen vorwärts geholfen und war ihm von wirklichem Nutzen gewesen? Vielleicht wären sie alle besser und tüchtiger, wenn sie gar nicht zu ihr gekommen wären. Was hatte sie überhaupt getrieben, sich mit Jungen abzugeben? Was wußte sie denn von Knabenerziehung im Grunde? Dazu gehören doch Männer. Konnte sie sich nicht Mädchen aussuchen, die ihr verwandter waren, die sie in vielen Dingen gewiß besser hätte verstehen und beeinflussen können!

Wie kam sie überhaupt auf Jungen? Durch Zufall doch nur eigentlich. Ja, das war das Richtige, das war das Echte! Dabei konnte allerdings etwas herauskommen!

Und sie saß und weinte, daß sie sich vom Zufall habe treiben lassen, und wußte nicht, daß es gar keinen Zufall gab. Daß es ihr eignes Wesen war, was sie getrieben hatte, daß sie jetzt mitten im reichen gottgesegneten Leben stand, in das auch dieser Kummer und Jammer, der sie wie mit Fäusten anfiel, hineingehörte. Dieser Kummer und Jammer, der vorübergeht, wie Sturm und Gewitter vorübergehen, an die man schon am nächsten Tage nicht mehr denkt, und die doch die Natur durchwühlt, geschüttelt, gereinigt zurücklassen.

Die Nöte freilich rissen nicht ab. Nun kamen die Sorgen mit den Examina der Söhne. Eginhard mit dem Abiturium eröffnete den Reigen. Christa wußte, daß er gearbeitet hatte wie keiner; aber auf seine Nerven war nicht immer Verlaß. Sie durchfieberte förmlich die Nächte vorher. Es hing so viel daran: sein eigner Lebensmut, seines Vaters Hoffnung. Zeigen durfte sie ihre Angst auch nicht, das hätte ihn noch verstört. — Es ging dann auch gut. Aber sie, als die Spannung vorüber war, fiel beinahe um. Alle Leute redeten sie auf ihr schlechtes Aussehen an. Ob sie sich denn um jeden ihrer Pflegesöhne so zerreißen wolle? Da werde sie ja nächstens in Stücken auseinanderfallen.

O ja, so weit davon war es gar nicht mehr.

Sie war auch ganz pessimistisch geworden. Zu Eginhard sagte sie: „In ein paar Jahren

Digitized by Google

geht nun dieselbe Angst mit deinem ersten Examen an." Er wollte Theologe werden.

„Dann bin ich dir hoffentlich weit aus den Augen, Tante Maus," entgegnete der Jüngling tröstend.

Nächstes Jahr kam die Examensnot an Hans. Diesmal war Tante Maus etwas gelassener. Hans hatte keine Nerven: was er wußte, das wußte er, und er wußte rasend viel, wie es ihr schien. Dennoch waren ihre Nächte auch jetzt wieder voll wüster Träume.

Ja, so eine Tante kann nicht darauf rechnen, ihren guten Schlaf und ihr ruhiges Leben zu haben, solange wie sie noch ihr Herz an diese unzuverlässigen, ungefügen Jungen gehängt hat. Und das wird sie nun wohl einmal an sie hängen, solange sie selber lebt.

An dem Tage, als Hans im Examen war, las sie in einem modernen Blatt den Vers einer Dichterin:

Wenn ich nicht Mutter wär',
Wär' nicht mein Herz so schwer.
Gäb' ich dem losen Wind,
Was meine Sorgen sind.

Sie lächelte. Ja — wenn!

Sie legte das Blatt fort und ging ans Fenster. Der Märzwind fegte durch die Straße und trieb den trocknen Staub empor. Weiße Wolken flogen am Himmel.

Gibt es denn das? Gibt es den Gedanken, daß ich dir, Wind, geben wollte, was mein Schwerstes und Schönstes ist?

„Wenn ich nicht Mutter wär' —"

Ja, Tante Maus, denke dir aus deinem Leben die Jungen und die Sorgen hinaus — kannst du das? kannst du das?!

— — — — — — — — — —

Eginhard und Hans waren fort. Hans wollte Geschichte studieren. Die Plätze am Tisch waren leer, die Betten waren frei geworden, die Zurückgebliebenen konnten sich mehr ausbreiten. Christa litt unverhältnismäßig unter dem Abschied. Sie sagte sich hundertmal, daß sie sich daran gewöhnen müsse, daß sie nicht jedem ihrer Jungen nachlaufen könne; aber ihr Klugreden nutzte ihr nicht viel.

Karli Hoppe war immer noch ihr Schmerzenskind. Er hatte sich äußerlich in der Luft dieses Hauses etwas verändert, trat nicht mehr so protzenhaft auf und hatte einige neue Pflichtbegriffe in sich aufgenommen. Der alte Hoppe war ganz selig darüber. Mehr wolle er ja gar nicht, erklärte er Christa.

Nun ja — Christa wollte doch etwas mehr. Aber vielleicht wollte sie auch zuviel. Man kann ja nicht Trauben lesen von den Dornen. Doch wie oft, wie oft zerriß sie sich an den Dornen noch heute die Hände, um nach Trauben zu suchen.

Dies unsägliche Mühen, dieser unendliche Glaube — vielleicht war es das Beste und Heiligste, das je diesem schlecht veranlagten Knaben im Leben naheirat. Sein flüchtiges Aufhorchen, sein verwundertes Blicken — auf das achtete Maus nicht, und doch war es etwas Großes. Es war das Anzeichen, daß unter tausend nutzlos verstreuten Samenkörnern doch eins im Winkel, unter Gestrüpp Boden gefaßt hatte. Und wenn es einst aufging, nach Jahren, nach Jahrzehnten vielleicht, und die Menschen darüber erstaunten, dann hatte sie ihren späten Dank für die langen Jahre der scheinbar nutzlosen Sorge und Arbeit.

An Walter Rust dagegen lernte Tante Maus die seltsam verhaltene Freude kennen, jene Freude, die eigentlich gar keinen Grund hat und sich vor sich selber fürchtet, und die dennoch da ist — da ist! und sich nicht totmachen läßt. Nie würde dieser Jüngling der strengen Tugend untertan werden, er würde immer spielen mit seinen Entschlüssen, seinen Gefühlen, den Menschen, dem Leben. Er würde seinen Eltern noch manche sorgenvolle Nacht kosten.

Und doch, und doch! Ach, laßt uns lieben, auch wo wir nicht immer preisen können! Ist es nicht etwas Goldenes um den jungen Gott des Leichtsinns, der mit Flügeln an den Füßen über unsre Erde geht? Wir haben ja alle so viel Erde an unsern Sohlen, laßt uns nicht allzusehr schelten und verachten, wenn auch mal einer sich aufs Fliegen versteht. So hoch kommt er ja doch nicht, daß nicht die Wolkenschatten, die vor die Sonne ziehen, auch ihn umfingen.

Erdenleid und Herzensweh werden dir noch immer nachkönnen, du Flüchtiger! dachte Tante Maus. Das Leid, das du andern antust, wird dir selber zur edlen Schlinge, das dich sicher herabholt zu uns, zu denen du gehörst.

Ach ja — aber etwas andres holte ihn noch sicherer herab als die Pfeile des Schmerzes und der Reue: die Liebe, die ihn nicht ließ,

Digitized by Google

die im Häuschen zwischen den alten Großvatermöbeln saß und treulich auf ihn wartete.

„Wenn ich das Abiturium bestehe und auf die Universität gehe, dann komm du mit, Tante Maus," bat er sie an einem Winterabend spät. Er war nahe davor gewesen, in einer dummen kleinen Liebesgeschichte die Direktive zu verlieren. Aber die Nähe seiner Pflegemutter, die Luft ihres Hauses, die ihn noch umgab, hatte ihm über den toten Punkt hinweggeholfen, in dem seine eigne Selbstzucht versagte. Er bat sie halb scherzend und doch mit einem Unterton von dringlicher Angst.

Sie wußte nicht, was beinahe geschehen wäre. Sie hatte ihr klares Lächeln im Gesicht, als sie ihm sagte: „Ja, darüber muß man nachdenken. Allein wird man dich ja wohl nicht fortlassen können."

Aber als das Abiturium kam, fiel Walter glänzend durch. —

Bald darauf erkrankte Frau von Beversdorf an einer schweren Lungenentzündung. Christa war oft die halben und die ganzen Nächte dort. Zu Hause mußten sie einmal sehen, wie sie allein fertig wurden. Rolf war mit ihr, auch Ernst kam herüber. So teilte sie sich mit den Söhnen in die Pflege.

Seit jenem Abend in der Pfingstwoche hatte sie Ernst als Freund verloren. Er kam nie mehr zu einer Plauderstunde zu ihr, und wenn er sie bei seiner Mutter traf, war er kalt und steif. Damals in der ersten Zeit lebte noch der Jubel um Kurts Wiederkehr in ihr, so daß alles andre im Nebel an ihr vorüberging. Dann begann sie um die verlorene Freundschaft zu trauern.

Dann versuchte sie auch, sie wieder zu gewinnen, aber ihre schüchternen Versuche wurden kalt abgewiesen.

Es war vorbei mit diesem Schatz, den sie besessen hatte. Ohne Stütze und Rat wie zuvor war sie mit ihren großen wilden Söhnen allein.

Sie mußte seinen Willen achten, aber sie litt darunter. Ist denn eine starke, freie Freundschaft mit einem Manne ein zu vermessener Wunsch, als daß er uns gewährt würde? dachte sie. Muß sich immer ein persönliches Begehren da hineinmischen?

Ist es den Männern schon zuviel Gunst, wenn wir ihnen die Hand reichten und uns über ihr Kommen freuten? Hätten wir das eigentlich nicht gedurft, um nicht falsche Hoffnungen zu wecken? Muß ich jetzt bei mir auf Wache sitzen über jeden Blick, jedes Wort, das ich ihm schenke?

Aber an diesem schweren Krankenlager schwand Christas Bitterkeit. Jetzt war keine Zeit für verletzten Stolz, für Liebesqual oder Vorwürfe. Das ringende Leben nahm alle Kräfte in Anspruch.

Der Arzt gab von Anfang an wenig Hoffnung. Er traute dem geschwächten Herzen einen erfolgreichen Widerstandskampf nicht zu. Frau von Beversdorf fühlte das wohl selbst, sie war die ganze Zeit über bei vollem Bewußtsein.

Voll unaussprechlicher Klarheit war das Vergehen dieses edlen, reichen und schwergeprüften Lebens. Die Kranke sprach nicht viel, aber ihre Blicke, ihre wenigen Worte strömten lautern Dank aus. Wenn sie Rolf eintreten sah, leuchtete ihr Angesicht wie verklärt. Sie wußte, die letzte Heldentat ihres Lebens, die Trennung von ihrem Sohn, war gesegnet worden.

In der letzten Zeit durfte Rolf gar nicht von ihr weichen. Sie hielt seine Hand und plauderte mit glücklichem Lächeln von seiner und seiner Brüder Kinderzeit. Das alles war jetzt, angesichts des nahen Sterbens, für sie ohne den wühlenden Schmerz der früheren Zeit.

Rolf hielt sich stark und treu, bis das Letzte vorüber war.

An dem Totenbett kam Ernst zu Christa und küßte ihr die Hand. „Sie haben mir Mutter und Bruder gerettet," sagte er in tiefer Bewegung. „Nehmen Sie mich wieder als Freund an, wenn ich Ihnen noch wert dafür bin."

— — — — — — — — — — —

Nach Jahresfrist zog Christa ihren Söhnen nach zur Universität. Walter war jetzt glücklich Mulus geworden, ebenso Rolf. Nur Kurt war durch die verlorene Zeit um ein Jahr zurück. Der Junge mußte nun eben auch mit und wieder auf sein Berliner Gymnasium für den Rest, das half nichts.

So avancierte Christa getreulich mit von der Schülermutter zur Studentenmutter. In der Artilleriestraße, nicht weit von der Universität, mietete sie ein Quartier und hatte nun alle ihre alten Jungen, auch Eginhard und Hans, die Vorangegangenen, wieder unter ihren Flügeln.

Es kam neue Not und neues Glück, aber alles getragen von der alten Liebe. Sie

Digitized by Google

hatte weder Ruhe noch Rast, sondern nach wie vor ihr redliches Teil an Not, Ärger, Sorge, Angst, aber sie stand auch mitten im starken Strom des Lebens.

Ihre Jungen, die jetzt Jünglinge waren, hatten bei ihren schlechten Streichen immer noch ein böses Gewissen vor Tante Maus, bei allem Erleben immer noch das erste Bedürfnis: „Das sag' ich Tante Maus!" Sie brachten jüngere Freunde mit und führten sie ein bei der Studententante mit den engen Stübchen und dem weiten, großen Herzen.

Sie wurden Männer und kamen in Amt und Würden. Walter wurde Philologe — Lehrer! Er, der selbst zeitlebens innerlich ein wilder Junge blieb. Aber wenn seine Frau sich späterhin einmal um ihn grämte oder nicht mit ihm fertig wurde, so fuhr sie kurz entschlossen zur Weidendammer Brücke und trappelte in das große graue Haus, in das liebe Stübchen zu der alten Tante Maus. Da war immer Rat und Trost zu holen.

Rolf und Kurt wurden Mediziner. Karli Hoppe war in Sötenland geblieben, ihn gelüstete nicht nach der Wissenschaft Quellen.

Tante Maus wurde weißhaarig, aber ihr Herz blieb frisch wie ein junger Vogel. Ja, mit dem zunehmenden Alter verlor sie sogar immer mehr ihre pessimistischen und verzweifelten Anfälle. Sie fand: über allen Dingen waltete eine große herrliche Ordnung. Man müht sich seine Zeit auf Erden und ackert oft unter großer Angst, aber auch unter lebendiger Hoffnung sein Stückchen Feld. Dann aber steht man und wundert sich: Was da alles aufgeht, ist doch nicht etwa mein Werk? Dies Wundern aber in Demut ist das Beste, das wir haben auf unsrer alten treuen Erde.

Die Männer, die einst ihre lieben und schlimmen Jungen gewesen waren, schickten ihr jetzt das eigne junge Volk ins Haus, sie zu besuchen. Und die großen, neugierschlossenen Kinderaugen sahen ganz ernst und andächtig in das alte, ewig junge Gesicht mit dem weißen Haar: das war ja die höchste Respektsperson bei ihnen zu Hause, das war ja Tante Maus!

Tante Maus aber sah neues Leben aufblühen und altes vergehen. Ihr eigner Abend kam. Der Tag war schön gewesen, oft heiß, oft stürmisch; aber golden ging die Sonne unter. In lauter Glanz und Licht lag der zurückgelegte Weg: ein Garten, bunt vor Blumen, in den sie ihr armes Stückchen Leben umgeschaffen hatte.

Im Volkston

Rote Rosen, rote,
Blühn in Hain und Hag —
Geht ein Liebesbote
Durch den Sommertag.

Locken, blond wie Sonne,
Augen, licht und blau;
Liebst du ihn, Madonne,
Weiße heilige Frau?

Deine Augen feuchten
Sich in Sehnsuchtsglut,
Deine Lippen leuchten,
Purpurheiß wie Blut ...

Und der blonde Sänger
Nahm zu Lust und Scherz
Wie der Rattenfänger
Kühn sein Glück ans Herz.

Zog dann fort am Morgen
Noch vor Tag und Tau —
Voller Harm und Sorgen
Saß die weiße Frau.

Und der Tag geht unter,
Seltsam rauscht der See —
Und sie steigt hinunter
Zu der Wasserfee.

Rote Rosen, rote —
Bleich im Mondgeleucht
Ruht die schöne Tote,
Und ihr Haar ist feucht.

Alles Glück verlohte
Jäh in einem Tag — —
Rote Rosen, rote,
Blühn in Hain und Hag ...

Eugen Stangen

Digitized by Google

Alexander Danilowitsch Fürst Menschikow. Nach einem zeitgenössischen Stich.

Fürst Menschikow, Peters des Großen Freund

Von Prof. Dr. Arthur Kleinschmidt

Eine der gerade in der russischen Geschichte mit ihren Gegensätzen orientalischer Pracht und sibirischer Wüstenei so häufigen Mythen hat sich an die Person des Herzbruders Peters des Großen, Menschikows, geknüpft. Gar viele Geschichtenschreiber haben sie mit Flitter und schreienden Farben aufgeputzt, haben Lüge und Phantasterei an sie verschwendet, die verschiedensten Nationen nahmen sie zum Stoffe für Dramen oder Romane, von Laharpe an bis zur Gräfin Rodiano und zu Otto Erler, dem Verfasser des Dramas „Zar Peter". Die Geschichte aber ist wirkungsvoller als alle Phantasiegebilde. Es bedarf keines Mythus, Licht und Schatten sind von Klio selbst so wunderbar verteilt, ihr unbestechlicher Griffel hat ein Leben aufgezeichnet, dessen dramatischer Natur gegenüber eine jede Poesie verblaßt, und so gebe ich hier Wahrheit ohne Dichtung. Der Brand Moskaus hat freilich die meisten Familienpapiere zerstört, wie ich vom letzten Fürsten Menschikow erfuhr, doch ist seitdem die Forschung wieder unermüdlich tätig gewesen.

Im gleichen Jahre mit dem Zarewitsch, im November 1672, wurde Alexander Danilowitsch Menschikow bei Wladimir als Sohn eines zarischen Stallknechts und nachmaligen Korporals geboren. Der Zarewitsch Peter bemerkte früh den schlanken Knaben mit den strahlenden Augen, die so lustig drein-

Digitized by Google

schauten, und nahm ihn zum Spielkameraden und Genossen von Jugendfreuden und Jugendstreichen in Preobrashensk. 1683 erscheinen Alechaschka und sein Vetter Gascha unter den Bombardieren, den Ahnen der heutigen Gardeartillerie Rußlands, die mit Peter Soldatenspiele aufführten, und bei denen er selbst von unten auf diente. Daß Alechaschka als Knabe Piroggen in Moskau feilgeboten habe, versichern uns Zeitgenossen, und eine Anekdote von Andrei Nartow, Peters Mechaniker, erscheint als Bestätigung. Über Menschikow aufgebracht, warf Peter ihm einmal seine niedere Herkunft vor und rief: „Weißt du wohl, daß ich dich wieder in deinen alten Stand versetzen kann? Nimm sofort dein Körbchen mit Piroggen, streife umher im Lager und auf den Gassen und rufe wie früher: ‚Im Ofen gebackene Piroggen!‘ Hinaus mit dir, du bist meiner Gnade nicht würdig!“ Hinausgestoßen, eilte Menschikow zu Katharina und beschwor sie unter Tränen um Fürsprache bei Peter. Sie wußte diesen rasch umzustimmen, und der Zorn war nahezu verraucht, als Menschikow eintrat, mit einem Körbchen Piroggen und im Kleide eines Piroggenhändlers. Da lachte Peter und sagte: „Höre, Alexander! unterlaß die Schelmenstreiche, oder du wirst noch weniger als Piroggenhändler!“

Als vertrauter Kammerdiener war Menschikow stets in Zar Peters Nähe. Er schlief vor seinem Bette; seine Gewandtheit und Kraftfülle, sein physischer Mut imponierten Peter. Im Preobrashenskischen Garderegimente machte Menschikow beide Feldzüge gegen Asow mit und wurde Sergeant. Scharf beobachtete er die Umtriebe der Strelitzen, und mit raffinierter Verstellung entdeckte er eine Verschwörung gegen Peters Leben, was ihm dieser nie vergaß. Bei Menschikow fand der Zar, was er zu seiner Reformpolitik brauchte: Intelligenz, Raschheit im Denken und Handeln, persönliche Ergebenheit für ihn und sein Lebenswerk, rücksichtslose Wagelust, geschlossene Energie, die Vollbereitschaft, jeden Auftrag ohne Ausnahme einzig zur Befriedigung des Gebieters zu vollstrecken. Niemand wußte sich derart Peters sprunghaftem Naturell in all seinen Sonderzügen und Irrgängen anzubequemen, die an sich scharf ausgeprägte eigne Persönlichkeit in Peters Dienst zu stellen wie Alexander Danilowitsch. Zwar tadelte Peter seine freche Ehrsucht, seine Hoffart, seine Überhebung gegen andre, doch achtete er viel mehr darauf, daß Menschikow ihm gegenüber ein willfähriger Diener blieb. Von Menschikows Urteilsschärfe und Menschenkenntnis, von seiner Gabe, Herz und Nieren der Mitmenschen zu ergründen, machte Peter den ausgiebigsten Gebrauch; Herr und Diener glichen einander in Rührigkeit, Ideenreichtum, Initiative. Der Günstling Lefort verriet Menschikow manches Wissenswerte, führte ihn in die Geschäfte ein, ja erzog ihn gleichsam zu seinem Nachfolger. Menschikow ging 1697 mit Peter und Lefort auf die europäische Reise nach Holland und England, tat sich bei dem Schiffbau in Zaandam und Amsterdam hervor und erhielt im Januar 1698 von Peters Dienstherrn, dem Zimmermann Gerrit Klaas Pool, ein anerkennendes Zeugnis, das sich noch im Archiv des auswärtigen Amts in Moskau befindet. Mit Peter eilte er dann heim, als die Nachricht vom Strelitzenaufstande einlief. Kräftig half er zur Unterdrückung der Rebellen mit. Bei dem Abhauen der Köpfe anfangs linkisch, wurde er durch Ohrfeigen von allerhöchster Hand und durch den Hinblick auf Peter in der Handhabung des Beils rasch unterwiesen und rühmte sich der Enthauptung von zwanzig Rebellen.

Im März 1699 starb Lefort, und Menschikow wurde erster Favorit. Peter tat fortan nichts ohne ihn, und ein Diplomat jener Zeiten, Fürst Kurakin, sagt in seinen Memoiren:* „Er stieg zu solchem Grade, daß er beinahe das ganze Reich lenkte: ein Favorit, wie sie vielleicht in den römischen Geschichten sich finden.“ Menschikow konnte weder lesen noch schreiben, hat auch nie schreiben gelernt, nur seine Unterschrift malte er schablonenhaft in Riesenzügen hin. Dieser Mangel elementarster Kenntnisse und jeder Schulbildung hinderte aber dies echte Naturgenie, den originellen Kopf nicht, wie kein Zweiter zum Mitarbeiter Peters an Rußlands Europäisierung berufen zu sein. Aus ihrem Briefwechsel spricht die größte Intimität: unzählige Male nennt der Zar Menschikow „mein Freund“, „mein Bruder“, „mein lieber Bruder“, „mein lieber Kamerad“, „mein Herzenskind“, „mein Seelenkind“, Worte, die er gern deutsch in den

* Rußkaja Starina, Oktober 1890.

Digitized by Google

Peter der Große. Nach dem Gemälde von Matwejew in der Petersburger Eremitage.

russischen Text setzt. Oft scherzt er: so unterzeichnet er einmal eine Adresse lustiger Zechbrüder, ein andermal schreibt er im Namen seiner Lieblingsdogge an Menschikow. Die Briefe atmen seinen rauhen, bärenhaften, aber gemütvollen Sinn und gleichen in ihrem Tone denen an Katharina, während die Billetts an die Peter unsympathische Zarin Jewdokia steif und zeremoniell abgefaßt sind. Menschikow antwortet im Tone der Gleichberechtigung. Alle Herzlichkeit freilich hielt Peter nicht ab, bisweilen mit einem kräftigen Donnerwetter dreinzufahren, denn die Ehrgier, die Habsucht, die Unredlichkeit des Herzbruders reizten zu Zornausbrüchen. Dann drohte Peter mit den härtesten Strafen, es war aber leicht, ihn wieder umzustimmen. Er verzieh rasch und überhäufte den heuchlerischen Büßer mit um so reicherer Huld.

Als Peter in den Nordischen Krieg zog, um gegenüber Schweden Rußland zur Großmacht zu erheben, begleitete ihn Menschikow. In der unglücklichen Schlacht bei Narwa 1700 tat er sich so hervor, daß er Leutnant in der Bombardierkompagnie wurde, deren Kapitän Peter war, und nachdem er sich auch bei der Erstürmung von Schlüsselburg ausgezeichnet hatte, wurde er Kommandant dieser wichtigen Festung. Sein Einfluß auf Peter war in Europa bereits so allbekannt,

Digitized by Google

daß Kaiser Leopold I., der hochmütigste unsrer Herrscher, im Jahre 1702 den Stallknechtssohn zum Grafen des heiligen römischen Reichs kreierte. Peter schenkte ihm Stadt und Festung Ranenburg (Oranienburg) im Gouvernement Rjäsan. Am 18. Mai 1703 erfochten die beiden auf der Newa den ersten russischen Sieg zu Wasser und erhielten vom Großadmiral Grafen Golowin als gemeinsamen Lohn den St. Andreasorden. Peter hatte unterdessen St. Petersburg gegründet und den Freund zum Gouverneur und Oberbefehlshaber ernannt. Als im November 1703 der erste Kauffahrer St. Petersburg anfuhr, bewirtete Menschikow Schiffer und Mannschaft, und 1704 war unter den ersten Häusern das seine auf Wassilii-Ostrow, ein hölzernes zweistöckiges Gebäude mit Flügeln im italienischen Stil. In den Kanal davor ward Wasser aus der Newa geführt, so daß Menschikow bequem aus der Tür in die Schaluppe einsteigen konnte. In diesem Hause lebte er üppiger als alle andern Großen, gab die glänzendsten Feste, und ein Augenzeuge meinte, das Faktotum Peters habe zwar eine einzigartige Karriere, man wisse aber nicht, „ob ihm das Glück bis zum Ende seiner Tage treu bleibe.“*

Im Juli 1704 vertrieb Menschikow ein schwedisches Detachement, das sich der Neuschöpfung Petersburg bemächtigen wollte; Dorpat, Narwa und andre Plätze wurden den Schweden abgenommen und Menschikow Kommandant und Gouverneur von Ingermanland, das er gewissermaßen zu persönlichem Besitz empfing. Bojar, etwas den alten Rangstufen Entsprechendes überhaupt ward er niemals. Seine Stellung war eine Ausnahmestellung von Grund aus. Natürlich fehlte es da nicht an Feinden und Neidern. Der Erzieher des Zarewitsch Alexei Petrowitsch, Martin Neugebauer aus Danzig, z. B. war in heftigen Konflikt mit ihm geraten, wurde abgesetzt, 1704 Landes verwiesen und rächte sich nun durch eine zumal auf Menschikow abzielende Schmähschrift, nannte ihn Menschenkopf und Menschenkot und ließ ihn als Piroggenbube Spießruten laufen, doppelt erbost, weil Peter dem Freunde die Oberaufsicht über die Erziehung seines Thronfolgers anvertraut hatte. Peters Agent in Wien, Baron Huyssen, behauptete in einer Gegenschrift, Menschikow sei von gutem Litauer Adel, um so mehr als Menschikow sich eben in Wien um den Titel eines Reichsfürsten bewarb und Huyssen die Verhandlung führte. Kaiser Joseph I. erhob am 21. Januar 1706 Menschikow in den erblichen Fürstenstand des heiligen römischen Reichs, doch zu seinem großen Verdrusse nur mit dem Prädikat „Erlaucht“, während man in Rußland den Günstling schon allgemein als „der durchlauchtigste Fürst“ bezeichnete. Da entschloß sich nun Peter zum erstenmal, vom Kaiser abzusehen und selbst einen Fürsten zu kreieren: am 10. Juni 1707 erhob er Menschikow zu „des ganzen russischen Reiches Fürsten von Ingermanland“ mit dem damals einzigen Prädikat „durchlauchtigst“, schenkte ihm Jamburg und Koporje und ernannte ihn zum Wirklichen Geheimen Rate. An allen Stadttoren, Kirchen und Plätzen wurden Mandate angeschlagen, und in den Kanzleien wurde streng befohlen, Menschikow in öffentlichen und privaten Schriften als „Durchlaucht“ und „Fürst von Ingermanland“ zu bezeichnen, Zuwiderhandelnden aber wurde mit schwerer Strafe gedroht. Die auswärtigen Mächte wetteiferten um seine Gunst, die Könige von Polen, Dänemark und Preußen verliehen ihm ihre höchsten Orden, nichts schien für ihn zu kostbar, selbst nicht die Krone Polens. Am Hofe von Peters Lieblingsschwester Natalie lebten seine Schwestern Maria und Anna. Er wollte Anna an Stelle Jewdokias auf Peters Thron erheben, doch verführte sie der Adjutant Devier, und Peter erzwang Menschikows Einwilligung in die verhaßte Heirat. Bei Natalie nun sah Menschikow die schöne Darja Michailowna Arsenjew aus gutem Adel, sie gefiel ihm, und er heiratete die edelsinnige Frau am 29. August 1706, um ihr viel Glanz, aber auch manche trübe Stunde durch Untreue und Laune zu bereiten. Eine höchst gefährliche Rivalin hatte sie an Katharina, dem 1702 erbeuteten „Mädchen von Marienburg“. Katharina war seine Mätresse, bis Peter sie zu besitzen wünschte. Menschikow trat sie ihm ab, blieb aber in warmen Beziehungen zu ihr; auch nachher als kaiserliche Gemahlin wie als Selbstherrscherin ist sie seine Schuldnerin, sieht in ihm den Urheber ihres unerhörten Glückes. Sie

* Beschreibung von St. Petersburg und Kronstot 1710 und 1711, in „Ruskaja Starina“, November 1882.

Digitized by Google

blieb seine Fürsprecherin bei Peter, beschwichtigte oft dessen Zorn über Menschikows Betrügereien, nahm hinwieder unbefangen aus Menschikows unreinen Händen die reichsten Geschenke an. Ihr Briefwechsel mit dem Fürsten gibt Zeugnis von ihrer Intimität, er klingt geradezu liebevoll, sie saudte seinem Sohn Liebkosungen, ihre Kinder hingen innig an ihm, sehnten sich nach „dem Väterchen", baten ihn, bald zu kommen; auch während des Feldzuges von 1711 korrespondierte sie mit ihm, einmal unterzeichnete sie: „Ich verharre und bleibe Eure Schwägerin Katharina." Sie war seine Verbündete und Herzensschwester wie die Zarin Jewdokia seine Todfeindin, und er verstand es, Haß um Haß, Liebe um Liebe zu geben.

Die Feinde und Neider des verwöhnten Glückskindes sparten weder Hohn und Spott noch Klagen und Vorwürfe, die Bojarenhäuser arbeiteten unablässig gegen ihn, er war im Lager der um Jewdokia gescharten Altrussen der bestgehaßte Mann, jedoch der Zar hielt unerschütterlich an ihm fest. Peter erwog den Vollwert seiner Geschäftskenntnis, seiner bei dem in Rußland üblichen Schlendrian doppelt kostbaren Pünktlichkeit und raschen Entschließung; er sah wohlgefällig, mit welch peinlicher Ordnungsliebe sein Freund die Leitung seiner unermeßlichen Korrespondenz überwachte, wie er früh aufstand und nie eine Arbeit auf morgen verschob, wie er mit gespannter Aufmerksamkeit seine Mitarbeiter zweiten und dritten Ranges im Auge behielt, den Ministern und Generalen auf den Fersen saß, mit den Gesandten über Politik zu reden und deutsch zu sprechen verstand. Als Peter dann 1708 Großrußland in acht Gouvernements einteilte, übertrug er ihm das ehrenvollste: das von St. Petersburg, „seinem Paradiese".

„Der Fürst", wie man ihn kurzweg nannte, leistete im Nordischen Kriege, der ja einundzwanzig Jahre währen sollte, vorzügliche Dienste als Feldherr und Diplomat. Mit dem Oberbefehle in Polen betraut, stieß er 1706 zu August dem Starken und besiegte mit ihm am 29. Oktober bei Kalisch den schwedischen General Mardefeld; ihm gebührte der Lorbeer, und der überfrohe Zar schenkte ihm die kostbarsten Edelsteine. Er wurde Oberstleutnant des Preobraschenskischen Regimentes, Oberst dreier Regimenter, erlitt zwar mit dem Feldmarschall Grafen Scheremetew bei Golowtschin eine Niederlage durch Karl XII., schlug aber dessen Vortrab bei Dobroje und war bei Peters Sieg über Levenhaupt bei Ljesna im Oktober 1708 zugegen, worauf ihn Peter gegen den treulosen Kasakenhetman Fürsten Mazeppa sandte.

Kaiserin Katharina I. Nach einem zeitgenössischen Stich.

Dieser wich beständig aus, Menschikows Streitkräfte waren zwar schwach, ein Manifest aber stempelte Mazeppa zum „neuen Judas", Peter setzte ihn ab, und Menschikow erstürmte im November seine Residenz Baturin, eroberte große Vorräte an Munition und Proviant, fand aber nicht so unermeßliche Schätze, wie er erträumt, da Mazeppa sein Kostbarstes zu Karl XII. geflüchtet hatte. Er ließ nun seinem Ingrimm freien Lauf, plünderte und verbrannte Baturin. Der Zar gab ihm das Preobraschenskische Regiment, und er führte in der Ukraine eine eiserne Wirtschaft, mit Kerker und Tod nicht sparsam. Im Juli 1709 aber eilte er zur Entscheidungsschlacht gegen Schweden herbei, zeichnete sich bei Poltawa, wo zwei Pferde unter ihm fielen, als Führer des linken Flügels glänzend aus, fing den General Schlippenbach, verfolgte tags darauf das aufgelöste Heer und zwang

Digitized by Google

Lewenhaupt am 12. Juli zur Kapitulation von Perewolotschna. Erst Poltawa, „der Auferstehungsmorgen", sanktionierte tatsächlich Petersburgs Bestand; Peter küßte Menschikow angesichts des ruhmbedeckten Heeres, ernannte ihn am 18. Juli zum Generalfeldmarschall, sich nur zum Generalleutnant und hielt mit ihm im Dezember einen Triumpheinzug in Moskau. Im folgenden Jahre vor Riga tätig, besetzte Menschikow 1711 nach dem Tode des Herzogs von Kurland dessen Gebiete, um Wirren zu verhüten. Dabei raubte er mit steigender Frechheit Geld und Gut zusammen.

Während der Zar gegen die Türken im Feld stand, blieb Menschikow 1711 als Reichsverweser, Kommandant von Livland und Karelien in St. Petersburg; wohin aber Peter in Polen kam, überall hörte er Klagen über Menschikows Erpressungen. Er stellte ihn zur Rede und schrieb, als die Antwort lautete, „einer solchen Lumperei" möge er kein Gehör schenken: „Wenn Ihr, mein Lieber, diese Erpressungen eine Lumperei nennt, so ist das keine Lumperei, denn durch die Kränkung der Einwohner geht das Interesse verloren. Gott weiß, was wir hier davon haben ... Ihr aber fröntet derart Euren Lüsten, daß es sich nicht sagen läßt, und hörtet nicht auf Befehle." Katharina aber schrieb ihm beruhigend aus Jaworow: „Ich will Eurer Durchlaucht berichten, damit Ihr Euch nicht grämen und unnützen Worten glauben möget, wenn solche von hier ausgehen, denn der Herr Schout-by-Nacht bleibt Euch in alter Huld und Liebe zugetan." Auch aus Petersburg und Reval liefen Klagen über Gewaltakte des Fürsten bei Peter ein. Da aber beide Städte unter seiner Obhut aufblühten, nahm es Peter wieder leicht. Als er Menschikow 1712 nach Pommern sandte, um mit den Sachsen Stralsund und Stettin den Schweden zu entreißen, warnte er ihn: „Du schilderst mir Schelme als Ehrenmänner und Ehrenmänner als Schelme. Ich sage dir zum letzten Male: ändere deine Aufführung, wenn du nicht das größte Unheil willst. Jetzt gehst du nach Pommern: rechne nicht darauf, du dürftest dich dort aufführen wie in Polen; du hastest mir mit deinem Kopf für die kleinste Beschwerde wider dich."

Menschikow schloß eine Konvention mit Lübeck gegen Schweden, rückte im Sommer 1713 mit dem Könige von Dänemark in Holstein ein, beteiligte sich an der Einnahme von Tönningen und am Siege über Graf Stenbock und lehrte, mit dem Porträt des Königs in Brillanten geschmückt, mit seinem Heere nach Pommern heim, wo er die Russen und Sachsen befehligte. Mit Rußlands Hilfe wollte Preußen in den Besitz Pommerns gelangen, Menschikow führte längere Verhandlungen, nahm Stettin, und schließlich kamen Stettin, Stralsund, Rügen usw. unter preußischen Sequester; Menschikow führte das Heer bis Danzig, zwang diese Stadt zu einem Geldopfer und kehrte im Februar 1714 nach Petersburg heim.

Peter hob zwar mit den Generalstaaten von Holland den Sohn des Freundes im nächsten Monate aus der Taufe, doch stürzte eine solche Springflut von Klagen über Erpressungen und Veruntreuungen Menschikows während der Reichsverweserschaft und andrer Perioden ins zarische Kabinett herein, daß die Beziehungen der beiden darunter litten. Aus Peters Briefen verschwand der kameradschaftlich scherzende Ton, Menschikow grämte sich, seine schwächliche Gesundheit litt seit Jahren, zumal da er mit Peter um die Wette trank; jetzt sprach man von Schwindsucht. Es kam zu höchst erregten Szenen zwischen Peter und ihm, Peter nannte ihn öffentlich einen Räuber auf Staatskosten, eine große Untersuchung wurde eingeleitet und Menschikow 1715 vor eine Kommission von Gardeoffizieren unter dem Fürsten Wassilij W. Dolgoruki gestellt, die einmütig seine Verurteilung zum Tode forderte. Katharina aber bestürmte Peter, dieser erinnerte die Kommission an die Großtaten des Mannes, der ihm einst das Leben gerettet habe, verzieh und strafte ihn nur um Geld, um seinen Besitz alsbald durch große Sapiehasche Güter in Polen noch zu erweitern. Und Menschikow fühlte sich neu gefestigt in seiner Macht; er schleuderte den Senatoren unerhörte Beleidigungen ins Gesicht, wagte, gestützt auf Katharina, neue Veruntreuungen und wurde 1718 Präsident des Kriegskollegs.

Ein ausgesprochener Haß herrschte zwischen ihm und dem Zarewitsch Alexei, dessen Erziehung er gewissenlos vernachlässigt hatte, und gegen den er den Vater beständig reizte. Er wollte ihn vom Throne ausgeschlossen und Katharinas Sohn darauf erhoben sehen. Alexei mußte fallen, damit „der Fürst" sicherstehe. Der nach Italien Entflohene hatte ihm den

Digitized by Google

Peter der Große verhört seinen Sohn. Nach dem Gemälde von Gay in der Tretjakoffgalerie zu Moskau.

qualvollsten Tod zugedacht, jetzt aber war er in seiner Gewalt. Menschikow spielte eine Hauptrolle bei Alexeis Prozeß, unterschrieb obenan sein Todesurteil und bekundete unverhohlen seinen Jubel über das Ableben des Unseligen. Nach wie vor raubte er den Staat aus, der Haß gegen ihn wuchs mächtig an. Im Januar 1719 sollte er wegen Mißverwaltung und rückständiger Strafgelder den Degen abgeben, und eine neue Untersuchungskommission unter dem Fürsten Peter M. Galitzin nahm die Sache sehr ernst; Peter aber ließ sich wieder umstimmen, feierte noch während der Kommissionsarbeiten Menschikows Namenstag mit ihm im Newskiklöster, begnügte sich schließlich mit einer Geldbuße und trank mit Menschikow und dem ebenso skrupelfreien Großadmiral Grafen Apraxin auf Vergeben und Vergessen. Neue Beschwerden kamen aus der Ukraine; Peter hatte Menschikow Potschep und Umgebung geschenkt, wo dieser wie in Zamburg und anderwärts Fabriken, Etablissements usw. errichtet, dabei aber immer weiter um sich gegriffen hatte, worüber nun der Kosakenhetman klagte. Wie Menschikow Emporkömmling, wühlte der Reichsvizekanzler Baron Schafirow, einst jüdischer Ladenjunge als Peter Saphir, gegen ihn, im Senate schimpften sich beide Diebe und Mörder, Schafirow forderte, daß Menschikow gehängt werde, und wenn auch beide je hunderttausend Rubel Strafe zahlen mußten, so hörten ihre Gehässigkeiten darum nicht auf, ja Menschikow ruhte nicht, bis der Baron gestürzt, zum Tode verurteilt und in ewiges Exil geschickt wurde. Der Nystädter Friede beendete 1721 den Nordischen Krieg; Peter, dem die Ostseelande zufielen, nahm den Kaisertitel an.

1723 baute sich Menschikow im Westen Petersburgs das reizende Lustschloß Oranienbaum. Am Ende des nächsten Jahres drohte des Fürsten Herrlichkeit der Zusammensturz, doch entging er dem nochmals unter Zahlung bedeutender Strafgelder und unter Verlust des Kriegsportefeuilles an seinen Feind, den Feldmarschall Fürsten Repnin. Instinktiv empfand er, daß Peter immer kühler wurde, doch blieben er und Katharina, „die Herzenskinder", seine besten Mitarbeiter. Menschikow bezog von seinen Gütern hundertfünfzigtausend Rubel jährlicher Einnahmen, an Edel-

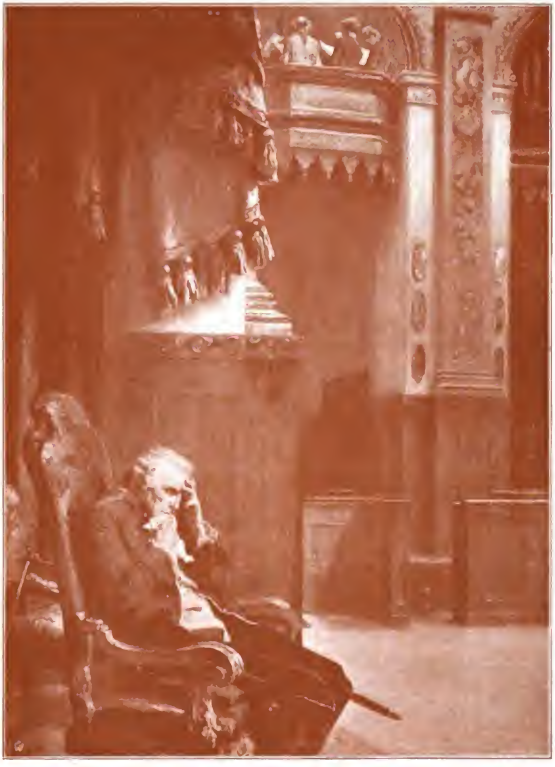
Digitized by Google

sen. Als Natalie Peter keinen Dank abstattete, fragte er sie; sie erklärte, nichts erhalten zu haben. Da ließ Peter Menschikow so scharf an, daß dieser verdutzt ward, die Geldnot in den Staatskassen vorschützte und sich erbot, nicht nur die Summe herauszugeben, sondern aus seinem Eigentum bis zur Höhe einer Million zu helfen. Ähnliche Vorfälle wiederholten sich, Menschikow wagte mehrfach Eingriffe in die Einnahmen der kaiserlichen Geschwister. Peter geriet in hellen Zorn, der Sturm zog heran, die Familie Dolgoruki und Ostermann, Peters geliebter Erzieher, schürten. Am 6. September drehte Peter dem Fürsten in Peterhof den Rücken und raunte einem Hofherrn zu: „Seht doch, fange ich nicht an, ihn zu unterrichten?“ Menschikow ging nach seinem Schlosse Oranienbaum und forderte den Kaiser auf, mit dem ganzen Hofe der Einweihung einer von ihm gestifteten Kirche beizuwohnen. Der Kaiser aber schützte Krankheit vor, und Menschikow setzte sich bei der Zeremonie am 14. September auf den Thronsessel, was natürlich sofort berichtet ward. In Peterhof wich ihm der Kaiser in den folgenden Tagen aus, er klagte nun bei Elisabeth über Undank und sprach von Rücktritt. Als er sich Ostermann gegenüber hinreißen ließ, ihm mit Rädern zu drohen, mußte er die Erwiderung hinnehmen, der Baron kenne einen andern, dem wohl eher das Rad zuteil werden möge. Er eilte nach Petersburg, um in seinem Hause alles zur Aufnahme des kaiserlichen Hofhalts für den Winter einzurichten. Da trat am 17. September General Saltykow bei ihm ein und brachte kaiserliche Order, alle Schmuckſachen und Utensilien Peters nach dem Sommerpalais überzuführen, während die Sachen von Menschikows Sohn, aus dem Palais geräumt, bei ihm im Hause anlangten. „Ich will zeigen, wer Kaiser ist, ich oder Menschikow!“ hatte der Knabe, der die Schroffheit seines Vaters geerbt, ausgerufen, und Natalie hatte erklärt, sie würde Menschikows Schwelle nie mehr betreten.

Peter konnte seinen Anblick nicht mehr ertragen. Ihn vom Hofe verbannen und mit einem Kommando betrauen, war bei seiner bisherigen Rolle undenkbar, auch fürchtete Peter die Gegenzüge des Fürsten zur Behauptung seiner Macht. Darum hieß es rasch handeln. Am 18. September erließ Peter einen Befehl an die Garden, ihm allein zu gehorchen, während ja bisher Menschikows Befehle ebenso befolgt worden waren wie kaiserliche, und am folgenden Morgen — es war Mariä Geburt — erfolgte der Staatsstreich. Saltykow legte dem Fürsten Hausarrest auf: der Fürst fiel in Ohnmacht, die Fürstin, ihre Schwester Warwara und sein Sohn eilten zum Kaiser, als er aus der Messe kam, doch ließ dieser sie im Staube liegen, und ebenso herzlos zeigten sich die Großfürstinnen Natalie und Elisabeth; alle Schritte der Fürstin, zu Peter durchzudringen, waren umsonst, desgleichen ein Brief der Kaiserbraut an Natalie. Ein Manifest an den Höchsten Geheimen Rat verbot fortan, Menschikows Befehlen Folge zu leisten; ein Rechtfertigungsbrief des Fürsten an den Kaiser, der zugleich sein Entlassungsgesuch wegen Alters und Krankheit enthielt, blieb ebenso unbeantwortet wie sein Gesuch um Fürbitte bei Natalie. Am 20. September erfolgte auf Ostermanns Antrag ein kaiserlicher Ukas, der Menschikow aller Titel, Würden und Orden verlustig erklärte, ihm zwar sein Eigentum beließ, ihn aber nach seinem Schlosse Oranienburg verbannte und unter Wache stellte. Man nahm ihm die Orden ab, verbot das Kirchengebet für seine Tochter und ignorierte alle seine Bitten.

Am 21. September verließ der gestürzte Diktator, immer noch voller Selbstgefühl, auf ewig Petersburg, das er hatte schaffen helfen; die vier Wagen, die ihn und seine Familie trugen, waren mit je sechs Pferden bespannt, ein Gardekapitän mit hundertzwanzig Mann geleitete den Zug, hinter dem die wunderlichsten Gerüchte herflogen. Nicht eine Hand rührte sich für ihn, alle verfluchten ihn. Auf dem Wege nach Oranienburg ereilte ihn ein Detachement, das einen Teil der Dienerschaft wegnahm, in Twer ersetzte die Regierung die Wagen durch schlichte Kibitken, verdoppelte die Wachen, und Menschikow erfuhr, alles außer dem Notwendigsten sei ihm genommen. Er aber entfaltete eine merkwürdige Charakterfestigkeit, klagte niemals, suchte vielmehr seine niedergebeugte Familie aufzurichten. Alsbald erschienen Beamte in Oranienburg, um Rechenschaft von ihm zu fordern, und in Petersburg saß der Höchste Geheime Rat über dem Urteile seines bisherigen Lenkers. Man beschuldigte ihn der Teilnahme an der Verurteilung des Zarewitsch Alexei, geheimer Beziehungen zu

Digitized by Google



Arthur Kampf: Friedrich II. nach dem Siebenjährigen Kriege. ◻ Zu Theodor Volbehr: Arthur Kampf.

Digitized by Google

Schweden, großer Unterschlagungen usw., und der Höchste Geheime Rat erließ am 20. April 1728 einen Ukas an den dirigierenden Senat: Menschikow und seine Familie seien auf Lebenszeit nach Berefow im sibirischen Gouvernement Tobolsk zu verschicken, und sein gesamter Besitz sei zu konfiszieren; als Unterhalt für sich und die Seinen sollte er täglich sechs Rubel erhalten, was bald auf zehn erhöht ward.

Auf dem Wege kaufte sich der Verbannte Büchse und Pulver, Salzfleisch, Korn zur Aussaat, eine Axt und Fischhaken; so kam er in Fesseln an die Sosswa, und überall strömten die Menschen zusammen, um den gestürzten Allmächtigen zu sehen. Seine Gattin konnte das Mißgeschick nicht überleben, sie erblindete vom Weinen, verfiel in Irrsinn und starb, von Soldaten umringt, in den Armen der Ihrigen am 21. Mai 1728 in der Nähe von Kasan in einer Bauernhütte. Man begrub sie neben dem Kirchlein von Werchnij-Uslon, wo ihr Enkel 1863 über dem verfallenen Grabe eine Kapelle errichtete.

Menschikow zeigte sich im Exil zu Berefow moralisch groß, weit größer als einst bei Poltawa; im Glücke übermütig bis zum Fratzenhaften, bewies der eiserne Mann unter dem vierundsechzigsten Grade nördlicher Breite eine Resignation, eine Seelenhoheit, die Bewunderung erzwang. Das herrliche Bild W. S. Sjurikows in der Tretjakow-Galerie in Moskau stellt ihn in seinem Elend dar, nichts an ihm, mit Ausnahme seines Siegelringes, erinnert an die einstige Pracht. Kräftig schwang Menschikow die Axt, wie einst in Zaandam an der Seite seines Herzbruders, und seinen Unterhalt schmälerte er noch, um ein Kirchlein zimmern zu können. Da starb die Kaiserbraut an den Pocken, und seitdem lagerte sich Schwermut um den ehedem so heitern „Allerfaschka"; er siechte hin, und am Allerseelentage des Jahres 1729 tötete ihn ein Schlagfluß.

Ein Mann, dem Freunde mangeln, wie stark er sei,
Stirbt wie der Stamm der Wüste, von Rinde frei.

Sterbend ermahnte er seinen Sohn und seine Tochter Alexandra, sich an seiner Haltung im Exil ein Vorbild zu nehmen. Hinter der Mauer seines Kirchleins fand er die letzte Ruhestätte; auf ihr erhob sich ein einfaches Kreuz mit dem gekrönten Buchstaben M. 1827 ließ sich sein Biograph Bantysch-Kamenskij das Grab öffnen: der Sarg war unberührt, die eisbedeckte Leiche war sofort als die Menschikows zu erkennen und unbeschädigt. Im Jahre 1885 wurden das Kreuz und das schwarze Grabgitter erneuert. Wenige Schritte davon ruht Menschikows Feind, „Väterchen" Ostermann, gleich ihm ein gestürzter Emporkömmling und ein großer Staatsmann. Sohn und Tochter des Fürsten von Ingermanland und Kosel kehrten, von der Kaiserin Anna heimberufen, 1731 nach Moskau zurück, und erst 1893 erlosch in höchstem Ansehen das Geschlecht des Mannes, der neben Peter dem Großen unvergessen in der russischen Geschichte fortleben wird.

Auf dem Krankenbett

Wie sich nach den wilden Schmerzen
Tief beruhigt mein Gemüt,
Wie der milde Glanz der Kerzen
Um mich auch mich selbst durchglüht!

Wie von den zerwühlten Pfühlen
Sich mein Geist so klar erhebt
Und mein ganz beseeltes Fühlen
Nur in Dank und Freude lebt —

Und wie nun mein reinstes Wesen
Dir, du Treue, sich erschließt
Und, zur Liebe neu genesen,
Ganz von Liebe überfließt! ...

Hans Benzmann

Digitized by Google

Der Brief an Philemon

Zeitbild aus der ersten Christenheit von K. von Doering

Es iſt ſchon lange her. Hätte einer unſrer emſigen, gründlichen Geſchichtſchreiber damals gelebt, ſo würde er vielleicht in ſein Merkbuch geſchrieben haben: „Geſchehen im Jahre 58 nach Chriſti.“ Aber damals zählte man ſo noch nicht. Man rechnete die Zeitalter noch nicht nach der Geburt des Mannes, der am Kreuz vor nicht langer Zeit den Tod des Verbrechers geſtorben war. Die Leute, die damals in der Kraft der Jugend von ferne geſtanden hatten oder vorbeigegangen waren (bei ihm hatten, wie es ſcheint, nur Frauen ausgehalten, denn die Männer waren fortgelaufen), die waren jetzt im geſetzten Alter des gereiften Mannes. Möglicherweiſe wäre dieſe Geſchichte dem emſigen, gründlichen Geſchichtſchreiber damals gar nicht beſonders aufgefallen, und er hätte demgemäß ſein Merkbuch nicht erſt aufgeſchlagen. Alſo können auch wir die Jahreszahl nicht ſo feſtlegen wie den Hund an die Kette.

Gleichviel, es kommt nicht ſo genau darauf an.

In jenem Jahre, an einem Sommertage, als der grauweiße Staub dick auf den Straßen Roms lag und die Sonne hernieder-brannte, ging ein jugendlicher Mann müden Schrittes am Hügel des Palatins auf der öſtlichen Seite entlang. Er kam die Straße daher, die von der Porta Oſtienſis nach Norden hinausführte. Sie mündete auf einem Platz, auf dem einige Jahre ſpäter das Amphitheatrum Flavium gebaut werden ſollte. Der Mann trat zu einem Brunnen, der murmelnd einen Waſſerſtrahl ausſpie, und löſchte den brennenden Durſt zuſammen mit einem Hunde, der neben ihm begierig ſchleckte. Er ſtrich über des Hundes zottiges Fell, als habe er die Gewohnheit, das zu tun, und trat dann erſchöpft in den ſchattigen Winkel, den ein vorſpringendes Haus bildete. Er war barfüßig und barhäuptig, ſein kurzer vertragener Chiton, der den linken Arm freiließ, war von graubrauner grober Wolle, ſchmutzig und zerriſſen, aber eine rote Verzierung daran war noch ſichtbar. Seine Hände und Füße waren ausgearbeitet, und die Muskeln traten an den kraftvollen Armen und Beinen hervor, ſein junges Geſicht war tiefbraun verbrannt, umrahmt von braunem Haar.

Ein Mädchen trat aus dem Hauſe, ein großes Stück Melone in der rechten Hand, in das ſie eifrig biß. Ein andres Stück hielt ſie in der linken Hand auf dem Rücken. Da nahm es der ſeitwärts hinter ihr Stehende und ſteckte es in den Mund. Sie drehte ſich erſchreckt um, aber als ſie ſein hungriges Geſicht ſah, lachte ſie und bot ihm auch das erſte Stück. „Nimm!“ ſagte ſie, „ich habe mehr. Willſt du nicht hineinkommen?“

Obgleich er ſie nicht genau verſtand, ſo folgte er doch der einladenden Handbewegung und trat in einen dunklen, engen, kühlen Gang, der auf ein Impluvium endete.

Zögernd folgte er ihr. Sie war ein ſchlankes, braunes, junges Ding. Eine einfache Tunika reichte ihr bis an die Knöchel, unter der Bruſt im weichen Bogen über den Gürtel fallend. Als er ſich auf einen Holzklotz ſetzte, der da ſtand, ging ſie in ein Gemach und kam bald mit einer alten Frau wieder heraus, die ihm Waſſer in einem Kruge und ein großes Stück Maisbrot reichte. Das Mädchen ſtand neben ihr.

„Wer biſt du?“ fragte die Alte.

Der Mann ſah auf, als ob er ſie nicht verſtanden hätte. Dann lächelte er, wie ein hungriger Junge lächelt, wenn man ihm zu eſſen gibt, und ſagte langſam, als müſſe er erſt nachdenken: „Demas heiß' ich. Ich verſteh' euch nicht gut.“

„Er iſt ein Grieche, Sylvia,“ ſprach die Alte; „geh hinein, die Mutter hat eben gerufen. Nun, er ſoll nicht hungrig fortgehen. Drin iſt auch einer mit Namen Demas,“ ſagte ſie dann, nach rückwärts weiſend. „Bald werden ſie alle herauskommen, ſie ſind ſchon lange drin.“

Demas erhob ſich ſchnell. „Ich danke dir,“ ſprach er. „Die Götter mögen dir lohnen.“

„Bleib!“ rief die Alte. „Warum haſt du's denn ſo eilig? Biſt du ſchon ſatt?

Ich gebe dir gern mehr. Die Frau läßt keinen hungrig fort."

In dem Augenblick traten einige Männer, begleitet von einem Soldaten, aus dem innern Hause ins Impluvium. Demas drückte sich an die Wand, recht in den Schatten. Aber sie hatten ihn schon gesehen.

„Wer ist er?" fragte eine ältere Frau, die mit den Männern und dem jungen Mädchen in den Hof getreten war.

„Ein hungriger Grieche scheint's," antwortete Sylvia.

„Demas heißt er, wie du," sagte die Alte zu einem noch jugendlichen Manne. „Willst du noch Brot, Demas?"

Der verstand nicht, was sie sagte, oder er stellte sich so.

Der mit Demas angeredete Grieche trat an ihn heran und wiederholte die Frage auf griechisch. Der Fremde nickte, er schien die Sprache verloren zu haben.

Ein andrer kam herzu. „Er sieht aus, als ob er nicht Demas, sondern so hieße wie jener, der den Phäaken Geschichten erzählte," sagte er, „wie ein verschlagener Junge. Wo kommst du her, Knabe?"

„Von Ostia," erwiderte der Jüngling.

„Du bist doch nicht aus Ostia?"

„Ruderknecht," sagte der junge Mann leise.

„Aber wo kommst du her?"

„Aus Korinth."

Ein älterer Mann, feingliedrig, von jüdischem Typus, trat näher. Sie machten ihm sogleich Platz. „Bist du aus Korinth?" fragte er freundlich. Der Jüngling nickte. „Kennst du die Stadt?"

„Ja," sagte er, „aber ich bin lange fort."

„Er ist nicht aus Korinth," rief der zweite Fragen eifrig, „seine Sprache verrät ihn. Du bist ein Dorier. Vielleicht aus Ephesos? Ja?"

„Laß ihn, Tychikos," wehrte der ältere Mann, prüfend dem jungen Demas ins Gesicht sehend. „Vielleicht will er nicht sagen, was er ist. Laß ihn. Über kurz oder lang wird er Vertrauen fassen. Er wird nicht umsonst hergekommen sein." Damit grüßte er und trat in den Gang, der auf die Straße führte. Die andern Männer, auch der Soldat folgten ihm, bis auf einen.

„Er ist aus Kleinasien," flüsterte Tychikos dem Demas zu. „Hast du die Verzierung an dem kurzen Chiton bemerkt? Die hab' ich schon irgendwo gesehen, und den Mann auch, aber ich weiß nicht wo."

„Er ist scheu, man möchte glauben, er habe kein gutes Gewissen," gab Demas zurück.

„Laßt ihn in Frieden," sagte der Ältere, und sie schwiegen.

* * *

Der Zurückgebliebene näherte sich dem Jüngling. „Willst du nicht das Mahl mit uns teilen?" fragte er auf griechisch. „Du bist hungrig und müde. Die Frau gibt dir gern."

„Ich danke, ich habe genug gegessen," antwortete der Fremde und trat mehr ins Licht.

Der andre lächelte. „Du brauchst dich nicht vor uns zu fürchten," sagte er. „Ich bin ein Arzt und suche die Menschen zu heilen, nicht zu ängstigen. Der Mann, den du hast hinausgehen sehen, ist ein besserer Arzt als ich. Freilich, wir haben einen noch größeren."

Demas trat näher. „Warum ging der Soldat mit?" fragte er.

„Paulus ist Gefangener," erwiderte der andre.

„Was hat er getan?"

„Er ist den Juden ein Ärgernis und den Griechen eine Torheit. Darum soll er sich vor dem Kaiser verantworten, und nun wartet er hier auf seinen Prozeß."

Demas sah ihn fragend an. „Kannst du machen, daß ich den Brand im Kopf und die Kälte am Körper verliere?"

„Du hast Fieber," sagte der Arzt. „Komm hinein, da werd' ich dir einen Trank mischen."

Der andre folgte.

Sie traten in ein kleines Gemach. Dort stand an der einen Wand eine einfache Lagerstatt, nicht weit davon ein Tisch, davor eine Holzbank. Auf dem Tisch lagen Schreibzeug und einige Papyrusblätter.

„Lege dich dort nieder. Ich komme bald zurück." Damit verließ der Arzt das Zimmer.

Der Mann überlegte und blieb unschlüssig stehen. Sollte er sich hinausstehlen und das Weite suchen oder den freundlichen Rat befolgen? Er war so müde und so erschöpft. Das Maremmenfieber hatte ihn gepackt. Was sollten ihm die auch tun? Sie wußten ja nichts von ihm. Er setzte sich auf den Bett-

Digitized by Google

rand und ließ den schweren Kopf auf den Pfühl fallen.

Da trat der Arzt ein. „Gut," sagte er, „hier nimm und trink. Es wird dir helfen."

Demas trank und legte sich zurück. In seinem Kopf brauste es, es schlug wie mit Hämmern in seinem Hirn. Bald wußte er nichts mehr von dem, was um ihn vorging.

Der Arzt ging wieder hinaus und kam, von der alten Frau begleitet, zurück, die ein Becken mit Wasser und ein einfaches leinenes Obergewand trug. „Hilf mir, ihm den schmutzigen Chiton abnehmen, damit ich sehe, ob er nicht vielleicht eine Wunde hat," bat der Mann.

Sie entkleideten ihn und kühlten den Fiebernden mit Wasser.

„Sieh hier, Lukas," sprach die alte Frau, auf ein kleines Brandmal deutend.

Lukas beugte sich nieder und richtete sich langsam wieder auf. Seine Blicke begegneten denen der Alten, und beide sahen sich einen Augenblick lang ernst in die Augen. Dann streifte er dem Jüngling das saubere Gewand über und legte ihm ein nasses Tuch auf den Kopf. Die Alte entfernte sich leise.

* * *

Als Demas aus seinen Fieberträumen erwachte, saß der zart aussehende Mann, den er hatte Paulus nennen hören, an seinem Bette. Er sah gerade vor sich hin und schien in Gedanken versunken. Demas schielte durch halbgeschlossene Lider zu ihm hinüber, ohne sich zu regen. Der Mann stand ungefähr an der Schwelle der fünfziger Jahre und war Jude, nach seinen Zügen zu urteilen. Jetzt blickte er auf, mit einem geraden, forschenden Blick Demas ins Gesicht sehend. Dieser schloß die Augen schnell, aber der andre hatte sein Erwachen schon wahrgenommen und sagte ruhig und bestimmt: „Du wachst, Demas? Es ist gut. Lukas wird bald hier sein." Er stand auf und verließ das kleine Gemach. Bald darauf trat er wieder ein mit Lukas und der alten Dienerin, die ein kühles Getränk und etwas leichtes Essen hinstellte.

„Nun," fragte Lukas, „geht es dir jetzt besser? Komm, iß und trink etwas. Dann kannst du wieder schlafen. In ein paar Tagen magst du aufstehen, Demas — das ist doch dein Name?"

Der andre sah ihn einen Augenblick verwundert an, als besänne er sich.

„Warum sollte er anders heißen, da er sich so nannte," warf Paulus ein. „Sagtest du nicht Demas?"

Der blinzelte etwas. „Ja," antwortete er, „so heiß' ich." Er aß und trank ein wenig von dem, was Lukas ihm freundlich reichte, dann legte er sich wieder zurück, und indem er versuchte, sich klar vorzustellen, was er nun zu tun habe, um diesen forschenden Augen zu entgehen, schlief er wieder ein.

* * *

Es war am Abend, und die Sonne sank sehr schnell. Sylvia saß auf der Schwelle des kleinen düstern Hauses und blickte lässig der Mutter und der alten Magd nach, die die Straße hinuntergingen. Die alte Sabina trug einen flachen geflochtenen Weidenkorb unter dem Arm. Am Tiber, ein Stück hinter dem Aventin, hatte Claudia, die Mutter, einen Garten; da zogen sie Gemüse und Früchte für ihren Bedarf und holten oft bei Sonnenuntergang, was sie brauchten.

Sylvia gähnte. Der Tag war sehr heiß gewesen.

Hinter ihr trat Lukas über die Schwelle. Der Grieche grüßte freundlich und ging an ihr vorbei. „Ich will Paulus sehen und ihm noch Bericht über den jungen Kranken geben. Er schläft ruhig," sagte er. „Morgen wird er aufstehen können. Er hat eine gute Natur."

Sylvia verschränkte die Arme hinter dem Kopf. „Wo gehst du hin, Lukas?"

„Zu den Castra Prätoria, zur Prätorianerkaserne." Damit schritt er über den Platz, hinein in den Vicus Patricius.

Sylvia gähnte wieder. Sie lehnte den Kopf an den Türpfosten und schloß die Augen. Wie der fremde Junge ihr die Melone weggegessen hatte! Sie lachte in sich hinein. Ein leises Geräusch ließ sie die Augen öffnen. Unwillkürlich erschrak sie. Da stand er ja vor ihr. „Ich dachte, du schliefst," sprach sie erstaunt.

„Ich dachte, du schliefst," erwiderte er leise. „Sind alle fort?"

„Alle. Aber warum?"

„Weil ich — — das verstehst du nicht."

„So klug wie so ein hergelaufener Grieche bin ich auch noch," erwiderte sie von oben

Digitized by Google

herab. Dann gnädig: „Komm, setz' dich her und erzähl' mir was. Ist es wahr, daß du aus Ostia kommst und vorher aus Korinth, und daß du Demas heißt?"

„Wahr," nickte er. Dann sich neben ihr auf der Schwelle niederlassend, fragte er: „Ist Lukas dein Vater?"

Sie lachte. „Der? Nein. Er kam her als Begleiter des Paulus, und weil wir zur Gemeinde gehören, so fand er Herberge hier bei uns. Wir hatten das Stübchen frei, wo du schläfst. Est locanda."

„Zur Gemeinde," sagte er. „Ich könnte fast dazugehören. Mein Herr —" Er brach ab.

„Nun?" fragte sie, ihm voll ihr junges dunkles Gesicht zukehrend. „Dein Herr?"

„Nun ja, ich hab' bei ihm gearbeitet."

„Was bist du denn?"

„Ruderknecht."

„Dann ist er wohl Schiffseigner?"

Demas lachte. „Ja," sagte er. „Er hat 'nen Kahn auf dem Lykos." Dann sprang er auf, und indem er sich plötzlich niederbeugte, küßte er Sylvia auf den Mund. „Leb' wohl, Sylvia, und Dank," sagte er leise.

Sie war so erschrocken, daß sie ihn nur anstarrte. Dann sprang sie ihm nach, in dem Drange, ihn zu züchtigen, aber er war schon verschwunden.

* * *

Paulus saß mit den Gemeindegliedern, die ihm in Rom am nächsten standen, in dem kleinen Zimmer des Lukas.

„Sagte ich's nicht neulich schon?" fragte Tychikos. „Der Junge hat uns etwas vorgelogen. Er sah verschlagen aus."

„Er hatte Angst," sagte Lukas, „und meinte, wir würden seine Herkunft herausfinden."

„Das hast du ja auch so," rief Demas, „wenigstens daß er ein entlaufener Sklave ist."

Tychikos trat ins Impluvium hinaus. „Sylvia," rief er, „komm einen Augenblick. Was sagte der Demas, ehe er wegtief?"

Sie blieb eintretend auf der Schwelle stehen. „Er fragte, ob ihr alle fort wäret, und sagte, es sei wahr, daß er Demas heiße, und daß er aus Korinth sei. Dann fragte er, ob Lukas mein Vater sei. Und dann —"

„Nun?" fragte Lukas.

Sie errötete tief. „Er sagte, er könne fast zur Gemeinde gehören, denn sein Herr — sein Herr hätte einen Kahn auf dem Lykos."

„Lykos —" rief Tychikos, „dann könnte er aus Hierapolis oder Laodikäa oder Kolossä sein, aus den Gemeinden des Epaphras im Tal des Lykos. Man sollte den fragen —"

„Schade," sagte Timotheus, der neben Paulus auf dem Bett saß. „Warum mußte er von dort entspringen und, als er gnädig hierher geleitet ward, wieder entlaufen?"

Tychikos dachte noch immer nach. „Ich muß ihn kennen, von Ansehen kennen," sagte er. „Wo gehört er hin? in welches Haus?"

„Demas heißt er gewiß nicht," rief der wahre Demas und lachte.

„Nein," antwortete Lukas. „Wir werden es wohl nie erfahren. Wer wird ihn wiederfinden, ihm nachgehen? Hier in Rom?"

„Ich werde ihn finden," sagte Paulus.

* * *

Es waren Wochen hingegangen. Dem kleinen Kreise, in den der junge Sklave geführt worden, war die Erinnerung an ihn bald verblaßt, denn die Zeit dieser Menschen war ausgefüllt. Sie gingen ihrem Beruf und Handwerk nach wie alle, die ihr Brot verdienen müssen, hielten aber an täglichen Versammlungen fest, die sie exklusiv zusammenschlossen in ihrer Religionsgemeinschaft. Die Berufsmissionare und Diakonen erfüllten ihre Pflichten in der Gemeinde, lehrend, pflegend, tröstend, mahnend. In der Nacht, nur kurzen Schlummer genießend, arbeiteten sie für ihres Lebens Unterhalt. Wie sie, schaffte auch Paulus. Er ließ sich nicht vom Evangelium ernähren, sondern saß manche liebe Nacht am Webstuhl und webte Zeltstuch.

Wenn er, von seinem Soldaten begleitet, durch die Straßen ging oder hier und da in Häusern und Höfen sprach, so hielt er oft scharfe Umschau, ob er das junge verschlagene Gesicht nicht sehen möchte; aber es war immer umsonst.

Die alte Sabine aber sagte manchmal zu Sylvia: „Ein lieber Knabe war der Demas! Satt hat er sich gegessen und gesund ist er gepflegt worden, und wer weiß, ob er nicht noch was mitgenommen hat?"

Digitized by Google

Und wenn Sylvia dann schwieg oder sich wegwandte, brummte sie wohl: „Ja, es ist geradeso, als ob du auch gestohlen hättest oder sein Hehler wärst. Wenn einer eine gerade Nase und 'nen Mund voll weißer Zähne hat, dann verlangt ihr jungen Dinger nichts andres von ihm. Ein Taugenichts war er. Wer weiß, in was für einer Taberne er herumsitzt und säuft."

Er saß allerdings in den Tabernen niederster Art und vertrank oft abends, was er sich tagsüber mit schwerer Arbeit verdient hatte. Bald war er Lastträger, bald schleppte er Wasser, bald half er als Handlanger bei Neubauten, bald schaffte er sich kärglichen Verdienst durch Verkauf von Früchten. Er wohnte mit vielen andern in einem der großen Mietshäuser der innern Stadt, wo Hunderte gegen geringen Zins zusammengepfercht waren wie das Vieh, den Hauswirten einen ungeheuren Verdienst abwerfend.

So saß Demas auch eines Abends, den leeren flachen Korb neben sich, in dem er die Früchte zu tragen pflegte, einen irdenen Becher voll Weines vor sich, in einer Taberne an der Porta Ostiensis. Um ihn her saßen, kauerten und lagen Leute seines Standes, schwer arbeitende Gesellen, aber auch andre, die sich's nicht so sauer werden ließen, bei denen der Begriff von mein und dein längst verwischt oder nie dagewesen war.

Demas trank den Becher aus, wischte sich den Mund mit dem Handrücken ab und legte sich flach auf eine rohe Holzbank, seinen Korb umgekehrt als Pfühl unter den Kopf schiebend.

Ein schmächtiger kleiner Kerl trat zu ihm. „Willst du ein schönes Geld verdienen, Demas?" fragte er leise.

„Mit dir nicht," antwortete der Mann, die Stimme ein wenig hebend. „Du läßt mich dir die Nüsse herabholen, und nachher muß ich dich dafür bezahlen, daß ich sie dir auch noch knacken durfte."

Die andern lachten. „Der ist nicht so dumm, such' dir einen andern zu deinen Geschäften!" rief ein riesiger Lastträger. „Wohin willst du ihn denn schleppen, Marius?"

„Geht dich nichts an," sagte der giftig. „Schlepp' deine eignen Sachen." Dann setzte er sich zu dem Liegenden. „Sei nicht töricht, komm mit," flüsterte er. „Heut' abend kommen vor Porta Capena viele Leute zusammen. Ich hab' davon reden hören. Da gibt's einen guten Verdienst. Ich hab' noch Früchte, davon geb' ich dir die Hälfte, und du kannst sie mir verkaufen. Dir bleibt noch ein schönes Geld. Vielleicht finden wir auch noch andres zu tun," fügte er hinzu. Dazu feixte er wie ein Satyr.

„Meinethalben," brummte Demas, „dann gib mir die Früchte." Er erhob sich, und beide gingen zusammen hinaus.

* * *

Paulus sprach.

In der dichtgedrängten Menge war kein Laut zu hören. Die Nachmittagsschatten fielen schon schräg, als Demas und Marius hinzutraten. Sie waren die Appische Straße ein gutes Stück hinabgegangen, bis dahin, wo sie anfängt zu steigen. Da fanden sie die Leute nicht weit von einer kleinen Schenke, die einen Steinwurf zurücklag von einem riesigen alten Grabmal. Sie schoben sich sogleich an die lauschenden Menschen heran, ihre flachen Körbe vorweisend. Hier und da wurde ihnen für ein paar Früchte von den durstigen Zuhörern ein kleines Geldstück zugesteckt, und so schlängelten sie sich weiter und weiter hinein in die Haufen, der eine rechts, der andre links vordringend.

Als Demas, hinter die letzten Hörer tretend, den Paulus erkannt hatte, war er zuerst betreten stehengeblieben, dann hielt er sich möglichst außen und entfernt vom Redner, ganz mit seinem Handel beschäftigt.

Aber die Stimme des Sprechenden, der Klang ging ihm nach. Er stellte sich hinter einen vorspringenden Mauerpfeiler des alten Gehöfts und blinzelte hinüber.

Der schmächtige Mann stand etwas erhöht vor seinen Zuhörern. Eine tiefe innere Bewegung trug ihn selbst dahin auf den Wogen seiner alles hinreißenden Rede.

Demas hörte nicht, was er sagte, obgleich er Griechisch redete. Es war der Klang der Stimme, etwas Prachtvolles, zu Herzen Dringendes, das ihn festhielt. Da stand er lange Zeit, dem Tone lauschend, ohne daß der Sinn ihn mehr berührte, als er das Rauschen eines Stromes verstanden hätte. Es ward ihm so wohl. Einmal war er heraus aus der Angst, aus der Not, aus dem gemeinen Ringen seines armseligen Sklavendaseins. Denn Sklave war er auch

Digitized by Google

jetzt, trotzdem er frei und entlaufen war. Damals war er ein Knecht im Hause eines rechtschaffenen Mannes gewesen, der ihm das Seine gab: heute war er ein Knecht aller, vor allem seines habgierigen Mietsherrn, der den Zins aus seinen armseligen Mietern herauspreßte. Wieder lauschte er der machtvoll schwellenden Stimme, dem Klange, der weich und kraftvoll zugleich ihn umrauschte in den Lauten seiner wundervollen Heimatsprache, und fing an, langsam den Sinn aufzufangen, auf die Worte zu merken, die er hörte, aus der Mitte heraus:

„... Denn damals habe ich auch geschrieben: Wer will uns trennen von der Liebe Gottes? Trübsal — Angst — Hunger — Blöße? In allem überwinden wir weit, um des willen, der uns liebhat. Ich bin gewiß, daß weder Tod noch Leben, weder Gegenwärtiges noch Zukünftiges, weder Hohes noch Tiefes, weder Engel noch Fürsten, noch Gewalt, noch irgendeine Kreatur mag uns scheiden von der Liebe Gottes, die in Jesu Christo ist, unserm Herrn.

„Darum freut euch, Brüder!

„Sorget nichts! Freut euch! Seht mich an. Ich habe gelernt, mir genügen zu lassen. Ich kann niedrig und hoch sein, ich bin in allen Dingen geschickt, beim Hungern und Sattsein, ich kann übrig haben und Mangel leiden. Ich vermag" — mit einer königlichen Gebärde ward das Wort gesagt, die Augen des Mannes leuchteten in einem Ausdruck hoheitsvollen, verklärten Stolzes — „ich vermag alles durch den, der mich mächtig macht — Christus."

Er schwieg.

Sekundenlang noch lag das Schweigen über der Menge. Kaum wagte man zu atmen.

Langsam löste sich des Jünglings Auge von dem Sprecher und irrte über die Menschen hin. Da blieb sein Blick auf Marius haften, der, seinen fast leeren Fruchtkorb auf dem Kopfe, selbst noch ganz versunken schien. Aber des jungen Mannes scharfes Auge sah deutlich, wie er die tiefe Andacht eines jungen Weibes dazu benutzte, um ihr ein Goldkettchen vom Halse zu nesteln und es geschickt verschwinden zu lassen.

Wie der Blitz war Demas neben ihm. „Du Hund!" schrie er ihn an. „Gib's heraus, gib, gib —"

Eine große Bewegung entstand. Marius fuhr erst wütend auf, dann suchte er schnell das Weite zu gewinnen. Aber Demas umklammerte ihn. „Gestohlen hast du, gestohlen — hier — hier —" keuchte er.

Ein paar Männer rissen sie auseinander, durchsuchten den Marius. Er hatte ein gutes Geschäft gemacht, denn Ketten, Armringe und kleine Geschmeide zog man ihm aus der Tunika. Da nahm Demas seine noch übrigen Früchte, warf sie ihm mitsamt den paar verdienten Münzen vor die Füße und kehrte ihm den Rücken.

Als er hochrot vor Erregung sich zum Gehen wandte, stand Paulus vor ihm. Den Kopf senkend, trat der Jüngling verwirrt zurück. Wieder suchte ihn der Klang der Stimme und ließ ihn nicht los.

Derselbe Gruß der Griechen, den Paulus vorhin in die Menge gerufen, tönte nun dem Jüngling entgegen. Das, was vorhin zu allen gesprochen war, galt nun ihm allein: „Freue dich!" sprach Paulus, „freue dich!"

Und die Menge umschloß ihn wieder.

* * *

Demas irrte ziellos im großen Rom umher. Freue dich! klang es in ihm. Eine unbeschreibliche Erregung hatte ihn gepackt. Er wußte selbst nicht, was in ihm vorging. Unklare Bilder gaukelten in seiner Phantasie. Ein ungestümes Drängen durchjagte in wilder Bewegung seine ungezügelte Seele. Er wollte — er wollte — was wollte er? Er war ja frei. Niemand hatte ihm zu befehlen. Er konnte ja tun, was ihm beliebte. Zu Paulus würde er gehen, sprechen: Herr, ich will ein Mann werden wie du, dem die Menschen gehorchen. Laß mich bei dir sein, sehen, wie du es machst. Du hast ja gesagt: Freue dich! Du hast dich ja über mich gefreut.

Der Morgen graute schon, als er sein ärmliches Lager aufsuchte. Nach kurzem Schlaf erhob er sich wieder und ging hinaus. Der Duft frischgebackenen Brotes stieg ihm lieblich in die Nase. Er trat an einen Brunnen und versuchte den knurrenden Magen mit frischem Wasser zu beschwichtigen. Dann trollte er weiter. Er erinnerte sich, gehört zu haben, daß Paulus in der Prätorianerkaserne wohne. Da aber ließ man ihn nicht hinein. Nach dem Hause, das ihn so freundlich aufgenommen hatte, wollte er nicht zurück. Er blieb unschlüssig stehen.

Digitized by Google

Dann stieg wieder das brennende Begehren in ihm auf. Er machte sich auf den Weg.

Als er die Straße hinunterkam, sah er schon von weitem die alte Sabine vor dem Hause stehen. Er wartete vorsichtig, bis sie wieder verschwunden war, und näherte sich dann langsam. Da trat Sylvia heraus. Das gab ihm wieder Mut. Mit einem gewissen Selbstbewußtsein ging er auf sie zu. Als sie ihn erkannte, errötete sie tief.

„Oh," sagte sie, und ihre dunklen Augen blitzten, „hast du unser gedacht?"

„Nein," erwiderte er sachgemäß, „ich komme nur zu fragen, ob Paulus hier ist."

„So?" Sie trat dicht an ihn heran. „Ich hab' deiner oft gedacht und hab' immer nach dir ausgeschaut, ob ich dir dein Geschenk nicht zurückgeben könnte. Da hast du's!" Und plötzlich saß ihm eine wohlgezielte Ohrfeige auf der Backe.

Er starrte sie ganz entgeistert an. Aber bevor er sich von seinem Schrecken erholt hatte, kam die alte Sabine wieder heraus und fuhr ihn an. „So, da bist du wieder, du schlechter Junge. Es ist ja recht freundlich, daß du uns wieder besuchst. Und unsern Chiton bringst du wohl wieder zur Wäsche? Er sieht aus, als ob er's nötig hätte, du Schmutzfink. Zieh deinen alten nur wieder an. Schön sauber ist er wieder und gut geflickt."

Demas sah an sich herunter. Daran hatte er noch gar nicht gedacht, daß er den guten Chiton damals mitgenommen hatte, unter Zurücklassung des alten.

„Hungrig bist du natürlich auch wieder," knurrte die Alte weiter. „Wenn Lukas nicht erzählt hätte, daß du den Dieb gestern in der Versammlung fingst, hätt' ich selbst geglaubt, du seist ein Dieb, und dich nicht wieder hereingelassen. Kein Stück Brot hätt' ich dir gegeben. So, nun kannst du kommen, und zieh den schmutzigen Lappen aus. Schäme dich! So ein schmieriger Junge. Sylvia, du siehst auch aus, als ob du ihm ein paar Haare ausgerauft hättest."

Sylvia blickte dunkelrot nach rechts, Demas dunkelrot nach links. Wie die Lämmer folgten sie der alten Frau ins Haus.

Als sie aus dem dunklen Gang in das Impluvium traten, wäre Demas fast wieder umgekehrt. Vor ihm stand Claudia. Als sie ihn erkannte, seine Verwirrung, die roten Köpfe der beiden jungen Menschen sah, ging schnell ein Lächeln über ihre ernsten Züge. „Sei gegrüßt!" sagte sie einfach. „Komm und erquicke dich."

Nach wenigen Minuten saß Demas in seinem alten, frisch gewaschenen Chiton am Herd, vor sich ein großes Stück frischen Brotes und einen Topf voll Milch.

* * *

„Was willst du?" fragte Paulus freundlich, als der Jüngling, nachdem er sich gesättigt hatte, in des Lukas Zimmerchen trat. Er saß vor dem Tisch, Lukas und sein Freund und Schüler Timotheus ihm gegenüber.

Demas trat verlegen von einem Fuß auf den andern. Endlich stammelte er: „Bei dir bleiben, Herr — werden wie du —"

Ein Lächeln spielte um den ernsten, feinen Mund. „Bei mir bleiben kannst du vorderhand. So werden wie ich? Wohl — aber ohne diese Bande. Aber vielleicht wirst auch du — Nun, das wirst du erleben. Aber ich bin nicht Herr. Wir sind hier alle Brüder. Wer aber bist du?" Er sah ihm gerade in die Augen.

Demas errötete dunkel. „Ich bin," stotterte er, „— ich war —" Dann nahm er sich zusammen. Etwas von seiner alten Verschlagenheit trat in sein Gesicht. „Ich bin Lastträger oder Fruchthändler, Herr. Vorher war ich Ruderknecht." Und trotzig setzte er hinzu: „Das sagt' ich schon."

„Und vorher?" fragte Paulus.

„Vorher?" Er verwickelte sich. „Vorher —"

„Du weißt es, und Gott weiß es," sagte Paulus. „Ich sage nicht, daß ich es nicht weiß. Du aber lüge nicht. Gott kannst du nicht belügen, und wir Brüder reden untereinander die Wahrheit. Wie heißt du?"

Er schwieg.

„Demas ist also nicht dein Name?"

Er schwieg. Paulus wartete, während der Jüngling trotzend vor ihm stand.

In der Tür erschien Tychikos und blieb stehen, als er Demas erkannte, indes wieder ein Zug des Nachgrübelns, des Kennens und Nichterkennens in sein Gesicht trat.

Das Schweigen dauerte noch.

„Du brauchst es nicht zu sagen," sprach Paulus langsam. „Du kannst ruhig wieder gehen, wenn dir dein Kommen leid ist. Willst du aber bleiben, so rede Wahrheit."

Digitized by Google

Langsam wandte sich der junge Mensch und ging gesenkten Hauptes zur Tür.

Immer noch sah ihn Tychikos scharf an. „Sag', wo hab' ich dich gesehen im Tal des Lykos?" fragte er leise. „In Hierapolis? In Kolossä? In Laodikäa? Wo, Bruder?"

Der Angeredete sah auf und schnell wieder fort. Ein schnelles Erkennen malte sich auf seinem Gesicht. Er blieb einen Augenblick stehen. Es hatte ihn noch nie jemand Bruder angeredet.

„Wo, Bruder?" wiederholte Tychikos die Frage.

Der Mensch wandte sich wieder ab. „In Kolossä," stammelte er verwirrt.

„In Kolossä?" Er hielt ihn am Chiton fest. „Ich weiß, ich weiß! War es nicht bei —"

Paulus hatte sich erhoben und der Tür genähert. Als der Jüngling in das dunkle, bittende Auge sah, aus dem doch der Herrscherblick lohte, drehte er kurz um, und gesenkten Kopfes sprach er: „Onesimos ist mein Name, und ich war ein Sklave des Philemon in Kolossä. Darf ich nun bleiben?"

„Noch einem andern Herrn wirst du nun dienen," sprach Paulus, „und vielleicht wird die Zeit kommen, wo auch der von dir verlangt, was du heut' nicht tun möchtest. Dann freue dich, Onesimos."

* * *

So trat Onesimos in die Gemeinde Roms, eine Gemeinde, von unbekannten Männern gegründet, die Paulus schon in straffer Zucht vorgefunden hatte, als er zu seiner Verantwortung nach Rom gekommen war.

Wenn sechzig Jahre früher, zur Zeit des Horaz, des Augustus, ein religiöser Tiefstand in der damaligen Kulturwelt herrschte, so regten sich jetzt allenthalben tiefe, sittliche Kräfte in den Völkern. Die Religionen waren sich sehr nahegekommen, sie hatten sich berührt, vermischt; fremde orientalische Kulte drangen auch in Rom ein, dem seine eigne politische Religion nicht mehr zu genügen schien. Die Philosophie der Griechen, bis dahin im Besitz der Weisen, Einsamen, stieg von ihrer starren Höhe, um sich den suchenden Geistern der breitern Menge mitzuteilen. Es ging ein warmer Frühlingsodem durch die Heidenwelt, ein Suchen und Forschen, ein Drängen und Sichzusammenraffen, das Tausende dem reinen Kult des Mithra, dem Geheimnisvollen der Magna Mater in die Arme trieb. Und diesen wohlzubereiteten, beackerten, gepflügten fruchtbaren Boden fand das junge Christentum vor und senkte hinein seine lebendigen Keime, seinen mächtig sprossenden Samen.

In jener ersten Zeit war das Verhältnis der jungen Gemeinschaft mit dem römischen Staat ein freundliches. Die einzelnen Gemeindeglieder waren, auf Zucht und Ordnung haltend, wohl gelitten, höchstens ging einmal eine Bö über sie hin, wenn sie mit in eine Judenverfolgung hineingezogen wurden, wie die unter dem Kaiser Claudius, denn sie galten den Römern noch als jüdische Sektierer. Im übrigen waren auch diese Verfolgungen selten, denn am Hofe der Cäsaren verkehrten die jüdischen Bankiers, deren Vermittlung die Kaiser in ihren Geldgeschäften brauchten, und die von ihnen zu römischen Rittern erhoben wurden.

Auch in der ersten Zeit des Nero war das Verhältnis von Staat und Christen gut. Der Kaiser nahm sein Amt durchaus nicht leicht. Seine Versuche, die römische Welt gerecht zu regieren, waren aller Achtung wert, ehe ihn der Cäsarenwahnsinn erfaßte. Dann erst ging die entsetzliche Verfolgung des Jahres 64 wie ein Blitz aus heiterm Himmel auf die Gemeinde nieder.

In dieser festgefügten, geachteten Gemeinschaft lebte Onesimos nun. Er schloß sich besonders dem Tychikos an, mit dem er ein kleines Zimmer teilte, nicht weit von der Prätorianerkaserne, in der Paulus wohnte. Er war noch nicht getauft, aber mit andern neuen Gliedern sollte er die Taufe bald empfangen. Jeden Tag sah er den Paulus, hörte seine Worte, redete mit ihm oder dessen liebsten Begleitern Timotheus und Lukas. Sein höchster Ehrgeiz war: so bei ihm sein zu dürfen und ihm zu dienen, wie Timotheus es tat. Abends begleitete er beide auch auf ihren Gängen durch die Gemeinden, hörte im Morgengrauen die Ansprachen des Paulus bei den Versammlungen, oder war dabei, wenn er hin und her in den Häusern ermahnte, predigte, riet, ermunterte und tröstete. Ließ es seine Tagesarbeit zu, so half er dem Tychikos, wenn er zu den Armen, Kranken und Sterbenden ging, und scheute sich vor keiner Mühe. Aber er tat es alles, um gewissermaßen aufzurücken, um mehr in

Digitized by Google

die Nähe des Paulus zu kommen. Es war ihm etwas Äußerliches, Ehrgeiz, nicht Gesinnungssache.

Oft war er im Hause der Claudia, das ihn zuerst gastlich aufgenommen hatte. Sie stammte aus der gens Claudia, ihr Großvater war Claudischer Freigelassener gewesen, ihr Mann, Sylvius, war schon lange tot. Sie selbst war ein angesehenes Gemeindeglied. Da saß er manchmal nach des Tages Arbeit und scherzte mit Sylvia. Sie waren wie Bruder und Schwester.

„Sag', warum bist du von Philemon weggelaufen?" fragte sie eines Abends.

„Weil Apphia —"

„Wer war Apphia?"

„Seine Hausfrau, die Herrin."

„War sie böse?"

„O nein, nur streng. Ich hatte einen kostbaren Krug, den sie werthielt vom Vater her, aus Nachlässigkeit hingeworfen und zerschlagen. Im Zorn gab sie mir einen Backenstreich. Da begehrte ich auf, und sie rief den Hausmeister, daß er mich züchtigen solle. Da warf ich in Wut, was ich noch in der Hand hatte und erreichen konnte, zu Boden, entwischte und getraute mich nicht wieder heim. Darum lief ich ganz davon."

„Welch nützlicher Onesimos,"* sagte sie lachend. „Wohin gingst du?"

„Nach Ephesos. Da verdingte ich mich auf einem Schiff nach Korinth. Von dort auf einem andern nach Messana. Dort wieder nach Ostia. So kam' ich her."

Tychikos war hinzugetreten. „Was nun, wenn Philemon erführe, daß du hier bist?"

„Er wird es nicht erfahren," sagte Onesimos ruhig.

„Eigentlich gehörst du ihm doch noch," sprach Sylvia nachdenklich vor sich hin. „Wenn er's wüßte, würde er dich wohl holen lassen. Aber wir sagen nichts —"

Timotheus trat auch hinzu. „Was denkst du, Timotheus?" fragte ihn Tychikos. „Hat Philemon noch Recht auf Onesimos? Er ist doch unser Bruder!"

„Er hat ein Recht, denke ich," sagte Timotheus. „Was meinst du, Lukas?"

Das nachdenkliche Gesicht des Arztes wurde noch ernster. „Ich denke wie Timotheus," sprach er, und leise fügte er zu Tychikos hinzu: „Sogar über Leben und Tod."

* Onesimos, wörtlich = der Nützliche.

Onesimos war aufgesprungen. Auch Sylvia stand auf. Sie war blaß geworden. Dann faßte sie Onesimos bei der Hand. „Sei ruhig," sagte sie, „er weiß es nicht und wird es nie wissen. Wer von uns würde es ihm verraten? Du bist ja unser lieber Bruder."

Lukas lächelte. „Du bist unsre liebe Schwester," sagte er leise.

Paulus lehnte in der Tür des kleinen Gemaches und hörte dem Gespräch im Impluvium zu.

„Vater," rief Onesimos, auf ihn zueilend, „was sagst du?"

„Weißt du, welches Recht jeder Herr über den entlaufenen Sklaven hat, Onesimos?" kam die Gegenfrage.

„Er kann ihn töten," erwiderte Onesimos stockend. Und dann schnell: „Aber du, was sagst du? Entscheide!"

„Du sollst selbst entscheiden," sprach Paulus.

„Ich?" rief Onesimos. „Ich habe schon entschieden. Ich bleibe bei euch."

Paulus senkte wieder den tiefen Blick in die trotzigen Augen des jungen Bruders. Liebkosend legte er die Hand auf den Arm des Jünglings. „Es ist gut," sagte er leise.

* * *

In Onesimos brodelte ein Gemisch von Verschlagenheit, natürlichem Verstande, unbekümmertem Leichtsinn und kindlichem Anschmiegungs- und Liebesbedürfnis durcheinander. Sein lebhafter Sinn war von dem, was er in der Gemeinde täglich sah und hörte, mächtig erfaßt, ohne im Innern ergriffen zu sein. Sein Wesen schaukelte wie auf leichtem Boote über die Tiefen christlichen Lebens hin, die Stürme der Seele hatten ihn noch nicht durchrüttelt, trotzdem sein Dasein unsanft genug hin und her gerissen worden war. Zweierlei verschlang sich wunderlich genug in seiner Seele: ehrgeizige Träume und heiliges Grauen vor dem Tage der Taufe. Dann würde der Geist über ihn kommen.

Lukas hatte es ihm erzählt, wie er über die Zwölf gekommen war: mit starkem Brausen. Auch über ihn würde er kommen: dann würde er Geheimnisse wissen und Kräfte haben, vielleicht wie die Zwölf. Wie Paulus würde er sein, wie ein Zauber würde es ihn

Digitized by Google

umgeben. Wer konnte wissen, was Gott noch mit ihm vorhatte. Viele, viele würde er bekehren mit der Kraft seiner Worte und dem Hauch seines Mundes. Warum nicht viele von den vornehmen Römern? Von den Herren? Warum nicht — vielleicht — auch — den — Kaiser? Wenn solche Phantasien ihn erfüllten, dann ging er mit rotem Kopf umher und knuffte vor lauter Eifer wohl auch mal einen Kranken, der anders liegen wollte, als er ihn gebettet hatte.

„Tychikos," fragte er einst, als sie müde gegen Abend dem Hause der Claudia zustrebten, „wie war es, als der Geist über dich kam?"

Tychikos sah ihn ruhig an. „Das kann ich dir nicht sagen," erwiderte er.

„Warum nicht?"

„Weil es schwer auszusprechen ist. Bei den Zwölfen kam er mit Brausen, bei andern kommt er still."

„Aber gerade am Brausen merkt man's ja, daß er kommt," rief Onesimos ungeduldig. „Wenn er bei dir nicht gebrauft hat, wie weißt du denn, ob du ihn hast?"

„Das muß ein jeder wissen, im Herzen," sagte Tychikos. „Auch du wirst es merken. So oder so."

Onesimos war nachdenklich. „Wie war es bei Paulus?" fragte er.

„Der Herr sprach zu ihm auf dem Wege nach Damaskus. Braucht es mehr?"

Onesimos schwieg. Aber immer leidenschaftlicher erregte ihn die Frage: Wie wird er zu dir kommen?

Am Abend saß er neben Sylvia auf der Schwelle vor dem Hause. Über ihnen spannte sich der nachtschwarze Himmel. Millionen Sterne funkelten hernieder.

„Sylvia," fragte er flüsternd, „brauste der Geist über dich hin, als du getauft wurdest?"

Sie schüttelte leise den Kopf. „Nein," sprach sie, „er brauste nicht. Ich weiß kaum, wie's geschah, noch wann. Ich weiß nur, daß er immer bei mir ist, wenn ich unrecht tun will. Dann hält er mich zurück und treibt mich zum Guten."

Onesimos war enttäuscht. „Ach," sagte er ungeduldig, „ich wollte, ich hätte ihn erst. Ihr könnt mir doch nichts Vernünftiges sagen." Und er erhob sich rasch und ging mit großen Schritten hinein zu den Männern.

* * *

Tiefes Dunkel lag noch über der ruhenden Stadt. Noch verweilte die Nacht. Nur weit im Osten glomm ein fahler, silbriger Streifen, wie unter der Asche glühendes Feuer, an ihrem weichen dunklen Saum hervor. Und die Nacht zog leise ihr Gewand zurück, um sich nicht zu verbrennen. Sie wich ganz langsam, Schritt für Schritt.

Im Schein der grauen heiligen Dämmerung, da der Vogel das Stimmchen anhält und des Flusses Wellen langsamer und feierlicher zu rinnen scheinen, da die Sterne am Himmel verschwimmen und versinken und geheimnisvolles Naß in Tropfen von den Gräsern rollt, da nah und fern eins sind, und gestern und heut' sich noch umschlungen halten, wallen leise und ehrfürchtig Gestalten durch die stillen Gassen der ewigen Stadt. Ehrfürchtig und leise, mit so heiligen, hohen Gefühlen, daß sie förmlich von ihnen auszustrahlen scheinen, wenn es auch der Tagesschimmer ist, der ihre Gestalten wie mit einem silbernen, klaren Schein umhellt. Sie treffen einander und ziehen nach leisem Gruß schweigsam weiter, bis sie ein schmales Stück Gartenland betreten, den Garten der Claudia, der sich sanft zum Tiberufer hinabsenkt. Der Taufmorgen dämmert herauf. Im weiten Kreise, in Gruppen umstehen Männer und Frauen die Täuflinge, die am Ufer den Paulus erwarten.

Wie er eintritt, begleitet von dem Soldaten und seinen Getreuen, öffnet sich der Kreis, und der Hymnus wird angestimmt, „ein geistliches, liebliches Lied", wie er's selbst nannte, einer der altehrwürdigen Psalmen, mit einem jungen christlichen Schluß, hinzugefügt aus einem heiß und begeistert schlagenden Herzen. Er verklingt. Da tritt Timotheus vor. Mit den Täuflingen niederknieend, spricht er das Gebet des Herrn, das Taufgebet. Dann schreitet er zum Flusse, der träge seine gelben Frühlingswasser vorüberwälzt. Bis an die Knie tritt er, sich hochschürzend, hinein. Die Täuflinge folgen ihm, nur mit einem kurzen Schurz umgürtet. Einer nach dem andern knien sie neben ihm nieder, und indem er die Worte der Taufformel spricht, taucht er einen jeden unter in die wallende Flut.

Onesimos war der letzte. Das Herz klopfte ihm zum Zerspringen in fieberhafter Erregung. Als Timotheus' Hand seinen Scheitel unter den Wasserspiegel drückte und die Flu-

Digitized by Google

ten einen Augenblick über ihn hingurgelten, dachte er: Jetzt kommt der Geist, jetzt. Aber er tauchte ruhig wieder auf, und es geschah nichts. Als ihm das weiße Gewand der Getauften, Gereinigten übergeworfen wurde, wartete er voll Unruhe, ob der Himmel sich nicht öffnen werde; aber der lachte der aufgehenden Sonne zu, ohne daß eine Wolke ihre zuckenden, jubelnden Strahlen auffing, ohne daß ein Blitz seine geheimnisvollen Tiefen zerriß. Als ihm die Freunde nacheinander den Bruderkuß gaben, als Claudia und die alte Sabina ihn freundlich auf die Stirn küßten und er Sylvias frische Lippen auf den seinen fühlte, würgte bittere Enttäuschung in seiner Kehle. Er schlich nach hinten, in die Tiefe des Gartens und lehnte sich mit abgewandtem Haupte an die Mauer.

Was hatte er getan, daß Gott ihm den Geist nicht sandte? Er konnte sich nicht besinnen, daß er etwas Gutes unterlassen, etwas Böses verübt hätte! Warum sollte er denn allein ausgeschlossen sein, wo er sich doch so gemüht hatte? Schwere Tränen traten ihm in die Augen; er ballte die Fäuste, um sie zurückzudrängen.

„Bruder," sagte Tychikos neben ihm, „wo bleibst du? Paulus fragt nach dir."

„Laß mich," murmelte Onesimos, ihn abwehrend, „ich mag ihn nicht sehen — —" Und er wandte sich ab und ging langsamen Schrittes in einen Laubengang, den die junge Rebe schon licht umspannte. Hier schlich er leise weiter und setzte sich am Ende des Ganges auf eine Steinbank, die dort wie in einer kleinen Grotte an der Mauer stand. Frauenhaar hing allenthalben mit den lichtgrünen Blättchen aus den Mauerritzen, und die Sonne malte verstohlen huschende, goldige Flecke auf das zarte Grün, wie der leichte Wind die Wedel hin und her wehte und über dem Haupte des Jünglings spielte.

Onesimos schlief ein.

Er erwachte, als sich eine Hand leise und fest auf seine Schulter legte.

„Onesimos —" sagte eine wohlbekannte Stimme.

Er fuhr auf. „Paulus —" stammelte er. „Vater —"

„Warum wolltest du nicht zu mir kommen, Kind?"

Onesimos wandte das Haupt ab. „Ich konnte nicht," murmelte er. Dann fiel er plötzlich vor dem Manne nieder, und sein Gesicht in dessen Gewande bergend, schluchzte er: „Ich habe den Geist nicht bekommen, Vater. Ich habe nichts gefühlt — nichts —"

Leicht fuhr die Hand des großen Lehrers über den Scheitel des ungebärdigen Knaben. „Steh auf," sagte er, „es wird dir noch ein besserer Weg gezeigt werden. Gott ist treu."

* * *

Von diesem Augenblick an begleitete das Wort Pauli den Jüngling auf allen seinen Wegen. Ob er sich nun seinen Lebensunterhalt mit schwerer Arbeit verdiente oder mit Tychikos und Lukas die armen und kranken Brüder aufsuchte, ob er den Worten des Paulus oder der Brüder lauschte, mit Claudia und Sylvia plauderte oder ihr und der alten Sabine zur Hand ging, ob er in Claudias Garten schaffte, wo er gern in aller Morgenfrühe grub und pflanzte — immer wieder dachte er: Es wird dir ein besserer Weg gezeigt werden.

Wenn er früher aus Ehrgeiz die Nähe des Paulus gesucht hatte, so geschah es jetzt aus dem brennenden Wunsche, tüchtiger bei ihm zu werden, in seiner Nähe, um den Geist zu empfangen.

„Vater," sagte er eines Abends, als er bei ihm war, um ihm kleine Handreichungen zu tun, denn Timotheus war mit Epaphras, der jüngst erst aus Kleinasien gekommen war, fortgegangen, „Vater, ich möchte immer bei dir bleiben und dir dienen. Dann würde der Geist auch zu mir kommen."

Paulus lächelte. „Du bist ein Kind," sagte er, „und hast kindische Gedanken."

„Kann es nicht sein, Vater?" Sogleich setzte er einen Krug frischen Wassers vor den Apostel hin.

„Es kann nicht sein."

„Warum?" brauste der Jüngling auf.

„Komm her, ich will es mit dir bereden." Onesimos setzte sich ihm gegenüber und schlang die Arme um die Knie.

„Sieh, als ich in Asien war und das Wort predigte, da kam zu mir ein Mann, der hieß Philemon. Der glaubte, ward getauft und war dem Herrn treu mit seinem Weibe Apphia. Derselbe Mann kam nach der Gemeinde Kolossä, wie ich weiß, durch Epaphras; du kennst ihn, der die drei Gemeinden dort im Tale des Lykos errichtete. Auch Archipp, der Vorsteher, schrieb mir

Digitized by Google

von ihm. Dieser selbe Philemon, der dem Herrn immer treu blieb, hatte einen Sklaven Onesimos, der lief ihm fort und wollte ihm nicht mehr dienen. Soll ich mir nun von demselben dienen lassen und ihn seinem rechtmäßigen Herrn also fortnehmen? Das sei ferne."

Onesimos sprang auf. „Vater," rief er, „so sagst du, ich sei noch sein Knecht? So willst du wohl gar, ich solle zu ihm zurück?"

„Urteile du selbst, mein Kind, was recht sei."

„Nimmermehr!" schrie er. Er stieß so hart an den Schemel, auf dem der Krug stand, daß er umschlug. Und während das Wasser sich ins Zimmerchen ergoß und die Scherben auf dem Estrich zersprangen, stürzte Onesimos hinaus.

* * *

Er rannte wie gehetzt durch die Straßen. Als er merkte, daß die Leute ihm nachschauten und zuriefen, mäßigte er seine Schritte und zwang sich zu gleichmütigem Gesichtsausdruck. Er war von der Prätorianerkaserne unter dem Lachen der ihn kennenden Soldaten, die da meinten, er habe etwas versäumt, als er so eilfertig davonrannte, den Vicus Patrizius hinuntergelaufen, war dann am Hause der Claudia vorbei am Abhange des Palatins entlang geeilt und dann in die Via Appia eingebogen. Am Grabe der Scipionen vorbei schritt er eilig durch die Porta Capena hinaus in die schweigende Ebene. Ihm zur Linken im Osten spannten sich die dunklen Bogen der Aqua Claudia, und dahinter verschwammen im zarten Duft die blauen Züge der Volsker Berge, indes vor ihm im Südwesten die Ebene wie in blutigem Not zu versinken schien, wo die untergehende Sonne über den Pontinischen Sümpfen lohte.

Er merkte es kaum, wanderte und wanderte, bis es stockfinstere Nacht war und nicht einmal Sterne über ihm die Straße erleuchteten. In der Ferne sah er endlich Licht. Dann hörte er Stimmen, Lachen, Schreien, das aus einem Gebäude drang. Er trat ein, ließ sich Wein und Brot geben und fragte, wo er sei.

Bis nach der Schenke an dem alten Grabmal war er gekommen. Er ließ sich in einer dunklen Ecke des spärlich erhellten Raumes nieder, und es fiel ihm ein, daß hier in der Nähe jene erste Versammlung gewesen war, auf der er Paulus sprechen gehört hatte. Paulus. Als er seiner gedachte, zog sich ihm das Herz zusammen. Kein ehrgeiziger Gedanke war dabei, er fühlte nur den Schmerz, daß er ihn nicht mehr sehen sollte, den allzeit Gütigen, auch wenn er strafte, manchmal fast ungerecht schalt und leidenschaftlich mahnte. Aber dann bäumte sich wieder alles in ihm auf. Er sollte zu Philemon zurückkehren? Was verlangten diese Menschen von ihm! Hatte Philemon nicht das Recht über sein Leben? Wer konnte ihn hindern, es auszuüben? Wenn er auch zu den Brüdern gehörte, er war ein unnützer Knecht gewesen und würde es büßen müssen, so oder so. Nein, er konnte nicht zurück, konnte auch nicht zu den Brüdern. Es ergriff ihn eine schreckliche Sehnsucht nach ihnen, nach Sylvia, nach dem gastlichen Hause der Claudia. Er stürzte den Wein hinunter und preßte den Kopf an die kalte Wand.

Auf einmal hörte er eine bekannte Stimme. Er wandte den Kopf. Da saß Marius, der Dieb, und erzählte mit wichtiger Miene einem eifrig lauschenden Kreise. Onesimos blickte wieder fort, es war ihm alles so gleichgültig. Dann fielen einzelne Worte, die ihn stutzig machten, wie: Christen — Atheisten — Paulus — Er spitzte die Ohren.

Enger zog sich der Kreis um den Erzähler zusammen. „Wisset," fuhr Marius in seiner Erzählung fort, „daß diese Narren und Toren, die sagen, es gäbe keine ewigen Götter, daß sie keine solch unschuldigen Lämmer sind, wie sie sich gebärden. Ich weiß, daß sie sich weigern, vor dem Kaiserbild zu opfern," — unwilliges Murmeln erhob sich — „ich weiß noch mehr." Seine Stimme sank in geheimnisvolles Flüstern, so daß Onesimos sich unwillkürlich vorbeugte, um ihn zu verstehen. Keiner achtete seiner, zu vertieft waren sie in die Dinge, die Marius ihnen auftischte: bald mißverstandene Wahrheitsbrocken, bald gruselig verleumderische Altweibermären. „Ich weiß, daß sie Blutschande treiben," flüsterte er; die Köpfe kamen noch näher heran, die Augen quollen ihnen aus den Höhlen vor wonnig-grauslichem Entzücken.

„Ist's möglich?" fragte einer.

„Gebt dem Marius noch einen Becher Weins, damit er sich den Gaumen anfeuchten

Digitized by Google

kann, ich zahl's," sagte ein andrer dumpf. „Wahr oder nicht wahr — die Kerle müßten gestraft werden."

„Die Häuser sollte man ihnen anstecken," schrie ein dicker Metzger, der den Verkauf des Opferfleisches vom Jupitertempel vermittelte. „Sie schädigen das Geschäft und verdrehen den Leuten die Köpfe."

Marius schmatzte befriedigt mit den Lippen und setzte den leeren Becher wieder hin. „Ich weiß noch mehr," sagte er. Der Geist des Aufschneidens war offenbar in ihm selbst erstaunlichem Maße über ihn gekommen. „Aber die Zunge wird trocken —"

„Einen Krug für Marius!" brüllte der Schlächter.

Marius faltete die Hände und weidete sich an seinen ihn gläubig anglotzenden Zuhörern.

Onesimos saß da mit vor Zorn geballten Fäusten. Aber er wagte nicht, zu widersprechen. Was konnte er gegen die wilde Gesellschaft? Sie würden ihn totschlagen wie einen Hund. Und er wollte doch leben.

Marius beugte sich wieder vor und verdrehte die Augen. Eine Gänsehaut fröstelte den Leuten den Rücken hinunter. „Sie schlachten kleine Kinder und fressen sie bei ihren Versammlungen," sagte er mit hohler Stimme. „Ich war selbst einst dabei — hier —" Er zeigte mit dem dürren langen Zeigefinger vor sich nieder. Die angegraulte Gesellschaft fuhr auseinander und wieder eng zusammen. Wie die Hühner starrten sie auf den Fleck. „Ihr Haupt, jener Paulus, schlachtete das Würmchen hier" — wieder zeigte er auf die Stelle zwischen seinen Füßen — „seinem Gotte, dem Christus; und als ich, ich, Marius, ihn hindern wollte, schlugen sie mich —"

Er kam nicht weiter. Mit einem Sprunge stand Onesimos mitten in dem stierenden, von lüsternem Entsetzen und starkem Wein betrunkenen Kreise. „Das lügst du, Elender!" schrie er den Marius zornbebend an. „Jeder Laut ist gelogen, der aus deinem unsaubern Schlunde kam! Wage noch ein Wort zu sagen gegen uns Christen, gegen Paulus, gegen meinen Herrn, den Christus —"

Wildes Gebrüll erhob sich. Sie sprangen den Jüngling an, umdrängten ihn mit ihren Fäusten, schlugen auf ihn ein. Aber mit seiner geschmeidigen jungen Riesenkraft zwängte er sich hindurch, entriß dem einen den Schemel, den er gegen seinen Kopf schwang, dem Metzger das auf ihn gezückte Messer, schlug zwei mit den Köpfen zusammen und war mit einem Satz im Freien.

Marius hatte ohne Besinnen vor ihm das Feld geräumt. Mit Bedacht leerte er, während der unsinnige Haufen brüllte und um sich schlug, zwei unbeachtet stehende Weinkrüge und schlich dann leise hinaus, indem er zwei Mäntel mit sich gehen hieß, die ihm zwar nicht gehörten, aber gerade jetzt nützlich und angenehm zu besitzen schienen.

* * *

Onesimos blieb einen Augenblick draußen in der schwarzen Finsternis stehen. Er horchte, ob die wütende, betrunkene Gesellschaft ihn suchen werde. Aber drinnen war nur wüstes Gejohle. Sie hieben selbst aufeinander los. Die Glieder schmerzten ihn von den Püffen und Schlägen, die er bekommen hatte, von der Stirn rieselte ihm das Blut aus einer klaffenden Hautwunde. Neben sich hörte er das Brummen einer Kuh hinter einem Gemäuer. Er tastete sich in eine Art Stall und legte sich nicht weit von dem befriedigt wiederkäuenden Tier auf die Streu. Todmüde schlief er ein und schlief, bis ein Hahn im Felde draußen seinen Morgengruß anstimmte. Da stand er auf, daß ihn niemand finden sollte, und ging in tiefen Gedanken quer durch die Ebene auf den Tiber zu, sich auf schmalen Feldwegen haltend.

Er mußte an den Ort, wo er in die Gemeinschaft der Christen aufgenommen ward, wo er mitten unter ihnen gestanden als der ihre, wo er den Geist erwartet hatte. Es war ihm seltsam licht und freudig ums Herz. Er ging wie auf feierlicher Höhe. Er grämte sich nicht mehr, daß der Geist ihn nicht umbraust hatte, vor Philemon empfand er keine Furcht mehr. Verteidigt hatte er seinen Stand, seine Brüder, seinen Herrn. Vor ihm hatte der Tod gestanden, ohne ihn zu schrecken. Was brauchte er noch zu fürchten?

Er dachte des Tages, wo er Paulus zuerst gehört hatte: Wer kann euch scheiden von der Liebe Gottes? Weder Tod noch Leben. Und zu ihm hatte er gesagt: Freue dich! Und wieder: Es wird der Tag kommen, wo dein Herr von dir verlangen wird.

Digitized by Google

was du heut nicht tun möchtest. Dann freue dich, Onesimos.

Es dämmerte. Er stand vor der Pforte von Claudias Garten. Langsam trat er ein. Langsam schritt er ans Tiberufer, kniete nieder und wusch sich Schmutz und Blut von Gesicht und Händen. Und immer noch kniend, dachte er der Dämmerstunde, da er hier den Geist erwartet, der zu ihm, dem kindischen, zaubergierigen Knaben, nicht kam. Er dachte an seine bittere Enttäuschung, an das Wort des Paulus: Es wird dir ein besserer Weg gezeigt werden. Er war diesen Weg gegangen. Wie eine Kette, Glied an Glied, sah er sein Leben sich reihen: von dem Augenblick an, da er entlaufen war, bis heute. Durch Wildheit, Wirrsale und Kummer war er hindurchgeführt worden, ohne es zu verstehen, und als es Zeit gewesen war, hatte der Christus zu ihm gesagt: Jetzt! Und er hatte geantwortet. Sylvia hatte recht: er hatte ihn getrieben. Eine hochgehende Freude erfüllte ihn. Er stand auf und schritt langsam in den schmalen Wegen auf und ab. Als die Sonne aufgegangen war, schickte er sich an, den Garten zu verlassen. Er blickte noch einmal über den Fluß, als ob er Abschied nähme. Als er sich umwandte, kamen ihm Claudia und Sylvia entgegen.

„Mein Sohn," fragte die Matrone, „was ist dir geschehen?"

Sylvia starrte ihn entsetzt an.

Er lächelte. „Mutter," sprach er, „mir ist so Gutes geschehen, daß ich jetzt zu den Brüdern und zu Paulus muß, um es ihnen zu sagen."

„Geh mit Gott," sagte Claudia.

Und Sylvia: „Wir waren schon bange —"

„Ihr braucht nie mehr bange um mich zu sein," antwortete Onesimos.

* * *

Er stand lange vor dem Zimmer des Lukas, der alten Sabine zuwinkend. Drinnen ging Paulus auf und ab und diktierte dem Tychikos, manchmal von Timothens unterbrochen, der hier und da ein Wort einfließen ließ. Als er einen Augenblick innehielt, um nachzusinnen, trat der Jüngling ein.

Freude leuchtete aus dem Gesicht des Apostels. „Mein Sohn," sprach er, „bist du wieder da?"

„Ich werde euch nie mehr verlassen, Vater," erwiderte der Jüngling, „ich bin euer überall, auch da, wo ich hingehe, weil Gott es will."

Paulus blickte ihn voll starker Liebe an. „Tychikos," sagte er, „Onesimos geht mit dir nach Kolossä." Dann fuhr er fort, den Brief an die Kolosser zu diktieren. Oftmals hielt er inne, dachte nach, fuhr wieder fort und sprach: „Schreibe dazu, Tychikos: ‚Ihr Sklaven, gehorchet in allem euren leiblichen Herren, nicht als Augendiener, um den Menschen zu gefallen, sondern in des Herzens Einfalt, weil ihr den Herrn fürchtet. Was immer ihr schafft, das tut von Herzen, als dem Herrn, nicht den Menschen, denn ihr wißt: vom Herrn werdet ihr die Vergeltung des Erbes empfangen. Dem Herrn Christo dienet.'" Er blickte Onesimos an.

Der lächelte. „Ja, Vater," sprach er.

Und Tychikos fuhr fort, zu schreiben, was Paulus ihm bald rasch, bald nachdenklich, bald leidenschaftlich in die Hand diktierte.

Als aber am Nachmittag Onesimos mit dem Apostel und Timotheus in der Prätorianerkaserne saß, nahm Paulus Rohrfeder und Papyrus zur Hand. „Ich will selbst an Philemon schreiben, deinetwegen, mein Sohn," sprach er, „und du sollst ihm den Brief überbringen." Und er setzte sich und schrieb vorerst die Adresse:

„Paulus, der Gefangene Christi Jesu, und Bruder Timotheus dem lieben Philemon, unserm Mitarbeiter, und der Schwester Apphia und Archipp, unserm Mitstreiter, und deiner Hausgemeinde: Gnade sei mit euch und Friede von Gott, unserm Vater und dem Herrn Jesu Christo.

Ich preise meinen Gott, da ich von deiner Liebe höre und von dem Glauben, den du hältst an den Herrn Jesus und beweist an allen Heiligen, und denke deiner immerdar in meinen Gebeten, damit dein Glaube und der unsre in der Erkenntnis alles Guten, das in euch ist, wirksam werde auf Christus hin. Denn deine Liebe ist mir große Freude und Trost, daß die Herzen der Heiligen durch dich erquickt worden sind, Bruder.

Ich könnte dir nun ganz freimütig, in Christo, auftragen, was nötig wäre, aber ich fordere dich vielmehr dazu in Liebe auf, als der alte Paulus, und jetzt noch dazu der Gefesselte Christi Jesu, und bitte um deine Hilfe für meinen Sohn, den ich in Fesseln

Digitized by Google

gezeugt habe: Onesimos. Einst war er dir ein unnützer Knabe, nun aber ist er dir und mir wohl nütze. Den hab' ich dir gesandt, ihn selbst, das heißt mein eigen Herz.

Ich wollt' ihn gern selbst um mich haben, damit er statt deiner mir diene in den Fesseln des Evangelii; aber ohne deinen Willen wollte ich nichts tun, damit du nicht gezwungen das Gute tätest, sondern freiwillig. Denn darum ward er kurz von dir getrennt in dieser Zeit, daß du ihn ewig wieder habest, nicht mehr als Sklaven, sondern mehr als das, als geliebten Bruder (mir am liebsten), und doch noch lieber dir, sowohl im Leibe als im Herrn.

Wenn du mich nun für deinen Freund hältst, so nimm ihn an, als sei ich es selbst. Hat er dich aber geschädigt oder schuldet dir etwas, so rechne mir's an. Ich, Paulus, hab's selbst mit eigner Hand geschrieben, ich werd's bezahlen. (Ich will hier nicht darüber reden, daß du dich selbst mir schuldest.)

Ja, Bruder, ich wünsche, daß du mögest gesegnet sein im Herrn. Erquicke mein Herz in Christo. Ich habe dir geschrieben, sicher, daß du meine Bitte erfüllen, ja sogar, daß du mehr tun wirst, als was ich bitte.

Halte mir nebenbei auch ein Fremdenzimmer bereit, denn ich werde, hoffe ich, durch eure Gebete, euch noch geschenkt werden."

Als er fast am Ende war, traten die Brüder ein: Epaphras, der die Gemeinde in Kolossä gegründet hatte, Markus, Aristarch, Demas, Lukas der Arzt. Jeder fügte noch einen Gruß hinzu. Dann schloß Paulus den Brief mit dem üblichen Segenswunsch.

Ein paar Tage später schieden die beiden. Bis an die Porta Ostiensis gaben die Brüder ihnen das Geleit. Der Reihe nach küßte sie Onesimos, dann Claudia, dann die alte Sabine, die ihn mit einem neuen Chiton und Reisemantel entließ.

Als er Sylvia die Hand gab, standen beider Augen voll Wasser, aber tapfer verschluckten sie die Tränen, nahmen ihre junge, knospende Liebe und hoben sie empor aus dem Alltag, daß sie wie ewiges reines Feuer auf dem Altar ihrer Herzen brannte. „Immer werd' ich dein gedenken," flüsterte sie.

Er trat zu Paulus. Sein Herz brannte in ihm, und seine Augen leuchteten. Der sah ihn an mit einem langen Blick, küßte und segnete ihn. Dann gab er ihm den Brief an Philemon.

Onesimos verwahrte ihn, und sein Blick ging noch einmal vom einen zum andern. Noch ein Händedruck, und ohne sich umzusehen, schritt er neben Tychikos durch das Tor. —

Wir wissen, daß der Brief an Philemon angekommen ist.

Ein Kinderlied

Ein Kinderlied! Ich sang's versonnen fromm,
Wenn an der Mutter Schoß ich träumend lehnte,
Im Dämmerschein der Abend sacht verglomm
Und meine Seele sich in Weiten sehnte.

Das kleine Lied! Ich hatte es vergessen,
Da Sturmwind über meine Seele brach,
Da, Fraue, du mir brachtest unermessen
Ein Sonnenglück mit jedem neuen Tag.

Nun sehn' ich unter tausend heißen Tränen
Mich wieder heim in fernes Jugendland:
Noch einmal an der Mutter Schoß zu lehnen
Und singend drücken ihre treue Hand.

August Trinius

Digitized by Google

Wilhelm Leibl: Bauernjägers Heimkehr. (Mit Genehmigung der Photogr. Union in München.) ⊛ Zu Ewald Bender: Die bildenden Künste.

Digitized by Google

Sansibar vom Meere aus gesehen.

Meine Reise mit dem Kolonial-Staatssekretär nach Ostafrika

Von Geh. Baurat F. Baltzer in Berlin.

I

Am 15. Juli 1907 pünktlich zehn Uhr abends lichtet der „Feldmarschall" in Neapel die Anker, und wir verlassen Europa, um mit dem Kolonial-Staatssekretär den dunklen Erdteil zu besuchen. Bei der Ausfahrt aus dem mit zahllosen Lichtern besäten Hafen, dessen Umgebung in der herrlichen Sommernacht wie mit blitzenden Diamanten besetzt erstrahlt, denkt wohl jeder noch einmal der Lieben in der Heimat, die er nun für geraume Zeit verlassen hat, und freut sich an den letzten telegraphischen Grüßen, die ihn kurz vor der Abfahrt des Dampfers gerade noch erreichten. Balsamisch erquickend ist nach der letzten staubigen Eisenbahnfahrt die erste Nacht auf See, köstlich die ambrosische Nachtluft unter dem funkelnden Sternenhimmel. Spiegelglatt liegt im silbernen Mondeslicht das Mittelmeer vor uns; der „Feldmarschall" durchschneidet, scheinbar ohne jede Bewegung, die Fluten in glattester Fahrt. Unser Dampfer der Deutsch-Ostafrika-Linie ist schon seit dem 29. Juni von Hamburg unterwegs; er umfährt auf seiner Rundreise um das Kap der Guten Hoffnung den ganzen afrikanischen Erdteil und gelangt erst nach fünfundachtzig Tagen wieder in die Heimat zurück. Welche Verschiedenheiten in den Häfen an Land und Menschen, welche Unterschiede in Temperatur, Wind und Wetter erlebt er nicht auf einer einzigen solchen Reise!

Schon der folgende Morgen bringt uns nahe an die Straße von Messina mit ihrer heute nicht mehr gefürchteten Szylla und Charybdis. Schon lange vorher zeigte sich zur Rechten als stolzes Wahrzeichen die Höhe des rauchenden Ätna. Auf dem Vorderschiff unsers schmucken Woermanndampfers hat sich inzwischen eifriges militärisches Leben entwickelt: das Ablösungskommando für die Besatzung unsrer kleinen Kreuzer „Bussard" und „Seeadler", die in Daressalam stationiert sind, fährt mit uns und beginnt am frühen Morgen mit den Übungen für die Mannschaften, die an Bord fleißig gedrillt und während der langen Seereise tüchtig drangenommen werden. Im übrigen gestaltet sich das Leben an Bord, wie es schon oft genug beschrieben ist; ich will den freundlichen Leser hier damit verschonen und nur erwähnen, daß wir planmäßig das geräuschvolle Port Said, die erste eindrucksvolle Station des Orients, erreichten, dann die langsame, etwas eintönige Fahrt durch den Suezkanal zurücklegten und hierauf im Roten Meer, wie es im Juli ja nicht anders zu erwarten war, einen angenehmen Vorgeschmack schwüler Tropenhitze erhielten, der um so stärker wurde, je weiter wir gen Süden steuerten. Aber auch dies Ungemach fand nach fünf

Digitized by Google

Tagen sein Ende, als wir, nach der Durchfahrt durch die Straße von Bab el Mandeb, das „Tor der Tränen", im Golf von Aden unsern Kurs nach Osten nahmen und von einer herrlich erquickenden frischen Brise überrascht wurden, die alles neu aufatmen ließ.

Das Felseneiland von Aden besuchten wir nachts bei Vollmondschein; hier wehte uns der heiße Samum aus der asiatischen Wüste entgegen. Wir durchfuhren die steinige stanbige Stadt, die mit ihren lautlosen Straßen und den vor den Häusern der nächtlichen Ruhe pflegenden schwarzen Bewohnern sonderbar anmutete. Lange Reihen Wasserwagen, von Kamelen gezogen, begegneten uns; ein störrisches Kamel, das nicht vorwärts wollte, schrie, wütend geworden, in Tönen, die an das Grunzen eines Schweines erinnerten. Gespenstisch leuchteten die schroffen Berge und schwarzen Klippen in die wundervolle Nacht; wir fuhren durch ein Felsentor, das die Durchfahrt durch den Festnngsring bildet, und durch mehrere in den Berg gesprengte Tunnels, um schließlich zu den berühmten in den Felsen angelegten, aber zurzeit gänzlich wasserlosen Wasserbehältern zu gelangen. Völlig ausgedörrt kehrten wir auf unsern Dampfer zurück; das war ein Schritt in das asiatische Land!

Am 26. Juli mittags zwölf Uhr gelangten wir an das Felsenkap Guardafui — zu

Kokospalme.

deutsch: Hütet euch! —, den östlichsten Punkt Afrikas. Hier haben wir den Höchstwert des Zeitunterschiedes, etwa zwei Stunden vierundzwanzig Minuten, gegen unsre mitteleuropäische Zeit erreicht; wir haben seither die Taschenuhr nach der Schiffszeit ständig jeden Morgen durchschnittlich eine Viertelstunde vorstellen müssen, nun beginnt das umgekehrte Spiel. Guardafui ist, wie schon der Name besagt, für die Schiffahrt einer der gefährlichsten Punkte; wie manches stolze Schiff mag hier schon bei finsterer Nacht zerschellt sein! Kein Leuchtturm, kein Seezeichen ist an der steinigen Küste zu erblicken. Die stolzen, unbezwungenen Somali freuen sich heute noch alles Strandguts, das die Tücke des Ozeans an ihr Land treibt; sie würden schwerlich die Hand dazu bieten, daß man ihre Küste durch eine planmäßige Bezeichnung und Befeuerung ihrer großen Gefahren für alle seefahrenden Nationen entkleidet. Bleibt also nur übrig, daß die Sache von den Meistinteressierten in die Hand genommen wird. Im spiegelglatten Wasser des Golfs von Aden nähern wir uns mit östlichem Kurse dem Kap mit seiner Felsengestalt des ruhenden Löwen. Die äußern Vorbereitungen auf dem Schiffe deuten darauf hin, daß etwas bevorsteht. Ein Blick durch das Feruglas lehrt uns, daß die See vor uns, in die wir hineinfahren, einem rasenden Element gleicht. Bald können wir mit bloßem Auge die mächtigen Wogen und die schäumenden weißen Kämme in der Ferne vor uns deutlich erkennen, die der steife Südostmonsun von rechts nach links heranweht.

Der Südostmonsun hinter Guardafui! Das war schon immer während der Fahrt das drohende Schreckgespenst für die ängstlichen Gemüter, die mit Poseidon nicht gut stehen und eine ernste Aussprache mit ihm befürchten mußten. Jetzt erleben wir, was es bedeutet. Das ganze Vorderschiff wird von allem geräumt, was nicht niet- und nagelfest ist; alle Luken und die „Ochsenaugen" (Kabinenfenster) auf der Steuerbordseite werden dicht gemacht; alles wartet gespannt auf das großartige Schauspiel, das sich uns bieten soll. Noch etwa fünf Minuten, dann erfolgt der Szenenwechsel; noch liegt das Schiff ganz ruhig, wir fahren wie auf einem Teich. Kaum haben wir aber das Kap um einige hundert Meter hinter uns, so beginnt das Schiff in einer ganz schlanken, aber

Digitized by Google

Mangobaum in Tanga.

mächtigen Krümmung, schließlich bis über neunzig Grad hinaus nach rechts drehend, in die bewegte See hineinzusteuern; alsbald fängt es an, sich vorn zu heben, erst kaum merklich, dann mit jeder folgenden Welle immer stärker, und nach kaum fünf weiteren Minuten sind wir mitten drin in dem brausenden Südostmonsun mit seinen gewaltigen langen Wellen, die sich in Sturzseen über das Vorderschiff ergießen und bis zum obersten Kapitänsdeck hinaufspritzen. Im Hinterschiff kommt bei dem gewaltigen Stampfen die Schraube aus dem Wasser heraus und fängt an, sich rasend schnell zu drehen, so daß der ganze Schiffskörper in allen Fugen erzittert. Dies ist die Stelle, wo sich der Indienfahrer und der Dampfer des Ostasiatischen und des Australischen Dienstes von dem Seeweg der Afrikalinie trennen; jene fahren geradeaus weiter an der Insel Sokotra vorbei mit dem Kurs auf Bombay oder Kolombo; die Afrikadampfer machen hier die große Rechtsschwenkung und verfolgen ihren Lauf mehr oder weniger parallel der Küste des afrikanischen Festlandes. Um die starke Südostströmung, die nahe an der Küste liegt, zu meiden, nehmen wir von hier rein südlichen Kurs, verlieren also das Land zu unsrer Rechten bald gänzlich; erst nach mehreren Tagen, kurz ehe wir Mombassa anlaufen, bei vier Grad südlicher Breite, nähern wir uns wieder der Küste, schwerem Monsun entgegen; das läßt den Dampfer nur noch zehn Seemeilen stündliche Fahrt machen, statt der bisher gewohnten dreizehn. Dafür ist aber die Temperatur auf ein sehr erträgliches Maß gesunken, man genießt wieder die Nachtruhe, soweit es das Ächzen und Knarren des Holzwerks in der Kabine, hervorgerufen durch das starke Stampfen des Schiffes, duldet. Manche ziehen es vor, da die Kabinenfenster der starken See wegen geschlossen bleiben müssen, an Deck sich ein Nachtlager zu bereiten; hier werden sie aber schon am frühsten Morgen durch das alltäglich regelmäßige Deckwaschen gestört, wenn nicht vorher schon das Brausen des Windes, das man oben natürlich viel stärker hört, den Schlaf verscheuchte.

In fünfeinhalb Tagen seit Guardafui, am 31. Juli abends, erreichten wir den Hafen Kilindini bei Mombassa in Britisch-Ostafrika und gingen dort vor Anker. Kilindini, der neue, erst durch den Bau der Ugandabahn entstandene Hafenort, und das alte Mombassa, die wesentlich größere Stadt

Digitized by Google

Daressalam. Besichtigung der Askaris.

portugiesischen Ursprungs, liegen beide auf einer kleinen, dem Festlande vorgelagerten Insel; Kilindini auf der Westseite, also mehr landeinwärts, Mombassa auf der Ostseite, beide etwa 3,5 Kilometer voneinander entfernt und durch eine gute Fahrstraße verbunden. Der vielfach gewundene Meeresarm, der die Insel umgibt, erweitert sich erheblich im Westen der Insel, so daß der Hafen von Kilindini viel größer und bequemer ist als der von Mombassa. Alle Schiffe, die viel Ladung zu löschen oder einzunehmen haben, gehen daher meist nach Kilindini, wo die Einrichtungen für den Warenumschlag zwischen Schiff und Eisenbahn bedeutend besser sind als in Mombassa. Dagegen liegt der eigentliche Endbahnhof der Ugandabahn, besonders für den Personenverkehr, in Mombassa, woselbst auch die Zollstation ist. Die Ugandabahn durchschneidet von hier aus die Insel von Ost nach West, wendet sich an der Abzweigstelle nach Kilindini mit ihrer durchgehenden Linie nach Norden und übersetzt die Meerenge, die Macupa-Straße, die die Insel im Norden vom Festlande trennt, auf der vierhundert Meter langen eisernen Salisburybrücke.

Am folgenden Morgen eilen wir sogleich an Land und betreten zum erstenmal afrikanischen Boden. Zwischen herrlichen Palmenwäldern und Kokosnußschamben führt uns die gut gehaltene Fahrstraße in dreiviertelstündigem Wege nach Mombassa. Auf der Straße liegt ein schmalspuriges Schienengleis, das mit kleinen vierssitzigen offenen Wagen, von Schwarzen gezogen, befahren wird. Nach den Geschäftshäusern und Bungalows der Europäer zweigen Anschlußgleise ab, so daß jeder mittels seines Privatwagens von seinem Hause ab das Bähnchen benutzen kann. Treffen sich zwei Wagen, so wird, um einen Zusammenstoß und das harmlose Eisenbahnunglück zu vermeiden, rasch der eine Wagen aus dem Gleis gehoben und beiseite gesetzt, bis der andre vorbeigefahren. Zugtiere sind in diesem Lande des Küstenfiebers und der Tsetefliege kaum zu halten. Mombassa ist ein alter, schon von Vasco da Gama

Digitized by Google

Daressalam. Die Askaris im Schützendienst.

angelegter Handelsplatz, der neuerdings durch den Bau der Ugandabahn einen gewaltigen Aufschwung genommen hat. Wir begegnen hier überall den Spuren der alten arabischen Kultur, wir finden hier Bauten, deren Formensprache mit Kuppeln und Zinnen an sarazenische Bauweise anklingt; mancherlei herrliche Holzschnitzereien an den Bekrönungen und Einfassungen der Eingangstüren zu Araberhäusern, wie man sie besonders auch in Sansibar so viel findet, fielen mir auf. In den zahlreichen Läden der am Hafen gelegenen alten Suahelistadt mit ihren äußerst malerischen, volksbelebten engen Straßen sind alle Waren der Welt ausgelegt, wir finden hier die „Schätze des Orients". Ganz besonderes Interesse bietet das alte, im Jahre 1593 erbaute Portugiesische Fort, landwärts mit einem breiten, tiefen Wassergraben umgeben; es liegt unmittelbar am Meer und braucht also von der Wasserseite her keinen besondern Schutz. Der Weg führt über eine altertümliche Zugbrücke zu dem malerischen Haupteingangstor; eine alte Inschrift besagt, daß Don Francesco de Cabreira dieses Fort im Jahre des Heils 1635 zu Gottes Ruhm und Ehre umgebaut habe. Von 1696 bis 1698 hielt hier dreiunddreißig Monate lang ein Häuflein von fünfzig Portugiesen nebst zweitausendfünfhundert Eingeborenen den belagernden Arabern stand; als schließlich ihr Widerstand gebrochen war, fanden die eindringenden Sieger nur noch elf Mann und zwei Weiber lebend vor, die alsbald dem Tode durch das Schwert überliefert wurden. Später nahmen die Portugiesen Mombassa wieder, wurden jedoch abermals von den Arabern vertrieben, deren Herrschaft schließlich durch die englische Besitzergreifung ihr Ende fand. Das Fort dient heute als Gefängnis, und unter der liebenswürdigen Führung der englischen Beamten konnten wir alle Teile mit ihren Insassen genau ansehen. Überall herrscht musterhafte Ordnung und Sauberkeit; die Arbeitsräume und Werkstätten für die Arbeiten der Strafgefangenen, die besonders mit Stroh- und Bastflechtereien, Herstellung von Bambusmöbeln, Tischler-

Digitized by Google

und Seilerarbeiten usw. beschäftigt werden, machen einen vortrefflichen Eindruck. Die Gefangenen tragen an ihrem kaftanartigen Gewand oben eine Nummer, bei der zugleich vermerkt ist, wieviel Jahre Gefängnis oder schweren Kerkers der einzelne zu verbüßen hat; man kann also jedem gleich ablesen, für wie lange Zeit die menschliche Gesellschaft vor ihm geschützt werden soll. Auch die berüchtigte neunschwänzige Katze wurde uns gezeigt, die bei schweren Disziplinarvergehen angewendet wird. Einige schwere Verbrecher, noch von den letzten Aufständen her, waren mit Ketten an Hals und Füßen aneinandergeschlossen; es waren Gesichter darunter von einer Wildheit, daß man ihnen selbst bei Tage nicht gern begegnen möchte. Von den Zinnen des Forts genießt man eine entzückende Rundsicht auf die wundervolle Umgebung der Stadt, das tiefblaue Meer und die üppigen Palmenhaine — ein versöhnender Gegensatz zu dem Elend der Menschheit, das uns aus dem Dunkel des Gefängnisses entgegengrinst. Zum Schluß noch ein Besuch des nahe am Meer gelegenen, vortrefflich eingerichteten Mombassa-Klubs, wo sich die englischen Herren mit der ihnen angeborenen Geschicklichkeit ein äußerst behagliches, reizendes Heim geschaffen haben. Nachmittags vier Uhr fährt der Dampfer von Kilindini ab und trifft gegen elf Uhr abends auf der Außenreede von Tanga ein.

In der Morgenfrische des 2. August — bei 22½ Grad C — liegt vor unsern Blicken die Küste von Deutsch-Ostafrika, Tanga, eingebettet in Palmenhaine. Die einzelnen villenartigen Gebäude, darunter namentlich das Bezirksamt und das Krankenhaus, wirken mit ihren roten Ziegeldächern in der umgebenden üppigen Tropenvegetation besonders malerisch, im Hintergrund erhält das fesselnde Bild durch die schönen Linien der Usambaraberge einen wirkungsvollen Abschluß. In patriotisch gehobener Stimmung betreten wir zum erstenmal im Leben das deutsche Land unter der afrikanischen Tropensonne; wir besuchen die Zollabfertigung, den Marktplatz, das von Palmen umgebene Bismarckdenkmal mit seiner mächtigen Bronzebüste des Reichskanzlers auf hohem Steinunterbau und die Schule. Hier überrascht uns die von einem deutschen Lehrer vortrefflich geschulte schwarze Kapelle mit ihren fehlerlos und höchst schwungvoll vorgetragenen Musikstücken. Der Schwarze hat offenbar musikalische Veranlagung und empfindet selbst Freude an dieser künstlerischen Betätigung. Wir gehen durch die ausgedehnten Lehrlingswerkstätten und sehen zu unserm Erstaunen, was hier alles gelehrt und gelernt wird, unter anderm, wie hier die „Usambara-Post" von Schwarzen kunstgerecht gesetzt und gedruckt wird. Der weitere Rundgang führt uns zur Polizeistation und zum Bezirksamt, das am Strand schön gelegen ist, und von dessen Veranda man eine herrliche Aussicht auf den Hafen, die gegenüberliegende Toteninsel mit ihren Palmenwäldern und das Meer genießt. Am Bezirksamt war gerade eine große Trägerkarawane angetreten: den Trägern wurden die einzelnen Lasten zugeteilt, die verschiedenen Verbände abgezählt und Löhnung und Mundvorrat verabreicht. Die Fülle der verschiedenen Gestalten, Gesichtstypen und Trachten mit allerhand seltsamem Kopf-, Hals- und Armschmuck nahm natürlich unser Interesse völlig gefangen.

Noch am Abend desselben Tages passierten wir Sansibar, diese Perle des Indischen Ozeans, mußten aber leider draußen auf der Reede liegen bleiben, weil in Sansibar wieder einmal die Pest herrschte. Dies soll zwar die Regel bilden, anderseits aber die Pest dort viel von ihren Schrecken verloren haben; wenn sie auch nie ganz verschwindet, soll sie doch im ganzen ziemlich unschädlich geworden sein und nur noch vereinzelt zu Todesfällen führen. Sansibar hat keinen eigentlichen Hafen, aber seine Reede bietet geschützte Ankerplätze für große Schiffe; das Löschen und Laden wird mittels Leichterbooten bewirkt. Der bei Tage etwas nüchtern wirkende Sultanspalast, umgeben von breiten Säulengängen, strahlte über das Meer herüber in elektrischem Licht; daneben, gleichfalls reich beleuchtet, der ernstere, nur wenig Öffnungen zeigende Bau des Harems; ferner ein hohes Eisengerüst mit elektrischem Scheinwerfer, zahlreiche Handelshäuser und Speicher zwischen rauschenden Palmen, unzählige Lichter am Strande nah und fern — das Ganze ein Bild morgenländischen Glanzes, das in der Nähe zu sehen wir uns diesmal leider versagen mußten. Nachts fuhren wir unserm Ziel entgegen.

Der folgende Morgen des 3. August fand alles zeitig auf den Beinen, denn dieser Tag brachte uns das denkwürdige Ereignis der

Digitized by Google

Daressalam. Besichtigung der Askaris.

Landung des Kolonial-Staatssekretärs, des ersten seiner Art, in der Hauptstadt des Schutzgebietes von Deutsch-Ostafrika, in Daressalam. Punkt neun Uhr, bei herrlichstem Wetter, fuhr der „Feldmarschall" mit Flaggenschmuck über die Toppen durch die enge Einfahrt unter dem Salut der Strandbatterie des Bezirksamts in den Hafen; die Kreuzer „Seeadler" und „Bussard", deren Mannschaften in die Rahen geentert waren und ein dreifaches Hurra ausbrachten, begrüßten gleichfalls mit dem Donner ihrer Geschütze den Staatssekretär und ihre Ablösungskommandos. Die Salutfrage hatte anfangs einiges Kopfzerbrechen bereitet, denn in der Salutordnung der Kaiserlichen Marine war ein Staatssekretär des Reichskolonialamts noch nicht vorgesehen. Der königliche Prinz erhält einundzwanzig, der kaiserliche Gouverneur siebzehn Schuß: also mußte es für den Staatssekretär wohl mit neunzehn richtig sein! Weshalb übrigens die Schußzahl in allen Fällen ungerade sein muß, hat mir noch kein Kundiger verraten können. Die freundliche Stadt — Daressalam heißt soviel wie „Das Tal des Friedens" — und der Hafen prangen im Flaggenschmuck, die Ehrenkompagnie der Askaris und die festlich gekleidete weiße Bevölkerung der Stadt, eine große Zahl vornehmer Inder und stattlicher Araber, darunter der Wali, d. h. der Bürgermeister von Daressalam, Soliman ben Nassar, einst hoher Beamter des Sultans von Sansibar, der Araber Scheid Chalid, der von den Engländern aus Sansibar vertrieben wurde, und andre empfangen den hohen Reisenden an der Uferstraße, gegenüber der mit Laubgewinden geschmückten Landungsbrücke. Eine dicht gedrängte Masse von Eingeborenen umringt den Festplatz, denn auch der Schwarze ist neugierig und empfänglich für den Glanz militärischer Schauspiele. Die Ehrenkompagnie präsentiert — „Jambo Askari!" — „Jambo Bana Kuba Exzellenz!" (zu deutsch: „Guten Morgen, Soldaten!" — „Guten Morgen, hoher Herr Exzellenz!") ertönt es hin und zurück wie bei uns auf dem Exerzierplatz. Es erfolgt noch ein flotter Vorbeimarsch der Askaris, dann allgemeine Begrüßung, Vorstellung usw.,

Digitized by Google

Daressalam. Übungen der Askaris.

bis die Neuangekommenen sich in ihre Quartiere begeben. Am folgenden Tag, einem Sonntag, ist Gottesdienst in der nahe der Uferstraße gelegenen schmucken evangelischen Kirche, zu dem sich auch der Staatssekretär mit seiner Begleitung einfindet. Das Innere des Gotteshauses ist sehr stimmungsvoll; mit einer Überfüllung hat es noch gute Wege, die Kirche ist entschieden auf Zuwachs der jungen weißen Gemeinde gebaut.

Noch einen historischen Moment gab es an diesem Nachmittag für Daressalam: die Herren, die auf dem „Feldmarschall" ihr Automobil zur Durchquerung Afrikas von Daressalam bis Swakopmund mitgebracht hatten, machten jetzt zum Erstaunen der Schwarzen ihre ersten Probe- und Rundfahrten; eine zahlreiche Menge folgte diesem gänzlich ungewohnten Schauspiel. Der Neger aber, der sich stets zu helfen weiß und in der Welt der Tatsachen lebt, erfand sich sogleich dafür die passende Bezeichnung „Pinaß an Land". Das Auto hat bekanntlich erst sehr viel später nach unsäglichen Mühen und Schwierigkeiten auf dem Landwege über Morogoro, Mpapua und Kilimatinde sein nächstes Ziel Tabora, dann auch den Tanganjikasee erreicht. Der 4. August 1907 aber war der Tag, wo sich in Daressalam das erste Automobil zeigte.

Die nächsten Tage in Daressalam sind amtlichen Zusammenkünften und Besprechungen, weiteren Reisevorbereitungen und Besichtigungen aller Art gewidmet. Am Montag, dem 5. August, werden die Askaris besichtigt. Auf dem Exerzierplatz nahe der Stadt, mitten unter dem Wipfelrauschen der schönsten Kokospalmen, war die Kompagnie mit geöffneten Gliedern und erweiterten Abständen aufgestellt. Alles wie daheim bei der Kompagnievorstellung! Unsre Abbildungen (S. 532, 533, 535, 536 u. 537) zeigen, wie der Staatssekretär, der Gouverneur und die militärischen Vorgesetzten der Schutztruppen dem interessanten Schauspiel folgten. Es werden die einzelnen Leute in ihrer Stellung, in Einzelgriffen und beim Feuern besichtigt. Dann tritt die Truppe zusammen, die ein-

Digitized by Google

Daressalam. Die Askaris im Schützenfeuer.

zelnen Übungen, Griffe, Marschbewegungen, Schützendienst usw. werden vorgeführt; daran schließt sich eine kleine Felddienstübung im Gelände, bei der sich die Truppe im Gefecht, im Angriff, beim Sturmanlauf, im Rückzugskampfe zeigt. Im Walde hatte sich natürlich eine große Menge Schaulustiger, jung und alt, angesammelt, die mit ihrem mannigfaltigen bunten Aufputz in der herrlichen landschaftlichen Umgebung der Tropenwelt unsern Europäeraugen eine ganz besondere Augenweide boten.

Wie die Abbildungen vielleicht noch erkennen lassen, wird die 125 Mann starke Kompagnie von einem weißen Hauptmann und zwei bis drei weißen Unteroffizieren als Zugführern kommandiert. Die Kommandos werden deutsch gegeben, im übrigen wird aber Suaheli gesprochen. Die Leute, die sich durch ernste, würdige Haltung auszeichnen, sind meist ziemlich groß und schlank, besonders in den Beinen auffallend mager; einzelne ältere Leute haben noch unter Wißmann gedient und besitzen Denkmünzen aus früheren Feldzügen. Einige Sudanesen zeichnen sich durch tiefschwarze Hautfarbe aus. Die recht kleidsame Uniform besteht aus Khakirock mit blanken Metallknöpfen, Kniehose, blauen Beinwickeln und niedrigen Schnürstiefeln mit genagelten Sohlen. Wenn sich die Eingeborenen anfangs auch nur schwer an die ihnen gänzlich fremde Fußbekleidung gewöhnen, so scheint sie doch durchaus zweckmäßig zu sein, denn sie gewährt auf schlechten, steinigen Wegen und im Busch einen sehr notwendigen Schutz für den Fuß, besonders auch gegen die vielen Insekten. Als Kopfbedeckung dient eine käppiartige Mütze aus Khakistoff mit Nackenschutz. Die Truppe ist mit dem alten Infanteriegewehr (Hinterlader) Modell 71 ausgerüstet und führt ein kurzes Haubajonett als Seitengewehr. Die Leute dienen als Söldner zehn bis zwölf Jahre lang und werden grundsätzlich in andern Gegenden angeworben, als in denen ihre künftige Garnison liegt. Die besten Leute werden zu Gefreiten und Unteroffizieren (Ombascha und Schausch) und zu Sergeanten (Bedschausch)

Digitized by Google

befördert. Früher gab es auch schwarze Feldwebel (Sol), die unter Umständen als Effendis Offiziersdienst versehen; diese kommen heute nur noch vereinzelt vor. Jedenfalls erscheint es als eine achtbare Leistung, was unsre Offiziere hier mit einem so geringen Personal von weißen Hilfskräften in bezug auf Erziehung und Ausbildung der schwarzen Askarikompagnie fertiggebracht haben. Bei Streifzügen und Unternehmungen aller Art aus Anlaß der letzten Aufstände und Unruhen in Ostafrika haben sich die Askaris überall gut bewährt und vortrefflich geführt, überall hörte man nur das beste Urteil über ihre Leistungsfähigkeit und Zuverlässigkeit; die Gefahr des Fraternisierens mit den Eingeborenen gilt für ausgeschlossen. Weniger sicher scheint man aber zu sein vor Übergriffen, die sich die Askaris gelegentlich gegen die Eingeborenen erlauben; die Askaris fühlen sich als stolze Krieger, die hoch über den gewöhnlichen Sterblichen, den dummen Bauern, stehen. Hervorragend sind ihre Marschleistungen und ihre Fähigkeit im Ertragen körperlicher Anstrengungen, ihre Ausdauer gegen Hunger und Durst. Wer ihren Ehrgeiz anzustacheln weiß und ihren Stolz anruft, der hat sicher gewonnenes Spiel gegenüber dem, der etwa durch unbedachten Vorwurf ihr Ehrgefühl verletzt oder sie ungerecht behandelt. Ihre Behandlung verlangt also stets gewisse Vorsicht und Takt. Ihre Anstelligkeit zeigt sich unter anderm in der großen Fertigkeit, die sich die darin ausgebildeten Leute in der Bedienung des Heliographen und der Handhabung der Winkerflaggen zum Geben von Signalen angeeignet haben. Es erscheint daher als ein wohlbegründetes Gebot der Vorsicht, daß man die Schwarzen grundsätzlich von der Kenntnis und Bedienung des Maschinengewehrs fernhält und seine Handhabung nur weißem Personal anvertraut.

Der Askari hat in der Regel Weib und Kind; wenn er auf einen Streifzug geht, hat er sogar seinen eignen Burschen beim Troß. In der Nähe der Kasernen befindet sich daher das sogenannte Askaridorf mit seinen Lehmhütten, in denen die einzelnen Familien wohnen. In Daressalam gibt es auch eine schwarze Askarikapelle, die unter einem schwarzen Musikmeister steht. Sie entledigt sich ihrer Aufgaben stets mit großer Genauigkeit und Sauberkeit der Ausführung; alle Instrumente sind aufs lebhafteste bestrebt, sich unter allen Umständen genügend zur Geltung zu bringen. Im Freien hat das ja keine Bedenken.

Von den mancherlei anregenden und lehrreichen Besichtigungen in Daressalam und Umgegend ist besonders zu erwähnen die des Aquariums mit seinen Meereswundern. Wenn diese Anlage, unweit des Kaiserlichen Gouvernements am Strande gelegen, auch noch im Anfange ihrer Entwicklung steht, so bietet sie doch schon jetzt dem Naturfreunde und -forscher eine große Fülle von Anregung und Belehrung über die reichen, in Form und Wesen erstaunlich mannigfaltigen Schätze aus der Meerestiefe in den Tropen.

Ferner erwähne ich den Besuch der Farm Auley mit ihren wundervollen Kokospalmen, die dort zu üppigster Pracht gedeihen, deren Wedel wohl sechs bis sieben Meter Länge erreichen. Diese Farm oder Kokosschamba ist ein Besitz der Gemeinde Daressalam, die damit hoffentlich dereinst noch einmal glänzende Geschäfte machen wird. Die Schamba hat einen Umfang von etwa 700 Hektar, deren Ankauf dort seinerzeit drei Rupien oder vier Mark für den Hektar gekostet hat. Die Milch aus den frisch gebrochenen Kokosnüssen ist ein wohlschmeckendes und erfrischendes Getränk, wie wir uns selbst überzeugen konnten. Der Ertrag der Kokospflanzung besteht in der Ernte der Kopra, das ist der an der Sonne getrocknete ölige Kern der Kokosnuß, der zur Gewinnung von Palmöl, Fett usw. verwendet wird. Als Nebenerzeugnisse sind noch der Palmwein (Tembo) und die zum Hausbau der Eingeborenen gebrauchten Palmblätter von Bedeutung. Man rechnet als Jahresertrag für das Hektar der Kokospflanzung etwa 100 Rupien oder 133 Mark, für die Palme etwa eine Rupie, wobei also auf jedes Quadrat von zehn Metern Seitenlänge je ein Baum fällt. Es dauert durchschnittlich sieben bis zehn Jahre, bis die Palmen anfangen zu tragen. So lange muß also der Besitzer warten können, ehe er in den Genuß dieser glänzenden Rente gelangt. Besondere kostspielige Betriebs- und Unterhaltungsarbeiten sind mit den Kokospflanzungen nicht verbunden. Auf der Farm war auch Kreuzungsvieh zu sehen, es waren Kälber von eingeborenen Kühen, mit europäischen Bullen gezüchtet; der an die Zebus erinnernde Höcker

Digitized by Google

Palast des Sultans von Sansibar.

am Halse war bei dem Jungvieh bereits in dem ersten Nachwuchs verschwunden.

Eine wundervolle Waldfahrt endlich auf gutgehaltenen Gemeindewegen führte uns durch Ölpalmenwälder inmitten üppigster Tropenpflanzen zu einer herrlichen Waldquelle, nach der um die späte Nachmittagsstunde Scharen von Frauen und Kindern aus den benachbarten Ortschaften in langen Reihen zum Wasserholen pilgerten. Das Treiben an dieser Quelle und ihrer Umgebung bot jedem Maleraug das reizvollste Schauspiel. Statt der großen Tonkrüge, die uns das Bild von Rebekka am Brunnen ins Gedächtnis riefen, wurden freilich auch viele Petroleumkannen aus Weißblech, sogenannte Tins, als Wassergefäße benutzt, was der poetischen Stimmung der Szenerie erheblichen Abbruch tat. Herzerfreuend war der Anblick der schlank gewachsenen Frauengestalten, die ihre recht beträchtliche Last mit edlem Anstand auf dem Kopfe tragen und dabei ohne jeden Unterricht die Gesetze des Gleichgewichts sicher beherrschen; ihre tadellose Körperhaltung, ihr elastischer Gang, der ebenmäßige Wuchs, dessen Schönheit nicht durch ein Überladen mit modischem Kleiderputz entstellt wird, erhält anscheinend durch das ausschließliche Tragen schwerer Lasten auf dem Kopfe eine wohltätige Förderung. Bisweilen sieht man eine schwarze Schöne nur mit einer leeren Flasche, die senkrecht auf ihrem Kopfe steht, oder gar nur mit einer Orange auf dem Kopfe — ein Anblick, der dem Europäer zuerst ein unwillkürliches Lächeln entlockt, gewiß mit Unrecht, denn er übersieht, daß diese von Jugend an geübte Tragart für den Schwarzen das Einfachste und Bequemste ist.

Weniger erfreulich als jener Anblick an der Waldquelle ist in den Straßen von Daressalam und Umgebung der an fast allen Wochentagen unvermeidliche Anblick der Kettengefangenen des Bezirksamts, die, in langer Reihe zu acht bis zehn Personen — Männer oder Frauen — aneinandergeschlossen, sich unter militärischer Bedeckung dahinbewegen, um Wegebau- oder Straßenreinigungsarbeiten und dergleichen auszuführen und sich dadurch der menschlichen Gesellschaft, an der sie sich vergangen haben, zwangsweise dienstbar zu erweisen.

Am 8. August, abends halb acht Uhr, fuhren wir mit dem Gouvernementsdampfer „Kaiser Wilhelm II." nach Sansibar, wo der jugendliche Sultan Ali bin Hamud — er ist jetzt vierundzwanzig Jahre alt und regiert seit 1902 — den Staatssekretär und den Gouverneur mit Begleitung in feierlicher

Digitized by Google

Audienz empfangen wollte. Am andern Morgen halb zehn Uhr landeten wir mit militärischem Zeremoniell vor dem Palast und statteten dem Sultan formgerecht unsern Besuch ab. Die Audienz vollzog sich streng korrekt und feierlich nach den Regeln der internationalen Etikette, und es war ungemein interessant, das Innere dieses prunkbeladenen Schlosses zu sehen, das für den Besitzer allerdings nicht viel mehr als einen goldenen Käfig bedeutet. Ein persönliches Jahreseinkommen und eine Leibwache von drei Kompagnien ist der ganze Rest, der ihm von der früheren Selbständigkeit verblieben ist. Hierauf geht es in den Staatskarossen des Sultans zu den englischen Würdenträgern, seinen Hof- und Staatsbeamten, die den freundlichen jungen Herrn heute tatsächlich beherrschen und leiten, während sie dem Namen nach seine Untergebenen sind. An den Ernst der geschichtlichen Vorgänge erinnert der Anblick der Masten eines bei der Beschießung von Sansibar durch die Engländer im Jahre 1896 in den Grund gebohrten Schiffes, die noch heute draußen auf der Reede aus dem Meer herausragen und zum Schutz der Schiffahrt nachts sogar mit Signallichtern versehen werden. Als nämlich Britisch-Ostafrika nach dem Zusammenbruch der Englisch-Ostafrikanischen Gesellschaft im Jahre 1896 zu einem selbständigen, von Sansibar unabhängigen Protektorat erklärt worden war, hatte sich nach dem Tode des Sultans Hamud am 25. August 1896 sein Onkel, der Araber Scheid Chalid, des Palastes von Sansibar bemächtigt. Die Beschießung Sansibars durch die Engländer und die Zerstörung des Palastes beendete in kurzer Zeit die Herrschaft Scheid Chalids, der nach Daressalam flüchtete und seitdem dort lebt. Der Bruder Hamuds, Sultan Hamud bin Mohammed, der Vater des jetzigen Sultans, wurde von den Engländern in die Herrschaft von Sansibar eingesetzt. Die Versuche zur Beseitigung der Trümmer des versunkenen Schiffes, die für die Schiffahrt dringend erwünscht wäre, scheiterten bisher an den Schwierigkeiten und Kosten dieser Arbeit. Angeblich! Vielleicht hat die englische Regierung Grund, dieses Wahrzeichen zu Wasser als ein Memento bestehen zu lassen für alle, die es künftig gelüsten sollte —.

Geschnitzte Tür und Elfenbeinzähne in Sansibar

Nachmittags besuchten wir in einer Wagenfahrt auf vortrefflicher Landstraße die Gewürznelken- (oder Nägelein-) Pflanzungen nordöstlich von der Stadt, die den Hauptreichtum der Insel ausmachen und der englischen Regierung jährlich Millionen einbringen. Mit seinen Gewürznelken beherrscht Sansibar im Verein mit der Insel Pemba den Weltmarkt auf diesem Gebiete. Welcher Deutsche könnte heute den Reichtum und Glanz dieses paradiesischen Tropeneilandes sehen, ohne politische Beklemmungen zu empfinden bei dem Gedanken, daß dieses Gebiet einst, bis zum 1. Juli 1890, unter unsrer Schutzherrschaft stand, und daß wir ohne Schwertstreich, selbst ohne Zwang auf diesen Schatz verzichtet haben, um die rote Felseninsel von Helgoland dagegen einzutauschen! Man möchte es für einen bösen Traum halten, faßt sich an den Kopf und fragt sich: Wie war das möglich? Kannte niemand von den maßgebenden Herren in amtlicher Stellung den Wert und die Schätze dieses Gebietes, um es so wohlfeil preiszugeben? Nun, heute ist gottlob so etwas wohl nicht mehr möglich! Aber unsre gedrückte Stimmung konnten wir in Sansibar auf lange Zeit nicht loswerden. Übrigens ist neuerdings zweifellos ein Rückschlag im Handel Sansibars besonders mit Deutsch-Ostafrika eingetreten, wesentlich als eine Folge der Ugandabahn, durch die zugleich mit der zunehmenden Er-

Digitized by Google

kenntnis der eignen Bedürfnisse und Hilfsmittel der Handel sich von der bisher notwendigen Vermittlung des mächtigen Stapelplatzes Sansibar freizumachen beginnt. Durch die Verbesserung des Dampferverkehrs und die fortschreitende Erschließung des deutschen Schutzgebietes durch Bahnen wird der Umschlaghandel von Sansibar nach Deutsch-Ostafrika mit der Zeit voraussichtlich noch weiter verringert werden.

Im Indischen Klub waren der Staatssekretär und seine Begleitung der Gegenstand aufrichtiger Huldigungen, verbunden mit weltlichen Genüssen, als Kaffee, Tee, Sorbet und allen möglichen bekannten und unbekannten Speisen und Getränken. Den indischen Kaufleuten, in deren Händen ja der gesamte Kleinhandel von Deutsch-Ostafrika ruht, mochte wohl zu Ohren gekommen sein, daß man in den Kreisen der deutschen Pflanzer, besonders von Usambara, nicht gerade sehr gut auf die Inder im deutschen Schutzgebiet zu sprechen ist; als kluge Kaufleute nutzen sie ihre Konjunktur und suchen vor allem den obersten Beamten an der Spitze der Kolonialverwaltung so günstig wie möglich für sich und ihre Bestrebungen zu stimmen. Der Abend vereinte uns im Deutschen Klub von Sansibar zu einem glänzenden Festmahl, und danach folgte noch ein Besuch des großen Sommernachtsfestes, das der Sultan seinen Beamten und Freunden im Palast zum Abschied gab, kurz bevor er selbst seine Reise nach Europa anzutreten gedachte. Es war ein höchst stimmungsvolles Fest, das, obgleich im wesentlichen europäischen Stils, an den Zauber von Tausendundeiner Nacht erinnerte. Glänzendes Feuerwerk am Kai vor dem Palast, Böllerschüsse, rauschende Festmusik, dazu eine vornehme, festlich gekleidete Gesellschaft von internationalem Gepräge, die den Klängen der Musik lauscht; die Jugend gibt sich den Freuden des Tanzes hin, die Vertreter abendländischer und morgenländischer Kreise versuchen in eifrigem Gespräch sich näherzutreten, andre wiederum suchen die Genüsse der Tafel auf, die mit den lukullischen Schätzen des Orients und des Okzidents besetzt ist. Der Sultan selbst zieht viele seiner Gäste in huldvollster Weise ins Gespräch. Gesprochen wird in allen möglichen Sprachen und Mundarten, wenn auch selbstverständlich das Englische vorherrscht, das der liebenswürdige Gastgeber

Palmen.

selbst fließend spricht. Die Mannigfaltigkeit der orientalischen Typen und Trachten, der Glanz der Kostüme, die ambrosische Nacht von Sansibar verlieh diesem Fest einen ganz besondern, mir unvergeßlichen Reiz.

Nach diesem Besuch, der im Grunde genommen seiner wesentlichen Bedeutung nach vielleicht weniger dem Sultan von Sansibar als seinen Beschützern, unsern englischen Nachbarn, galt, erfolgte am 10. August die Abreise von Daressalam mit voller Gepäck-, Zelt- und Trägerausrüstung nach Mombassa. Der Plan war, von da die britische Ugandabahn und das von ihr durchschnittene, dem unsrigen benachbarte englische Schutzgebiet mit seinen Stationen am Viktoria-Nyansa-See kennen zu lernen, sodann diesen See und seine deutschen Stationen zu bereisen und dann in Muansa die große Karawanenreise nach Tabora anzutreten. Nur so, vermittels der raschen Fahrt über die Ugandabahn, war es ja für uns möglich, in der kurzen zu Gebote stehenden Zeit bis in das Innerste unsers afrikanischen Schutzgebietes vorzudringen und die Hauptstadt Tabora kennen zu lernen. Der ursprünglich weitere Plan, von Tabora aus alsdann in östlicher Richtung auf dem Karawanenwege über Kilimatinde, Mpapua und Kilossa nach Morogoro zu reisen und von da mit der um diese Zeit zu eröffnenden neuen Eisenbahn nach Daressalam zurückzukehren, mußte in der Folgezeit

Digitized by Google

leider aufgegeben werden, weil diese Reise mit dem Fußmarsch Tabora-Morogoro so viel Zeit gekostet hätte, daß die Durchführung des übrigen Teils des amtlichen Reiseplans, besonders der ausführliche Besuch von Usambara mit seinen Pflanzungsanlagen, in Frage gestellt worden wäre. Dieser Entschluß, den Marsch Tabora-Morogoro aufzugeben, wurde übrigens erst später, in Tabora, gefaßt; als wir in Daressalam die Reise antraten, mußten wir noch mit dem Reiseplan Mombassa-Port Florence-Muansa-Tabora-Kilossa-Morogoro-Daressalam rechnen. Danach bestimmte sich auch der Umfang unsrer Karawane und die Zahl der Träger, die allerdings zum größten Teil erst in Muansa angeworben zu werden brauchten. Nur unsre wackern Maulesel, die Reittiere für die weißen Teilnehmer an der amtlichen Reise, und die fünfunddreißig Askaris als Begleitmannschaften, traten schon in Daressalam, von der dortigen Kaiserlichen Schutztruppe gestellt, mit uns die Reise an.

Am 10. August, nachmittags zwei Uhr, fuhren wir mit unserm Regierungsdampfer „Kaiser Wilhelm II." von Daressalam ab, landeten am andern Morgen im Hafen Kilindini und traten ein Uhr nachmittags in Mombassa mit einem Sonderzuge der Ugandabahn unsre Erkundungsfahrt ins Innere an. Nur sechs Wochen und zwei Tage später, am 23. September, vormittags 9¼ Uhr, trafen wir von der Taborareise wohlbehalten in Mombassa wieder ein. Wieviel Monate mehr hätte uns diese Reise gekostet, wenn uns nicht die Ugandabahn mit ihrem vortrefflichen Dampferdienst auf dem Viktoria-See zur Verfügung gestanden hätte!

Ehe wir unsre Reise von Mombassa nach Port Florence auf der Ugandabahn beginnen, müssen wir einen Augenblick bei diesem Kultur- und Kolonisationswerk ersten Ranges verweilen. Die Engländer haben uns mit dieser Bahn ein Vorbild geschaffen, wie man in klarer Erkenntnis der wirtschaftlichen Notwendigkeiten in weitblickender Politik ein derartiges Unternehmen plant und unter Überwindung größter Schwierigkeiten zur glücklichen Durchführung bringt. Nachdem die Britische Ostafrikanische Gesellschaft im Jahre 1888 ins Leben getreten war, entstanden die ersten Pläne zum Bahnbau im Jahre 1891 unter dem Gesichtspunkt, daß durch diese Bahn der Sklavenhandel im Innern von Britisch-Ostafrika und Uganda bekämpft werden solle. Man hoffte, durch die Bahn die Kosten der bisher notwendigen Unterhaltung eines Kreuzergeschwaders zur Unterdrückung des Sklavenhandels zu ersparen, und konnte demnach ein Kapital aufwenden von solcher Höhe, daß seine Verzinsung den jährlichen Kosten der Unterhaltung jener fünf Kreuzer gleichkam. Während man anfangs glaubte, mit einer leicht ge-

Ugandabahn. Brücke zwischen Kibwezi und Makindu.

Digitized by Google

Ugandabahn im Urwalde.

bauten Schmalspurbahn auszukommen, gelangte man bald zu der Erkenntnis, daß die Bahn im Interesse größerer Leistungsfähigkeit mit kräftigem Oberbau und in der 1-Meter-Spur hergestellt und vom Staate selbst, nicht von einer Privatgesellschaft gebaut und betrieben werden müsse. Im Jahre 1895 begannen die eigentlichen Vorarbeiten, im Jahre 1896 bewilligte das englische Parlament die ersten Mittel zum Bahnbau, die durch spätere Gesetze auf die beträchtliche Summe von 5530000 Pfund Sterling oder 112812000 Mark erhöht wurden. Das Schutzgebiet wurde also durch keine Anleihe belastet, sondern das Mutterland brachte allein die Mittel für den Bahnbau auf. Der Bau begann im August 1896; am 20. Dezember 1901 erreichte die erste Lokomotive den Viktoria-See, und nach fünf Jahren und sieben Monaten Bauzeit, am 1. März 1902, konnte der regelmäßige Betrieb für den öffentlichen Verkehr auf der ganzen Linie eröffnet werden.

Die Schwierigkeiten der Bauausführung wurden dadurch gesteigert, daß man es mit einem teils sehr dünn bevölkerten, teils ganz unbesiedelten, vielfach wasserlosen und aller Verkehrswege und natürlichen Hilfsmittel entbehrenden Lande zu tun hatte; in den tief gelegenen Bezirken des Küstengebiets herrschte Malaria, Küstenfieber und die Tsetsefliege, deren Stich für alle Arten Zugtiere verhängnisvoll ist. Erhebliche Schwierigkeiten bereitete die Verpflegung der Beamten und Arbeiter, deren Zahl in der stärksten Bauzeit bis über 18000 Köpfe stieg. Alle Lebensmittel, Baugeräte und -stoffe mußte man von weither einführen und durch Trägerkarawanen auf dem Kopfe der Eingeborenen befördern. Viele Arbeiter waren aus Indien verschrieben und mußten erst an das fremde Klima gewöhnt werden. Wäre man auf Eingeborenenarbeit allein angewiesen gewesen, so hätte der Bahnbau über zwanzig Jahre gedauert. Große Sammelstellen von Kamelen, Maultieren, Eseln, Zugstieren mußten eingerichtet, ungefähr fünfzehnhundert eingeborene Träger angeworben werden. Die ersten vierhundert Kilometer des Bahngebiets waren, wie erwähnt, von der Tsetsefliege verseucht, der fünfzig vom Hundert an Kamelen, zwanzig vom Hundert der Esel und sechzig vom Hundert an Ochsen erlagen. Nicht weniger als achtundzwanzig Arbeiter fielen während des Baues den Löwen zum Opfer. Besonders kostspielig waren auch die Arbeiten zur Wassererschließung: infolge der langen

Digitized by Google

wasserlosen Strecken mußten umfangreiche Wasserstationen, einzelne mit langen gußeisernen Rohrleitungen, die das Wasser ans geeigneten Stellen im Gebirge herabführen, angelegt werden. Einzelne Stationen entbehren selbst jeglicher Wasserstelle und müssen durch die Züge der Bahn ihre regelmäßige Wasserzufuhr erhalten. Um einen schnellen Vorbau der Bahn zu ermöglichen, mußten an vielen Punkten, namentlich wo Kunstbauten, Brücken, Viadukte herzustellen waren, vorläufige Gleisstrecken eingebaut werden, die man später wieder beseitigte. Zahlreiche Durchlässe, oft mit beträchtlichen Öffnungen, waren anzulegen, weil selbst die kleinsten, in der trocknen Jahreszeit nahezu versiegenden Wasserläufe in der Regenzeit schnell zu reißenden Strömen anwachsen, deren Wassermassen in kürzester Zeit verheerenden Schaden anrichten, wenn nicht für ihre sichere Abführung Vorsorge getroffen ist. Alle diese Schwierigkeiten wurden mit eiserner Beharrlichkeit schließlich überwunden, und heute verbindet die neunhundertvierzig Kilometer lange Bahn, im großen und ganzen parallel der deutsch-ostafrikanischen Grenze verlaufend, Mombassa mit Kisumu oder Port Florence am Viktoria-See. Diese Entfernung, um etwa dreißig Kilometer kürzer als der Weg Berlin-Frankfurt a. M.-Basel-Zürich, wird mit Hinzunahme von zwei Nachtfahrten in sechsundvierzig Stunden zurückgelegt. Früher brauchte man zu dieser Reise unter unsäglichen Mühen und Strapazen mindestens ebenso viele Tage!

Bald nachdem wir am 11. August, ein Uhr mittags, den Endbahnhof Mombassa verlassen und die gleichnamige Insel, einen blühenden Paradiesgarten, von Ost nach Nordwest durchquert haben, überschreiten wir auf einer vierhundert Meter langen eisernen Brücke die Straße von Macupa und gewinnen nunmehr, zunächst steil ansteigend, das afrikanische Festland. Alsbald treten Orangen- und Maisschamben, mit Palmenwäldern und den üppigen Mangobäumen abwechselnd, an die Bahn heran, um vor unsern Augen alle Reize der tropischen Pflanzenpracht zu entfalten. Dieser Bezirk bis hin zu den Nabaihügeln — Station Mazeras — zeichnet sich durch seinen Obstreich-

Ugandabahn. Eingeborene bei Ankunft der Lokomotive.

Digitized by Google

Ugandabahn. Wasserscheide im Kikuyu-Gebirge.

tum aus, und alle Arten Südfrüchte, Orangen, Datteln, Bananen, Mais, süße Kartoffeln, Zuckerrohr und dergleichen werden hier auf den Stationen feilgeboten. Es folgen nun hübsche Waldungen, die allmählich in das dornenreiche Tarudickicht und in die trostlose, von Menschen und Tier entblößte Taruwüste, früher der Schrecken der Karawanen, übergehen. Die Bahn steigt sanft, aber stetig, und gegen acht Uhr abends in Voi (Kilometer 165) haben wir bereits fünfhundert Meter Meereshöhe erreicht. Von hier, so wird uns versichert, soll man am Tage bei klarem Wetter den schneebedeckten Kilimandjaro, den deutschen Bergriesen von Ostafrika, nahezu sechstausend Meter hoch, sehen können. Wir müssen uns mit diesem Genuß in unsrer Vorstellung begnügen; leider hatten wir auch weder in Nairobi noch auf der Rückfahrt das Glück, diesen majestätischen Berg, der fast immer in den Wolken ist, zu erblicken. Voi hat als Station dadurch eine gewisse Bedeutung erlangt, daß hier die Straße nach Taveta und den deutschen Ansiedlungen südöstlich des Kilimandjaro abzweigt. Taveta, nahe an der deutschen Grenze, erreicht man von hier auf guter Straße in fünf Tagemärschen; die Ausfuhrgüter aus dem deutschen Ansiedlungsgebiet gelangen also in Voi auf kürzestem Wege zur Ugandabahn. Hinter Voi beginnt das wellenförmige, sanft ansteigende, mit Gestrüpp und dünnem Busch bedeckte Steppenland der Provinz Wakamba; nahezu fünfzig Kilometer durchfuhren wir hier ohne Aufenthalt bis zur nächsten Station Tsavo. Diese Gegend hatte während des Baues eine traurige Berühmtheit wegen der hier wütenden Löwen, die zahlreiche indische Arbeiter geradezu aus ihren Zelten wegschleppten und töteten. Erst nach einer regelrechten Jagd gelang es, den furchtbaren Feind unschädlich zu machen. Auch die Station Simba (d. h. der Löwe) erinnert mit ihrem Namen noch an den Wüstenkönig. Die Wakamba, ein friedfertiger und arbeitsamer Volksstamm, feilen ihre Zähne spitz; diese Eigentümlichkeit gibt ihnen ein wildes Aussehen, das aber zu ihrem durchaus gutmütigen Charakter nicht paßt.

Einen besonders freundlichen Eindruck machen die Stationen der Bahn; überall vor oder neben dem ganz einfachen, schmucklosen Dienstgebäude, das meist aus Holz mit Wellblechverkleidung besteht und in der Regel dem indischen oder goanesischen Stationsbeamten zugleich als Wohnung dient, sind zierliche Gartenanlagen mit Blumenbeeten, blühenden Gewächsen und Ziersträuchern hergestellt. Mag es auch auf einzelnen wasserarmen Stationen noch so schwer fallen, diese Schmuckanlagen über die trockne Jahreszeit hinwegzubringen, man hat offenbar die größten Mühen und auch entsprechende Kosten nicht gescheut, um dieses Ziel zu erreichen.

Digitized by Google

Kikuyu-Neger.

Gelegentlich erfuhren wir die Lösung des Rätsels: um den Gartenbau zu fördern und bei allen Bediensteten der Bahn das Interesse für diese Tätigkeit besonders anzuspornen, hat die Bahnverwaltung eine Art Wettbewerb mit namhaften Preisen für den besten Stationsgarten ausgeschrieben. Das hat jedenfalls das erfreuliche Ergebnis gezeitigt, daß man nun auf allen Stationen, auch in der steppenartigen Einöde, reizende Stationsgärtchen antrifft, die das Menschenherz erfreuen, und deren Pflege auch auf die Eingeborenen nur veredelnd wirken kann. Ich glaube, das Verfahren kann zur Nacheiferung empfohlen werden!

Die Umgebung der Bahn wird eintöniger und reizloser. Die englische Regierung hat auf dieser Strecke, gegen dreihundert Kilometer, bis nach Nairobi hin, ein zusammenhängendes Wildschongebiet angelegt und damit einen einzig in der Welt dastehenden, ausgedehnten natürlichen zoologischen Garten von großem Wildreichtum geschaffen. Das ist heute eine Sehenswürdigkeit ersten Ranges geworden und verschafft der Bahn und dem Lande lebhaften Zuspruch: die Nimrods aus aller Herren Ländern finden sich hier zum Jagdsport zusammen, der wenige Stunden abseits der Bahn in vorzüglicher Beschaffenheit ihrer wartet. Die viel begehrten Jagdscheine auf großes Wild kosten dort tausend Mark und mehr, und so macht die Bahn wie die Verwaltung des Landes noch ein gutes Geschäft mit dieser eigenartigen Anlage. Entlang der Bahn darf nichts geschossen werden, das scheinen die Tiere selbst zu wissen; denn man sieht sie vom Zuge aus oft in Rudeln zu Hunderten friedlich neben der Bahn grasen, besonders die mächtigen Elen-Antilopen, die zierlichen Gazellen, die gewaltigen Hartebeeste und Gnus, Wasserböcke und die lebhaften graziösen Zebras; einige machen ein paar Seitensprünge, wenn sie den Zug bemerken, andre bleiben unbeweglich stehen in ihren oft malerischen Stellungen und Gruppen; bisweilen auch setzt sich ein Rudel, plötzlich aufgeschreckt, in langen Galopp. Die großen Herden, besonders der Hartebeeste, haben oft Vor- und Seitenposten ausgestellt, die das Gros vor Überfällen schützen sollen. Die Giraffen und Büffel, die Strauße, Kraniche und Trappen, Geier, Schakale, Leoparden und Hyänen sind ziemlich scheu, und wir haben solche Tiere nur in wesentlich größerer Entfernung von der Bahn gesehen. Daneben sollen aber auch, besonders in der Regenzeit, Rhinozerosse, Nashörner und Löwen vorkommen; gesehen haben wir keine, auch nachts habe ich auf der ganzen Reise weder einen Löwen brüllen noch eine Hyäne „lachen“ hören. Einzelne meiner Reisegefährten waren darin vielleicht glücklicher. Die Bahnfahrt durch dieses unvergleichliche Wildgebiet wird jedem Tierfreund unvergeßlich bleiben; erst die Ankunft in Nairobi am folgenden Tage nachmittags zwei Uhr machte dem seltenen Schauspiel ein Ende. Zu unsrer besondern Genugtuung sehen wir hier erreicht und sichergestellt, daß der prachtvolle Wildstand der vordringenden menschlichen Zivilisation und Kultur nicht zum Opfer zu fallen braucht.

In Nairobi haben wir die größere Hälfte der Fahrt zurückgelegt und sind in der Hauptstadt und am Sitz des Gouverneurs von Britisch-Ostafrika angelangt. Wir unterbrechen hier die Fahrt für einen Tag, um dem englischen Gouverneur, Oberst Sadler, unsern Besuch zu machen und einen wenn auch nur oberflächlichen Eindruck von der Verwaltung Britisch-Ostafrikas und von seiner Haupt

Digitized by Google

stadt zu gewinnen. Nairobi ist zugleich der Mittelpunkt der Bahnverwaltung und der Sitz ihrer Hauptwerkstätten und Magazine. Die Stadt liegt 1700 Meter über dem Meere, also höher als die Schneekoppe, und zeichnet sich daher durch trocknes, gesundes Klima aus, in dem der Weiße gut leben kann und besonders auch die Kinder der Europäer gedeihen. Am folgenden Morgen (13. August) beobachtete ich gegen sieben Uhr vormittags eine Temperatur von nur 10 Grad C, obwohl wir kaum hundertvierzig Kilometer vom Äquator entfernt waren. Im Laufe des Tages wurde es natürlich bald wärmer, und von zehn Uhr ab konnte man in der Sonne bereits den Tropenhut nicht entbehren. Die Stadt ist durch die Bahn zu lebhafter Entwicklung gelangt, indes soll infolge zu weit getriebener Spekulationen in der letzten Zeit ein starker Rückgang in den Grundstückswerten, verbunden mit einer empfindlichen Geschäftsstockung, eingetreten sein; hoffentlich ist dies nur eine vorübergehende Erscheinung. Die Stadt liegt auf einer Hochebene und hat gut angelegte Plätze und Straßen, dicht bedeckt freilich mit dem rotfarbigen tiefen Staub, der sich auf der ganzen Bahnfahrt oft recht unangenehm bemerklich machte; er ist mit dem afrikanischen roten Lateritboden, verwittertem Gneis, unzertrennlich verbunden und wird im Bahngleis unter den eisernen Schwellen bald so fein zermahlen, daß er bei der Bahnfahrt überall in die Wagen, selbst in das Innere der Reisetaschen eindringt. Die Bahnverwaltung geht daher damit um, das Gleis überall mit Kleinschlag zu versehen; diese Arbeit ist aber auf der untern Strecke Mombassa-Nairobi noch nicht durchgeführt. Die Häuser der Stadt bestehen fast alle aus Wellblech, ein Anblick, der natürlich auf architektonische Wirkung keinen Anspruch machen kann. Neuerdings beginnen aber hier und da auch schon Steinhäuser zu entstehen, wie ich in einigen Straßen feststellen konnte. Am Ort steht ein Bataillon der King's African Rifles, d. h. Afrikanische Königsschützen, eine schwarze Eingeborenentruppe von recht guter Haltung mit englischen Offizieren; der Paukenträger der glänzenden Musikkapelle ist mit einem großen Pantherfell phantastisch geschmückt. Die Stadt besitzt bereits eine Markthalle, ein Rathaus, einige Gasthöfe, einen Stadtrat, einen Klub mit einer sehr ansehnlichen Gehörnsammlung, ja sogar eine Rennbahn und eine stattliche Zahl gut eingerichteter Läden; ich konnte mir dort einen wasserdichten Regenrock erstehen, genau so gut und preiswert wie irgendwo auf der Cheapside in London oder in Berlin. Das Land ist wohl bewässert, hat viel Niederschläge und scheint fruchtbar; es gedeihen alle Arten von Getreide, Feld- und Gartenfrüchten und herrliche Blumen, wie ich am taufrischen Morgen in einigen Gärten beobachtete. Im Norden der Stadt sieht man bei klarem Wetter den Mount Kenia, der mit seiner Höhe von mehr als 5500 Metern fast genau unter dem Äquator liegt.

Von besonderm Interesse für uns waren hier die Typen der ärmlich in Felle und Ziegenleder gekleideten Kikuyu-Neger, die sich weniger durch Schönheit als durch kräftigen Körperbau auszeichnen. Ihre Frauen sind mordshäßlich, aber berühmt wegen ihrer Ausdauer, mit der sie besonders die schweren Holzlasten — man hat solche bis zu sechzig Kilogramm festgestellt — weite Wege auf dem Rücken fortschleppen; dabei halten sie die Last durch einen über den Kopf gelegten Riemen fest. Als Hals-, Arm- und Beinschmuck tragen sie zahlreiche, dicht aneinandergelegte Windungen von Messing- oder Kupferdraht; auch erweitern sie ihre Ohrläppchen, indem sie sie durchbohren und Holzpfropfen oder runde Scheiben von Bein in die Erweiterung hineinstecken. Ich habe sogar einen schwarzen Gigerl gesehen, der auf diese Weise eine ganze Flasche im Ohrläppchen mit sich trug. Die alten Leute, bei denen dieser jugendliche Schmuck herausgenommen ist, erfreuen sich daher einer am Ohrläppchen angewachsenen, weit herabhängenden Schlinge.

Am Abend vereinte uns im Hause des Gouverneurs ein glänzendes Festmahl; daran schloß sich ein Empfang der gesamten Reisegefährten des Staatssekretärs und ein musikalischer Festabend, der uns vergessen ließ, daß wir uns im „dunkelsten Afrika" befanden. Nachdem ich dank der Güte meines liebenswürdigen Wirtes, des Obersten Montgomery, die wichtigsten Sehenswürdigkeiten von Nairobi hatte würdigen können, erfolgte am Nachmittag des 13. August, 12¼ Uhr, die Weiterfahrt auf der Bahn in unserm Sonderzuge nach dem Viktoria-See.

Digitized by Google

Friedrich Lienhard.

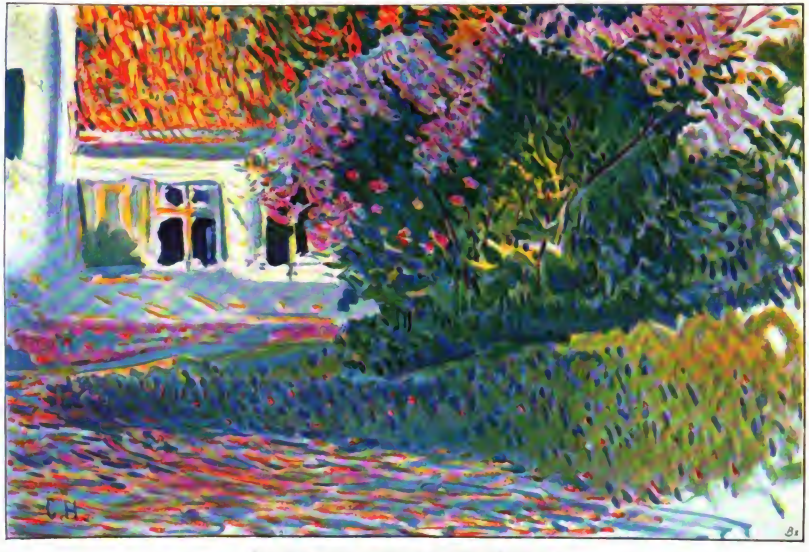
Friedrich Lienhard als Lyriker

Von Karl Engelhard

Lienhards Gedichte liegen jetzt gesammelt vor in einem Buch, das unter den zeitgenössischen Lyriken eine ganz besondere Stellung einnimmt. Liliencrons Zuschlagekraft, Plastik und burschikose Lebensfröhlichkeit in Ehren, Dehmels tiefschürfender, alle Fasern des Seelenlebens aufdeckender Spürsinn, selbst seine bohrende Nervenerotik und sein „Kulturbewußtsein" unangetastet, Knodts Gedankenlyrik wegen ihrer Reife und geklärten Anschauung gern anerkannt, auch die „Farben- und Tonsymbolik" der mehr femininen Neuwiener (Hofmannsthal, Rilke, Schaukal) vollauf gewürdigt — Lienhard steht nicht in diesen Reihen. Er ist freier. Liliencron ist oft recht äußerlich; Dehmel ist zu sehr bohrender Pathetiker, oft nur pathologischer Illusionist; Knodt hat den Deismus noch nicht ganz überwunden; die Neuwiener Artisten gehen zuweilen trotz, nein, zumeist wegen ihrer allzu reichen Farbenfülle und Kunstbewußtheit im Nebel unter. Lienhard umspannt das Hier und Dort, Himmel und Erde, Natur und Idee, Welt und Menschheit; er ist ein ruhiger Spiegel, in dem sich das Universum beschaut; er wird niemals schrankenlos subjektiv; er gibt auch der Objektivität ihr Recht. Das Äußere ist ihm die naturgemäße Erscheinung eines unwägbaren Innern, wenn man von außen und innen überhaupt sprechen kann („denn was drinnen, das ist draußen", Goethe); er ist ein natürlicher, weil ein Naturfymboliker; er mengt niemals Allegorie und Symbolik durcheinander, wie es wohl bei Dehmel der Fall. Die innere Harmonie ist Lienhard die Hauptsache — und die kann auch im wuchtigen ästhetischen Vorwärtsstürmen zu spüren sein. „Mitten in dem Strom, Sturm und, wie ich sagen mag, Wirbelwind eurer Leidenschaft müßt ihr euch eine Mäßigung zu eigen machen, die ihr Geschmeidigkeit gibt", sagt Hamlet zu den Schauspielern. Das gilt auch vom Dichter.

In der ganzen neueren Lyrikliteratur finde ich kaum ein Buch, das den Gedichten Lienhards an Hochherzigkeit, Freimenschlichkeit und Seelenstärke

Digitized by Google



Curt Herrmann: Landhaus in Fliedersträuchern.

gleichkommt; sie sind wie ein eisenhaltiger Born, der das Blut erfrischt; sie sind nicht nur lebensfreudig, sondern sie machen auch lebensfroh: weil die Freude, die sie in sich tragen, keine gelegentliche Augenblickserregung ist, die uns während ihrer Vermittlung wohl auch beeinflussen kann, aber nicht nachhaltig in uns wirkt — sondern weil sie jenes tiefe innerliche Frohsein in sich hegen, das in unsrer Seele weiterwächst, stärker wird und uns selber stärker macht, oft uns unbewußt.

Es geht mir bei Lienhards Gedichten wie bei Kant: ich werde sicherer, stiller, stolzer; sie sind gleichwohl nicht ethische Formen und wirken dennoch tief ethisch; sie sind nicht kategorisch didaktisch, und doch leben sie in mir wie ein Gesetz, das mein Wesen befestigt. In Lienhards Lyrik ist eben nicht nur Stimmung, sondern auch — Weisheit, Lebensweisheit. Diese liegt nicht offenkundig zutage, sie sagt nicht: so sollst du dich im Leben verhalten oder so (das wäre im besten Falle Spruchdichtung!), sondern ich will andeuten, daß Lienhards Gedichte für die Gestaltung unsers innermenschlichen Lebens deshalb großen Wert besitzen, weil sie aus einer Seele kommen, deren hochgemute Verfassung vorbildlich ist und zum Nachdenken anregt; die nicht mehr sucht, grübelt, reflektiert, den Zusammenhang weltlichen Geschehens erfassen möchte, sondern die schon „aus dem Zustande gedanklicher Angste in den Zustand dichterischen Schauens und heldenfroher Tat eingetreten ist" — zu der Erkenntnis: „das Welträtsel ist nicht durch Beweisführung zu lösen"; die das Letzte, das Höchste gefunden hat: „das Genie in uns", die schlichte Güte, das reine Gottestum. („Wege nach Weimar", Januar 1906.)

Lienhards Gedichte erschienen zuerst in kleinen Heften als „Lieder eines Elsässers" (1895), „Nordlandlieder" (1899) und „Burenlieder" (1900). Die jetzige Sammlung umfaßt das wichtigste Jahrzehnt seines persönlichen Werdens und Ringens (etwa 1890 bis 1900): „Was dieses Buch an Liedern strahlt, Ich hab's mit meinem Herzblut bar bezahlt."

Einige charakterisierende Akkorde leiten den Liederreigen ein. Zunächst das kraftvolle, innere Glut in sich bändigende Gedicht „Der Held". Heldenhaftigkeit ist ja das Grundmotiv aller Dichtungen Lienhards. „Einsam war der Viking nicht!" singt er in einem andern Liede; denn seine ganze Lebenszeit ist angefüllt von Taten. Seine schwielenvolle Hand kann nicht vom Schwerte lassen. Indes seine Mannen nach erfochtenem Sieg mettrinkend um stille Feuer liegen, sinnt er schon, auf einem Felsen abseits sitzend, die hohe Stirn gestützt, auf neuen Ruhm und neuen Sieg, sieht er sich in stolzem Drachenbug wiederum übers Meer hinschießen, an sprühenden Geysirinseln und lodernden Vulkanfelsen vorüber:

So kommt auch der Künder des Lichts aus einsamen Fernen, aus den Tiefen der Gottheit, Menschen einzufangen in seine höhere Welt.

> So herzig möcht' ich sprechen,
> So seltsam, wie es mich drängt!
> Fülle von Bildern brechen,
> Die leuchtend an meinen Bäumen hängt!
>
> Mit „du", mit „Bruder" und „Schwester"
> Hinwandern durch gütige Welt,
> Liebhaben, Liebes sagen
> Jedwedem, der mir gefällt.

Nach diesem herrlichen Eingang, dessen Schluß einem langsam austönenden Septimenakkord gleicht, heben nun Lieder an, die wie Wipfelrauschen, Windmelodie und Hörnerklang dahinziehen. Und diese wechselnden wundersamen Stimmen tragen Bilder zu uns her, Waldheimatsbilder, „nach deren Wonnen uns so weh wird" — das weiße Sommerdörfchen dort: wie still liegt's und verträumt, indes die Bauern auf flimmernden Feldern ihr lebendiges Brot mähen. Oder ein blauer Sonntagnachmittag steigt in unsrer Erinnerung auf, blühend und singend in sonnengoldenen Tönen. Das Mütterlein vor dem niedern Hüttchen dort im Schatten eines uralten Baumes liest weltentrückt in der Bibel; der Alte ergeht sich sinnend zwischen seinen nahen Äckern und horcht, wie „Gras und Kraut melodisch wächst". Mit einemmal klingen Glocken eines Kirchleins herüber — Abendglocken. Dann tiefe Stille, und nur die Bienen läuten noch die Blumenkronen. In diesen Bildern liegt für mich immer etwas von der Art Wilhelm Steinhausens, der ja auch gern „Geschaffenes mit Geträumtem, Sinnliches mit Geistigem verbindet, an die vergängliche Welt eine ewige bauen möchte", Stimmung mit Weisheit durchtränkt oder aus der Stimmung Weisheit aufblühen läßt. Steinhausen bezeichnete diese Schaffensweise geradezu als die „deutsche", und sie ist tatsächlich die den Deutschen ursprünglich eigne; auch an Goethes Wort wird man erinnert: „Mein Anschauen selbst ist ein Denken."

Nach diesen naturfrommen, anmutvollen Bildern folgt nun plötzlich ein purzellustiges Rondo: Spielmannsmusik, Melodie eines Regentages, der ganz aus Rand und Band geraten ist. Das schweift über Schlehdornhecken, grau und grieselig und doch durchsonnt, goldig durchschienen von sinkender Sonne — ein närrisches Treiben. „Die Welt ist voll Musik ja überall", auch im Regenwind vernimmt ein gottbegnadeter Sänger silberne Glöckchen der Elfen, denn immer ist die Liebe bei ihm, die ihm das Geheimnisvolle offenbar, das Dunkle hell macht. So auch strömt Musik in den Adern der Erde — weil sie geliebt wird, „weil sie von der starken Sonne so umfangen, so geküßt wird". Tausend Töne schlummern so auf Wiesen und in Halmen, „sie

Digitized by Google

warten auf den Morgenwind und werden Glockenspiel". Das Gefühl des indischen „tat twam asi" (Das bist du) ist nur nötig, dann hörst du dich, dich selber in dem Ruf des Falken, in dem Rauschen des Baches, in dem Glockengetön des Waldwindes, du, der du warst, und der du sein wirst, und immer all-eins mit allem, und mit allem aus einem All-Einen, aus Gott („Seelenwanderung").

Mich hat der Wald schon immer gehegt
Als Falk' oder Bach oder Elfe der Nacht;
Als Efeu hing ich an Trümmerpracht,
Ich hab' mich als Nebel im Grund geregt.
Und wenn des Waldwinds Glockengetön
Herkam durch farbiger Lichtung Glanz:
Ich war's, der alle die Halden und Höhn
Zusammengeläutet zum Sonntagstanz.
Und wenn ein Käfer mit grünlichem Leuchten
Vorherflog spätem Steckenmann:
Ich war's, ich brannte der Nacht, der feuchten,
In Gras und Tau ein Lichtlein an.

So war ich verzaubert und lebte ich schon lang!
Nun sing' ich das alles im Menschenklang ...

Das ist dann wohl die rechte Symbolisierung unsers Innern: „alle Naturvorgänge haben ihre Begleiterscheinungen in Vorgängen der geistigen Welt" — und auch wiederum umgekehrt. Du bist der Sommerwind, der im Tannenwald geht; du bist's, von dem die Märchen, die ja nichts andres als Sinnbilder für Naturvorgänge sind, erzählen; du: Hans im Glück, „der alles Goldes Glimmer in einen Quell warf, der im Tale schäumt und nur noch das eine Wort findet: „Lieber Wald!" („Sommerwald"); du: Schneewittchen, das, in Hochwaldeinsamkeit verbannt, mit seltsamen Kobolden zu verkehren gelernt hat. In dir lachen und kichern neckische Elfen; in dir braust und gärt schäumendes Unwetter; in dir wölbt sich der vielfarbige Himmelsfriedensbogen; in dir ist Feldgesang und Licht, Sommernacht. Die ganze Welt trägst du in deiner Brust, wenn du nur weltoffen bist und kein „verdunkelter Mann". Wie du dann reich bist! Wie du dann das Nahe und Weite mit gleicher Liebe umfassest, die taghellen Berge deiner irdischen wie die weltallweite Nacht deiner himmlischen Heimat („Auf den Hügeln meiner Heimat").

Derartige Gedichte sind Gebete. Hier schaut der Dichter tief in sein Innerstes; „und durch das Innere hindurch" — könnte man mit des Dichters eignen Worten aus dem „Thüringer Tagebuch" fortfahren — „wie durch eine seine Kristallinse, ins Unendliche, Gott suchend", weil ihn der Tag mit seiner himmelsfernen, dumpfen Nüchternheit erdrückt: „Oft fühle ich mich gänzlich verlassen, o ihr himmlischen Begleiter meiner irdischen Wallfahrt! ... Ihr seid es, die dann zu mir kommen, ausgesandt in goldig-zarten Schwärmen auf diesen Stern der Niederlagen, um versagenden Menschen ‚der Ruhe heiliges, unerschöpftes Gut' geschäftig ins Herz zu gießen."

Ein solcher Engel, der ihn aus dem Alltag wieder in die reine Sphäre seiner Wesensbestimmung emporhebt, ist ihm zum Beispiel Sankt Odilia, jene Schutzpatronin des Elsasses, der er einen Zyklus schöner Lieder widmete. Oder Hildegunde ist es, die „spendefüße Frau", oder ihr tapferer Walther von Aquitanien, aus deren Beispiel er wieder Kraft gewinnt. Oder ein Gottfried von Straßburg, oder ein Osterdingen, oder ein Luther, oder die heilige Elisabeth usw. Jeder tatentüchtige Mann und jede fromme, herzensgeniale Frau, alle wirklichen Persönlichkeiten, die je auf diesem Stern gewesen, sind ihm tröstende, heilende, aus der Nacht zum Licht, aus der Dumpfheit zur Tätigkeit, aus tiefstem Seelenkampf zur sieghaften Lebensbejahung aufmunternde Symbole seines Innern. Und indem er diese in sich erlebt, und wie er sie in sich erlebt, gestaltet er sie. Er sagt: „Die gesuchte, vornehme Geistergemeinschaft steht gleichsam schweigend um uns her und ist zu jeder Stunde bereit, uns das Tor in ihren Hain zu öffnen, sobald wir den gleichen Zustand wie sie erreicht haben." („Wege nach Weimar".) So stehen und kämpfen die Helden von „Sankt Jakob", wenn räuberische Armagnakengeister ihre heilige Heimat, ihr Wesen vernichten wollen.

Es folgt nun eine sehr lebendige, rhapsodisch hingeworfene Ballade „Die schöne Bärbel", in ihrer dämonischen Unheimlichkeit schön wie Mörikes „Die schlimme Gret", in ihrem Grundgedanken an Goethes indische Legende „Der Gott und die Bajadere" erinnernd, im Schluß zu mythischer Bedeutung anwachsend. Überhaupt versteht es Lienhard meisterlich, den Kern des zu behandelnden Stoffes allmählich dramatisch anwachsen zu lassen und ihm am Schluß eine bedeutende Wendung zu geben, sei es nun eine mythische, wie hier („Wodan hat die verfluchte Magd heimgeholt in Schlucht und Tann": die Gottheit kann auch das ihr Fremdartige in ihren Dienst zwingen), oder eine persönliche, wie im „Bauer von Lugstein" („Mein Ahne läutet dort"), oder eine ethische, wie im „Bastbergspuk", wo die Gesinnungsreinheit über schrankenlose Leidenschaft den Sieg gewinnt:

Sonne, Frau Sonne, mit klarem Schein,
Sollst unsre liebe Frau Königin sein.

Eine einfache kurze Chroniknotiz Hottingers liegt dem erzählenden Gedicht „Der Büßer und sein Kind" zugrunde: „Auf einem Berg wohnte in einer elenden Hütte ein Mann, der — offenbar um ein Verbrechen abzubüßen — mit eisernen Bändern und dicken Nägeln besetzte Holzschuhe im Gewicht von elf Kilogramm anhatte und ein schweres hölzernes Kreuz mit sich umherschleppte. Da er mit niemandem ein Wort redete, kannte man weder seinen Namen noch sein Vaterland.

Digitized by Google

Eines Tages fand man ihn tot unter seinem Kreuze." Aus dieser trocknen, fast reporterartigen Bemerkung hat Lienhard eine lebendige und tiefe Dichtung geschaffen. Er hat es eben verstanden, sich in das Zentrum dieses Büßers zu versetzen; er hat offenbar einmal selber unter einer solchen selbstgewählten Verbannung gelitten, der Einsiedler und Waldschmied, der sich drei Jahre lang in die Einsamkeit des Dörrberger Hammers in Thüringen begrub. Er wollte sich sammeln wie dieser Büßer, „des Landes Geisterschar um seine Seele ranken, wie der Magnet, der tausend Späne zwingt, wie eine Aolsharfe, die da schwingt, wenn nur ein Seufzer in die Winde klingt, wie einer Brücke schwer gewichtiger Pfahl, darum sich tausend Muscheln kränzend setzen", wollte wie Prospero auf einsamer Insel Gestalten beschwören, die ihm etwas zu sagen hätten, und glaubte, dadurch die Pforte zu finden, „die der Herr verhieß, die enge Pforte in das Paradies".

Diese Sehnsucht und dieses Verlangen ist das Kreuz, das er sich auf seinen Rücken geladen, das schwere Kreuz, mit dem er als mit einer lieben Last verwachsen scheint. „So schritt er langsam auf den Höhen hin." Da sieht er unter einem wilden Rosenstrauch ein verlaufenes schlafendes Kind liegen und neben diesem ein weißes Zicklein, beide umtanzt von wiegenliedsingenden luftigen Elfen. Rosen ... Uns fällt die Verbindung dieses Symbols mit dem Symbol des Kreuzes in der „Heiligen Elisabeth" (Drama) ein. Die Elfen aber sind Stimmen seines reinen Innern, sie raunen ihm zu: „Die da liegt, ist doch lichter als du; lächelnd hegt sie, was du nicht hast, Frieden und heilige Ruhe." So steht er vor dem Bilde, und ein schwerer Seufzer entringt sich seiner Brust, und er erkennt vor dieser sorglosen, himmlischen Unschuld, die so ohne Haß und Hochmut ist, ohne Ehrgeiz und Ruhmsucht, immer deutlicher empfindet er's, je mehr er in dies Bild versinkt: „Wenn ihr nicht werdet wie die Kinder ..."

Wonach er so lange, die ganze Zeit seines Lebens hindurch gesucht hat, den Weg zum wahren Zustand des menschlichen Wesens, den findet er nun — doch kurz vor dem Ende. Hier klingt zum erstenmal der Ton an, in den das Buch ausmünden wird: „Das Kinderland". Wie schon angedeutet: in diesem Büßer ist ein Teil unsers Dichters selber; Kinder zeigten ihm den Pfad zur echten Menschlichkeit: der ganze erste Teil seines „Thüringer Tagebuchs" heißt „Elfenland". Und wie dort „Irmgards Lachen" auf den Dichter, so wirkt hier das schlafende Kind auf den Büßer.

„Stadteinsamkeit" ist der folgende Teil überschrieben. Er enthält in knapper Auswahl den poetischen Ertrag aus Lienhards Aufenthalt um und in Berlin. Jedes Lied ein Glöcklein, ein leises Glöcklein, das durch flutendes Gewühl und Geratter, unbekümmert darum, ob es gehört wird oder nicht, weiterklingt.

Es hallen silberne Glocken
Aus einer seligen Stadt,
Die Stadt ist mir im Herzen,
Die solche Glocken hat.

Und wer die Glocken läutet,
So zart und stark und rein,
Du Glöckner meiner Seele,
Das weißt nur du allein!

Einsamkeit klingt immer durch Lienhards Werke; hier aber ganz besonders; nicht aber eine Vereinsamung, die mit Verbitterung endet. Vielmehr ist der Dichter in der tosenden Stadt gereift; er ist dem immer näher gekommen, was er mit dem Ausdruck „selige Stadt" oder „innere Stadt" bezeichnet. Er ist innerlich frei geworden; aber als wahrer Dichter und Mensch wollte er auch äußerlich frei sein; seine Umwelt mußte wie sein Inneres sein und diesem aus ihren ewigen und reichen Quellen neue Nahrung zuführen. Seine sehnende Seele verlangte die Freiheit ihrer Sinne. Der leise Nachtwind, der dunkle Himmel mit seinen „goldenen Riesenlettern", das wogende Ährenfeld, flatternde Falter und summende Bienen hatten ihm eben mehr zu sagen als die toten Steinmauern und all der verlogene Glanz und Flitter einer rasch emporgeschossenen Stadt ohne vertiefte Kultur. Daher die heiße Sehnsucht: hinaus und heim in schöpferischen Frieden der Heimat, heraus aus dem „Gewimmel der Zwerge", in die Landschaft, die allein die Bahn freimacht zur Entfaltung unsers schöpferischen Menschentums, wie ja überhaupt der Schöpfungswille aller Großen in der Natur verankert liegt. Man denke an Shakespere, Goethe, Millet, Segantini. Aus ihr heraus nehmen sie ihre Kräfte, sie sind selber nichts als Natur, kultivierte Natur, Landschaftsmenschen, die die reine „Musik der Berge" in sich aufnehmen und sie ebenso rein wieder aus sich herausklingen lassen.

Die Burenlieder, die nun folgen, werden durch einen ernsten und bedeutungsvollen Buchschmuck von Hirzel eingeleitet: eine dunkle, öde, fast unheimliche Berglandschaft. Die Berge kommen uns vor wie gewaltige Hünengräber, in denen die Freiheit des tapfern Völkchens begraben liegt. Die Lieder selber sind das schönste literarische Denkmal, das den frommen, gottesfürchtigen Streitern von Transvaal gesetzt worden ist. Ihr ästhetischer Vorzug besteht darin, daß sie von jeder politischen Färbung frei sind, daß sie weiter nichts als das Heldenhafte zum Kern haben, hier und da mit düsterer Balladenverbrämung. Es ist staunenswert, mit welchem Einfühlungstalent sich Lienhard in die Seelen jener Kämpfer versetzt hat, und mit wie deutlicher Anschauung er die südafrikanische Tropenlandschaft vor unser

Digitized by Google

geistiges Auge hinstellt: die freien Tafelkuppen, das leise Wehen um Staub und Steine, den summenden Wind, die brennenden Wolken, goldgelbe Hänge, funkelnde Prärie usw.

Lienhard läßt zuerst einen Reitermarsch an uns vorüberziehen, so plastisch, sichtbar und hörbar, daß wir gar nicht anders meinen, als: wir sind selber dabei. Pferdegetrappel, Peitschenknall, voranfliegende Geier und Gedanken! Und Morgenfrische, dampfendes Gräsermeer, funkelnder Sand... Lilieneron, der doch in solcher äußern Schilderei wirklich Künstler ist, könnte es kaum besser machen. Das „Kaffernliedchen" hört sich an, wie wenn es dem Mund des Naturvolkes nachgeschrieben wäre. An Herders gesammelte Lieder der Madagassen habe ich denken müssen, als ich es zuerst las. Und nun die prächtigen Strophen in „Reiters Seelenwanderung":

Mit Brackenlaut und Rüdensang,
Als Ritter schnob ich in das Holz,
Die Feder rauchte vom Barett,
Und meinen Handschuh stemmt' ich stolz.

„Reiters Werbung" ist eine Ballade; man ist versucht, sie als Gegenstück zu Bürgers Lenorenmotiv zu bezeichnen. Die anschauliche „Burenpatrouille" ist nur Bild; durch den lakonischen Schluß: „Das war ein Bur", erhält es seinen Eichenrahmen. Im „Nächtlichen Choral" packte mich die kurze Andeutung des Unerbittlichen im Natur- und Weltgesetz. Balladenmäßig ist das letzte der Burenlieder, „Die Nelke". Die Terzinen geben dem Gedicht etwas Andeutendes, Sprunghaftes, wie es die alten Balladen haben. Die mittlere Zeile jeder Strophe klingt in den dunklen, geheimnisvollen O-Laut aus. — „Hendriks Brautfahrt", eine Epopöe, die für sich allein steht, ist ein humoristisch angehauchtes Genrebild, ein Lied von der gut-treulichen Herzlichkeit, wie wir sie — gottlob! — auch noch bei unsern Bauern finden: jene, die tief im Menschen sitzt und sich scheut, offenkundig an den hellen Tag zu treten. Man beachte überhaupt die epische Sachlichkeit der drei größeren Gedichte („Büßer und sein Kind", „Hendriks Brautfahrt" und „Das Hindumädchen"): sie sind Erlebnis, aber gänzlich objektiviert.

Aus dem glühenden und flimmernden Süden fahren wir — bei der weiteren Lektüre des Buches — an die Küsten und in die Fjorde Nordlands zurück. Was Lienhard an Robert Burns, seinem Lieblingssänger, dem „Mann voll Stolz und Freiheit, dem Kind an weichem und zartem Empfinden", rühmt: „deine Seele straffte sich um so stolzer, mitten im Elend, und dein festes Fröhlichsein ward nie gebrochen, herrlicher Sänger des Adelsliedes aller kraftvoll stolzen Armut", das gilt auch für ihn: „Mein Herz ist im Hochland"! Denn „Hochland ist überall, wo unerschreckt die Seele sich aus Bitternissen reckt!" Noch ein wehmütiges Erinnern an die blauen Nächte von Sylt, über die der Sichelmond hängt „wie ein zerbrochener Ring"; noch ein stilles Sinnen über sein früheres Glück: sein Lieb' und sein Wasgaudorf — und dann durch die Purpurfee dem hohen Norden zu! Geister sind um ihn, mit denen sein Herz Zwiesprache hält. Heimatgestählt und heimatenfernt entdeckt er als Wiking den Witing, als Seemann den irrenden Seemann Odysseus auf sein Schiff und setzt sich mit ihm über hellenisches Helden- und Künstlertum auseinander. Ein ähnliches Erlebnis der Meeresstille ist sein „Ahasver am Meer", wie schon früher das kürzere Gedicht „Faust". Es ist etwas Herbes und fast Sprödes in diesen Nordlandgedichten: Eddakunst!

Im letzten Teil („Hochland") geht Lienhards Weg immer mehr in die Stille. Das ganze lyrische Buch bedeutet geradezu eine Komposition, die in dem einen Ergebnis gipfelt, in dem Ergebnis der Klassiker: „finde dich selbst", die wachsende Zurückziehung auf das innere Selbst, die wachsende Stille und Beruhigung, dadurch wachsendes Glück, Unterhaltung mit den Sternen, Austreiben der Dämonen, und Landen im — Kinderland. Eine wichtige, eine typische Entwicklung! Und zwar an der Hand einer ungewöhnlichen Frau und ihrer drei Kinder, die der Dichter im „Thüringer Tagebuch" als „Elfen" besingt. Die „Wege nach Weimar" sind eine Fortsetzung dieses „In-sich-Gegründetseins". Es ist der Weg unsrer großen Mystiker (Böhme, Eckart), aber auch eines Kant, Schiller, Goethe. Lienhards Entwicklung zielt dahin, in sich selber den „ruhenden Pol in der Erscheinungen Flucht" zu finden, immer mehr ins „Kinderland" einzudringen. Durch dessen Tore ist er schon eingegangen; das silberne Lachen seiner „Engel" hat ihm das Reich ungefälschten Sonnengemütes bereits geöffnet; Blond-Irmgard, Braun-Haidchen, Klein-Wera heißen sie, diese lösenden, lachenden, schattenverscheuchenden Genien. Ein Spaziergang mit ihnen durch den Zauber einer Mondnacht machte ihm zum erstenmal die Aussicht in dies Lichtland der Unschuld und Unbefangenheit weit und frei, löste die Flügel seiner Phantasie aus ihrer Erdgebundenheit und trug ihn hin in die seligen Gefilde „des schlichten Vorlandes großer Geister", auf die Höhen der Einfalt und des Glaubens. In diesem Reich unbewußter und selbstloser Güte gibt es keinen Tod, gibt es kein Heute und Gestern; wer erst einmal in diesen Zustand hineingewachsen ist, der ist „befreit von allem Streit" (Böhme), der ist von Zeit und Zeitlichkeit genesen, der kennt nur noch das „himmelumspannende, weltüberfliegende, niemals erschöpfliche Heimweh", der sucht nur noch den Weg „höher empor" und läßt die neckenden und schreckenden Kleinheiten des Alltags weit unter sich zurück. „Alles edle Leid wird seelendurchdringender Jubel im Kinderland, im Kinderland."

Digitized by Google

Bist du nur einmal schlicht und rein
Gewandert durch so starken Schein,
Gewaschen in der Strahlen Flut,
So bist du fromm, so bist du gut.

Soll ich nun noch einiges über das in besonderm Band erschienene „Schildbürgerlied" sagen? Der „Deutsche Kaiser" in dieser Dichtung fürchtet, sich in der Enge zu verlieren, zwischen seinen Pergamenten zu vertrocknen, wie „Faust". Auch er „reißt sich heraus" und sucht den Mai, aufzuatmen von „frostiger Kopfqualerei"? und findet ihn auch: in dem naiven, unverdorbenen, treuherzig-frohen Hirten Klaus, der das Volksgemüt verkörpert, wie in den Schildbürgerleuten überhaupt, und in der Liebe zu der frischen, durch den Hof noch nicht steif und kalt gewordenen Herzogin. Weitab vom Jagen und Hasten des Weltgetriebes und des Großstadtmarktes führt uns dieses tiefempfundene, naturfromme Idyll: in ein lachendes, wiesengrünes Waldland, wo die Scheunengiebel von Pfirsich und Rosenpracht umklettert sind und im Heidegrund rote Erdbeeren Versteck spielen — wie die neckischen Elflein, Gnomen und Heinzelmännchen, die dort hausen. Und um das ganze friedliche Dorfstädtchen ein Bretterzaun, damit sich ja kein Unechter, kein Finsterer in das Sonnenglück einniste. Scherz und Freudigkeit halten am Eingang Wache und lassen nur solche ein, die selber Scherz und Freude sind oder Scherz und Freude suchen. Solch ein Sucher ist der Kaiser, solch eine Finderin seine Braut. Und der Mai bringt beide zusammen, auch den Fiedelmann „Hei Hopssa" und sein Lied. Nur sein Lied. Wir hören hier wieder den bereits bekannten Mollton, den man in Lienhards Dichtungen nicht überhören möge.

Außerdem sind sehr schöne Lieder Lienhards eingestreut in seine Prosabücher „Wasgaufahrten", „Thüringer Tagebuch" und „Wege nach Weimar". Sie sind mehr Gedankenpoesie als volkstümliche Sangeslyrik. So „Gruß an die Götter", „Gäste der Mondnacht", die Strophen „Frau Freude" u. a. m.

Die sonst in den Wipfeln gehangen,
Die sonst auf Wölkchen geflogen sind,
Sie kommen vor meine Tür gegangen,
Die Königsgedanken, die Schimmer im Wind.
Sie sagen ihre Namen, sie lassen das Beste
Zurück mir mit Händedruck: göttliche Gäste!
Das macht, es lockt sie lautlos an
Der stille, der stete, der nicht mehr hastende Mann.

Nachtgewitter am Rhein

(Ungedruckt)

Maiengewitter flammen den Rhein herab.
Aus den geheimnisvollen Klüften dampft
Die Kraft der Erde, spaltet mit rotem Schwert
Die dumpfe Glut, die über der Menschheit wuchtet,
Und legt den Vollmond frei und die ewigen Sterne.

Das sind die Nächte des Sommers! Köcherklirren
Des Kriegsgotts, der seine Geister zum Kampfe ruft!
Da springen gefallene Helden aus alter Lust
Mitten ins Feuergetümmel und lachen dazu,
Wie sich der Kenner der Heldenhiebe freut,
Auch wenn der eigene Schild im Hieb zerklafft.
Ich höre der Alamannen Bärengesang —
Das römische Kriegshorn — gallisch-behenden Ansprung —
Landsknecht- und Bauernbrüllen — dumpf und schwer
Kanonendonner von Wörth — und scharf darein
Das helle Attackensignal der Kavallerie! ...

Melodisch Land! Wie hab' ich von Herzen lieb
Die Glocken am Rhein, die Glöckchen am Wasgenwald!
Doch dies wär' nicht mein Elsaß — stammten nicht
In Faulbaumduft und Nachtigallengetön
Die roten Gewitter, die Donnerschläge der Nacht!

Friedrich Lienhard

Digitized by Google

Wie Truges seine Mutter suchte

Roman von Ottomar Enking

VII

Truges machte unter der Silhouette seiner Mutter ein schwarzes Kreuz und heftete ein Stück Lebensbaum an das Bild. Den Ring hämmerte ihm ein Goldschmied weiter, so daß er ihn tragen konnte. Und den Brief mit der Todesnachricht legte er in die Mappe. Das war der dritte, der da hineinkam: zuerst der Gruß von seiner Mutter — er hatte auf viele solche Grüße gehofft —, dann das Billett von Bodie — auch das würde das einzige seiner Art bleiben — und nun: „Möchte hierdurch mitteilen ..." Die Mappe war voll.

Er ließ die andern reden, sprach selbst mit seinem Großvater kaum ein Wort davon. Den berührte die Nachricht nicht. Was galt ihm die Schwiegertochter? Stumpf saß er da und setzte seine Riester auf.

Truges mied auch Linde. Er wollte ihren Trost nicht. Er hatte Angst vor ihren vollen Armen, mit denen sie ihn gern einmal umschlang, um ihm einen Kuß zu geben, schwesterlich, mütterlich, und nur ein ganz klein wenig mit der Wärme, die weder der Schwester noch der Mutter zu empfinden vergönnt war. Keine Umarmungen. Keine Küsse. Er hatte so seine Arme um sich gefühlt, so zarte Lippen hatten seinen Mund geweiht. Nie wieder durfte ihm ein Mädchen nahen. Er beugte den Kopf weg, wenn Linde gut zu ihm sein wollte. Da wurde sie erst nachdenklich, dann eifersüchtig.

„Seitdem du da draußen gewesen bist ... Ja, ich weiß wohl."

Truges lächelte. Was wußte sie? Mochte sie ihm böse werden, er konnte ihr nichts andres mehr sein als Freund. Und Linde breitete schließlich in dem unbehaglichen Bewußtsein, unwillkommen zu sein, ihre Arme nicht mehr aus, um Truges zu umfassen. Sie gingen nebeneinander her, freundlich und gefällig, aber er begehrte kein Königinnenspiel mehr, und sie wollte nicht die Verschmähte sein.

Sie hatte auch Arbeit genug, kaum, daß sie es allein schaffte. Dabei vergingen die leisen, milden Regungen, die den Blick träumerisch machen und die Hand mit der Nadel in den Schoß sinken lassen. Arbeit! Fort mit allem weichen Wesen, bis er selbst, der Mann — ob es nun Truges oder ein andrer war —, bis er selbst kam und sie bat: Komm mit deinen Armen.

Arbeit! Das war auch Truges' Begehr. Fort mit allen Gedanken und Sehnsüchten von Genossenem und Ungenossenem. Vorwärts, zu einem Leben aus eigner Kraft, eigner Art. Was ihm in der Schule schwer wurde, das sprach er mit Lehrer Fischer durch. Der hatte wegen des Briefes mit der Todesnachricht an das Amt von Hamburg geschrieben, von dort aber nur die Antwort erhalten: „Daß hierorts etwas von beregtem Ableben besagter pp. Gisela di Timoni, alias Liese Timm, Opernsängerin und Ballettänzerin, zu behördlichseitiger Verkenntnis nicht gelangt ist."

„Also laß, mein Junge. Du kannst einstweilen nichts bei der Geschichte tun. Es ist Müßiggang, ihr nachzuhängen. Studiere lieber die Consecutio temporum, die ist auch recht knifflig und bringt dir was ein, das heißt, wenn du sie begriffen hast."

Das tat Truges.

In Düsternbrook war er in diesem Winter noch zweimal. Er wußte, daß er nur Frau Vergithe traf. Fräulein Samsoe war in Kopenhagen. Er stand Frau Vergithe fremd gegenüber, so freundlich sie war. Er konnte es kaum glauben, daß er einmal schwärmerisch, als wäre sie seine Mutter, ja, fast noch leidenschaftlicher zu ihr aufgeschaut hatte.

Seine Dankbarkeit drückte er ihr aus, wo er nur Gelegenheit fand, aber Gedichte sagte er ihr nicht mehr her. Sie ließ das eine ruhig geschehen und verlangte das andre nicht. Sie war immer sehr damit beschäftigt, Briefe

Digitized by Google

zu lesen und zu schreiben und Kleider zu packen. Dann reiste sie auch fort, und das Haus stand leer.

Truges war noch einmal draußen vor der kahlen Ligusterhecke. Wehmut — sonst empfand er nichts. Er hatte das Geschehnis zu den Träumen gelegt, und neue Geschehnisse konnte er hier nicht für sich hoffen. Viel lieber den Garten und das Haus ins Unbekannte rücken.

Er wurde mit Ehren Primaner. Als er um Ostern zu seinem alten Lehrer kam, sagte der: „Ich habe da ein Schreiben gekriegt. Du wirst danach dein Stipendium nicht mehr von Frau Bergithe Samsoe erhalten, sondern von Frau Etatsrat von Oertzen. Ihn hast du ja wohl kennen gelernt, nicht wahr? Sie haben sich jetzt geheiratet und ziehen auf ihr Gut bei Gelting. Und dann hab' ich noch ein Schreiben gekriegt von Fräulein Samsoe, die hat sich verlobt, mit dem ...“ — Fischer las die Worte voll Respekt — „mit dem Leutnant der königlichen Marine Gert von Baggesen. Kennst du den auch?“

Truges war bleich, aber er antwortete ruhig: „Bloß seine Schwester.“

„Richtig, du hast mir erzählt. Da verlernt sie natürlich ihren deutschen Aufsatz wieder. Leutnantsfrauen treiben keine Stilübungen. Die müssen immer zu Ball. Sie schreibt hier unten aber extra: ‚Bitte, grüßen Sie Herrn Truges recht von Herzen, und ich hoffe, daß er mir auch Glückwünscht.‘ Die letzten beiden Wörter hat sie in einem Wort und groß geschrieben. Na, von einer Leutnantsbraut kann man nicht mehr verlangen.“

— — — — — — — — — —

Ja, Truges, nun kamen noch die bösen Nächte, wo der Mensch lernt, was es heißt: Bittres Weh drückt ab das Herz. Nun kamen noch die Tage mit ihrem viel zu grellen Licht, wo du mit Leuten sprechen mußtest und wußtest gar nicht, was du sagtest. Nun kamen sie noch, die andern verzweifelten Stunden, wo du so gern unter der Erde gewesen wärest, dort, wo es keinen wütenden Neid auf den Mann gab, der dein Heiligstes auf Lebenszeit besitzen sollte, der es dir raubte — so sagtest du in deiner liebenden Ungerechtigkeit —, wohin dir kein Jammer und Gram um dein elendes Los nachfolgen konnte.

Und du überstandest ihn doch, all den Schmerz, der noch einmal und noch furchtbarer als je herausbrach, der all dein erkämpftes Entsagen zunichte machte, der Liebe und Haß in dir wachsen ließ, so schnell, wie am Himmel die sturmgejagten Wolken heraufziehen.

Sie konnte eines andern Braut werden! Du aber hütetest deine Lippen, daß sie nicht einmal im Scherz andre an sich spürten. Nicht wahr? wie töricht warst du gewesen, diesem Weibe, ja, diesem Weibe dein Bestes hinzugeben. Diesem Weibe, das mit dir spielte. Das eitel auf dich war, weil du ihr Lieder sangst, das jetzt über dich lachte, das ihrem ... ihrem — es gab kein Wort für jenen Mann, so hart, so wild, wie du es suchtest — das ihrem ... erzählte, sie habe dich am Narrenseil geführt.

Keinen Schilling wolltest du mehr annehmen von diesem Hause, wo man dich so schändlich behandelte. Schuster wolltest du werden. Das sollte deine Rache sein.

Nun kamen noch die Schreie ins Kopfkissen hinein, mit denen du Bodie um Verzeihung batest für die Schmähungen, die du ihr antatest. Nun kam noch das Wimmern und Betteln: Bodie, sei barmherzig! Nie will ich dich wiedersehen, nur bleibe frei, gönne dich keinem Manne auf der Welt!

Und dann — kam dein mildes Verzeihen. Bodie, gehe hin, sei glücklich. Ich weiß, du hast mich doch im Herzen, du kannst nicht anders handeln. Ich segne dich. Und zuletzt kam dein Stolz, der dich fast lächeln machte: ich habe sie doch zuerst geküßt.

Aus all jenem Weh, aus all der Bitternis, aus all jenem Kummer, Verzichten und Überwinden wurdest du noch bleicher und fleißiger als vordem, Truhs Brammer. —

Wie viele heiße und eisige Seelenstürme dem Leben immer über den Weg fegen, es geht doch seinen Gang. Bisweilen schneller, bisweilen stockenden Fußes — es geht seinen Gang. So geschah es nach dem natürlichen Brauch, daß aus der Leutnantsbraut eine junge Leutnantsfrau ward. Das Paar kam nach Kiel.

Bei Fischer trafen sich zufällig Bodie und Truges. Die feine Röte, die in dieser Stunde Bodies Wangen hob — war die ganz allein ein Abglanz ihres Glücks? Die ein wenig hastige Art, womit sie zu Truges sprach und ihn fragte — rührte die wohl ganz allein von ihrer Eile her, wieder nach Düsternbrook hinauszukommen?

Digitized by Google

War in ihrer Liebenswürdigkeit, in ihrer Freundlichkeit nicht ein ganz leiser Unterton, vielleicht von Mitleid oder gar von einer Bitte? Truges vernahm den Unterton nicht, aber Bodie selbst hörte ihn, und ihre Röte wurde dunkler. Sie und bitten! Als ob er ihr etwas zu verzeihen hätte. Nein! So behielt sie das Liebenswürdige, aber sie ließ den Schleier von ihrem Hut über die Augen fallen, und damit erreichte sie, was sie wollte: Truges sah sie, auch innerlich, nicht mehr so deutlich. Sie war erhaben über ihn, und er stand vor ihr wie einst als Lehrling, in aller Verlegenheit, mit dem Respekt, den ein armer Junge vor einer Dame hat.

Dort saß eine fremde junge Frau mit einem Schleier. Der konnte er nichts sagen, nicht einmal vom Tod seiner Mutter konnte er ihr erzählen. Das war nicht Bodie. Bodie Samsoe gab es nicht mehr hier draußen in der Welt — nur noch ganz tief, ganz geheim in ihm.

Es riß ihn wohl ein paar Tage nach dieser Begegnung, aber seine Seele war schon zu sehr im Leid geübt, als daß das Wiedersehen von großer Bedeutung für ihn sein konnte. Höchstens hatte er in der nächsten Zeit Angst, Frau Leutnant von Baggesen wiederzutreffen. Aber die Angst war bald zwecklos. Er hörte, das junge Paar war nach Kopenhagen gereist. Der Leutnant hatte seine Order bekommen, denn es war kriegdrohende Zeit.

— — — — — — — — — — —

Wie aus der Braut eine junge Frau geworden war, so wurde aus dem Gelehrtenschüler ein Student. Nur freilich keiner der Gotteswissenschaft. Lehrer Fischer, der Philosoph, hatte sich für die philosophische Fakultät entschieden. Diese teilte er ein in arabisch 1: den Lehrberuf, und arabisch 2: das Übrige. „Gemeinsam ist beiden, daß sie dem Verstand und dem Gemüt eine ersprießliche Ausbildung zuteil werden lassen. Sie wollen nicht mehr, als sie können, und was sie können, das wollen sie auch ehrlich und ohne gegenseitige Scheiterhaufen. Sie achten einander. Und da muß ich nun sagen, daß ich bei dir weder eine Überfülle noch einen Mangel, sondern gerade das rechte Maß sehe. Du hast damals, als du noch Buchdrucker warst, schon eine pädagogische Begabung an den Tag gelegt. Die Art, wie du dem weiland Fräulein Samsoe die Aufsätze korrigiertest und ihr die Grammatik abhörtest, hat mir wohl gefallen. Seitdem bist du in die Vorhalle der Wissenschaft eingetreten. Zwar mit andrer Leute Hilfe, aber doch mit eignen Beinen. Und die Fortschritte, die du auf dem Wege zur Wissenschaft gemacht hast, werden allgemein als erfreulich bezeichnet. Ich also kann mit Bezug auf diese Disziplin dir empfehlen, dich ihr zu widmen, und zwar rate ich dir, da arabisch 2 nichts enthält, was dir begehrenswert sein kann, zu arabisch 1.

Als Schlußbetrachtung können wir den Wunsch hinzufügen, daß dir unter allen Umständen, welche Art von Wahl du auch triffst, in dem von dir ergriffenen Berufe jene Ruhe erwachsen möge, die uns das einzig bleibende Glück gewährt."

Truges gehorchte dem Freunde. Pastor werden, das hatte er sich einmal schön gedacht. Als er sich aber jetzt prüfte, sah er, daß es damit doch nichts war. Was war ihm Gott? Gott war nicht in ihm, Gott war weit entfernt, in einem ewig schönen Himmel, der nicht für Truhs Brammer offen stand. Wohl mochte es sein, daß Gottes Kraft bis zu Truges hinunterreichte, aber zwischen Truges und Gott war jene ungeheure Steindecke, an der die Dämonen hausten, die bösen Schattenkräfte, die zwar das Leben nicht eigentlich regieren, aber doch alles Leid, alle Angste in des Menschen Herz hineinwerfen. Gute Mächte sah Truges nicht. Es muß hell um uns sein, wenn wir die guten Mächte sehen sollen.

Sie sind zart, durchsichtig, sie stehen bescheiden um uns herum. Wenn jemand in der dunklen Haßstraße wohnt, kann er sie nicht erblicken. Dämonen — sie waren näher als Gott und konnten also oft mehr wirken als Gott, der im selbstgeschaffenen Schicksal gebunden in unausdenkbarer Ferne weilte.

Das war alles, was Truges trotz seiner Phantasie an Gottesbewußtsein in sich fühlte. Ja, all seine Phantasie war sogar schuld daran, daß sich der Aberglaube bei ihm einnistete. Gespenster sah er wohl, aber keine Engel. Er glaubte und fürchtete — denn das war bei ihm dasselbe — tausenderlei Übersinnliches, aber er glaubte nicht an das Einfache, Große, Erhabene, das keine Furcht in uns hineinjagt, sondern uns Frieden gibt ...

Vom frischen Studentenleben wußte Truges nichts. Er schloß sich nie an Gleichaltrige an. Sein Gewissen hätte es ihm

Digitized by Google

nie erlaubt, das Geld, das ihm geschenkt wurde, anders als für das Notwendige auszugeben. Er nahm seine Stunden wie auf der Schulbank und fing zugleich selbst an, Unterricht zu geben. Man hatte sein sanftes Wesen gern, man sagte ihm Gutes nach als Helfer. Die Schüler hingen an ihm, und so wurden ihm manche Häuser geöffnet. Wenn er aus der Universität kam, ging er erst zu seinen Schülern, und es war spät abends, daß er in seine Kammer trat, um das eigne Wissen auszubauen.

„Herr Kandidat" nannten sie ihn, weil er gebeugt dahinschritt und älter aussah, als er war. Kandidat Brammer. Das klang ihm würdig. Dahinter ließ sich das alles verbergen, was er erlebt und erlitten hatte. Wie weit das schon zurücklag! Was wußte er noch davon? Kaum etwas. Und doch war das Leid in ihm.

Wie sich die Muschel ihr Haus baut und dann vergeht, ihr Haus aber bleibt, so bauen sich auch unsre Erfahrungen eine Hülle, die da dauert, wenn sie selbst schon abgestorben sind. Kandidat Brammer ... So alt schon, Truges? Nicht Prinz, nicht Dichter mehr? Bloß Kandidat?

— — — — — — — — — — —

Es war um diese Zeit, daß Mutter Mordhorst von einer merkwürdigen Unruhe ergriffen wurde. Sie hatte oft Blutandrang und Herzklopfen, und das kam nur daher, daß ihr Kaffeegrund dreimal hintereinander eine merkwürdige Figur bildete, eine Figur, woraus man beim besten Willen nichts andres folgern konnte, als daß ein großer schwarzer Herr bei Mutter Mordhorst zu Besuch kommen werde. Wer konnte das sein?

Und siehe, eines Mittags kam wahrhaftig ein großer schwarzer Herr lautlos zur Tür herein und nahm der Witfrau sacht die Gabel aus der Hand, für immer. Ob sie ihn in der Geschwindigkeit noch erkannt hat?

Dann stieg der große schwarze Herr ungesehen, und ohne daß die alten Stufen knackten, die Treppe hinauf und setzte sich oben still in der dunklen Flurecke auf die Kiste.

Schuster Brammer und Truges und viele andre brave Leute aus der Haßstraße streuten Mutter Mordhorst drei Hände voll Sand auf den Sarg. Auch zwei Neffen von der Verstorbenen waren da, das waren Kaufleute aus Elmshorn. Die hatten sich ihr ganzes Leben lang nicht um Tante gekümmert, jetzt aber kamen sie mit ihren Frauen, denn sie erbten das Haus und den Hausrat.

Sie besahen und beklopften alles genau und schüttelten die Köpfe. Sie waren gar nicht mit Tante Mordhorst zufrieden. Für das bißchen Erbschaft hätte sie gern noch länger leben können. Es lohnte sich nicht, zu sterben, wenn man den nächsten und einzigen Verwandten, die immer in Treue und Liebe an ihr gehangen hatten — so sagte nämlich der Pastor am Sarge —, wenn man denen nur eine so kümmerliche Hinterlassenschaft bieten konnte.

Sie beklopften und besahen und schätzten ab, und dann gingen sie allmählich daran, den Hausrat zu teilen. Und so viel sie auch vorher die Köpfe geschüttelt hatten, jetzt wurde auf einmal ein jedes Möbelstück zum Kleinod, jetzt hatten sie auf einmal jeglichen Stuhl und jegliches Gerät schon vor dreißig Jahren von Tante versprochen bekommen. Jetzt war überhaupt Tante eine so liebe Frau, daß man jegliches Ding von ihr heilig hielt.

Spinnefeind gingen sie auseinander, und wäre nicht das Haus gewesen, das ihnen gemeinsam gehörte, so hätten sie sich selbst in Elmshorn nicht mehr angesehen. Die kleine Miete, die es jetzt einbrachte, war nicht der Rede wert. Wenn das Grundstück lohnsam gemacht werden sollte, mußte das Haus am liebsten niedergebrochen und neu aufgebaut werden. Aber wer sollte das bezahlen? So war es schon am besten, sie verkauften es, dann hatten sie keine Last damit und bekamen ihre Banktaler, die konnte man bequem teilen.

Nun kam in Linde wieder jene erhöhte Regsamkeit, die sie einst bewies, als Madame Lehment ihr Putzgeschäft verkaufte. Linde hatte von ihrem Vater her Lust, zu kaufen und zu erwerben, und sie hatte vor ihrem Vater noch den Mut voraus, etwas zu wagen. Sie hatte den Mut, weil sie ein kleines Kapital besaß, das ihr die Kraft gab, in die Reihe derer zu treten, die kaufen und erwerben.

Linde tat manchen Gang, vor allem zu dem Reeder, der seinem Buchhalter ein treues Gedächtnis bewahrte und dem Mädchen wohlgesinnt war. Linde schmeichelte der Mutter: „Was werden die Leute sich wundern, wenn du Hauswirtin wirst."

Kaum hatte sie das der Mutter gesagt, da lief es auch die Haßstraße entlang: Frau

Digitized by Google

Papius kauft das Haus. Nun mußte die gute Frau, die bei aller Eitelkeit zaghaft war, einwilligen, und so wurde Mutter Mordhorsts Haus ihr und in Wahrheit Lindes Eigentum.

Sauber ward alles gestrichen und gekalkt. Die Dachziegel wurden ausgebessert, der Hof neu gepflastert und das Nasenstück darin viermal so groß gemacht. Die Steine vor der Haustür wurden gerichtet, und die Stufen der Treppe bekamen neue Bretter. Linde war stolz darauf, daß ihr Haus am stattlichsten aussah in der ganzen Haßstraße.

„Ich bin froh, daß das geglückt ist, Truges!" rief sie.

„So?"

„Hast du kein Gefühl dafür, wie mich das freuen muß?"

„Ach, Linde, ich gönne dir alles, was du selbst für gut hältst, aber als ich hörte, daß du das Haus kauftest, da hab' ich mich gefragt ..."

„Was denn?"

„Wie wird es nun mit unsrer Stube mit der Morgensonne?"

Linde war betroffen. „Ja, Truhs. Ach, das war ein Stück Einbildung! Du sollst sehen, ich bekomme sie noch, die Stube mit Morgensonne."

„Glaubst du? Ich will es dir wünschen, Linde, aber ich habe fast die Ahnung, daß es solche Stuben für uns nicht gibt. Für dich nicht und für mich nicht, und nicht für uns beide zusammen. Du meinst, du bist vorwärtsgekommen mit dem Haus, und ich muß immer denken, es ist bloß Schicksal, daß du es kaufen mußtest, so gut, wie du erst den Laden hier hereingenommen hast. Wir können vielleicht beide nicht von diesem Fleck Erde weg, wo wir geboren sind. Wir suchen nach etwas Freiem, nach etwas Hohem. Ich hab' es Mutter genannt, und du nennst es am Ende Besitz und Eigentum. Wir suchen und glauben, es hier und da zu fassen, aber im Grunde bleiben wir doch die Gefesselten."

„Du phantasierst. Du hast mich nicht mehr so lieb, und deshalb redest du so und verleidest mir das Haus."

„Da sagst du viel auf einmal, Linde. Ich habe immer gefunden, daß ich mit meiner Phantasie am weitesten komme. Die hat mir bis jetzt alles erklärt, was ich erlebt habe. Und nicht mehr liebhaben? Gute Linde, Bruder und Schwester, nicht wahr? Ist es denn bei dir anders?"

Linde wandte sich ab. „Doch, Truges, es war wenigstens anders. Und du hast die Schuld, wenn ... Du bist so übertrieben gewesen, und dann wieder war ich gar nicht für dich da. Ich weiß auch wohl, warum. Da draußen ... in Düsternbrook ..."

„Linde, ich will dir dein Haus nicht verleiden, aber verleide du mir auch nicht meine Erinnerung. Freue dich. Glaube daran, daß du noch einmal eine Stube mit Morgensonne bekommst. Baue das Haus höher, bis es über die ganze Straße hervorragt, dann hast du sie ja, die Morgensonne."

Linde schüttelte seine Worte ab. Truhs Brammer, ach, der war überstudiert, und da draußen in Düsternbrook hatten sie ihm den Kopf verdreht. Der sprach jetzt von Schicksal und von Bruder und Schwester. Nein, um den konnte sie sich nicht mehr kümmern. Sie mußte handeln.

Sie schaffte und schaffte und gewann in kurzer Zeit mehr Gut und Geld als manche andern Leute in der Haßstraße in langen Jahren. Aber ihre Mühe zeichnete sich auch in ihrem Gesicht ab. Das waren nicht ganz mehr die roten, fröhlichen Wangen. Ein scharfer Zug fing an, sich bei ihr einzugraben, ganz, ganz allmählich. Als wenn man eine feine Nadel nimmt und damit behutsam eine Linie auf eine Kupferplatte zieht. Erst kaum merklich, dann ein bißchen tiefer, immer ein bißchen tiefer.

Auch Linde war nicht mehr jung. Sie altern schnell, die Unterirdischen. Ihr größter Feind aber ist das Licht.

Oben auf der Kiste, so viel im Hause gescheuert, gestrichen und gekalkt wurde, saß noch immer der große schwarze fremde Herr. Niemand sieht ihn, als nur für einen Augenblick gerade der, den er besucht. Und nicht eher erhob er sich, der fremde Herr, bis Schuster Brammer seine Ahle zum letztenmal ins Leder bohrte und dann ins Kloster zog, um dort seine Pfeife zu schmauchen und in der Sonne zu sitzen.

„Ick mag nich mehr. Du hest nu wat liehrt, seh to, wo du abblifft, Jung."

Das war für Truges eine einfache Sache. Er blieb ruhig wohnen, er hatte nicht den Wunsch, wo anders zu sein. Seine Kammer war ihm zu lieb. Für das Essen sorgte Tante Franziska. Vorn in der Stube konnte

Digitized by Google

er unterrichten. Der Schusterschemel, der Bock, die Lampe, die Kugel, auch die Geräte — alles blieb in der einen Ecke. Im übrigen sollte es eine Gelehrtenstube werden.

Bücher kamen auf das Bord, und ein Schreibpult stellte er auf den Tisch. Truges hatte keine Sorge um sich, und Großvater bekam es ja gut im Kloster.

Schuster Brammer zog aus, und hinter ihm die Treppe hinunter ging der große schwarze Herr. Es war ein höflicher Herr, ihm dankte nur niemand, denn ihn erblickte ja niemand, wie er hinten die Karre nachschob, die Schuster Brammers Hab- und Armseligkeit nach dem Kloster brachte.

Nun saß Brammer im Garten, in der Sonne, schmauchte seine Pfeife und sprach mit den andern alten Leuten von der guten Zeit, wo noch keine Politik im Lande getrieben wurde. Er fühlte sich auch erst ganz behaglich. Hier draußen im Freien sah man alle die Runzeln in seinem Gesicht, das glich dem Leder, wenn es zu lange trocken liegt und einschrumpft.

Ja, er fühlte sich erst wohl. Aber dann, ziemlich schnell, fiel es ihm auf die Brust. Er konnte in der Sonne nicht atmen. Noch ein paar Tage, dann lag er zu Bett. Noch ein paar Nächte, da kam der fremde große Herr, der solange ruhig um das Kloster herumgepilgert war, und setzte sich zu ihm.

„De Sünn schient uns to hell, nich wohr, Schoster Brammer? Lat man," sagte der schwarze Herr. „Lat man, dat treckt sick all torecht."

„All torecht," nickte Schuster Brammer und machte die Augen zu. Da wurde es dunkel um ihn und in ihm, ganz dunkel, so wie die Seelen der Unterirdischen es haben müssen ...

* * *

Also ging Großvater Brammer dahin, wo alle Seelen, um in der ehrsamen Schusterweise zu reden, über einen Leisten geschlagen werden, mögen sie nun ihre irdischen Wohnungen in der Haßstraße oder in Düsternbrook gehabt haben.

Truges hatte wohl Tränen um ihn. Er konnte sagen: Sie haben einen guten Mann begraben; aber den andern Vers: Und mir war er mehr — konnte er nicht sprechen. Er wunderte sich selbst, wie wenig der Großvater ihm fehlte, und er erkannte, daß er ihn nicht erst jetzt verlor, wo die Sonne dem alten Mann den Atem benommen hatte — nein, schon als er noch um Großvaters Schemel herumspielte, war er von dem alten Mann völlig getrennt gewesen.

Truges horchte in seiner Kammer hin — so still war es nebenan. Großvater hatte keinen leisen Schlaf gehabt. Er horchte nach der Wohnstube — kein Schusterhammer fiel mehr auf die Sohlen. Das war aber auch fast die ganze Veränderung. Wie arm waren sie doch beide füreinander gewesen.

„Siehst du, Tante Franziska," sagte Truges, „der Mensch will vom andern durch genaue Grenzen geschieden sein und sich ihm nur freiwillig hingeben. Daraus kommt Freundschaft und Liebe. Aber je enger der Kreis ist, der uns einschließt, desto mehr wehren wir uns gegen den Zwang, desto mehr entfernen wir uns innerlich voneinander. So war es mit Großvater und mir."

„Sei nicht undankbar, mein Junge."

„Ich und undankbar. Aber Gemeinsames, das ich jetzt in der Erinnerung pflegen könnte, hat es nicht zwischen uns gegeben. Seinen Schemel laß' ich stehen und sitze darauf, und manchmal zünd' ich mir die Lampe hinter der Schusterkugel an. Und dann ist mir, als wär' es eigentlich gut für mich gewesen, wenn ich von vornherein auf dem Bock angelernt worden wäre. Gerade, wenn ich dort sitze, fühl' ich, was es für ein schlechtes Gerede war über meine Mutter. Ich bin Schuster Brammers Enkel, verlaß dich darauf. Kein Prinzensohn, Tante Franziska."

Das war sein Schicksal: er lebte immer den Träumen nach, die ihn beherrschten. Als er einst glaubte, er sei fremd in der Haßstraße, war seine Seele so hoch emporgeflogen, daß er der Liebe zu Bodie fähig wurde. Und wenn er auch das Märchen von den Unterirdischen dichtete, so hatte er sich doch gerade mit diesem Märchen über die Unterirdischen erhoben. Da kam der Sturz. Bodie nahm seine Liebe als eine schöne, abgeschlossene Stunde hin, und Truges wühlte sich erbarmungslos auf dem Grunde ein. Es war seine selbstquälerische Lust, auf dem Schusterbock zu sitzen und zu sagen: hier gehörst du hin.

Das lähmte ihn. Er dichtete nicht mehr. Unter den Studenten schlich er scheu herum, und auch sein Fleiß sank ab. Er wollte

Digitized by Google

Geld verdienen, er übernahm mehr Stunden, als für sein Studium gut war. Trüb und schwer war alles für ihn. Und doch kam in dieser leeren Zeit, wo es sein einziger Wunsch war, ganz wunschlos zu sein, nach und nach jene Sehnsucht in ihm wieder auf, die er als Sehnsucht nach der Mutter empfand. Aber seine Gedanken waren kraftlos, der Begriff der Mutter war ihm völlig verschwommen.

Es wechselte in ihm die Schlaffheit ab mit dem Streben, das unbefriedigende Sehnen zu meiden. Nicht etwa, das Sehnen zu erfüllen, nein, es nur nicht mehr zu fühlen. Die Schlaffheit führte ihn in die Einsamkeit, das Streben wollte ihn unter Menschen bringen. Aber er war ungewohnt zwischen seinen Kommilitonen, alle Gleichaltrigen waren ihm voraus, nicht im Wissen, nicht im Empfinden, aber im Gebaren. Nur vor seinen Schülern und vor Frauen, die ihm gutgesinnt waren, verlor er das Überscheue. Er flüchtete, und weil ihm Tante Franziska immer eintöniger aus ihrem Leben erzählte, was er längst wußte, so war seine Stätte, wenn er aus dem Sehnen herauswollte, doch einzig und allein bei Linde.

Herzlich nahm ihn das Mädchen auf. Das Weib, weil es ganz der Gefühlswelt gehört, kann einem Manne Mutter, Schwester und Geliebte zugleich sein. Der Mann aber kann kein Weib in heißer Liebe küssen, das er bei sich Mutter oder Schwester nennt. Das war der Unterschied zwischen Linde und Truges. Wenn sich Linde noch immer dann und wann still die Mühe gab, die Mutter und Schwester in ihr zu verschleiern, damit Truges sie nur als Mädchen sehen sollte, das ihm fremd und geheimnisvoll war — es gelang ihr nicht. Truges sah stets durch den Schleier. Linde hatte keine Geheimnisse und also keinen Reiz für ihn.

Mutter, Schwester, Geliebte. Das Weib versteht es, in einer höheren Einheit dem Manne alles drei zu sein. Der Mann aber will jede von ihnen einzeln lieben, und kann keine recht lieben, wenn alle drei in einem einzigen Herzen vereint sind.

* * *

Auf dem Kieler Markt wogten die Menschen auf und nieder, sangen „Schleswig-Holstein meerumschlungen", und ein paar Dänen schlichen zwischen ihnen und drohten heimlich, „at knuse dem", sie zu zerschmettern, die Verräter.

Die Begeisterung ergriff Linde. Sie dachte nicht mehr an sich und ihre stillen Wünsche. Nein, sie verglich Truges mit den andern Männern und war unwillig auf ihn. Sie versuchte, Unruhe in sein Dahinleben zu bringen.

„Bist du nicht mit dabei, Truges?" fragte sie. „Begeistert dich das alles nicht, was sie von Schleswig-Holstein reden und singen?"

Er zog die Schultern. Was sollte er auf dem Markt? So laut war das. Was ging es ihn an, wie es mit Schleswig-Holstein wurde?

König Christian VIII. starb, die Bewegung der Schleswig-Holsteiner ward immer gewaltiger.

„Up ewig ungedeelt!" war der Kriegsruf.

Ein wundervoller Opfermut durchdrang das kleine Volk, das auf seinem Recht bestand.

„Lewwer duad üs Slaw!" Der alte Friesenspruch leuchtete von jeder Stirn.

Die Bodderlicker führten keine Schlachten mehr mit den Stöbern. Der Student zog mit dem Handwerker Arm in Arm. Der Greis sehnte sich nach dem Schwert, und der Freischärler sang:

Ein Frühling ist im Lande,
Wie die Welt noch keinen sah.
Es springen alle Bande
Und die Freiheit — sie ist da!

„Bist du nicht mit dabei, Truges?" fragte Linde.

Truges fühlte auch wohl so etwas wie Begeisterung und dichtete auch sein Lied, aber es kam ihm nicht aus dem Herzen. Die Begeisterung wehte ihn nur an. Doch hatte er so viel Ehrgefühl, daß er an Frau Etatsrat von Oertzen schrieb, er könne fortan ihr Stipendium nicht mehr nehmen. Es sei das Ziel seines Lebens, ihr das Erhaltene zurückzugeben, und die Dankbarkeit werde nicht in ihm sterben.

„Bist du zufrieden?" Er zeigte Linde den Brief.

„Es ist doch selbstverständlich, daß du kein Geld von unsern Feinden nimmst. Aber mit dabei sein, Truges!"

Er zögerte und zögerte. Die Kieler Studenten und Turner zogen ohne Truges in ihren grauen Kitteln und mit den Kremp-

Digitized by Google

hüten aus der Dänischen Straße von ihrer Kneipe beim alten Wichmann über den Markt nach dem Bahnhof, fuhren nach der Festung Rendsburg, wurden von den Bürgern durch das Seitentor eingelassen und überrumpelten die Besatzung. Und ohne Truges kämpfte und blutete die kleine todesmutige Schar bei Bau.

„Du bist nicht mit dabei, Truges?" Das war Lindes immer wiederholte Frage.

„Was soll der arme Junge im Krieg?" jammerte Tante Franziska.

Linde drehte ihnen den Rücken zu. Da überkam Truges die Scham.

„Ich gehe mit, Linde."

Noch bevor die provisorische Regierung jeden Waffenfähigen auch zum Wehrpflichtigen machte, stand Truges in Reih' und Glied und war ein Soldat. Gewiß ein eifriger, aber vom Kriegsleben begriff er doch als Rekrut nicht viel mehr als den einen wichtigen Satz: daß die Kugel gemeiniglich vorn aus dem Gewehr herausfliegt.

Die Zeit verging ihm, als habe er kein klares Bewußtsein. Er mühte sich nach Kräften, nein, über seine Kräfte hinaus, ein rechter Soldat zu werden, und zuletzt brach er zusammen. Als er aus dem Lazarett entlassen wurde, wollte man ihn nicht wieder einstellen. Er flehte. Da kam er zur Reserve, und bald hieß es denn, Abschied nehmen von Kiel.

Er zog mit seinen Truppen nordwärts über den Kanal, an Gettorf vorbei nach Luisenlund und von da nach Eckernförde. Wie war das alles nur gewesen? mußte er denken, als er auf der ebenen Landstraße hinmarschierte und ihn die scharfe Frühlingsluft aus der halben Betäubung weckte. Sein alter Lehrer hatte ihm die Hand gedrückt: „Im Kriege, da ist der Mann noch was wert, da wird das Herz noch gewogen." Frau Papius hatte geweint. Linde hatte ihn geküßt. „Ich schenk' dir einen Eichenkranz, wenn du wieder einziehst."

Tante Franziska aber war ihm nachgeschlichen. „Trag das immer bei dir, lieber Junge." Sie gab ihm eine kleine Bleitafel, darauf hatte sie geheimnisvolle Zeichen geritzt und das Stück Blei siebenmal im Rauch von Kampfer geräuchert und siebenmal um Mitternacht gegen den Vollmond gehoben. Das war ein Talisman. Nun traf ihn keine Kugel.

So zog Truhs Brammer in den Krieg. Mochten Flinte und Ranzen noch so drücken — er zog in den Krieg. Die Hannemänner konnten sich in acht nehmen! War er nicht so recht geschaffen, „at knuse dem"?

* * *

Kanonenschlag.

„Feind in Sicht!"

Alle Mann in die Schanzen!

Das wimmelt auf und hinter den Wällen.

Die schleswig-holsteinischen Artilleristen lugen an den Kanonen vorbei über die Eckernförder Bucht. Richtig, dahinten unterhalb Noer: eins, zwei Linienschiffe, eins, zwei, drei, fünf andre. Alle mit dem Danebrog. Draußen schwimmt noch was.

Noch dreht sich das Geschwader um die Ankerketten nach dem Wind. Jetzt liegt es still. Hie und da Lichter in den Masten und aus den Luken. Pfeifen, Trommeln, ferne Kommandorufe, Signalhörner. Es wird dunkel.

Nur ganz unbestimmt sieht man eine schwarze Masse draußen auf der frischen, bewegten See.

Aber die Artilleristen in der Süd- und in der Nordschanze gehen nicht von den Wällen. Sie ballen die Fäuste. Sie drohen und beschimpfen den Feind: „Kumm ran! Heft wol lang keen Schacht besehn! Du Hannemann! Du!"

Infanteristen!

Truges marschiert mit einer kleinen Mannschaft durch Eckernförde. Morgen ist Gründonnerstag. Er erinnert sich, während er über das schlechte Pflaster dahinstolpert: Gründonnerstag war ihm ein besonderer Feiertag. Für das Geschehnis des Karfreitags hatte er kein Gefühl. Die Auferstehung am Ostersonntag war nie in ihm selbst geschehen, aber den Gründonnerstag, den hatte er lieb. Das kam am Ende vom Namen: Grün — Frühling.

Nun marschiert er durch Eckernförde und soll in der Nordschanze bleiben. Der Däne wird angreifen. Eine Schlacht.

Klapp, klapp trotten die Infanteristen durch die Straßen. Männer und Frauen nicken ihnen zu, auf allen Gesichtern, die von spärlichen Laternen beleuchtet werden, liegt eine ängstliche Spannung. Der Däne mit seinen mächtigen Orlogschiffen und da-

Digitized by Google

gegen die paar Kanonen auf der Nord- und auf der Südschanze — das wird ein böses Stück Arbeit!

Die Infanteristen melden sich auf der Nordschanze. Hauptmann Jungmann weist ihnen ihren Platz. Der Hauptmann ist überall und sein Feldwebel Clairmont bei ihm.

Die Leute arbeiten an den Geschützen, verstärken die Schanze. Einer fängt an zu singen: „Der Hauptmann, er lebe!" Andre fallen ein: „Er geht uns kühn voran!" Immer mehrere: „Wir folgen ihm mutig!" Und nun schwillt es an: „Auf blutiger Siegesbahn!"

Hauptmann Jungmann grüßt seine Leute.

Scharf blickt die Wache aus. Rührt sich da was? Nein.

Der Däne hat die Lichter gedeckt, man erkennt nichts mehr von den großen Schiffskästen. Mit langen Wellen rauscht die See ans Ufer.

Truges, in den Mantel gehüllt, liegt an einem Schanzkorb, fröstelnd. Er sieht eben und eben die Umrisse der Kanonen. Morgen sollen sie denen da drüben Tod bringen, und von dorther wird hundertfach soviel Tod zurückgesandt. Seltsam!

Er stellt sich vor, wie die Kameraden um ihn niedersinken werden, aber ihn selbst, ihn trifft nichts. Er hat keine Angst, aber auch keine Begeisterung. Einen Augenblick muß er an Horaz denken: „Dulce et decorum est, pro patria mori."

Er skandiert die Verse, und dann zählt er weiter auf: Versus alcaicus, versus ...

Er ruht nicht eher, als bis er alle Versmaße hergesagt hat. Darüber schläft er ein. — —

Morgendämmerung.

„Hoi!" Alles auf den Beinen, alles auf den Posten.

Die sechs Geschütze gerichtet!

Hinten in der Schanze steht der Ofen, wo die Kugeln gebraten werden, bis sie glühend sind. Die Artilleristen wärmen sich am Feuer.

Wie ist es drüben auf der Südschanze?

Hauptmann Jungmann späht hinüber. Das kundige Auge des Artilleristen sieht: die da werden gut arbeiten mit ihren vier Rohren.

Unteroffizier Preußer und Bombardier Heesch werden sich schon wehren.

Und das Wehren tut not. Ein prachtvoller Anblick; in Linie hintereinander segeln sie herein, die Kolosse. „Christian VIII." voran, ihm nach die stolze „Gefion", dahinter die zierliche „Galathea", neben ihnen die beiden flinken Dampfschiffe „Hekla" und „Geiser".

Die Männer und Frauen am Ufer wissen nicht: sollen sie das Geschwader bewundern, oder sollen sie für ihre Stadt und für die Leute in den Schanzen fürchten.

Die Segel brausen. Der breite Bug läßt das Wasser aufschäumen. Oben auf Deck und in den Rahen rennt und wimmelt es. Offiziere auf den Kommandobrücken. Signale mit Flaggen und schrillen Pfeifen. Aus den Luken dicht bei dicht und zwei-, dreifach übereinander Kanonen.

Jetzt ist es Zeit.

Jungmann befiehlt: „Feuer! Rollschuß!"

Die erste vierundzwanzigpfündige Kugel tanzt von der Nordschanze über das Wasser, läßt die Wellen emporspritzen und wälzt sich „Christian VIII." entgegen. Klapp!

Der Schuß sitzt.

Aber da: Blitz, Rauch, Knall von der Schiffsseite. Pfüt! In die Schanze saust das Geschoß, gerade unter Jungmann, der auf der freien Brustwehr steht.

„Leute, jede Kugel trifft noch lange nicht!" ruft der Hauptmann in die Batterie hinab.

Da kommt ein andres Leben in die Mannschaften. Bis jetzt waren ihre Bewegungen mehr wie ein Exerzieren, jetzt hurra! jetzt lösen sich die Glieder. Nichts kann ihnen passieren, ihr Hauptmann ist heil, kugelfest!

„Kumm ran, du Hannemann!"

Die Muskeln spannen sich. Eine Freudigkeit leuchtet aus den Gesichtern. Aus der bangen Erwartung des Kampfes ist die Lust am Kriege, die Begier nach dem blutigen Tanz geworden.

Bum! „Kumm ran!"

Hüsse! Da saust es von den Schiffen, immer in ganzen Lagen. Kartätschen, Granaten, Vollkugeln. Hüsse! spritzt der Sand auf aus den Schanzen.

Die Balken der Palisaden zersplittern, die Körbe werden auseinandergerissen.

Die Mannschaft gerät in Wut. Sie wischt sich den herumfliegenden Sand aus den Augen, stößt mit den Füßen die Holzsplitter und Rasenstücke weg, und bei aller Hitze wird doch jedes Geschütz scharf gerichtet.

Jede Kugel trifft und ist mehr wert als eine ganze Breitseite von den Schiffen.

Digitized by Google

„Christian VIII." steuert brausend an den Schanzen vorüber. Mächtig.

Eisenlage auf Eisenlage wühlt sich in die Batterie hinein. „Gefion" folgt ihm. Eisenlage auf Eisenlage.

Jungmann läßt die Vierundzwanzigpfünder mit Kartätschen laden. Das streut besser über die Verdecke hin.

Die Taue zerreißen. Die Segel werden zu Sieben. Man sieht, wie die Menschen auf Deck fallen.

Huisse! Bum! Für jede Lage eine Kugel, und keine Kugel umsonst.

Da — die erste Wunde bei den Nordschanzern. Trompeter Hansen sinkt zusammen und wimmert.

Da, der erste Tod? Kanonier Ehlert wird von einer Granate zerschmettert. Stöhnend wälzt er sich auf dem Boden.

Einen Augenblick Starre unter den Mannschaften. Nun wird es ernst. Sie vergessen ihre Geschütze. Das Blut. Die zerrissenen Glieder.

Da ergreift der kleine Jude Elias den schweren Geschützwischer und springt auf die Kanone zu. „Zi verfluchten Kirls! Helpt mi!"

Die Mannschaften erwachen. Vorwärts! Ein Mann gilt nichts, aber die Kanonen sind was wert.

Der Deubel hol' den Dänen! Einen Vierundzwanzigpfünder hat er in die Lafette geschossen, daß das Rohr hintenüberrollt und umschlägt.

Jetzt schielt er nach der Pulverkammer. Die weiße Tür ist ihm ein gutes Ziel, trotz alles Dampfes.

„Freiwillige vor!"

Feldwebel Clairmont mit seinen Leuten nagelt und haut: die Blendung vor der Tür ist gemacht. In allem Kartätschenhagel kannst du die Tür nicht mehr sehen, Däne.

Wütend schüttet der Feind ganze Körbe voll Kugeln aus.

Eine Bombenkanone grüßt das Dampfschiff „Hekla" und zerbricht ihm Rohrstamm und Ruderhaken. „Hekla" rächt sich: die Bombenkanone ragt auf zerschossener Hinterachse mit dem großen, noch rauchenden Mund in die Luft.

Wieder eine stumm.

„Hurrä!" kräht Hannemann.

Von der Schanze bleibt nicht viel übrig. Alles sinkt zusammen. Kiesel und Grossoden liegen zerstreut umher, das Holz ist faserweise auseinandergespellt. Alles sinkt zusammen. Aber der Mut nicht. Vorwärts! Den Vierundzwanzigpfünder für die Bombenkanone hingeschleppt. Ganz still kriegt der Däne sie nicht, die schleswig-holsteinische Artillerie.

Schwarzrotgold. Wie das da oben auf der Schanze im Winde flattert!

Den Dänen ärgern die Farben. Er schießt auf das Zeug. Löcher genug, aber sie weht. Jetzt hat der Däne Glück. Das Tau wird durchgeschossen, die Fahne gleitet in die Schanze herab.

„Hurrä! hurrä!" von Bord.

„Was? Die Flagge streichen vor euch? Lange nicht! Nie!"

Hauptmann Jungmann greift zu Latte, Hammer und Nagel. Die Fahne sitzt. Hauptmann Jungmann auf das Blockhaus, mit ihm Leutnant Schneider, Bombardier Wommelstorf und zwei Infanteristen.

Wer war der eine?

Truhs Brammer.

Den hat es plötzlich in all seiner Schlaffheit, in all seinem Zaudern wie ein Rausch ergriffen. Die Stimmung des Kampfes wandelt ihn um, ihn, den ewig Wandelbaren. Er gehört ganz dem Kampf. Heiliger Mut glüht ihm aus den Augen. Wie er da oben steht! Wie es um ihn herum pfeift! Ein jauchzender Trotz beseelt ihn, ein gewaltiges Gesundheitsgefühl rollt in ihm. Ihm ist, als wäre er in dieser Stunde erst geboren.

Manneskampf. Die Brust nicht bergen, wenn die Kugeln zischen. Drohend die Arme strecken wider den übermütigen Feind. Und dann weitergraben, graben im Granatregen, bis das Loch tief genug ist, bis Hauptmann Jungmann die Fahnenstange hineingleiten läßt. Rasch die Erde drum herum. Es weht wieder: Schwarzrotgold!

„Hurra!"

Siehst du! So hätte Linde dich sehen sollen, Truges Brammer, gejubelt hätte sie. Ja, du bist mit dabei.

Und es ist keiner, der eifriger Kugeln zuträgt, der kräftiger Löcher zustopft, der unermüdlicher Pulver schleppt als Truhs Brammer. Er hört nicht den Donner, das Pfeifen, das Heulen, das Spritzen, er hört nicht den Todesschrei der Getroffenen. Ins geschwärzte Gesicht hinüber hangen ihm die Haare. Wortlos, mit zusammengekniffenen Lippen, nur das Auge flimmernd, tut er seine Arbeit.

Digitized by Google

Er wäre in dieser Stunde am liebsten ins Wasser gesprungen und hätte die Orlogschiffe mit der Faust zerschellt! — —

Auch drüben auf der Südschanze haben die Dänen die Fahne abgeschossen und Hurrä! dazu geschrien. Auch drüben haben die Braven das heilige Zeichen wieder aufgepflanzt und mit Hurra! geantwortet. Zwei Geschütze von den vier da drüben sind außer Gefecht gesetzt.

Die Schiffe liegen jetzt, von der See und dem Winde gedrängt, vor der armen Südschanze und zermürben sie aus ihren mehr denn hundert Kanonen. Brustwehr, Blockhaus, Palisaden — alles nur so umstäubt von Kugeln. Der Pulverdampf von den Schiffen wälzt sich auf und hinter die Brustwehr.

Die Artilleristen können vor beißendem Rauch nichts sehen, aber Unteroffizier Preußer und Bombardier Heesch wissen den Feind mit ihren paar Rohren doch zu fassen. Furchtbar dringen die Kugeln durch den Spiegel der „Gefion" die ganze Reihe entlang bis zum Bug. Masten und Takelagen sausen stückweise herab.

„Gefion" signalisiert Hilfe, und „Christian VIII." gibt dasselbe Signal. „Geiser" soll kommen. Die Fregatte gibt ihm die Trosse. Und kaum hat „Geiser" dasselbe getan, weil die Trosse von der „Gefion" nicht reicht, da fährt ihm eine Kugel in die Maschine. „Geiser" wirft das Bugsiertau los und läßt den Anker fallen. Hilflos liegen die Schiffe.

„Christian VIII." schickt der „Gefion" eine Jolle. „Gefion" beginnt zu warpen, aber der Wind wächst an, die Mannschaft hat nicht Mut noch Kraft mehr. Das Verdeck liegt voll von grausig Verstümmelten, Toten und Verwundeten. In das Kommando der Schlacht mischt sich das Röcheln, das Stöhnen, das entsetzliche Jammern, das letzte Seufzen.

Das Warpgeschirr arbeitet nicht. Die Fregatte kommt zum zweitenmal mit ihrem Spiegel vor die Südbatterie, und wieder reißen die durchfahrenden Kugeln ganze Reihen nieder.

Bombardier Heesch sieht die Wehrlosigkeit des Feindes, er will sein Pulver sparen. Da sie aber nun einmal so schön im Zuge sind, meint Rekrut Karl Nagel zu ihm: „Ah, Heesch, lat uns man noch 'n paarmal schieten!" Und so schießen sie in aller Gemütlichkeit noch ein paarmal.

Endlich kann der Feind nicht mehr. Die Fregatte ist zu Tode getroffen, das Linienschiff ist dem Stranden nahe. Da hißt Kommandeurkapitän Paludan die Parlamentärflagge auf „Christian VIII." Er schickt seinen Boten: „Ihr laßt uns frei abziehen, oder wir schießen die Stadt in Brand."

„Sollen sie tun," sagen die tapfern Eckernförder Bürger. „Sie haben die Schande davon und wir die Ehre."

„Wir schießen weiter," antwortet Jungmann. —

Nur ein paar Stunden Waffenstillstand. An Land werden die Schanzen erhöht, was die Schaufeln hergeben wollen. An Bord werden die Verwundeten und die Toten tief ins Schiff hineingetragen. Deck und Treppen sind glatt von Blut.

Vergebens möchte „Hekla" die „Gefion" ins offene Wasser hinausziehen, die See geht zu hoch.

Auf „Christian VIII." heißt es das Feuer finden, das längst in seinem Leibe glimmt. Eine gelbe Rauchwolke liegt über dem Schiff, aber niemand weiß, woher sie kommt. Mit Äxten suchen sie unter den Balken, sie finden nichts. Der Brand schwelt weiter. —

Kanonenschlag. Der Waffenstillstand ist aus. Jetzt kommt's zum Schluß. Wer siegt?

Die Nassauer stehen den Schleswig-Holsteinern zu Hilfe mit ihren Rohren am Ufer. Und wieder quellen aus den Luken des Linienschiffs die blitzdurchzuckten Rauchwolken. rasseln die Kartätschen gegen die Südschanze, sausen die Vollkugeln gegen die Nordschanze und — aus dem Spiegel jetzt auch gegen die Stadt. Aber tot kriegen sie die Batterien nicht. Die beißen noch immer.

Matt ist „Gefions" Widerstand. Sie liegt längs der Schußlinie der Südbatterie. Die Mannschaft hat keine Kraft, sie kann den Kommandos nicht mehr gehorchen. Stumpf läßt sie sich hinschlachten.

Endlich — mit dem schwersten Herzen — entschließt sich Paludan, die „Gefion" verloren zu geben, die Anker auf „Christian VIII." zu lichten und Segel zu setzen. Mit den drei Marssegeln wird das nichts. Fock, Klüver und Besam werden gesetzt. Das Schiff kommt in Fahrt.

Da — ein paar Granatenschauer aus den Nassauer Feldstücken, und alles laufende Gut

Digitized by Google

Eduard von Gebhardt Das Brautpaar auf der Hochzeit zu Kana. ❁ (Mit Genehmigung der Verlagsbuchhandlung Georg D. W. Callwey in München.) ❁

Digitized by Google

hängt samt den Segeln in Fetzen herunter. Das große Marssegel fällt back. Das Steuer pariert nicht. An der Batterie vorbei treibt der Koloß auf den Strand zu, und einen Büchsenschuß weit vom Lande schurrt er sich fest in den Sand ein. Er kann sich nicht wehren, wenn in seiner ganzen Länge die glühenden Kugeln durch ihn hindurchpoltern.

Von Nord und Süd fliegen den gefangenen Schiffen die gebratenen Kugeln in den Leib. Der dänische Trotz bricht zusammen. Vom Mast der „Gefion" sinkt der Danebrog, und die stolze Flagge auf „Christian VIII." folgt ihm. —

Der Todeskampf ist zu Ende. Die Schleswig-Holsteiner haben ihn, den Hannemann!

Still und tot liegt die Fregatte. Auf „Christian VIII." aber blaken die Flammen aufwärts. Paludan läßt die Wasserhähne öffnen, die Munition über Bord werfen, aber dann muß er, der tapfere greise Kommandant, der gern sein Leben für die Freiheit der Seinigen hingegeben hätte, an Land und dem Herzog von Koburg seinen Degen ausliefern.

An Bord die Leute löschen kaum noch. Todmüde kriechen sie unter die Geschütze und lassen brennen, was brennen will. Sie werden aufgestört. An Land! Die Deutschen kommen und holen sie.

Ein Boot voll Gefangener nach dem andern stößt von dem brennenden Orlogschiff ab. Nahe dem Strande müssen sie ins Wasser steigen und waten. Ihre Ranzen halten sie fest — das ist alles, was sie haben.

Truges ist mitkommandiert zum Transport. Er trägt die Verwundeten die steile Schiffstreppe hinab. Riesenkräfte hat er. Da hört er jemand, dem der Arm notdürftig verbunden ist, neben sich im Boot: „Na, Truhs Brammer, dor bild di man nix up in. Wenn ick wat to seggen hatt harr, weern ji all to Grus un Muus."

„Hannes Knall!"

„Heft wat to drinken?"

Truges gibt ihm. Der schluckt und schluckt. Dann wird er ausgeschifft. „Bild di man jo nix in!" ruft er seinem Jugendfreund noch einmal zu.

Unteroffizier Preußer ist auf „Christian VIII." Siegestrunken gibt er seine Befehle. Die Rauchwolke schwelt immer dunkler um das Schiff.

Plötzlich schlägt in der ganzen Länge des mächtigen Fahrzeuges eine breite Feuersäule empor. Ein Gedonner erhebt sich, als sei die Stadt in die Luft gesprengt worden, als sei der Erdboden selbst vom Beben erfaßt. Den ganzen weiten Hafen beleuchtet es und sprüht in breiten Feuerspruden zum Himmel empor, überlagert von einer dunklen Rauchwolke. Platzende Geschosse, Taue, Splitter, Menschen und Menschenglieder sieht man für einen Augenblick in dem Feuer, dann verschwinden sie wieder.

Eine Trümmerdecke lagert sich mit einem Regen von Funken über Wasser und Strand. Ein dunkles Gewirr von Rauch, feurigen Erscheinungen wälzt sich über das Land hin. Zitternd züngeln aus den Ruinen des riesigen Rumpfes die ungezählten Flammen wie aus den Wellen empor. Verwundete, Sterbende, Tote, Reste von Menschen zeigt der grell flackernde Schein der Schiffsruine.

Nach dem unaussprechlichen Jubel über den Sieg herrscht ein furchtbares Verstummen. Nach der brennenden Helle eine unheimliche Finsternis.

Da vernimmt man Wimmern und Stöhnen am Strand. Männer, Frauen, Kinder eilen hin, sammeln, helfen, und sie finden unter den vielen dänischen Seeuniformen auch einen schleswig-holsteinischen Kanonier. Das war Unteroffizier Preußer. Tot. Der Sieg hat den Sieger ins Verderben gerissen.

Truhs Brammer steht am flachen Ufer. Verzaubert, gebannt von dem grauenhaft wundervollen Anblick. Da fliegt etwas Ungeheures auf ihn zu. Er will ausweichen, aber die schwere Masse stürzt ihm auf die Brust. Er fällt hart in den Sand, auf die Trümmer.

Verwundete. Tote. Zerrissene. Nichts als schreckensvolle Zerstörung. Was tut es? Die Schleswig-Holsteiner haben ihren Gründonnerstag gewonnen und singen:

Pip, Dän', pip,
To Water bis du rip;
Din „Christian" in de Luft is flagen,
Din „Giftjung" hebben's ok dot slagen,
Pip, Dän', pip,
To Water bis du rip!

Pip, Dän', pip,
Se seddn di 'ne Kniep
Up din gewaltig grotes Muhl, —
To Eckernför, do sect 'ne Uhl!
Pip, Dän', pip,
Din lerrige Büdel kniep!

* * *

Digitized by Google

Als Truges soweit wieder gesund war, daß er nur noch mit kurzem Atem zu tun hatte, brachten sie ihn von Eckernförde nach Kiel zurück. Für den Krieg war er nicht mehr zu gebrauchen.

Bei der Graupenmühle stieg er vom Leiterwagen und suchte sich seinen Weg durch die Acker und Gärten talabwärts nach dem Kleinen Kiel. Er stützte sich auf den Stock wie ein alter Mann. Seinen Soldatenrock hatte er an, denn andres Zeug besaß er nicht. Dazu trug er eine Schirmmütze. Auf dem Rücken hing ihm ein schlaffer Sack, darinnen waren ein bißchen Wegekost und seine Stiefel. Er ging in Pantoffeln, die drückten nicht so.

Der Bart war ihm gewachsen, und sein blasses Gesicht stach ab von dem rötlichen Haar. Von den innern Augenwinkeln liefen scharfe tiefblaue Striche nach den Wangen zu.

Er schlich durch die Felder. Alle zweihundert Schritte mußte er stehenbleiben, rang nach Luft und sah dabei gen Himmel, wie ein Verdürstender.

So zog er ein. Als er am Kleinen Kiel war, setzte er sich ins Gras. Dort drüben bei den niedrigen Häusern ging es in die Haßstraße. Er sah einen dunklen Strich über ihr, als ob sie düstere Strahlen aussandte.

Da mußte er immer wieder hinein, woher er auch kam, von Bodie oder aus dem Krieg. Was hatte es überhaupt für Zweck gehabt, daß er die Straße damals verließ? Einen Sonnenblick, ja, den durfte er tun in Düsternbrook, aber doch nur, um blind zu werden, um seelisch zu verschmachten. Ein Heldengefühl, das hatte er dieswal gehabt oben auf der Schanze, aber doch nur, um körperlich gebrochen zu werden.

Nun war er denn wohl so tief gebeugt, wie es ihm vom Schicksal bestimmt war. Nun in die Haßstraße. Aber mußte er nicht froh sein, daß er dort noch ein Obdach fand? Wer nahm ihn sonst auf, ihn mit seinen vier Banktalern in der Tasche?

Mußte er nicht froh sein, daß er sich noch in seine alte Kammer verkriechen konnte? Verkriechen. Wenn er dabei auch nur vergangen wäre. Aber er mußte doch wieder hinaus, irgendwohin. Ans Setzerpult? Das war zu spät. Ein unausgelernter Lehrling, wie er!

Stundengeben, das war sein Los, und zusehen, ob es noch mit dem Studium ging. Ganz aus eigner Kraft. Ihm half jetzt niemand mehr. Aber das war nicht das Schlimmste. Bis jetzt war ihm alles in den Schoß gefallen, ohne daß er etwas tat. Setzer war er geworden, weil Lehrer Fischer für ihn bat. Dann kam Frau Vergithe und schickte ihn auf die Schule, in die Universität. Durch Dank und Fleiß hatte er sich das Glück zu verdienen gesucht. Halbes Glück, mußte er sagen. Und halbes Glück ist Unglück. Das wußte er.

Nun sollte er sich alles selbst erringen, und nun war er Invalide. Schustern wäre leichter gewesen.

Und obschon er auf sich selbst stehen mußte, wurde er Linde doch jetzt viel schuldig. Sie verließ ihn nicht. Sie hatte an seinem Lazarettbett gesessen, und ihre Hand war warm, ihr Auge war gut. So mütterlich. Da er an Linde dachte, trieb es ihn heim.

Er nahm den Stock und stemmte sich empor. Dann ging er um den Kleinen Kiel herum. Pickpahl spielte er einst in diesem feuchten Moorgrund, aber bis zur Blutsbrüderschaft mit Hannes Knall war es hier nicht gekommen.

In die Haßstraße ...

Als er einbog, stockte ihm der Atem. Das Licht wich ihm von den Augen, er taumelte gegen eine Mauer.

„Dat is een ut'n Krieg. Hurra! Hau den Hannemann! Kiel! Den hebben se schaten. Swieg still — dat is'n Invaliden." Truges schlug die Wimpern hoch. Er nickte den Jungen wehmütig zu und kroch in die Haßstraße hinein. Linde war es, die ihm beide Hände entgegenstreckte und ihm die Steinstufen hinaufhalf.

„Warum hast du dich nicht ganz hierherfahren lassen?" fragte sie.

„Danke. Der Einzug ist so schon feierlich genug."

Hinter Linde stand Tante Franziska, die trug bescheiden auf ihrer Schürze einen Eichenkranz. „Linde meinte ..."

Truhs Brammer legte beide Hände vors Gesicht und wehrte dann mit ihnen ab. Linde winkte Tante Franziska, die verschwand im Hof. Frau Papius sah aus der Ladentür hervor: „Vielmals willkommen auch!" Wie gezwungen das klang.

Draußen vor der Tür sammelten sich Leute und Kinder. Linde schloß das Haus. Es ging hinauf. „Alles so geblieben, mein

Digitized by Google

Trubs," sagte Linde munter, aber absichtlich munter.

„Ja," erwiderte er, „es bleibt alles so, alles, Linde."

Schwer klappten die Holzpantoffeln auf der Treppe. Linde nahm ihm den Sack und die Mütze ab. Sie strich ihm übers Haar. Sie hatte bequeme Zeugschuhe bereit, sie zog ihm den schweren Rock aus und gab ihm ein leichtes Wams von ihrem Vater her. Sie führte ihn in seine Stube. „Siehst du, nun hast du es gemütlich." Eilfertig rückte sie den Tisch vom Sofa, damit er sich niederließe.

Tante Franziska wurde an der Tür sichtbar.

„Laß, Tante," flüsterte ihr Linde zu. „Er soll noch nicht viel sprechen. Erst mal bloß mit mir."

Sie holte Kaffee und Brot, bestrich ihm die Schnitten und legte tüchtige Scheiben Wurst darauf. Auf der einen Seite des Tisches blinkte eine Flasche Wein.

Truges Brammer nahm einen Bissen, einen Schluck Kaffee, dann setzte er die Tasse wortlos hin, legte das Brot daneben und weinte. Das waren die Tränen, die alle die Zeit in ihm drängten und sich nicht lösen konnten. Die mußten erst herabtropfen, damit sein Gemüt freier wurde.

Linde stand bei ihm und hielt seine Schulter, die vom Weinen erschüttert wurde. Sie tröstete nicht, sie hemmte die Tränen nicht, sie sprach nicht. Mochte er sich nur ausweinen. Alles, was sie jetzt tun konnte, war, daß sie so bei ihm stand, daß er ihre Hand fühlte. Sie goß ihm Wein ein, hielt ihm das Glas hin, und mitten unter den Tränen sog er gierig daran, ohne das Glas selbst zu fassen. Mein Kind, dachte Linde.

Der Wein löste etwas die Trauer. Truges atmete nicht mehr so in Stößen, die Tränen wurden stiller. Linde ließ ihn ganz ruhig, nur daß er wußte, sie war da. Und in diesem Bewußtsein tastete er zuletzt nach ihrer Hand.

Sie setzte sich neben ihn und umhüllte weich seine Hand mit den ihrigen, wie man einen verklamten Vogel wärmt. Tiefleidenden Antlitzes und mit geschlossenen Augen lehnte sich Truges zurück. Jetzt war der Aufruhr vorüber. Lindes Milde hatte es erreicht, daß der Sturm nicht mit hartem Verderben einherfuhr, sondern daß er Regen brachte — darin verfing sich der Sturm selbst.

Die Müdigkeit kam über Truges. Sein Kopf sank zur Seite, er schlief. Und Linde war es, die ihm das Haupt stützte in zarter Geduld. Als er sich wieder rührte, wollte sie von neuem das Glas an seinen Mund führen, aber er wandte die Lippen weg. Nach der ersten Mattigkeit noch ein kurzes Stürmen, ein Schluchzen, ein Erschüttern, dann kam wirkliche Ruhe über ihn. Er sah auf, und sein ganzer Blick für Linde war Dank.

„Du bist da, Linde."

Darin lag viel Trost, viel Sicherheit. Sie lächelte nur.

„Du bist da, Linde."

Als wenn ein Kind nach seiner Mutter gesucht und sie endlich, endlich gefunden hat.

„Du bist immer da, immer da, gute Linde."

* * *

So traumlos hatte Truges noch nie in seiner Kammer geschlafen, wie in dieser ersten Nacht. Bis weit in den Morgen hinein lag er. Die Frauen dämpften ihre Schritte, Linde horchte dann und wann an der Kammertür. Endlich erwachte er. War er noch im Lazarett? Lagen neben ihm wildfremde Menschen, die ihn Kamerad nannten und um Schillinge anbettelten? Nein. Das war eine andre Bettstelle. Er stieß gegen die Wand. Nun wachte auch die Erinnerung auf. So stieß man nur an einer Stelle gegen die Wand — in seiner alten Kammer.

Die Augen auf! Wahrhaftig. Schön eng war es um ihn. Ein Heimatgefühl durchrann ihn. Er atmete gar nicht schwer. Eilends stand er auf. Da lag sein Hof, auf dem er jeden Stein kannte. Truges war fast glücklich. Er hatte Mut. Fröhlich trat er auf den Korridor, ging umher und ordnete und betastete jedes Ding. Wie einem Genesenden, so war ihm alles neu. Er hätte gern sein Spielzeug hervorgeholt.

„Ich hab' eine Suppe für dich," sagte Tante Franziska, „die stärkt."

„Ja, die ist besser als dein Talisman."

„Ach, was ich dabei wohl versehen habe?"

Truges schlürfte die Suppe. Er bekam Lust, zu scherzen.

„So übel war der Talisman am Ende nicht, Tante Franziska. Den Tag über haben

Digitized by Google

sie mir ja auch nichts getan, aber als das Schiff in die Luft flog ..."

„Ja," meinte das alte Fräulein, „dafür war der Talisman auch nicht. Man muß sich wirklich nicht gerade hinstellen, wo Schiffe in die Luft fliegen."

Er schlug sogar Tante Franziskas alte Märchenbücher auf. Er dachte nicht an die Zukunft. Er ließ sich pflegen von den Frauen und war zufrieden, daß er wieder in der Haßstraße war.

Nachmittags kam Lehrer Fischer. Ein Päckchen schob der auf den Tisch. „Das ist einstweilen alles, was ich alter Emeritus entbehren kann, aber es findet sich mehr. Im übrigen sage ich dir: geradlinig, Truges. Erreichen, was du erreichen kannst. Es gibt Gott sei Dank so viele dumme Junge in Kiel, daß ein tüchtiger Privatschulmeister sein Brot findet. Außerdem ist eine Stelle auf dem Kuhberg frei, und ich will dafür sorgen, daß man sie dir gibt. Einem Helden von Eckernförde ist die dankbare Vaterstadt etwas schuldig."

„Bloß das nicht," bat Truges.

„Einem Helden von Eckernförde," wiederholte Fischer mit Nachdruck. „Du bist nun einmal mit dabei gewesen. Ich sorge dafür, daß du die Stelle bekommst. Daneben studierst du weiter. Einen Blick nach dem Grabe seiner Habe sendet noch der Mensch zurück ... Das gilt auch für dich." Er setzte seinen Stock vor sich auf den Boden und erhob sich. Als er schon bei der Tür war, drehte er sich noch einmal um. „Die verkaufen jetzt."

Truges sah ihn fragend an.

„Frau Etatsrat von Oertzen und Frau Leutnant von Baggesen. Was soll die junge Witwe damit? Sie sitzt mit dem Kind ..."

„Ist der Etatsrat gestorben?"

„Das gäbe nun gerade keine junge Witwe ab. Der Leutnant. Weißt du das nicht? Hast du denn keine Zeitung gelesen?"

„Der auf ‚Christian VIII.' — das war Bodies Mann?"

„Ja. Sie haben nicht viel von ihm gefunden, er ist schon vormittags gefallen und nachher natürlich mit ..." Fischer machte eine Bewegung nach der Decke zu. Dann ging er.

Truges saß auf dem Schusterschemel, die Hände schlaff zwischen den Knien.

Bodies Mann.

Vielleicht hatte er, Truges Brammer, selbst die Kugel für ihn herangeschleppt.

* * *

Allmählich gewöhnte sich Truges wieder an das alte Leben. Er studierte, aber viel wurde nicht daraus, denn er mußte Stunden über Stunden geben in den Häusern und in der Schule. Er war glücklich, als er die ersten Banktaler an Frau Etatsrat von Oertzen zurücksenden konnte. Und da jetzt eine gewisse Stetigkeit in sein Dasein hineinkam, so schauten er und Linde einander bisweilen an, wie mit einer Frage, ob es nicht doch möglich wäre — ein ganz stilles, trauliches Beisammensein als Mann und Weib? Aber sie sprachen sich nicht aus.

Wenn Truges auf seinem Gange nach dem Hafen kam, traf er Hannes Knall. Dessen einer Jackenärmel hing leer herab. Hannes wies mit der Rechten hin: „Dat hest du dahn, Truhs Braumer. Harr ick di nich totrugt. Dat du din besten Fründ twei scheetst."

Natürlich, Truges hatte alles Unglück im Kriege auf dem Gewissen. Leutnant von Baggesen und Hannes Knall — beide waren Opfer seiner wilden Kampfeslust. Er zog ein paar Schillinge hervor und gab sie seinem Jugendfreunde, dem einzigen, den er je gehabt hatte. Mit dem Admiralwerden war es nun nichts für Hannes Knall, einarmige Admirale konnte der König nicht brauchen. Statt dessen war er einfach Eckensteher geworden, und für einen Mann wie Hannes Knall war der Unterschied nicht groß. Beide durften nach seiner Ansicht tun, was sie Lust hatten.

Von Bodie sah Truges in dieser Zeit nichts, obschon sie in Kiel war. Sie rief ihn nicht, er ging nicht hinaus. Was er von ihr wußte, war durch Lehrer Fischer. Sie bereitete alles vor, um für immer wegzuziehen — es sollten fremde Leute in das Haus kommen.

„Wenn du deiner Mitschülerin übrigens Adieu sagen willst," meinte Fischer, „freuen wird sie sich gewiß, trotz der Politik."

Ach, das elende bißchen Politik! Nein, Truges fühlte wohl, warum ihn Bodie nicht rief, er wußte, warum er nicht hinausging. Adieu sagen? Dazu war es zu heilig, was

Digitized by Google

sie einst miteinander durchlebt hatten. Einen Augenblick oder tausend Zeiten, was tut es? Kein nüchternes Adieusagen und erst recht kein neues Erschließen. Du bist beschlossen ... in meinem Herzen ... verloren ist das Schlüsselein ... Der Schrein mußte zubleiben für ewige Zeiten.

Nein, kein Adieusagen. —

Aber einen Abschied gab es doch zwischen ihnen. Auch das war für Truges vom Schicksal so bestimmt.

Truges ging längs dem Hafen, da rollte ein Wagen heran bis zu dem Kopenhagener Dampfer. Bodie stieg aus. Truges barg sich hinter dem Schuppen. Nur kein gesprochenes Lebewohl, höchstens noch einen Blick, wenn es möglich war.

Der Dampfer warf seine Taue los, die Räder platschten. Truges trat hervor. Ja, es war möglich. Bodie stand auf dem Achterdeck. Truges nahm schlicht den Hut ab und stellte sich ganz ruhig und still vorn ans Bollwerk heran. Jetzt gewahrte ihn Bodie. Es war, als ob sie erschräke. Dann stützte sie beide Arme auf das Geländer und sah ihn an. Einmal nickte sie ihm langsam zu. Beide regten sich nicht weiter.

Nun war die Entfernung schon zu groß für ein Wort, nur die Blicke reichten noch. Und während die Räder das Wasser zu Schaum schlugen, während Bodies Gestalt kleiner und kleiner ward, war es wie ein Band von Strahlen zwischen ihren und seinen Augen. Je rascher das Schiff fuhr, desto dünner wurde das Band. Zuletzt zerspliß es in zwei Teile auseinander, und jegliches Teil glitt in seine und ihre Augen zurück. Das leuchtete noch lange mit seltsamem Dämmerglanz.

So war der Abschied zwischen Truges und Bodie.

* * *

War nun alles zu Ende? Das hoffte Truges. Sein Leben floß sachte hin ... Er glaubte, es sollte in einer Ebene bleiben, hier und da vielleicht noch ein wenig anschwellen, um Linde herum vielleicht noch einmal aufquirlen, wenn es auch kein Aufbrausen mehr gab, im übrigen: in der Ebene weiterrinnen. Sacht, wohl auch seicht. Ohne Schmerzen. Das hoffte, das glaubte Truges.

Aber das war ja eben sein Geschick, daß ihn sein Hoffen und Glauben trog immerdar.

Als er eines Nachmittags vom Stundengeben müde nach Hause kam, raunten die drei Frauen ängstlich zusammen vorn auf dem Korridor. Er wollte an ihnen vorbei, doch Linde nahm ihn beiseite und zog ihn in den Laden. „Erschrick nicht, Truges. Da ist jemand gekommen, auf den du schon lange gewartet hast. Bleib ganz ruhig, Truhs, mein lieber Junge, es wird ja alles gut. Wir wollten es erst ja selbst nicht glauben, aber Tante Franziska und Mutter haben sie deutlich erkannt, und mir hat sie ihre Scheine gezeigt. Hörst du? Truhs? Du mußt nun ganz ruhig sein ... Deine Mutter ist da."

— — — — — — — — — —

Truges kroch die Treppe hinauf. Er winkte nach unten: allein lassen. Er kroch die Treppe hinauf. Über den Flur. Schwer faßte er den Türgriff. Er trat ein.

Die Frau, das Wesen dahinten am Fenster ... Er schloß die Tür hinter sich, so langsam und gewissenhaft. Das Wesen da ...

Er richtete sich auf. Also zum erstenmal Auge in Auge mit seiner Mutter.

Auge in Auge.

Die Frau dort ertrug das nicht. Sie legte beide Unterarme kreuzweise vor das Gesicht und stellte sich ganz in die Ecke neben den Schrank. Aber da fiel das Licht noch heller auf sie, auf ihre trostlose Armut.

Das Umschlagetuch war zerrissen. Die Schulter — o, wie war sie eckig! — sah dadurch heraus. Der Hut hing an einer Seite tief herab, eine zerdrückte Rose hielt sich noch eben daran fest. Das Kleid war unten zerfranst, das Schuhzeug abgerissen. Vor ihren Füßen lag ein schmutziges kleines Bündel.

So war sie hierhergekommen, zu ihrem Sohn, der sich alle die Jahre nach ihr gesehnt und mit seiner Seele nach ihr gesucht hatte.

War sie wirklich zu ihrem Sohn gekommen? Und war es denn wirklich seine Mutter? Er erinnerte sich an den Brief: „Möchte mitteilen, daß Gisela di Timoni im Hamburgischen gestorben ist ..." Oder war es irgendeine, die seiner Mutter die Scheine abgenommen hatte und nun kam, um daraus Nutzen zu ziehen?

War dies Geschöpf voll lauter Elend seine Mutter? Er wußte es nicht. Und doch dachte er früher immer: wenn ich einst meine Mutter sehe, springt mein Herz. Sein Herz

Digitized by Google

sprang nicht, es schlug matt und kümmerlich, als ob es in eine enge Kapsel gelegt war, worin es keinen Raum fand, um zu kräftigen, vollen Schlägen auszuholen.

Die Frau, beängstet von dem Blick des Mannes und von seinem langen Schweigen, nahm die Arme vom Gesicht und lugte verstohlen darüber hinweg. Als er sich aber dann rührte, verbarg sie sich gleich wieder. Er ging näher zu ihr hin. Ihn schauderte, je deutlicher er die Lumpen sah, mit denen sie angetan war.

Wenn es seine Mutter war, konnte er sie in die Arme schließen? Ihn schauderte, und er hielt inne auf seinem Weg.

Nun begann die Frau zu weinen. Ihr Körper flog, sie wankte. Sie war nichts andres als ein tief, tief unglücklicher Mensch, dem mußte Truges helfen, dann erst durfte er nach dem Seinen forschen. Er kam mit einem Stuhl, und ob es ihm auch schrecklich war, er faßte die Frau sanft um die Schulter und stützte sie, während sie sich, immer die Finger vor dem Gesicht, niederließ. Sie sank ganz zusammen.

Truges ging hin und holte einen Topf mit Milch aus dem Schranke. Er bemerkte wohl: sobald er sich abkehrte, beobachtete sie ihn über die Arme hinweg oder dazwischen hindurch, und ihr Schluchzen ließ solange nach. Er brachte die Milch und berührte ihre Arme. Sie, das Gesicht nicht freilassend, kam mit ihren Lippen.

Er tränkte sie, und da er diese Milde übte, wurde ihm überhaupt milde zu Sinn. Er wünschte jetzt, daß es in Wahrheit seine Mutter sei, der er den ersten Liebesdienst leistete. Er strich über ihre Schulter; nachdem sie sich gesättigt hatte, ließ sie wieder den Kopf herabsinken.

„Nun müssen wir aber doch ein Wort miteinander sprechen, nicht wahr?“ sagte Truges. Er nahm den Schusterbock, setzte sich vor die Frau hin und versuchte, ihre Arme herabzuziehen. Sie preßte sie nur um so heftiger gegen das Gesicht. „Ein Wort sprechen. Nun ist doch wohl zum Weinen kein Grund mehr, nicht wahr?“

Er zog an ihren Armen mit sachter Gewalt. Sein Ton war so liebreich, so gut — der drang der verängsteten Frau an ihr Herz. Sie spürte, der Mann da tat ihr nichts. Sie gab nach. Das tränenüberströmte Antlitz wurde frei — im selben Augenblick freilich schämte sie sich wieder, vielleicht ihrer Nöte, ihres verweinten Aussehens, und wollte die Arme von neuem heben, aber Truges hielt sie fest.

„Frei und offen,“ bat er. Mußte er jetzt in dieser Frau nach seiner Mutter suchen? Durfte er in dieser Frau seine Mutter finden? Durfte er ihr alles Gute tun, obschon sie ihn nicht geliebt hatte? Durfte er fortan mit ihr als mit einem Wesen leben, das ihm seine Sehnsucht erfüllte, alle die Sehnsucht, die noch nicht in ihm gestorben war?

Die Frau ließ ihre Hände in den Schoß fallen. Sie wagte es, Truges anzublicken, und aus der Angst, die noch immer in ihrem Blick lag, drang eine Wißbegier heraus. Sie ließ die Augen über ihn hingleiten, sie grub gleichsam nach in seinen Zügen. „So ein großer Mensch,“ murmelte sie.

Das war das erste Wort, das Truges von seiner Mutter vernahm. Dachte sie noch immer, er sei ein kleiner Junge? Es war kein liebes Wort, aber gerade, daß sie sich über sein Alter wunderte, nahm Truges für einen Beweis: es war dieselbe Frau, die ihm, dem schon Konfirmierten, damals Spielzeug schenkte. Ihr Leben war stehengeblieben in der ersten Zeit seines Daseins, und nachher war es umhergetrieben, und sie hatte das Gefühl für Jahr und Tag verloren. Er legte seine Hände auf die ihren und fragte lächelnd: „Soll ich denn immer ein kleiner Junge bleiben?“

Wie ein Anflug von Zärtlichkeit war es in seinem Lächeln, aber das Lächeln verschwand bald. O, dieses abgezehrte Geschöpf da vor ihm! Große Augen, darüber, noch immer in schöner hoher Wölbung, die Brauen, aber die Backenknochen so scharf. Eingefallene Wangen. Die Nase spitz hervor. Scharfe Falten von den beweglichen Nasenflügeln bis zum Munde. Die Lippen blaß und schmal, das Kinn gelblich, und die Haut darunter bis zum Halse herab verrunzelt. So war die Frau. Eine jener Frauen, die ihre Schönheit lange bewahren in allen Unbilden, bis sie plötzlich auf einmal zerbricht. Dann erst sind sie unglücklich, haltlos und verloren.

Als Truges ernst wurde, zuckte die Frau scheu zurück. Als sie seinen Blick auf sich ruhen fühlte, kam die Scheu über ihre Verwelktheit und durchblutete ihre Schläfen. Ihre Augen füllten sich wieder, die Tränen rannen von den Wimpern, träufelten nieder auf

Digitized by Google

das schwarze Umschlagetuch von dünner Baumwolle und rannen auf Truges' Hand. Weshalb sie auch geweint waren — was da auf seiner Hand blinkte, das waren doch Mutterträne n.

Nein, noch wollte er sich wehren, noch sollte ihm die Frau erst zeigen, daß sie ein Recht auf ihn besaß. Mochte sie sich dieses Rechtes auch bis zur Stunde nicht bewußt gewesen sein. Mochte sie es töricht, flatterhaft oder — ja — oder aus schlimmen Gründen mit Füßen getreten haben.

„Wir müssen nun doch sehen, daß wir näher zueinander kommen," fing Truges wieder an. „Wir müssen uns doch kennen lernen. Erkennen."

Da blitzte es in den Augen der Frau auf. Ihre Miene straffte sich. Das, was am Weibe so scharf ist, der Sinn für Ähnlichkeit, die Erinnerung an kleine Züge, das Gedächtnis an das Unwesentliche, das alles spielte und zuckte in ihren Zügen. Darüber vergaß sie ihr ganzes übriges Leid. Sie richtete sich auf und sagte halblaut: „Erkannt habe ich ... gleich."

Viel Gewandtheit war in dem leichten Schlucken, mit dem sie über die Pause hinwegging, weil sie nicht du und nicht Sie sagen wollte. Sie sah lebhafter zu ihm hin und wiederholte: „Gleich ... Brammer hatte genau ..." In einem Flüstern verlief ihre Rede, und abermals töteten sich ihr die Schläfen, als ob sie sich schämte, einen Mann mit dem andern zu vergleichen, und wären es auch Vater und Sohn.

Truges faßte nach. Tante Franziska hatte nie eine Ähnlichkeit zwischen ihm und dem Bildhauergesellen Brammer entdecken können. Aber das mochte daher rühren, daß ihre romantischen Wünsche die Ähnlichkeit gar nicht wollten. Nun sollte die Frau hier sagen, was für eine Ähnlichkeit bestand.

„Was genau?" fragte er und drückte ihr die Hände fester.

Sie wandte sich von ihm und lächelte geziert: „Das mag man doch nicht so sagen."

„Wir müssen uns jetzt sehr viel sagen. Alles. Es handelt sich um das Bedeutendste, was ich mir denken kann: ob wir Mutter und Sohn zueinander sagen können. Ist uns das möglich, dann erst sprechen wir über alles andre."

Sie ließ ihre Augen noch zur Seite gekehrt. Ja, das war die gerade Stirn, die gerade Nase, die die Tänzerin auf der Silhouette hatte, jene Tänzerin, zu der er einst voll Inbrunst das Gebet: „Meine Mutter!" sandte. Auch er konnte nicht die Worte finden. Wie nannte er die Wildfremde, die ihm plötzlich die Vertrauteste werden sollte?

„Erkennen? Ganz gewiß?"

Sie nickte, und noch einmal drang er in sie: „Woran?"

Da ließ sie die Schultern trotzig hin und her gehen, und ihre Miene wurde mürrisch. „Ich weiß doch, wie mein Mann aussah." Sie wurde erregt. „Und wenn vielleicht nicht glauben ... dann ... hier." Sie entzog Truges die eine Hand und griff damit unter das Umschlagetuch an ihre Brust. Eine kleine Ledermappe kam hervor, zerschnürt und zerrissen, die hielt sie ihm hin.

Er besah die Mappe. A. B. war darauf gepreßt. Die Mappe stammte vom Großvater. Er öffnete sie. Vergilbte, zerschmutzte Papiere lagen darin. Die Ränder so zerknissen, daß die einzelnen Stücke kaum noch aneinanderhielten.

Und so wurde es nun: Truges hatte gehofft, sein Herz würde springen, wenn er seiner Mutter zum erstenmal gegenüberstand. Gehofft, er würde vor Wonne nichts tun, als sie stumm in die Arme pressen. In überströmender Liebe würde er sie erkennen, wenn sie sich ihm auch nicht zu erkennen gab. Und jetzt? Jetzt saß er und las bedächtig einen Schein nach dem andern: „Liese Timm, geboren ... Gisela Timm, verheiratet ... mit ... Gisela di Timoni, Sängerin und Tänzerin, angemeldet ..."

So las er, und sie stand dabei, als prüfe ein Beamter ihre Scheine. Sie machte jenes halb weinerliche, halb trotzige Gesicht der fahrenden Leute, die mißtrauisch angesehen werden von den Beamten, und die da glauben, daß sie ihr gutes Gewissen durch freies Gebaren zeigen sollen. Doch können sie ihres verschüchterten Wesens nicht ganz Herr werden. Wenn am Ende doch irgendwas mit den Scheinen nicht in Ordnung ist?

Traurig ließ Truges die Tasche sinken. Es war furchtbar, seine Mutter nach den Amtsscheinen erkennen zu müssen. Daß doch immer das Wirkliche alles vernichtete, was er träumte. Die da unten hatten sie ja wiedererkannt. Nun denn! Er legte die Mappe auf den Tisch und erhob sich — dann streckte er beide Arme nach der Frau

Digitized by Google

aus: „Also du bist meine Mutter. Willkommen, Mutter! Es hat lange gedauert, bis du dich an deinen Sohn erinnertest. Du hast mir viel Trübsal gebracht, du hast mich viel entbehren lassen. Mach' es gut. Willkommen, Mutter!"

Seine Hände zitterten. Sie griff danach wie eine Versinkende nach dem letzten Halt. Sie wollte von neuem weinen.

„Nicht mehr das," ermahnte er sie. „Zum Weinen wirst du noch manche Stunde kommen, vielleicht ich auch. Aber diese erste Stunde, die wir beisammen sind, müssen wir anders ausfüllen. Wir müssen uns Klarheit schaffen. Siehst du, Mutter, wir sollen nun miteinander ein Haus aufbauen, worin wir beide wohnen. Da gilt es erst, den Grund auszugraben. Das Haus muß sehr fest stehen. Wir dürfen nicht auf trügerischen Sand bauen. Weinen später. Aber erst mal ohne alle Rücksicht Klarheit. Du bist die einzige, die sie geben kann. Willst du?"

Sie war von der Anrede bedrückt, sie gab nur zögernd zu, was er wollte, immer in dem Trotz der vom Leben Gequälten, die sich zähe an das ihrige klammern, an das trostlos bißchen ihrige.

„Komm, Mutter." Er zog sie an den Händen empor. Sie stand mit niedergeschlagenen Augen vor ihm. „Komm!" Er faßte nach ihrem Hut. „Nimm ab."

Aber da flammte es auf ihrer Wange, ihre Eitelkeit wehrte sich. „Mein Haar ..."

„Darauf kommt es nicht an, Mutter."

Widerstrebend nahm sie den Hut ab. Unordentlich saß das graue Haar. Die Locken an den Seiten stachen in ihrem Schwarz von dem Scheitel ab, sie waren lose und zerdrückt, und die Frau tupfte über ihren Scheitel und schob den kleinen Haarknoten hinten hinauf. Fast war es, als ob sie sich nach einem Spiegel umsähe.

Truges nahm ihr auch das Umschlagetuch von den Schultern. Das dünne Kleid kam zum Vorschein. Abgeschabt war es. Grob. Geflickt an den Nähten, aber mit vielen Falten und Falbeln, und um die Brust saß eine zerrissene Spitze. „Wir wollen jetzt zusammen sitzen."

Er führte sie zum Sofa, und sie ging gern dahin. Dort war es dunkler, man sah ihre Armseligkeit nicht so. Er kam zu ihr. „Nicht wahr, Mutter? Klarheit."

„Was ich sagen kann ..."

Immer das Widerlöken der Armen, die gewohnt sind, daß ihnen das Leben raubt, aber nie gibt, und die deshalb ihre Armut angstvoll verteidigen.

„Alles kannst du sagen. Warum hast du mich damals verlassen?"

Sie fuhr auf. Jetzt regte sich etwas in der Frau. Hier war ein Recht, worauf sie bestehen konnte. Für so viel Unrecht mußte sie sich beugen, um so straffer hielt sie sich an ihrem Recht. Sie warf den Kopf zurück. Schrill und heiser, ja, fast leisend klang ihre Stimme, als sie rief: „So wahr ein Gott im Himmel lebt! Sie haben mich hier hinausgejagt mit glühenden Peitschen, als sie das sagten von mir, und als er das selbst sagte von mir, und als er das denn auch wirklich glaubte. So wahr ein Gott im Himmel lebt, Sünde hat er an mir getan! So wahr ein Gott im Himmel lebt, sein Kind bist du!"

Immer „so wahr ein Gott im Himmel lebt". An Gott klammerte sich das arme Wesen, auf Erden hatte es längst den Glauben verloren. Auf Erden, daran war es gewöhnt, glaubte man ihm auch selber nie. Auf Erden gab es nur die Amtsscheine. Aber Gott, Gott, der glaubte ihr noch, der wußte mehr, als was auf den Amtsscheinen stand.

Und nun war alles Weinen, alles Schämen, alles Trotzigsein dahin, nun sprach die Frau von sich. Und es war ihr eine Wonne, die Wahrheit einmal sagen zu können nach all dem ewigen Lügen, womit sie sich hatte durch das Leben schleppen müssen.

„Da hab' ich dich hier gelassen." Ihr Blick war von seinem abgekehrt, in die Stube hinein. „Hier gehörtest du her. Wenn ich schlecht gewesen wäre, so wie sie es sagten, hätte ich dich mitgenommen, aber hier gehörtest du her. Ich habe genug geweint und gebeten, er solle mir doch glauben, aber überall waren sie mir feind, und er hat sich viel mehr an die andern gekehrt als an mich."

„Vater war krank."

Die Frau bäumte sich auf und schrie: „Krank? Ja! Aber darum mich beschimpfen? Und dabei sollte ich hier bleiben? So wahr ein Gott im Himmel lebt, das konnte kein Mensch von mir verlangen. Immer nur in dieser Stube mit dem alten Leder! Immer nur in der Kammer da drüben! Ich

Digitized by Google

habe so gebeten: Umziehen! umziehen! Aber das wollte sein Vater nicht. Sparen, sparen. Zuerst, ja, als ich da unten wohnte, da kam er nicht los von mir, da hat er nicht geruht, bis ich seine Frau wurde. Da hat er sich auch gegen den Alten aufgesetzt. Aber nachher ist er weich geworden, da paßte ich auf einmal nicht hierher. Und das war auch so, ich paßte hier auch nicht rein."

Sie lehnte sich erschöpft hintenüber. Truges sah sie an und nickte trübe. Dann raffte sie sich von neuem auf: „Ich hielt es ja sowieso hier nicht mehr aus. Ich durfte nicht mehr auf dem Theater sein ..." Und nun sprühte die Eitelkeit der alten Komödiantin hervor: „Und sie haben mir doch Kränze geworfen, wenn ich auftrat." Die Erinnerung überwältigte sie, aber der Zorn gab ihr neue Kraft. „Und da bin ich weggelaufen. Ich weiß wohl, das war auch Sünde. Aber sie hatten es mir verleidet, Mutter zu sein. Verleidet. Gehaßt hab' ich euch alle hier. Aber Sünde war es, das weiß ich wohl, und ich habe sie auch gebüßt."

„Womit, Mutter?"

„Ach, sie haben mich ja herumgehetzt, daß ich nicht wußte, wohin ich sollte. Die Schufte! Überall."

„Ist es dir schlecht ergangen?"

„Zuerst nicht und nachher manchmal auch nicht, aber allermeist."

Dumpf lag es auf ihr. Klein erschien sie Truges, wie sie da zusammengekauert saß und an ihr Schicksal dachte. Einen Kranz von Elenddornen, mit ein paar Blumen darin, schaute er auf ihrem Haupte.

„Aber, Mutter, hast du denn auch später nicht an mich gedacht? Hast du denn nicht gewußt, daß mein Vater gestorben war?"

„Erst ganz nachher."

„Ich war nun doch allein. Warum hast du mich nicht geholt?"

„Wenn man beim Theater ist, kann man kein Kind bei sich haben," sagte sie herb und zugleich verwundert, daß er auf solchen Gedanken kommen konnte.

„Ist denn wenigstens Sehnsucht nach mir in dir gewesen? Ich konnte doch nichts dafür, daß sie dich schlecht behandelten."

„Ach ja," entgegnete sie zögernd.

Da hörte Truges einen falschen Ton bei ihr. „Wirklich: Sehnsucht?"

Sie sann rasch nach. „Ich habe dir doch mal was geschickt." Damit verteidigte sie sich.

„Da war ich schon viel älter, als du glaubtest."

Sie erstaunte. „Man lebt so. Das geht so, ohne daß man viel Zeit hat. Man muß reisen und jeden Abend spielen. Ich dachte immer, du wärst noch klein. Ich hab' überhaupt gar nicht weiter drüber nachgedacht."

Das war etwas andres, als Tante Franziska damals sagte: „Für deine Mutter bleibst du immer ein kleiner Junge." Nicht, weil sie ihn mit Zärtlichkeit umfing, war er Kind für sie geblieben, nein, weil sie so dahinlebte, weil sie reisen, singen und tanzen mußte. Darüber schwand das Nachdenken. Aber es gab für ihn noch mehr Enttäuschungen, bevor er zu der Liebe drang, die in diesem Herzen saß, die in diesem Herzen sitzen mußte. Er durfte sich nicht gleich verbittern lassen. „Das soll nun alles gut sein, Mutter. Aber warum ließest du dich tot sagen?"

Das traf die Frau. Sie wollte vom Sofa. Er faßte ihr Kleid und zwang sie wieder an seine Seite. „Das muß ich wissen."

Sie antwortete rauh: „Er wollte das doch so."

„Jemand, der dir zu befehlen hatte? — Ausweichen kannst du mir jetzt nicht mehr, Mutter." Strenge sprach er. Sie zuckte zusammen. „Jemand, der dir zu befehlen hatte?"

Wieder wurde sie trotzig: „Ich war doch erst Witwe."

„Du hast dich wieder ...? Und — dein Mann?"

„Der wollte das doch so, weil wir hier spielten. Und wenn wir dann hierher kämen, dann sollte keiner wissen, daß ich es war. Ich hab' mich auch ganz anders genannt. Er hatte Angst, wenn ich hierher käme, daß ich dann mein Kind zu mir nehmen müßte. Ach, das hat er überhaupt ganz allein so gemacht, da konnte ich mich gar nicht wehren. Dann wurde er so wütend." Sie schauderte. Sie erinnerte sich an böse, böse Stunden — Schimpfen, Schläge.

Truges fühlte das. „Mutter!"

„Ja, er war so wild. Dann gab er mir den ganzen Tag nichts zu essen, wenn ich nicht alles tat, was er wollte. Und da hat er einfach geschrieben, ich wär' tot."

„Tat dir das weh, daß er so schrieb?"

„O ... ja."

„Ich meine: um meinetwillen. Tat es dir weh, daß ich die Nachricht bekam, meine

Digitized by Google

Mutter sei gestorben? Kannst du dir nicht denken, wie traurig ich darüber war, wenn ich dich auch nicht gesehen hatte? Sag' mir das, um meinetwillen war dir das schrecklich, daß er dich für mich tot sein ließ?"

Innig hatte Truges geredet. Sein Gesicht war nahe bei ihr. Jetzt, jetzt konnte die Liebe in diesem Wesen hervorblühen, jetzt, jetzt war vielleicht der Augenblick, wonach er sich sein Leben lang gesehnt hatte, der Augenblick, wo er seine Mutter wirklich fand. Aber alle Innigkeit, alles Dringen blieb umsonst. Die Frau saß stumpf neben ihm und murmelte nur: „Das hab' ich mir gar nicht so vorgestellt."

Das war alles. So leer, so fürchterlich öde. War es ein Mutterherz, was in dieser Brust schlug? Aber Truges grub noch immer nach, mit tieferen Spatenstichen.

„Und nun bist du aber doch hergekommen, Mutter, und hast das getan, was du längst tun solltest."

„Er ließ mich doch den ganzen Tag nicht frei."

„Wärst du sonst schon früher hierher gekommen?"

Schweigen. Leere. Öde. Tiefer graben, Truges. Vielleicht liegt er doch noch irgendwo, der Schatz der Liebe. Er muß ja irgendwo liegen.

„Nun bist du aber gekommen, und — nicht wahr? — das ist doch aus Liebe zu mir geschehen?"

Nichts. Lange nichts. Zuletzt entgegnete sie: „Sie wollen mich nicht mehr haben, und dabei tanz' ich noch so gut."

Das war es. Ihr Kummer galt gar nicht ihrem Elend. Die Eitelkeit in ihr war tödlich getroffen. Sie tanzte noch so gut, und doch wollten die andern sie nicht mehr haben.

„Aber das ist bloß, weil die andre, die gar nicht viel jünger ist ..."

Truges ekelte es. „Mutter, das will ich nicht wissen. Ich will wissen, ob du jetzt wenigstens meinethalben gekommen bist."

Es dämmerte in der Frau auf. Sie bekam eine Ahnung: wenn sie ja sagte, hatte sie es am Ende besser hier. Sonst würde auch er sie vielleicht wegweisen. Lügen war gut, man konnte manches damit erreichen.

Truges war ganz dicht bei ihr: „Meinethalben, Mutter?"

Wieder lächelte sie, aber es war etwas entsetzlich Kokettes in ihrem verlebten Gesicht, als sie antwortete: „Ja, gewiß ... Was denkst du sonst wohl?"

So unnatürlich, wie sie sprach! So ungeschickt, wie sie log, trotz aller Gewohnheit des Lügens. Eine Wut erfaßte Truges. Aber das half nichts. Seine Mutter war es, die hier neben ihm saß. Er mußte von seinem Traum retten, was zu retten war. Zorn, Ekel, Verachtung, das waren keine Sohnesgefühle, mochten sie auch noch so berechtigt sein. Trauer, das war das rechte Sohnesgefühl für diese ... diese arme Mutter. Er beugte sich tief zu ihr. „Mutter, wenn du jetzt ein kaltes Nein sagtest, das hätte mich nicht so betrübt wie deine Unwahrheit. Du mußt nicht glauben, daß ich dich nicht kenne, wenn ich dich auch noch nie gesehen habe. Es gibt eine augenblickliche Kenntnis, die man nicht zu lernen braucht, und die hab' ich jetzt schon von dir."

Sie wich vor ihm zurück.

„Das soll dich nicht in Furcht setzen, im Gegenteil, damit will ich mir dein Vertrauen erobern. Aber erst, wie ich dir sagte: Wahrheit. Ganz aufrichtig, Mutter. — Aus Sehnsucht und Liebe zu mir bist du also nicht gekommen. Wo warst du zuletzt?"

„Wir haben in Flensburg gespielt."

„Und dein Mann?"

„Den hab' ich schon lange nicht mehr gesehen."

„Hat er dich verlassen?"

„Der Schuft! Bloß weil ..."

„Mutter, laß!" Truges flehte. Dieser leisende Ton widerte ihn an. „In Flensburg, und dann?"

„Ich sag' es ja, da sollte ich nicht mehr auftreten, und da hatte ich gar nichts, und da haben sie mir gesagt, ich gehörte hierher, ins Armenhaus, und da bin ich hierher gegangen. Aber da haben sie mir gesagt, ich käme nicht ins Armenhaus, weil ich hier Familie hätte oder so, und da haben sie mich hierher gebracht."

„Also eher hast du ans Armenhaus gedacht als an deinen Sohn?"

„Ich hab' mich doch so geniert." Ihr Haupt sank auf den Tisch. „So geniert."

Das war ein echter Ton. In dieser Scham verstand Truges seine Mutter. Und da setzte er nun ein und redete liebreich zu ihr. „Nun bist du geborgen, meine liebe Mutter. Nun sollst du es gut haben, dein ganzes Leben lang. Keiner soll dir mehr

Digitized by Google

etwas Böses tun. Ich halte meine Hände über dir. Sieh, solange ich denken kann, hab' ich mich nach dir gesehnt in meiner Seele, verstehst du? innerlich. Denn äußerlich war ich ein Gebundener, der nicht weit herumforschen konnte. Und als sie von deinem Tode schrieben, habe ich dich eingesargt in meinem Herzen, wie Schneewittchen in einen gläsernen Sarg. Deine Wangen blieben immer rot, und es war, als ob du nur schliefest. Gesucht nach dir habe ich auch dann immer noch. Das wirst du später begreifen. Jetzt hast du Ruhe, hast deinen Sohn, der dich versteht, Mutter, der dir all dein Unglück nachfühlt, der für das Unrecht, das sie dir angetan haben, deine Verzeihung erringen will. Und der dir selbst alles vergibt, was du, du arme herumirrende Frau, deinem Sohn angetan hast. Was ich von Liebe in mir habe, das soll dir zugute kommen. Ich habe gelernt, meine Liebe in der Einsamkeit zu hegen. Mir ist es nicht vergönnt gewesen, sie auszustrahlen auf andre Menschen. Siehst du, das ist ein Glück für dich und auch für mich. Du kannst erwarmen bei mir, und ich habe jemand, habe dich und brauche nicht mehr mit meiner Liebe einsam zu sein. Sieh mich an, Mutter."

Mit ungläubigem, zweifelndem Staunen starrte die Frau zu ihm hin. Solche Sprache hatte sie nie gehört, im Leben nicht und auf dem Theater nicht. Auf dem Theater machten sie große Bewegungen und zitterten mit der Stimme, wenn eine Verlorene heimkam. Da priesen sie ihren eignen Edelmut. Aber dieser Mann da, ihr Sohn, sprach ganz schlicht, rührte sich gar nicht dabei. Für ihn war es selbstverständlich, daß er gut zu ihr sein wollte. Noch immer starrte sie ihn an.

„Aber du mußt auch den besten Willen haben, Mutter. Du mußt auch arbeiten, daß wir zusammenkommen. Ich habe böse Stöße erhalten von dir, ich habe gesehen, wie wenig, wie gar nichts ich dir bisher gewesen bin. Du mußt mir selbst nicht zuviel Mühe machen, damit ich die Liebe auch heraufholen kann, die du in dir hast. Denn jede Mutter hat Liebe für ihr Kind. Deine ist nur überschüttet von Anbeginn mit häßlichem Getrümmer. Versprichst du mir, daß du mir immer vertrauen willst, so wie man dem liebsten Menschen vertraut, so daß gar keine Unwahrheit möglich ist zwischen uns? Willst du mich fortan für dich sorgen lassen, so, daß du deinen Fuß nicht an einen Stein stößt? Willst du dich in mich einleben, wie ich all mein Leben danach richten will, dir Glück zu schaffen? Kein Mensch soll zwischen uns treten. Wir wollen uns liebhaben. Wollen nachholen die Liebe von all den Jahren. Das wird um so sanfter, um so tiefer sein. Willst du mich so recht als deinen Sohn liebhaben, Mutter?"

Unter all der Güte brach das Weib völlig zusammen. Truges ließ sie. Die Schmerzen, die sie jetzt empfand, sollten die letzten sein, soviel er ihr helfen konnte. In diesen Tränen sollten die Bilder ihres früheren Lebens hinweggeschwemmt werden. Soweit es ging. Er legte seinen Arm um ihre Schulter. Mutter und Sohn.

Die Mutter trostlos, erdrückt von dem plötzlichen Wechsel zwischen dem Haß, der sie draußen verfolgte, und der Liebe, die sie hier drinnen erfuhr. Übertäubt von dem Einfachen nach der Verwirrung. Gequält von der Reue für alles unrettbar Verschwundene.

Und der Sohn? Nicht fröhlich, wie er es erträumt hatte, an der Seite seiner Mutter, aber doch mit der Hoffnung: sie lernt dich lieben. Und wenn wir kein helles, luftiges, sonniges Haus aufrichten, wir beide mit unsrer Liebe, Mutter und Sohn, so wird es eine bescheidene Hütte, groß und licht genug, daß wir uns darin nicht zu nah und nicht zu fern sind.

„Mutter, willst du mir vertrauen?"

Durch ihr Schluchzen krampfte sich ein „Ja!" hindurch.

„Komm, Mutter." Er wandte ihr Haupt zu sich hin und neigte seine Lippen auf die ihren. Ganz zart, ganz milde. „Hab' mich lieb, meine liebe Mutter!"

* * *

So, wie es in dieser ersten Stunde gewesen, blieb es zwischen Mutter und Sohn. Hab' mich lieb! Die Bitte lag in allem, was Truges um die Frau herum tat. Liebe Mutter! Die Zärtlichkeit sprach aus allem, womit er sie umgab. Er zeigte ihr, wie sorgsam er ihren Brief und ihr Spielzeug aufbewahrt hatte.

„Siehst du, hier hab' ich auch dein Bild."

Sie beneidete sich selbst, als sie die schlanke junge Tänzerin in der feinen Bewegung sah. „Wenn man jung ist ..."

Digitized by Google

„Ob man jung ist oder alt, das ist für eine Mutter einerlei. Für dich ist es einerlei, du bist bei mir.“

Aber das verstand sie nicht. Scheu und kokett zugleich ging sie einher. Den andern im Haus gab sie kaum die Hand. Frau Papius hielt sich von ihr fern: aus dem Stolz der ehrsamen kleinen Bürgersfrau über die vom Theater. Tante Franziska konnte das Neue, Fremde nicht überwinden. Sie kam selten aus ihrer Stube. Nur Linde half Truges und stützte ihn, wenn er immer wieder versuchte, an das Herz der Frau heranzukommen, die ihm alles versprach, was er wollte. Mit Angst im Blick, mit raschen Lippen. Truges fühlte: versprechen konnte sie, verstehen nicht.

Sie schlief in Großvater Brammers Kammer, und wenn Truges jetzt in seiner Kammer daneben lag, so kam ihm die Wahrheit zu Sinn: er hatte seine Mutter bei sich, aber nun mußte er sie erst recht suchen. Nun war er ärmer denn je, denn seine Träume, die ihn bis dahin reich gemacht hatten, kamen vor der Wirklichkeit nicht mehr auf. Vor der elenden, liebeleeren Wirklichkeit. Er beriet sich mit Linde.

„Sie muß zu tun haben.“

Linde sagte: „Sie kann mir helfen.“

Aber Gisela wußte mit den Zeugblumen und dem Band nichts anzufangen.

„Tante Franziska, jetzt soll Mutter mir das Essen kochen.“

Das alte Fräulein wischte sich die Tränen ab: „Wenn es dir von mir nicht mehr schmeckt ...“

„Nein, bloß daß sie was für mich zu sorgen hat.“

Aber Gisela stand ratlos vor dem Herd. Tante Franziskas zitterige Hände waren noch immer die einzigen, die Truges das spärliche Mahl bereiteten.

Bücher gab Truges seiner Mutter. Sie schlug sie hinten auf und legte sie beiseite. Untätig saß sie und starrte aus dem Fenster, und wenn ihr Sohn kam, stand sie hastig auf und nahm ein Tuch, als wollte sie damit über die Möbel wischen.

Kein liebendes Wort hörte Truges von ihr. Versuchte sie je, zärtlich zu sein, dann waren ihre Manieren gemacht, voller Unnatur. Sie tat mädchenhaft verschämt, wenn er sie küßte. Das Geld, das er ihr gab, ging drauf für grellen Putz, für helle Rüschen, für wehende Federn, für Puder im Gesicht und — was für Truges das schlimmste war — für schwarze Farbe auf dem Scheitel.

„Mutter,“ bat er, „du bist mir so ehrwürdig in deinem grauen Haar.“

„Ich bin doch noch gar nicht so alt.“ Die fast Fünfzigjährige verzog ihr Gesicht in schmollende Falten.

„Ja, Mutter, das ist ja ganz gleichgültig, wie alt du bist. Ich mag nicht, daß etwas Falsches an dir sitzt. Versprich mir: laß dein Haar ruhig grau sein.“

Sie versprach, aber die Eitelkeit war mächtiger als ihr Versprechen, und Linde meinte: „Nimm sie, wie sie ist. Alle die Jahre hat sie sich mit künstlichen Dingen aufgeputzt, das verlernt sich nicht so leicht.“

„Gut,“ entgegnete Truges, „ich will meine Mutter auch unter der Farbe und unter dem Mehlstaub suchen.“

Er suchte und suchte — er fand nichts.

Dann brachen Streitereien zwischen Gisela und Frau Papius aus. Linde beschwichtigte ihre Mutter, Truges hielt Gisela zurück. Aber in den nächsten Wochen war der Streit wieder da, und selbst Linde wurde Truges bisweilen abtrünnig: „Sie muß sich nach uns richten.“

Truges redete und redete. Gisela sah ihn verstockt an, oder sie weinte, oder sie wurde heftig, als ob sie in Krämpfe fallen wollte.

Truges führte seine Mutter auf die Straße. Er ging Arm in Arm mit ihr. Wenn Bekannte kamen, war es sein Eifer, zu sagen: „Das ist meine Mutter.“

Dann setzte Gisela die gezierte Miene auf und sprach sogar davon, daß sie nur für kurze Zeit hier wäre; ihr früherer Theaterdirektor könne gar nicht ohne sie auskommen. Verwundert, mit einem mitleidigen Blick auf Truges, gingen die Leute davon; und Truges bemerkte einmal, daß sein alter Lehrer Fischer, als er die beiden kommen sah, rasch vom Markt aus in die Flämische Straße abbog — ganz sicher, um ihnen nicht zu begegnen. Truges atmete schwer. Auf die Reden seiner Mutter, daß sie zum Theater wolle, antwortete er immer und immer wieder: „Du bleibst doch bei mir. Laß doch endlich die Gedanken an die Komödie.“

„Aber du hast mich noch nicht singen gehört.“

Sie ruhte nicht, bis sie ihm vorsingen durfte. Ach, die schrillen, zerbrochenen Töne!

Digitized by Google

Kein Ton lebte. Sie entschuldigte sich: „Hier ist es zu niedrig."

Dann wollte sie tanzen, faßte das Kleid zu beiden Seiten. Truges sprang auf, und — so weh es ihm tat — ihn ekelte in diesem Augenblick vor der Frau da, die keine Achtung vor sich selbst hatte, keine Ahnung von sich selbst. Wie sollte sie da ihren Sohn erkennen?

Unverstand, Trägheit, Trotz, Zank und zuletzt die Lüge, vor der Truges die Faust ballte.

„Wo ist dein Mann?"

„Das weiß ich nicht."

„Ich will dich losmachen von ihm. Sag' mir, wie er heißt."

„Das ... wie er wirklich heißt, das hab' ich vergessen."

„Deinen eignen Namen?!"

„Meinen ...? Wir nennen uns auf dem Theater immer anders."

„Aber du hast doch gehört, wie dein Mann heißt. Wenigstens bei der Trauung hast du es doch gehört."

„Ich weiß nicht mehr."

„Bist du denn getraut?"

„Was sonst wohl?"

Er kämpfte. Er suchte, er grub, er bat. Er war oben bei Linde und rang die Hände, aber Linde konnte nur trösten. „Mit der Zeit."

„Das soll meine Mutter sein? Danach habe ich mein Leben lang gesucht?"

„Mit der Zeit, Truhs."

Da wurde er zornig, er zwang Gisela zur Arbeit. Mürrisch gehorchte sie. Aber heimlich, hinter seinem Rücken, drohte sie ihm in ihren Worten zu Tante Franziska: „Der soll sich vorsehen! Bald bin ich wieder weg."

„Sei gut zu ihr, mein Junge," bat Tante Franziska. „Sie ist unsre Art nicht gewöhnt."

„Sie soll sie aber gewöhnt werden."

Alles umsonst. Unruhe, Unfrieden im Hause. Manchmal schien es wohl so, als besänne sich Gisela. Dann kam sie mit kleinen Liebeszeichen für Truges. Der hoffte, der dankte, der jubelte zu Linde: „Siehst du, jetzt kommt es doch noch durch."

Aber so tonlos wie Giselas Stimme war, so kraftlos war auch ihr bißchen Mühe, in Truges den Sohn zu lieben. Ach, überhaupt den Sohn erst zu erkennen. Zu spät. Zu fremd. Versteint.

Und Truges bekam nichts von der Seligkeit, nach der er seit bald fünfundzwanzig Jahren lechzte, seit jener Nacht, als er seine erste weite Reise von Madame Papius hinunter in die Kammer getan hatte.

Nichts. Er fand seine Mutter nicht.

Mutterseelenallein.

* * *

Um eine Kleinigkeit war wieder Zank zwischen den Frauen ausgebrochen. Truges mußte seine Mutter schelten.

Da nahm sie Geld aus seinem Kasten und entwich.

Es war leicht, ihr nachzukommen. Truges fand sie auf. In Hamburg, vor einem Tivoli. Sie kauerte auf der Treppe und wimmerte. Straßenjungen um sie herum. Truges beugte sich zu ihr herab: „Mutter!"

Sie sah irre zu ihm auf. Und da sie sah, daß ihr Sohn vor ihr stand, fühlte sie keine Scham über ihre Flucht, über das, was sie ihm angetan hatte. Nein, sie dachte nur an sich. „Sie wollen mich nicht annehmen," stieß sie hervor.

„Mutter, komm!" Er zog sie empor. Willenlos ging sie mit. Die Straßenjungen folgten ihnen. „Komm, Mutter!"

Das war alles, was er sagte, wenn sie schwankte, wenn sie eine Bewegung machte, als wolle sie sich von ihm losreißen. „Komm, Mutter!"

„Nicht annehmen ... die Sch..."

„Laß, Mutter."

Wieder nach Kiel. Wieder in die Haßstraße. Und das Leben ging wieder an, schlimmer als je. Angst, Mißtrauen, Zank, Lüge. Weiter nichts.

Truges erlahmte nicht, so matt er wurde. Helfen konnte ihm jetzt niemand mehr.

Noch einmal versuchte Gisela, in ihr altes Leben zurückzukehren. Er hielt sie fest. Er stellte ihr vor: „Ich würde dich gehen lassen, Mutter, wahrhaftig, aber du kannst dir ja dein Brot nicht mehr verdienen. Das mußt du doch wenigstens einsehen. Deshalb bleib, deshalb mußt du hierbleiben."

Sie war schwer beleidigt. Ihren Feind nannte sie ihn. Er gönnte es ihr bloß nicht, daß sie noch auftrat, genau wie alle andern.

Zuletzt ließ ihre heftige Weise nach, sie wurde stumpf. Jeder mied sie, nur Truges

Digitized by Google

ließ nicht ab, ihr liebreich zuzureden. Keine Strenge mehr.

Nun schien es, als ob ihr allmählich eine Ahnung davon aufdämmerte, was er denn eigentlich von ihr wollte; und wie ihr Sohn, so hat auch die unglückselige Frau selbst vielleicht nach der Mutter in ihrer Seele gesucht.

Und nichts gefunden.

Da hat sie vielleicht einen Augenblick das ganze Leid ihres Sohnes ermessen und ist verzweifelt über ihren eignen Mangel. Und Gott mußte es zulassen, daß sie unter diesem Schmerz zusammenbrach.

Man zog das arme Geschöpf tot aus dem Hafen.

* * *

Kandidat Brammer ...

Wer kannte ihn nicht?

Freundlich ging er, gesenkten Hauptes, durch die Straßen Kiels und sah dann viel älter aus, als er in Wirklichkeit war. In dieses und jenes Haus trat er und half Knaben und Mädchen, daß sie tüchtig wurden. Milde war sein Wesen. Seine Schüler liebten ihn. Sein Leben war ein Segen im engen Kreise, und wenn er die Augen hob und sie auf den jungen Menschenlindern vor ihm ruhen ließ, so war sein altes Aussehen verschwunden, und sein Antlitz leuchtete in einer eignen Jugendschöne.

Ab und zu, bei empfänglichen Gemütern, holte er ein Märchen oder ein stilles Gedicht aus seiner Mappe, das las er vor. Nur dann wurde er begeistert und strahlte etwas unsagbar Wohliges auf die Kinder aus, wenn sein Mund die Mutterliebe pries als das Köstlichste und Heiligste, was den Sterblichen beschieden ist.

„Nur ein ganz reines Glück gibt es auf Erden: wenn uns die Mutter küßt."

Wer da hörte, wie er diese Worte sprach, der hat den innigen, träumerisch-wehmütigen Ton seiner Stimme nimmer vergessen.

Aber tiefer hat auch niemand in ihn hineingeblickt. Selbst Linde hat nicht alles gewußt und begriffen, was er trug. Selbst Linde nicht, obschon sie — war es nicht im letzten Grunde um seinetwillen? — seinem Manne folgte. Drei oder vier traten vor sie hin und warben um sie, aber sie blieb Linde Papius. Schwesterlich, ja fast mütterlich sorgte sie für ihren Truges. Sie arbeitete, war zufrieden und hatte sogar fröhliche Stunden, wenn es ihr auch nicht vergönnt ward, an Truges Brammers Seite in einer Stube mit Morgensonne zu wohnen.

Die Alten, die um Truges' Jugend gewesen waren, erloschen still. Frau Papius, Tante Franziska und Lehrer Fischer — sie alle geleitete er treuen Herzens über den Markt, durch die Holstenstraße und weiter bis nach St. Jürgens Friedhof. Da ruhen sie bei all den andern Gästen des fremden schwarzen Herrn aus vom Putzen, vom Wundererzählen und von der hehren Pädagogik. Truhs Brammer erbte die kleinen Schätze, die das adlige Fräulein hinterließ, und er hegte sie mit der Liebe, die sie gewohnt waren: die Tasse mit dem Goldrand, die Ahnenbilder, das Buch vom wahrhaftigen feurigen Drachen ...

Auch sein Lehrer bedachte ihn freundlich. Die Bücher, die des alten Junggesellen Stolz gewesen waren, und die vielen, vielen Zettel mit den Notizen zu dem großen Werke unbestimmten Titels und Inhalts nahm Truges in sorgliche Obhut, und mit ihnen wanderte von der Schloßstraße zur Haßstraße mancherlei Hausgerät hinüber. Darunter war auch der Tisch, an dem Truges neben Bodie Samsoe gelernt hatte. Dort, wo die besondere Ader in der Holzplatte lief, war Bodies Platz. Er sah noch, wie sie ihren feinen Ringfinger über diese seltsam geschwungene Ader gleiten ließ. Ihr Platz blieb immer frei bei ihm.

Erinnerungen — lauter Erinnerungen — liebe und wehvolle. Einst, als er noch im Sehnen befangen war, hatte er nur Leid empfunden, wenn sich Freude und Schmerz in ihm mischten, jetzt war das anders. Jetzt, wo er nichts mehr ersehnte, wurde aus Freude und Schmerz in seiner Seele ein Wohlgefühl, über dem nur eine leise Trauer schwebte. Kein Sehnen, kein Entbehren — ein unzerstörbarer Besitz in Träumen.

So gern es Linde vermieden hätte, sie konnte es ihm nicht ersparen: fremde Leute zogen neben und unter ihm ins Haus. Er ließ sie ruhig, er wußte nichts von ihnen, und sie blieben ihm auch so gut wie unbekannt.

Neue Menschen traten nicht in sein Dasein, neue Ereignisse ließ er nicht mehr an sich heran. In ihm und um ihn war alles abgeschlossen. Aber er war deswegen nicht arm, nicht dumpf — nur gleichmütig. Nach

Digitized by Google

all den trügerischen Tönen, die ihn verwirrten, hatte er eine Harmonie gefunden — seine Harmonie. Der lauschte er.

Oft saß er auf Großvater Brammers Schemel, oft zündete er auch die Lampe hinter der Schusterkugel an. Es waren viele Bilder in dem runden Schein. Bilder und Stimmen ... Treckt sick all torecht, nicht wahr, Großvater?

Kandidat Brammer ...

Jahrein, jahraus. Bis zu dem Jahr, wo etwas in ihm hervorbrach — sie sagten, seines Vaters Erbteil —, was ihn zwang, seinen Schülern Lebewohl zu sagen.

Das war sein letzter Schmerz. Auch den überwand er bald. Er lag in seiner Kammer, ohne schweren Kampf. Sein Leib löste sich auf, seine Seele wurde immer heller, klarer, immer gelassener. Es ging schnell.

Lindes Tränen und Gebete hielten ihn nicht hier unten, wo er seinen Stamm sah und empfand als das Geschlecht der Unterirdischen. Sein Geist wollte hinauf, durch alles Gekläft, durch allen Nebel — höher hinauf durch alle Wolken zu der großen, ewigen Herrlichkeit des Lichts, der Morgensonne.

Und in einer Nacht, als Linde bei ihm saß, richtete er sich auf und sprach diese Abschiedsworte: „Nun fühle ich — es ist so weit, daß ich gehen soll. Und nun danke ich dir, liebe Linde, wie ein Mensch dem andern nur danken kann, für all deine Treue und Liebe. Ist es so, daß mein Friede, ja, vielleicht meine Mutter hier auf Erden in deiner Gestalt neben mir gestanden hat, und ich habe dir nicht die Hände gereicht? Ist es so, wie es mir ahnt? Dann darf es uns nicht schmerzen, denn es war mein Schicksal, daß ich hier unten meine Mutter nicht finden sollte, und ich hätte die Arme vergebens nach dir ausgestreckt. Nichts, nicht unser eigner und nicht fremder Wille befreit uns von der vorbestimmten Qual, aber auch das vorbestimmte Glück kann uns kein Erden- und kein Himmelswille rauben. Notwendigkeit ist alles ...

Qual und Glück — sie haben jäh in meiner Brust gewechselt; du aber, gute Linde, warst das freundlich Beständige in meinem Leben. Darum — wie denn ein Mensch den andern bitten und ihm danken kann — verzeih, daß ich nicht so nahe zu dir kam, wie du es, gute Linde, ersehntest. Und Segen auf dein liebes Haupt für alles, alles ... Und nun ..." — sein Antlitz wandelte sich, gespannt blickten seine Augen von Linde weg empor in andre Welten — „nun ist es mir bestimmt, in der Ewigkeit weiter zu suchen — nach meiner Mutter."

Da tat sein Herz den viertletzten Schlag ...

Wenn einst ich sterbe ...

Wenn einst ich sterbe, kränze dein Haar,
Den dunklen Samt, mit roten Rosen.
Aus vollen Händen ganz mit losen
Blumen umstreue die Totenbahr.

Laß Kerzenglanz im Zimmer sein.
Dein dunkelschönes Auge soll lachen,
Willst du drei Nächte bei mir wachen
Die stille Wacht am Totenschrein.

Nur eine Träne weine mir,
Wenn sie mich aus dem Hause tragen ...
Dann lache wieder und hör' mich sagen:
Ich bin ja immer noch bei dir.

Zwei Herzen, die sich so verstehn,
Zusammengeschmiedet in Feuergluten,
Hören nicht auf, füreinander zu bluten:
Die Liebe kann nicht untergehn.

Mit roten Rosen kränze dein Haar
Und schaue lachend auf zu den Sonnen
Des Himmels und freu' dich der Erdenwonnen,
Wie der es tat, der dein Buhle war.

Albert Sergel

Digitized by Google

Vor einem alten Bilde

Maria ſitzt im Roſenhag
Und wiegt ihr Jeſuskind,
Durch die Blätter leiſe
Weht der warme Sommerwind.

Zu ihren Füßen
Singt ein buntes Vögelein —
Schlaf, Kindlein, ſüße,
Schlaf nun ein.

Hold iſt dein Lächeln,
Holder deines Schlummers Luſt,
Leg' dein müdes Köpfchen
Feſt an deiner Mutter Bruſt.

Martin Boelitz

In den Seebuchen

In des Buchenwaldes Traum und Trauer
Komm' ich hergegangen ſcheu und ſacht.
Graues Schweigen, unbewußte Schauer
Und ein letzter leiſer Duft der Nacht.

Blieben ewig dieſe ſüßen Stillen,
Deren Zaubermilde mich entzückt,
Ließen mich vergeſſen Welt und Willen
Und ein Ringen, das mich nie beglückt!

Abtun möcht' ich all die ſchweren Bande,
Möchte wenden allen Widerſtreit
Und noch einmal rein in reine Lande
Wandeln durch die Morgeneinſamkeit.

Bodo Wildberg

Am Strand bei Scheveningen

Der Seewind flattert
Und ſpricht zu uns:
Ihr beide, die ihr da geht,
Wie hab' ich ſo manche tauſend Jahr
Schon über die Düne geweht,
Und habe Sand und aber Sand
Über die Weiten geſät
Und über die Menſchen ſo wie ihr —
Ihr beide, die ihr da geht.

Und die Woge hebt ſich
Und rauſcht und ſchäumt:
Ihr beide da, Hand in Hand,
So lauf' ich tauſend und tauſend Jahr
Gegen den träumenden Strand,
So hab' ich gar viele Menſchen geſehn —
Und ruhen heut ſtill im Land,
Denn alles Kommen iſt nur ein Gehn —
Ihr beide da, Hand in Hand.

Der Seewind flattert,
Die Woge ſchäumt —
Du, Liebſte, gib deinen Mund!
Hier raunt und klingt die Ewigkeit
In unſeren ſeligen Bund.
Und ſingt vom Werden und Vergehn
Und von der blühenden Stund',
Hier laß uns beide ſtille ſtehn —
Du, Liebſte, gib deinen Mund!

Karl Rosner

Digitized by Google

Elefantenportal und Verwaltungsgebäude.

Im Berliner Zoo

Von Ernst Warburg

Ich werde nie vergessen, wie mich der geistreuge Herr Professor, mein ehemaliger Deutschlehrer, „anlappte", als ich ihn mit den sterbenden Überresten meiner Pennäler-Demut einlud, des Nachmittags mit mir in den „Zoo" zu gehen. Es war an einem lachenden Frühlingstage zu Anfang Mai. Die immer wehmütig quiekende Tür des Gymnasium Fridericianum hatte sich erst vor wenigen Wochen für immer hinter mir geschlossen, seit acht Tagen schlürfte ich mit den Frühlingsdüften des Berliner Tiergartens und seines bescheidenen Schwesterleins, des Kastanienwäldchens hinter der Universität, die vielgerühmte akademische Freiheit — und nun mußte ich im Frühgenuß meines Großstädtertums erleben, daß ich noch nachträglich einen schulmeisterlichen Klaps auf den Mund bekam. Und warum? Weil ich den Verführungen des Berliner Sprachgebrauchs nicht zu widerstehen vermochte und in den „Zoo" einlud anstatt in den „Berliner Zoologischen Garten". Er konnte das abgekürzte Verfahren, die „gottverdammte Bummel- und Schlenderweis'" in der deutschen Sprache nun einmal durchaus nicht leiden, mein lieber alter Professor. Das ging so weit, daß er auch zu Hause nimmermehr, am allerwenigsten seiner Frau, erlaubte, die Älteste etwa Erna, den Jüngsten etwa Kuno zu rufen, wo sie doch Ernestine und Kunibert getauft waren. Daß es für Menschen und Dinge, die einem lieb und vertraut geworden, Schmeichelnamen geben müsse, davon wollte er nichts wissen. Und so hätte es denn an jenem heitern Maitage auch sicherlich nichts gefruchtet, wenn ich ihm klarzumachen versucht hätte, daß es vielleicht mehr noch als die übelberufene Berliner Stenophonie das Berliner Zärtlichkeitsbedürfnis sei, das sich für den ausgesprochenen Liebling seiner Erholungs-, Bildungs- und Vergnügungslust einen bei aller Knappheit so wohlklingenden Kosenamen geschaffen hat.

Denn zweifellos: der Zoo gehört zu den Dingen, zu denen der Berliner ein intimes, von Freude, Liebe und Stolz getragenes Verhältnis hat. Man braucht nur auf den zärtlichen Widerhall zu horchen, den er dem Doppel-o gönnt, wenn er einen Freund dahin einladet oder einem Fremden den Weg dahin zeigt. Der Zoo kommt für ihn gleich hinter dem Grunewald und dem Tiergarten.

Dabei gehört er noch nicht einmal zu den „Alten"; seit seiner Eröffnung am 1. August 1844 sind erst wenig mehr als zwei Men-

Digitized by Google

schenalter verflossen. Von vornherein war, was sich da seit 1841 auf dem Gelände der ehemaligen Fasanerie am Rande des Tiergartens vorbereitete, das Unternehmen einer Aktiengesellschaft. Ihr hatte König Friedrich Wilhelm IV. seine auf der Pfaueninsel angelegte Tiersammlung überlassen, die nun den Grundstock abgab für all die zahlreichen, sich im Laufe der Jahrzehnte daran anschließenden Erwerbungen und Schenkungen. Ein Zuschuß von fünfzehn-, dann ein weiterer von zehntausend Reichstalern begleitete diese Schenkung.

Zunächst freilich war es ein recht bescheidenes Dasein, das der Berliner Zoologische Garten fristete. Der Zufall herrschte, den Sammlungen fehlte die wissenschaftliche Methode, die Einrichtung und Unterbringung der Tiere entbehrte eines festen Systems, so lebhaft sich auch Heinrich Lichtenstein, der Direktor des Berliner Zoologischen Museums, der wohl als der geistige Vater des Unternehmens betrachtet werden muß, um die junge Anstalt mühte, und so freudig ihm dabei Männer wie Alexander von Humboldt und der Gartendirektor Lenné zur Hand gingen. Ein Verzeichnis der Tiere aus dem März 1846 kommt mit dreieinhalb gedruckten Oktavseiten aus und enthält noch nicht hundert Arten; zwei Jahre später betrug die ganze Jahreseinnahme nur 18000 Mark.

Gründlich wurde das erst besser, als 1869 mit Hilfe des Finanzministers von der Heydt und maßgebender Aktionäre wie Ravené, Stobwasser, Spinn, Mendelssohn-Bartholdy u. a. eine gründliche geschäftliche Neuordnung durchgeführt und Heinrich Bodinus zum Direktor und gleichzeitig zum Reorganisator des Gartens berufen wurde. Bodinus war ein auf den Universitäten Greifswald und Berlin medizinisch und naturwissenschaftlich gebildeter, höchst gelehrter, mehr aber noch ein praktischer Zoologe. Schon durch die Anlage des Kölner Zoologischen Gartens (1859) sowie durch dessen glücklichen Ausbau und kundige Verwaltung hatte er sich diesen Ruf erworben. Alle die dort gesammelten Erfahrungen brachte er nach Berlin mit, um sie hier in erweitertem Maßstabe und mit ungleich reicheren Mitteln durchzuführen. So konnte es nicht ausbleiben, daß der Berliner Zoologische Garten bald viele seiner Vorbilder überflügelte, ja sich unter der Direktion von Bodinus selber zu einem europäischen Muster herausbildete. Namentlich in bezug auf Akklimatisation und Züchtung fremdländischer Tiere erzielte Bodinus Erfolge, die bisher unter deutschem Himmel schlechthin für unmöglich gehalten waren. Als er 1884 starb, genoß der Berliner Garten bereits Weltruf.

Doch darf dabei auch seiner Helfer nicht vergessen werden. Wie im Vorstand der re-

Blick auf den Wirtschaftshof

Digitized by Google

Das Straußenhaus.

organisierten Anstalt tüchtige, unternehmende Geschäftsleute saßen, so fand sie in den Architekten Ende und Böckmann, den Erbauern des Museums für Völkerkunde und zahlreicher andrer bemerkenswerter Bauten, hervorragend begabte Kräfte für die Bauschöpfungen, die seit 1869 begannen und die dieser zweiten, bis 1883 währenden Periode mit das Gepräge gaben. Ende und Böckmann verfolgten insbesondere das vornehme Ziel, „die Tierhäuser durch geschmackvolle Anwendung fremdländischer Baustile in einen gewissen künstlerischen, den Schönheitssinn befriedigenden Einklang mit ihren Bewohnern zu bringen". So entstanden u. a. 1870/71 das große Raubtierhaus und der neue Bärenzwinger, 1872 das Antilopenhaus, 1873 das Elefantenhaus, 1883 das neue Affenhaus.

Bodinus' nächster Nachfolger wurde Dr. Max Schmidt, der vorher mit glücklichem Erfolge fünfundzwanzig Jahre lang den Frankfurter Zoologischen Garten geleitet hatte, dem es aber in Berlin nur für drei Jahre vergönnt war, mit dem alten organisatorischen Weitblick sein neues Amt zu verwalten. Dann, 1888, kam der erst achtundzwanzigjährige Dr. Ludwig Heck, ein gründlich geschulter wissenschaftlicher Zoologe, den es aber gleich seinem Vorgänger Bodinus von früh auf zu praktischer Beschäftigung mit der Tierwelt hingezogen, und der schon in den Zoologischen Gärten zu Frankfurt a. M., Berlin und Köln gründliche Erfahrungen gesammelt hatte. So machte sich denn Prof. Heck auch während seiner jetzt schon zwanzigjährigen Berliner Wirksamkeit neben der stetig fortschreitenden Bereicherung des Tierbestandes und dessen sorgfältigerer Gliederung hauptsächlich um die zweckmäßige Unterbringung, Ernährung und Behandlung seiner Schützlinge verdient. Wer die begeisterten Schilderungen gelesen, die der inzwischen zum Professor ernannte Direktor von seinem Besuche in Ascania Nova, Friedrich Falz-Feins „zoologischem Paradiesgarten" in der südrussischen Steppe, entworfen hat, der weiß, was für ein warmherziger und verständnisvoller Tierfreund Heck ist, der begreift, daß selbst der sonst keineswegs immer friedliche alte Nandu-Straußenhahn, der dort zwischen den Gutsgebäuden frei umherläuft, bald gut Freund mit ihm wurde. Wie in der Behandlung, so zeigte sich Heck auch in der Aufspürung und Erwerbung noch nicht vertretener Tierarten von vornherein außerordentlich glücklich. Heute zählt der Berliner Zoologische Garten rund 3000 Exemplare, und zwar in mehr als 1300 Arten von Säugetieren und Vögeln, darunter allein sechzehn Löwen in allen Altersklassen und in den verschiedensten geographischen Formen. Damit steht er als

Digitized by Google

Deutsch-ostafrikanischer Löwe aus dem Wahehegebiet.

Sammlung an erster Stelle. Welche Dienste er, namentlich dank seiner Verbindungen mit unsern Kolonien und mit zahlreichen Reisenden, überseeischen Kaufhäusern, Jagdliebhabern usw., der wissenschaftlichen Forschung leistet, bedarf nach dieser Statistik wohl keiner Erörterung mehr.

Aktionär des Zoologischen Gartens zu sein, bedeutete unter diesen glücklich sich entwickelnden Verhältnissen längst einen nicht zu verachtenden finanziellen Vorteil. Doch verkannte auch die neue Periode keinen Augenblick ihre Pflicht, die Tier- und Nutzbauten nach der ererbten Tradition weiter auszugestalten. So wurde in den Jahren 1893 und 1894 die gesamte Be- und Entwässerungsanlage erneuert, 1895 die Errichtung eines umfassend gedachten Vogelhauses in Angriff genommen, 1896 der Grund zu dem schönen Stelzvogelhaus gelegt, 1897 das Kamelhaus gebaut, 1898 durch mehrere neue Häuser und Gehege der Hirschpark erweitert. Dazu gesellten sich dann noch mancherlei Wirtschaftsgebäude und wesentliche Einzelverbesserungen an den schon bestehenden Tierhäusern.

Der Hauptruhm des Gartens besteht aber auch heute noch in dem Prinzip der naturgemäßen Unterbringung der Tiere, einem praktisch-wissenschaftlichen Grundsatz, der mit Recht der „deutsche" genannt wird, weil er bei uns im Gegensatz zu den menagerieartigen Tiergärten, wie sie noch im achtzehnten Jahrhundert namentlich in Österreich, zum Beispiel in Schönbrunn gepflegt wurden, zum erstenmal zum siegreichen und bald vorbildlichen Durchbruch kam. Dieses „deutsche", jetzt auch im Auslande dankbar übernommene Prinzip verlangt, daß man den Tieren den zulässigsten Grad von Freiheit gönnt, daß man ihre Aufenthaltsorte möglichst denen ihrer Heimat entsprechend einrichtet, und daß man den Park im ganzen so anlegt, daß die Besucher den Tieren nach allen Richtungen hin ihre Aufmerksamkeit schenken können. Um den Tieren das tropische Klima zu ersetzen, schuf man in der weiteren Verfolgung dieses Prinzips kostspielige Häuser mit verwickelten Heizungsanlagen. Enttäuschungen und Fehlgriffe blieben dabei nicht aus. Die Tiere wurden „verwöhnt", und als Folge dieser allzu besorgten Behandlung stellten sich nicht selten gefährliche Erkrankungen der Atmungsorgane ein, die häufig in Tuberkulose ausarteten. Um dem vorzubeugen, ist man jetzt fast allgemein dazu übergegangen, die tropischen Tiere allmählich an das Klima ihres neuen Wohnortes zu gewöhnen. Wie der Kölner und andre, so soll auch der Berliner Zoologische Garten in dieser Hinsicht neuerdings höchst erfreuliche Erfolge zu verzeichnen haben.

Digitized by Google

Ernst Gentzel: Flamingos im Berliner Zoologischen Garten

Digitized by Google

Digitized by Google

Königstiger.

Einen — nicht mehr ungefährlichen — Schritt weiter ging man anderswo mit der Anlegung von sogenannten Akklimatisationsgärten — ein Wort, das sicherlich auch meinem lieben Professor lang genug gewesen wäre. Ihnen liegt der Gedanke zugrunde, nicht nur der zoologischen Wissenschaft und der Schaulust der Menge zu dienen, sondern die fremden Tiere auch wirtschaftlich nutzbar zu machen und sie in Europa dauernd einzubürgern. Der berühmteste dieser Gärten ist der 1854 auf Anregung von H. Geoffroy Saint-Hilaire gegründete Jardin d'acclimatation in Paris. Was man dort und anderwärts erreichte, war freilich nicht allzuviel. Bei Lichte besehen, ist auch jener im großen Stil angelegte Pariser Garten nichts andres als ein zoologischer Garten, der sich von andern im wesentlichen nur dadurch unterscheidet, daß er Raubtiere ausschließt. Beachtenswert erscheint unter den mannigfaltigen Bestrebungen, den Tieren durch Grotten, große Gehege, Baumgruppen, Wasserflächen, Gesteinschichtungen usw. ihrer Natur entsprechende Lebensverhältnisse zu bieten, Hagenbecks erst 1907 eröffneter Tierpark in Stellingen bei Hamburg, worin die Gitter zum Teil durch versteckt angelegte Gräben ersetzt werden. Daß damit wesentliches erreicht werde, läßt sich schwerlich behaupten. Um sich in die afrikanische Wüste, in das amerikanische Hochgebirge, in asiatische Steppen oder in australische Sümpfe zu versetzen, braucht es doch immer der Phantasie des Beschauers. Es geht am Ende mit dieser Praxis wie mit den übertriebenen naturalistischen Bühneneinrichtungen unsrer Tage: allzu penible Nachahmung der Wirklichkeit lähmt nur die Phantasie und läßt uns die unvermeidlichen Abweichungen von der Naturszenerie oft erst recht schmerzlich empfinden.

Doch diese hohe wissenschaftliche Bedeutung hätte dem Zoologischen Garten — auch bei einer so bildungsbeflissenen Bevölkerung wie die Berlins — schwerlich seinen zärtlichen Kosenamen eingetragen. Dazu mußte sich die Bildungsanstalt zugleich zu einem großstädtischen, mit allen „Attraktionen" der Neuzeit ausgestatteten Vergnügungspark entwickeln. Nun, das hat der Zoo im Laufe der letzten fünfundzwanzig Jahre weiß Gott redlich getan! Nachdem schon 1869 das riesige Restaurationsgebäude, 1870 das Muschelorchester, 1874/75 der große Konzertsaal entstanden waren, machte sich der Garten 1884 als eins der ersten Vergnügungsetablissements die elektrische Beleuchtung dienstbar und führte gleichzeitig die täglichen Doppelkonzerte ein. Der gewaltige geschäftliche Aufschwung, den das Unternehmen dadurch erfuhr, machte die Leitung für ihre weiteren Ausgestaltungspläne von Jahr zu Jahr mutiger. Ihr

Digitized by Google

Verdienst ist es, daß dabei die beiden Ziele, die sich ein moderner zoologischer Garten in seiner Doppeleigenschaft als wissenschaftliche Schauanstalt wie als vornehmer Erholungs- und Vergnügungsort stellen kann, in gleichem Maße berücksichtigt wurden: mit der Vermehrung des Tierbestandes, seiner übersichtlichen belehrenden Anordnung in einheitlichen Anlagen und zusammenhängenden Revieren hielten Schritt der gärtnerische und architektonische Ausbau der Gesamtanlage, die stilgerechte, zweckmäßig sinnvolle Ausführung aller Einzelbauten und der nach populären Gesichtspunkten gehandhabte Restaurations- und Konzertbetrieb.

Heute beträgt das Kapital, mit dem der Zoo arbeitet, etwa drittehalb Millionen. Aber was ist dafür, gerade in den letzten zehn Jahren, auch alles geschaffen worden! Wenn sich heute Heinrich Lichtenstein und sein Freund Alexander von Humboldt von einem schmeichelnden Frühlingstage aus dem Grabe locken ließen, sie würden ihren „Zoologischen Garten bei Berlin" gar nicht wiedererkennen. Was der Name an Umfang eingebüßt, hat die Anlage selbst an Bevölkerung und Bebauung tausendfach gewonnen. Es würde sich ein kleiner homerischer Schiffskatalog ergeben, wollten wir mit Namen jede praktische und architektonische Einzelheit aufführen, die nach und nach aus dem Boden der ehemaligen Königlichen Fasanerie emporgewachsen ist. Das neue Verwaltungsgebäude am Kurfürstendamm, daneben das Elefantenportal, der russische Musikpavillon an der Adlervoliere, der chinesisch-japanische Musikpavillon an der Dreisternpromenade, die Leuchtfontäne, der neue Gemsen- und Lamaberg, der Aussichtsturm, das neue Straußenhaus, das Palmen- und Gewächshaus, die Fasanerie, die Wasserflugkäfige, die Anlagen für Wasser- und Landnagetiere, das Bison- und Wisenthaus — das sind nur einige wenige der Neuerungen und Erweiterungen, die das letzte Jahrzehnt dem Zoo gebracht hat. Und wie unter dem Schatten der alten Bäume alljährlich neue frische Sträucher und Stämmchen heraufwachsen, so ziehen auch durch die Gittertore des Gartens mit jedem jungen Jahre von neuem die Maurer und Zimmerleute ein, um hier eine neue Wirtschaftsanlage, dort ein neues behagliches Heim für Zwei- oder Vierfüßler erstehen zu lassen. Manches Mal möchte man dem Luxus und dem dekorativen „Geschmack", der dabei waltet, ein wenig Einhalt getan wissen. Wenn den Meerschweinchen Miniatur-Rokokoschlößchen mit Schildwachhäuschen und Uhrtürmen, Sennhütten, ja ganze Liliputaner-Bauerndörfchen gebaut werden, so grenzt das fast schon aus Gezierte. Doch das kleine Volk unter den Besuchern hat gerade an diesen

Der junge Elefant im Bade.

Digitized by Google

Eisbär in seinem Zwinger.

und ähnlichen zwerghaften Spielereien seine Hauptfreude. Also gönnen wir ihm das Vergnügen! Wenn bei den Meerschweinchen und Biberratten erst die neue Kunstgewerbebewegung mit ihren Grundsätzen der Einfachheit, Wahrheit und Zweckmäßigkeit Einzug hält, wird es freilich in diesen Regionen einen Mordsaufruhr geben.

Das Hauptverdienst dieser architektonischen und praktischen Ausgestaltung, wozu auch die Spielplätze und die künstlerisch ausgeschmückten Spielhallen gehören, fällt auf den Namen des Geh. Baurats Wilh. Böckmann, der seit 1893 Mitglied, seit 1897 Vorsitzender des Vorstandes war, und mit dessen Tode im Jahre 1902 der Berliner Zoologische Garten einen schweren Verlust erlitt. Man sagt kaum zuviel, wenn man ihn, der die schönsten unter den älteren Tierhäusern mit erbaut und die ganze spätere Umgestaltung angeregt hat, den „architektonischen Schöpfer des heutigen Berliner Zoologischen Gartens" nennt. Seine ganze Tatkraft, sein ganzes glänzendes Organisationstalent stellte Böckmann in den Dienst dieser Lieblingsaufgabe seines Alters. Nach seinem Tode trat an die Stelle des ehrenamtlichen Vorstandes endgültig ein „Aufsichtsrat" mit Justizrat Dr. Max Gelpcke an der Spitze, während der neue „Vorstand" allein von Prof. Dr. Heck (wissenschaftlicher Direktor) und Franz Hermann Meißner (kaufmännischer Direktor) gebildet wird.

Einen kleinen Kampf gab es, als 1905 aus den Verwaltungskreisen des Zoo der Plan entsprang, auf dem Gelände des Gartens, das der Berliner mittlerweile als geheiligt und unantastbar betrachtete, eine Riesenausstellungshalle zu erbauen. Endlich aber siegten die Befürworter dieses Projektes doch, und so begann denn im folgenden Jahre an der Hardenbergstraße und der Stadtbahnseite ein gewaltiger, mit Rücksicht auf die nahe Kaiser-Wilhelm-Gedächtniskirche im romanischen Stil gehaltener Bau von zweihundert Metern Länge und sechzig Metern Breite emporzuwachsen. Er lehnt sich in seiner Stilrichtung und seinen architektonischen Verhältnissen an die berühmte Kaiserpfalz in Goslar an und enthält sowohl einen großen, reich ausgestatteten Bankettsaal, der an achttausend Personen faßt, wie einen gewaltigen Ausstellungsraum, der in diesem Sommer die Schiffsbauausstellung beherbergt.

* * *

Wenn der Zoo den Berlinern so schnell ans Herz gewachsen ist, so liegt das nicht zuletzt an der erfreulichen Tatsache, daß er sich von jeher der Kinderwelt, ihrer in der Großstadt oft so beschränkten und ge-

Digitized by Google

Der Neptunsteich.

fährdeten Bewegungs- und Spielluft liebevoll angenommen hat. Tausende und Abertausende von Babys und Abschützen tummeln sich hier tagtäglich unter dem Schutze rotbäckiger Spreewäldlerinnen oder blaßwangiger Bonnen. So weiß der Mensch, freilich auf einem weiten Umwege, der Natur doch noch wieder ein Stück „Paradies“ abzulisten. Wie einst im Garten Eden ihre Vorfahren, so wachsen nun hier im Zoo die Menschlein des Berliner Westens in friedlicher Eintracht mit ihren Brüdern im „stillen Busch, in Luft und Wasser“ auf und suchen so einigermaßen wenigstens die Vorzüge auszugleichen, die das Schicksal den Land- und Kleinstadtkindern vergönnt hat, die mit Kuh und Esel, Pferd und Füllen von frühester Kindheit an auf du und du stehen. Daß es meistens exotische Gäste sind, von denen sich die kleinen Berliner Weltbürger das Futter aus der Hand fressen, die Fingerchen lecken oder gar ihr ganzes gewichtiges Persönchen durch den Garten tragen lassen, macht dabei nur wenig aus.

In den Freundschaften, die da mit den Insassen des Affenhauses, des Elefantengeheges oder des Bärenzwingers geschlossen werden, wetteifern mit dem kleinen Volk allenfalls nur die Herren Künstler, die oft stundenlang vor den Eisenstäben auf Posten stehen, um dem majestätischen Löwen, dem stolzen Königstiger, dem schwer hinwandelnden Elefanten und seinem täppischen Jungen, dem plumpen Eisbären oder den langstelzigen Kranichen eine glückliche Stellung abzugewinnen und sie so auf das Blatt ihres Skizzenbuches zu bannen.

Neuerdings ist ihnen nun aber in der farbigen Photographie ein nicht ungefährlicher Konkurrent entstanden. Zumal nach dem bekannten Mietheschen Verfahren sind geschickten Lichtbildkünstlern eine Reihe von Aufnahmen gelungen, die in überraschender Weise Naturtreue mit malerischer Wirkung verbinden. Diesen Bemühungen verdankt auch unser Aufsatz seine Abbildungen. Es sind Dreifarbendrucke nach farbigen Naturaufnahmen, die Geheimrat Miethe selbst mit Genehmigung und im Auftrage der Direktion im Zoologischen Garten gemacht hat, und zwar für die Rotophot-Gesellschaft (Berlin SW 13). Sie überheben uns mit ihrem lebendigen Kolorit und ihrer feinsinnigen Erfassung der verschiedenen Tiercharaktere der Mühe, noch mehr zum Ruhm des Berliner Zoo zu sagen. Der Zoologe, der Architekt und der Landschaftsgärtner, sie alle drei, die dem Berliner Zoo in erster Linie seinen Weltruf geschaffen haben, empfangen auf diesen Blättern ein ebenso rühmliches wie unbestechliches Zeugnis.

Digitized by Google

Die Honigvöglein

Vier Miniaturen aus dem Immenleben

Von Ewald Gerhard Seeliger

Ewige Jungfrauen

Es sind zwar nicht immer elftausend, aber selten weniger, meistens mehr, die sich in einem Bienenstock zusammenfinden. Vor Abstoßung eines Schwarms steigt die Zahl leicht auf fünfzigtausend. Durch ungenügende Ernährung in zartester Kindheit sind sie alle zum Zölibat verurteilt worden. Eierstöcke und Samentasche fehlen zwar nicht, sind aber durch Verkümmerung unbrauchbar gemacht. Dafür besitzen sie einen Stachel, von dem sie zum Schrecken der Nichtimker einen vortrefflichen Gebrauch zu machen wissen. Ihre Mundteile, deren Hauptstück der Saugrüssel ist, sind in mustergültiger Weise aus- und durchgebildet. Sogar zwei Sammelkörbchen hat sich jede angeschafft: die Schienen der Hinterbeine sind ausgehöhlt und werden von starren Raubborsten umstanden; dort hinein bürsten sie den Blumenstaub, um ihn so recht bequem nach Hause tragen zu können.

Der Honigmagen, die kropfartige Erweiterung der Speiseröhre, dient dem gleichen Zwecke, nur daß darin der Nektar der Blüten gesammelt wird, der sich in diesem Behälter durch Beisatz von Ameisensäure und Speichel zu Honig umwandelt. Doch das Arbeitstierchen wäre noch nicht vollendet, wenn es nicht auch einen Wachsapparat am Leibe hätte. An der Bauchseite des Unterleibes zeigt der Chitinpanzer vier weiche Hautstellen, aus denen das Wachs in Gestalt kleiner zungenförmiger Schuppen heraustritt. Mit der Wachszange der Hinterferse holt die Arbeitsbiene das Schüppchen hervor, knetet es durch, setzt Speichel zu, und das Baumaterial ist fertig.

Sofort wird es verarbeitet. Senkrecht von oben nach unten laufen die Waben, diese Häuserreihen der Bienenstadt, dazwischen sind gleichmäßige parallele Räume ausgespart: die Straßen. Die Zellenform aller sozialistisch gesinnten Bienenvölker ist das sechskantige Prisma mit aufgesetzter Rhombendodekaederspitze. Durch Zusammenpressung der früheren runden, kokonartigen Zellen mußte notwendigerweise dieses streng mathematische Format entstehen. Als Erfinderin der geometrisch geraden Linie steht die Biene einzig da unter den Tieren. Zweckmäßigkeit und Dauerhaftigkeit, verbunden mit höchster Sparsamkeit an Raum und Material, zeichnen ihre Bauart vor allen andern aus. Diese Zellen, die mit einer unverrückbaren Gleichmäßigkeit aneinandergereiht werden, dienen teils als Kinderstuben, teils als Vorratsräume für Honig und Pollen. Die Lastträger, die von der Weide kommen, leeren ihre gefüllten Körbchen in die Zelle, und die Speicherarbeiter stampfen den Inhalt fest, damit möglichst viel hineingeht. Ähnlich wird der Honigmagen ausgeleert, durch den Rüssel speit die Biene die süße Kost in die Zelle hinein, die, sobald sie gefüllt ist, mit einem ebenen Deckel verschlossen wird, um das Auslaufen des Honigs zu verhindern.

Aufregender ist das Geschäft der Kindererziehung. Erst am dritten Tage kriecht aus dem weißen fadenförmigen Ei, das die Königin an die Grundecke der Zelle geheftet hat, die fuß- und augenlose Made, die einer Biene ungefähr so ähnlich sieht wie die Seeschlange einem Mastodon. Doch sie will fressen und abermals fressen. In fünf Tagen ist sie so dick, daß sie die ganze Zelle ausfüllt. Und all das viele Futter haben ihr die ewigen Jungfrauen, die Kindermädchen, zu bereiten und zuzureichen. Wie wirkliche Ammen handeln sie an den kleinen hilflosen Würmchen, nehmen Honig und Pollen zu sich, verdauen das Gemisch halbwegs in ihrem Chylusmagen und geben diese sorgfältig vorbereitete Nahrung wieder an die Brut ab. Mag sie nichts mehr fressen, wird die Zelle mit einem leichten Deckel verschlossen. Die Larve spinnt sich flüchtig ein, sie weiß sich hier in sicherer Hut, ruht drei Tage, verwandelt sich in eine Nymphe, die schon den Umriß des Bienenkörpers zeigt, und frißt sich nach sieben Tagen selbständig durch den Verschlußdeckel als fertiges Insekt.

In einem Zeitraum von einundzwanzig Tagen ist die Metamorphose der ewigen

Digitized by Google

Jungfrauen beendet. Die Königin, die als Larve wie eine Martinsgans geradezu gestopft wird, bedarf nur sechzehn Tage, während die dickfällige Drohne, der man nicht gern das Futter reicht, durch längeres Fressen die Herzlosigkeit ihrer Brutammen wieder wettmacht: sie braucht deshalb auch vierundzwanzig Tage zu ihrer Entwicklung.

Weniger poetisch, aber ebenso nötig wie die Arbeit der Brutammen ist die Tätigkeit der Abteilung, die für Reinlichkeit der Bienenstadt aufzukommen hat. Dagegen führt die Flugbiene ein beneidenswertes Dasein. Fortwährend schwingt sie sich von Blüte zu Blüte wie ein trunkfester Zecher, der den Rhein hinunterwandert und keine Kneipe ausläßt. Nur daß bei ihr der Kater ausbleibt. Solange die Sonne scheint und die Blumen ihre Kelche geöffnet halten, lebt sie im ununterbrochenen Rausche. Mit vollgepumptem Honigmagen kehrt sie zurück, entleert ihn in die Zelle und macht sich schleunigst wieder auf die Beine und auf die Flügel, um die schöne Blütenzeit so reichlich wie möglich auszunutzen. Was diese Tätigkeit im Haushalt der Natur bedeutet, geht daraus hervor, daß ein Obstgarten, in dem ein paar Bienenstöcke stehen, doppelt und dreifach Frucht bringt. Mit dem Untergange der Sonne kehren alle zurück. Doch die Arbeit ruht keineswegs. Im Bienenstock, in dem ewige Dunkelheit herrscht, kennt man nur einen Tag: Frühling, Sommer und Herbst, und eine Nacht: den Winter. Dann ist die Zeit der Ruhe. Solange die Sonne noch Blüten erweckt, solange wird nicht gefeiert. Kindererziehung und Wachsbau schreiten auch vom Abend zum Morgen rüstig weiter. Die Flugbienen, die in dieser Zeit notwendig ihre Arbeit unterbrechen müssen, liegen in heißen Sommernächten vor dem Stock und sorgen so für Kühlung und Ventilation; denn zu hohe Temperatur kann den ganzen Bau gefährden. Mit schwingenden Flügeln werfen sie sich die heiße Luft im Stock gegenseitig zu und treiben sie so aus dem Flugloch hinaus.

Muttersorgen ⊛ ⊛ ⊛

Die Bienenmutter ist die einzige weibliche Biene des Stockes, bei der die Geschlechtsorgane zur vollständigen Ausbildung gekommen sind. Die Bezeichnungen „Weisel" und „Königin" sind ganz ungeeignet, ihre Stellung zu der Gesamtheit zu markieren, denn sie hat weder zu weisen, also anzuführen, noch zu herrschen. Sie ist nichts weiter als die Nestermaschine der Volksvermehrung. Irgendwelche dynastischen Gefühle vermag sie nicht auszulösen: kann sie aus irgendeinem Grunde, meistens infolge hohen Alters, ihrer einzigen Pflicht nicht mehr genügend nachkommen, wird sie kurzerhand entfernt. Ihre Tätigkeit unterliegt einer ständigen Kontrolle. Stets ist sie von einem Trupp von Polizeibienen bewacht, die sie überallhin begleiten, ihr die Nahrung reichen und für ihre Sicherheit sorgen. Denn ihr Leben ist sehr kostbar. Aus dem Hause darf sie schon gar nicht. Sollte es einmal einer Königin einfallen, einen kleinen Spaziergang vor das Tor unternehmen zu wollen, kann sie sicher sein, daß die Polizisten sie an Füßen und Flügeln festhalten. Nur zweimal in ihrem Leben schaut sie das Licht der Sonne: auf ihrem Hochzeitsfluge und beim Schwärmen. Sonst ist sie gefangen. Sie sehnt sich auch gar nicht hinaus. Das ununterbrochene Eierlegungsgeschäft mag auf ihre Intelligenz nicht gerade fördernd wirken. Sie kann es am Tage zuweilen auf dreitausend Stück bringen. Wieviel sie in ihrem ganzen Leben abgibt, das auf vier bis fünf Jahre geschätzt werden muß, kann man sich leicht ausrechnen. Und diese Eier werden nicht etwa wie bei den meisten Insekten in größeren Massen gleichzeitig abgestoßen, sondern jedes einzelne dieser Eier wird für sich allein in eine eigens dazu hergerichtete Zelle versenkt und mit der Spitze darin festgeheftet. In der Mitte der Wabe beginnt die Königin mit diesem Geschäft und setzt es im Spiralgang bis an den Rand der Zellentafel fort. Dabei gehen ihr die Polizeibienen, die den „Hofstaat" bilden, nach Möglichkeit zur Hand. In jede Zelle kriechen sie vorher hinein, um sie auf Sauberkeit und Zweckmäßigkeit zu visitieren. Jede Biene, die nicht freiwillig Platz macht, wird energisch beiseite geschuppst. Die ganze Umgebung der Königin befindet sich in einer fremdigen Erregung. Von allen Seiten erweist man ihr Zärtlichkeiten: sie wird mit den Fühlern betastet, geleckt und gestreichelt, sofern sie nur ihre einzige Pflicht recht eifrig erfüllt. Das mag den ewigen Jungfrauen wohl gefallen, denn in diesen Augenblicken sind ihre Muttersorgen fast verschwunden.

Solche übermäßige Fruchtbarkeit bringt das Volk in kurzer Zeit bis an die Zahl Hun-

Digitized by Google

derttausend. Für diese Fülle ist kein Raum vorhanden, und sofort vollzieht sich auch die Teilung: der Stock schwärmt. Die alten Jungfrauen ziehen mit ihrer alten Königin zum Tempel hinaus und gründen eine neue Kolonie. Die jungen Bienen bleiben zurück mit ihren schweren Muttersorgen. Wohl haben sie mehrere frische Königinnenzellen angesetzt, die, größer als die gewöhnlichen Zellen, zapfenförmig aus der Konstruktion der Wabe heraushängen; wohl lauert die älteste dieser Königinnen in ihrem Wachsverlies nur auf den Auszug der alten Rivalin, um das Reich in Besitz zu nehmen; aber sie vermag, wenn sie nun gesund an Leib und Gliedern herauskriecht, doch nicht dem Volk die Muttersorgen abzunehmen. Erst muß sie ihren Hochzeitsflug machen. Am Mittag des zweiten oder dritten Tages nach ihrem Ausschlüpfen schwingt sie sich vom Flugbrett hoch in die Luft, viel höher, als die insektenfressenden Vögel zu fliegen gewohnt sind, um vor allen Nachstellungen sicher zu sein. In dieser Höhe wird die Entfernung einer guten deutschen Meile pfeilgeschwind zurückgelegt. Ein Haufen Drohnen rast hinter ihr her. Die stärkste holt sie ein und läßt bei der Begattung ihr Leben. Ist die Königin nach einer Viertelstunde nicht zurück, wird das Volk unruhig. Zögert sie noch länger, dann muß es auf Ersatz sinnen, und die nächstälteste Königin darf aus der Zelle laufen. Findet aber die befruchtete Königin heim, dann werden die andern Königinnen erwürgt und die Zellen abgerissen.

Eine unbefruchtete Königin legt unbefruchtete Eier. Diese sind nicht etwa entwicklungsunfähig, wie man leicht anzunehmen geneigt ist. Im Gegenteil, auch aus ihnen kriecht eine muntere, lebenskräftige Larve, aus der sich aber eine für den Bienenstaat wenig brauchbare Drohne entwickelt. Diese Fähigkeit, unbefruchtete Eier legen zu können, behält übrigens auch die befruchtete Königin. Die Wissenschaft spricht in diesem Falle von „Jungfernzeugung“ (Parthenogenesis), offenbar in der Hoffnung, durch ein dunkles Wort eine unerklärliche Sache erklärt zu haben. Jedes Ei der Königin muß an der durch die Begattung gefüllten Samentasche vorbei; hier wird es befruchtet oder nicht, je nachdem eine weibliche Biene oder eine männliche daraus entstehen soll. Dabei an einen freien Willensakt der Königin zu glauben, bleibt jedem überlassen. Wahrscheinlicher aber ist, daß sie als Reflexmaschine nur auf einen äußern Reiz reagiert, und daß diesem die Entscheidung über das Geschlecht des Eies vorbehalten ist. Und diesen Reiz übt in der Tat die Zelle aus, für die das betreffende Ei bestimmt ist. Die engen Zellen der Arbeiterinnen pressen den kräftigen Hinterleib der Königin naturgemäß stark zusammen, wenn sie ihn hineinsenkt, um das Ei anzuheften; mechanisch pflanzt sich der Druck auf die Samentasche fort, und die Befruchtung vollzieht sich automatisch. Bei den bedeutend weiteren Drohnenzellen tritt der Reiz nicht ein, und die Befruchtung unterbleibt. Im scheinbaren Widerspruch dazu steht die Bestiftung der Königinzelle, die ja bei weitem größer ist als die Drohnenzelle und trotzdem eines befruchteten Eies bedarf. Diese Zelle nämlich wird erst nach der Bestiftung vergrößert und wächst mit der Larve allmählich zu ihrer Zapfengestalt aus. Anfänglich ist ihre Öffnung nicht größer als die der Arbeiterinnenzelle. Sehr selten findet man auf der Brutwabe eine Drohnenlarve in einer Arbeiterinnenzelle: hier ist der Befruchtungsreiz offenbar nicht stark genug gewesen; nie aber läßt sich eine Arbeiterinnenlarve in einer Drohnenzelle sehen. Im letzten Grunde also steht es nicht im Belieben der Königin, was für Eier sie legen will, sondern das Volk, die Gesamtheit der Bienen, bestimmt das Geschlecht der Brut nach seinem Bedürfnis, dem es durch die Zahl der Zellen Ausdruck verleiht.

O diese Männer! ❀ ❀ ❀

Leider geht's auch im Jungfernstaat der Bienen nicht ganz ohne die Männer. Im April, wenn die Tracht kräftig einsetzt, bauen die Arbeiterinnen plötzlich geräumigere Zellen, in denen die männlichen Bienen, die Drohnen, erbrütet werden. Die Schwarmzeit rückt näher und näher, und damit auch die Notwendigkeit, der jungen Königin eine stattliche männliche Begleitung auf den Hochzeitsflug mitzugeben. Schließlich würde ja auch eine einzige Drohne genügen, doch die Jungfrauen gehen sicher und ziehen gleich ein paar hundert. Sie wissen offenbar, daß auf das Mannsvolk kein rechter Verlaß ist, und bauen vor. Und wirklich ist diese männliche Biene, die der Drohnenzelle nach vierundzwanzig Tagen entschlüpft, nichts andres als ein Be-

Digitized by Google

gattungsinstrument. Allzuviel Intelligenz wird man also von ihr nicht verlangen können, und die Redensart „Dumm wie eine Drohne“ besteht zu Recht. Auch sonst fehlt ihr alles, was man bei einer rechtmäßigen Arbeitsbiene vorfindet. Durch die jahrtausendlange Tyrannei der ewigen Jungfrauen haben diese bedauernswerten Männchen alles verloren, wodurch sie sich im Bienenstaate nützlich machen könnten. Das Körbchen zum Pollensammeln fehlt ihnen wie der Wachsschmelzapparat. Noch trauriger aber ist es mit ihren Mundwerkzeugen bestellt: sie sind so verkümmert, daß sie zur selbständigen Nahrungsaufnahme unbrauchbar sind. Das ist die raffinierteste Waffe des Jungfernvolkes gegen die männlichen Drohnen. Wer nicht pariert, wird nicht gefüttert!

Die einsame Drohne stirbt auf gefülltem Futterspeicher, nicht aus Herzeleid, sondern aus Unfähigkeit, sich die Nahrung zu bereiten. So darf man sich nicht wundern, wenn die rüstigen Bienenjungfrauen vor diesen Vertretern des starken Geschlechts nicht viel Respekt besitzen. Nicht zu den leichtesten und kunstlosesten Arbeiten sind sie zu gebrauchen. Ratlos irren sie auf den Waben umher. Sie wissen sich auf das emsige Gehabe der ewigen Jungfrauen keinen Vers zu machen. Überall sind sie im Wege, sie werden gestoßen, gezwickt, gezerrt und überkrochen. Nicht einmal zum Warmhalten der gedeckelten Brutwaben sind sie recht zu gebrauchen.

Der Hochzeitsflug bildet, wie man sich denken kann, den Höhepunkt des Drohnendaseins. Hernach geht es schnell bergab. Solange das Wetter schön ist und die Nächte warm sind und den Blumen Honig bescheren, sind die Jungfrauen guter Laune und geben den Drohnen von ihrem Überfluß ab. Sobald aber der Herbst einsetzt — einige schlechte Tage im August genügen schon —, verschwindet die gute Laune der Arbeiterinnen, und die ersten, die darunter zu leiden haben, sind die armen Drohnen. Der Futterkasten wird ihnen zugesperrt, sie magern erschrecklich ab und kommen ganz von Kräften. Die meisten ziehen unter diesen Umständen den Tod dem Leben vor. Die Abteilung für das Reinigungswesen tritt in Funktion und schafft die Kadaver der verhungerten Faulenzer zum Tore hinaus. Gegen die Zähen und Dickfelligen, die noch immer nicht das Krabbeln und Schwirren aufgegeben haben, wird jetzt vereint zu Felde gezogen. Die sogenannte Drohnenschlacht beginnt. „Ein Schlachten ist's, nicht eine Schlacht zu nennen!“

Die Torwache

Ebenso hart umlagert wie eine mittelalterliche Reichsstadt ist die Bienenburg von allerhand Feinden und Widersachern. Ist das Volk stark, und sind die aufgespeicherten Vorräte reichlich, dann finden sich viele Liebhaber, die durch das Tor eindringen und brandschatzen möchten. Doch der Eingang ist gut behütet: links und rechts vom Flugloch auf dem Flugbrett sitzen die Wächter in der Reihe, fast nach dem Lineal ausgerichtet, und lauern auf die Störenfriede. Jede Biene, die ankommt, muß die Parole abgeben, ehe sie eingelassen wird. Sie streckt die Fühler, ein oder der andre Wächter tippt mit den seinen darauf, und schon ist der Passierschein ausgestellt. Bureaukraten gibt es nicht, denn Hauptsache bleibt, daß die Arbeit keinen Aufenthalt erleidet. Nur die Einkommenden, die langsam und schwerfällig dahersegeln und froh sind, daß sie mit gefülltem Honigmagen und vollen Pollenkörbchen auf dem Flugbrett vor Anker gehen können, werden visitiert. Wer ausfliegt, wird, wie an der Zollschranke, nicht beachtet. So geht es ununterbrochen, Stunde um Stunde. Bei stärkerem Fluge wird die Wache vermehrt, nach Bedarf abgelöst und des Nachts eingezogen.

Ganz anders aber gestaltet sich das Bild, wenn eine fremde Biene anfliegt. Nachdem sie eingehend berochen worden ist, wird ihr bedeutet, daß sie sich ein andres Loch suchen möge. In den meisten Fällen hat sie sich verirrt und gehört in den Nebenstock. Dann ist sie der Belehrung zugänglich. Ist sie aber eine Räuberin, die die Erfahrung gemacht hat, daß das Honigsammeln in fremden Stöcken bequemer ist als auf den bunten Blumen, dann pfeift sie auf die gute Ermahnung und versucht möglichst schnell im Loche zu verschwinden. Doch schon stürzen sich zwei oder drei handfeste Landsknechte auf den Marodeur, zausen ihn gehörig durch und werfen ihn auf die Erde, daß er froh sein kann, wenn er überhaupt noch mit dem Leben davonkommt. Nun aber saust ein stolzer Rittersmann daher! Sein Panzer ist giftiggelb und sein Spieß doppelt so lang als

Digitized by Google

die Lanzen der Torwächter. Wer will sich unterfangen, einem Rittersmann den Weg zu versperren? Er hat Mut für tausend und sticht zwei Torwächter schlankweg über den Haufen. Er will den erbärmlichen Krämern, diesen Geizhälsen, die Jahr für Jahr auf vollen Tonnen sitzen, ein paar Honigtöpfe leeren. Bald aber muß der edle Herr merken, was es heißt, in einen Bienenstock geraten zu sein. Längst haben die Torwächter das Signal geblasen: „Ein Feind im Bau!" Der Ton, der sonst das Volk durchsummt, ist plötzlich um eine kleine Terz gestiegen. Sofort tritt die Hauptwache ins Gewehr, und der edle Herr von Wesperich verhaucht sein hochgebornes Leben unter ihren Dolchen. Die Leiche wird von der Reinigungskolonne übernommen, die sie in die Müllgrube oder zum Tore hinauswirft. Wenn er dann noch etwas zappelt, erbarmt sich vielleicht ein Spatz seiner und begräbt ihn. Von den Bienen hält er nicht so viel, die überläßt er dem Fliegenschnäpper, der gern in der Nähe der Bienenwohnungen nistet und mit geschicktem Fluge die einkommenden Bienen abfängt, auch wohl die Frechheit besitzt, direkt vom Flugbrett die brave Torwache wegzupicken.

Sobald der Feind fort ist, wird der Schaden repariert, und die neue Wache zieht auf. Für Sentimentalitäten ist kein Raum, der Nützlichkeitsgrundsatz, und nur dieser, herrscht unumschränkt. Ebenso machtlos ist die Torwache gegen die Zwergspitzmaus, die nicht etwa zu der etwas verblödeten Klasse der Nager, sondern zu den Raubtieren gehört. Den Honig verschmäht sie, aber die lebendigen Bienen schmecken ihr gut. Nicht selten nistet sie sich auf dem Boden des Stockes ein und lebt da bei nachlässigen Imkern ein vergnügtes Dasein. Aber das Eindringen durchs Flugloch ist ihr unmöglich gemacht, denn die Bienen verkleben zu große Löcher mit dem Harzkitt der Kastanien- und Erlenknospen. Sie muß sich schon durch die Ritzen klemmen, die in altersschwachen Stöcken klaffen.

Des Nachts zieht sich die Torwache ins Flugloch zurück. Das Tor ist geschlossen, und der Verkehr ruht. Doch die Wächter legen sich nicht aufs Ohr. Jetzt ist gerade die gefährlichste Zeit. Allerhand lichtscheues flatterndes Gesindel treibt sich herum. Und schon kommt ein riesenhafter Kerl dahergeschwirrt, der sich einmal nach Herzenslust vollschlampampen möchte, und dessen feiner Geruch ihn in diese leckere Kneipe lockt, wo er obendrein die Zeche schuldig bleiben kann. Vergeblich sind die Anstrengungen der Wächter. Der Kerl ist zu dickfellig, und dazu wächst ihm auf dem dicken Fell ein noch dickerer Pelz. Mit Gewalt zwängt er sich durch das Loch. Daß er dabei Haare lassen muß, darum schert er sich ebensowenig wie um die Lanzen der Stadtknechte, die ihm angenehm die Seiten kitzeln. Er sticht mit seinem langen Sanghebor gleich ein paar Fässer an und hört nicht eher auf zu trinken, bis sein Leib tonnenartig aufgeschwollen und er betrunken ist wie eine schwere Haubitze. Dann schläft er in der Kneipe seinen Rausch aus, denn die Tür findet er nicht mehr, und fände er sie — mit dem dicken Leib könnte er doch nicht hinaus. Am nächsten Morgen kann ihn der Imker als seltene Beute greifen und ihn unter dem Namen „Totenkopf" in seine Schmetterlingssammlung stecken, wenn er eine hat.

Viel gefährlicher noch als dieser Nachtschwärmer, der sich ja nur zu einer kurzen Stippvisite einfindet, ist die Wachsmotte, die im Stock Quartier nimmt, und deren Raupen den kunstvollen Wachsbau unterminieren. Ein starkes Volk, dessen Torwache immer gut besetzt ist, hält sich diesen bleichen Gast leicht vom Leibe; wesenlose Völker aber können sich seiner am Ende nicht erwehren. Da der Nachwuchs fehlt, schmilzt die Zahl der Bürger immer mehr zusammen, die Waben werden schlecht besetzt, Räuber und Feinde haben ungestörten Eintritt, und der Untergang folgt der Kraftlosigkeit auf dem Fuße.

Digitized by Google

Walter Leistikow: Trüber Tag in Grünheide. (Nach einer Originalaufnahme von Hermann Boll in Berlin W.)

✻ Die bildenden Künste ✻

Rück- und Ausblicke auf das Kunstleben der Gegenwart von Ewald Bender

Zur fünfzehnten Ausstellung der Berliner Sezession 1908

Hoch über unsern liebsten Wünschen, unsrer heiligsten Sorge und leidenschaftlichsten Tätigkeit rührt der Wille der Zeit die schaffenden Hände. Wir alle sind mehr Werkzeug, als wir denken. Und aus unsern eindeutigsten Zielen und bewußtesten Absichten schafft sich die Zeit ihre Instrumente zu Taten, an die wir nicht dachten. Sie erzeugt Kräfte, die in freiem Spiel nur sich selbst zu genügen glauben — und die reifen Früchte fallen den „andern" in den Schoß, jenen andern, die ihrerseits die unerwartete Gabe bestaunen und ihre Bedeutung nicht erkennen. In dunklem Ahnen und von unbezähmbaren Trieben beherrscht, zwingt eine höchste Vernunft die Menschen auf Wege, deren Sinn auch der schärfste Intellekt nicht zu deuten vermöchte — bis jene Läuterung der Instinkte erfolgt und der Mensch der befreiten Brust nichts andres zu entringen vermag als ein staunendes: Also darum!

So auch in der Kunst. Nirgendwo mehr ist der Mensch ein Spielball unerkannter Gewalten. Aber wie der reife Künstler, und gerade dann, wenn er die Höhe seines Schaffens erklimmt, mit immer größerer Bewußtheit seiner Wirkungen sich füllt, wie er rückwärtsschauend die letzten Gründe seines Strebens erkennt und den betretenen Weg in der Folge von den Resten des Dunkels säubert, seine größte Gebundenheit mit der höchsten Freiheit vertauschend — so kommt für eine ganze Generation, ja für eine Epoche der Tag klar erkannter Ziele und bewußter Bemühung. Und wenn wir es wagen, unsre Zeit als auf der Scheide zwischen Dunkel und Hell balancierend zu bezeichnen, so müssen wir allerdings gestehen, daß heute noch Schatten der Nacht den Weg umdämmern. Aber nicht umsonst legt die höchste Vernunft gerade in die Jugend jene leidenschaftliche Stimmung des Kampfes gegen das Ältere, nicht umsonst hat sie uns so geschaffen, daß unsre Sehnsucht keine andre Erfüllung findet als im Aufbäumen gegen herrschende Meinungen. Wir werden unser Haupt voll Dankes gegen jene Älteren bis zur

Digitized by Google

Erde neigen, um es im Rückschwung hellen Auges ganz der Zukunft zuzuwenden ...

Als im Jahre 1899 die Berliner Sezession unter dem Vorsitz Max Liebermanns als ein Organ der mit den damaligen Ausstellungszuständen Unzufriedenen sich konstituierte, da standen folgende Worte in der Einleitung des Ausstellungskatalogs: „... Bei der Auswahl der Werke, welche unsre Ausstellung schmücken, war nur das Talent, in welcher Richtung es sich auch offenbarte, ausschlaggebend. Wir sind ebenso stolz darauf, die Werke eines Menzel wie die des Böcklin dem Publikum zeigen zu dürfen. Für uns gibt es keine alleinseligmachende Richtung in der Kunst, sondern als Kunstwerk erscheint uns jedes Werk — welcher Richtung es angehören möge —, in dem sich eine aufrichtige Empfindung verkörpert." Und als Aussteller fanden sich neben vielen, die auch heute noch Bilder senden, Böcklin und Thoma, die Worpsweder Hans am Ende, Mackensen, Modersohn, dann Olde, Schulze-Naumburg, Schuster-Woldan, Franz Stassen, Fritz Böhle u. a.

Die fünfzehnte Ausstellung der Sezession zeigt ein wesentlich andres Bild. Es ist gleichgültig, ob wir einem diplomatischen Trick jene breitere Basis der früheren Ausstellungen zu verdanken haben, oder ob wir annehmen, daß die Ansichten des damaligen Ausschusses von so großer Duldung waren, daß ein Menzel neben einem Böcklin, ein Thoma neben Leibl, daß alle jene kleineren Geister, die ausnahmslos heute dem „Werdandibund" angehören, neben den Größen des Impressionismus bestehen konnten. Wie wir uns auch zu dem Programm des Impressionismus, das offensichtlich von Jahr zu Jahr mehr die Weite des Siebes bestimmte, stellen wollen, das müssen wir betonen, daß nicht der Ausschuß der Sezession allein die Gegensatzstellung zu allen jenen um Böcklin und Thoma verschuldete, sondern daß gewichtige Veränderungen in der Stimmung der Zeit den Bruch mit ihnen heraufbeschworen. Je mehr der Impressionismus erstarkte, um so mehr regte sich einerseits der Widerstand der notdürftig beruhigten

Ernst Bischoff-Culm: Mädchen im Walde. (Nach einer Originalaufnahme von Hermann Boll in Berlin W.)

Digitized by Google

Gegner, wuchs anderseits das Selbstgefühl der ihrer Macht und Überzahl gewissen Künstler. Die Sezession wurde so — man mag in ihren Ausstellungskatalogen noch so oft das Gegenteil beteuern hören — vorwiegend das Organ des Impressionismus. Meier-Graefe schrieb dann außerordentlich leichtfertig seinen „Fall Böcklin", das ästhetische Bekenntnis des siegreichen Impressionismus, und der an dieses Buch anknüpfende Thoma-Liebermann-Streit brachte schließlich die offene Spaltung, als deren jüngstes Dokument die Gründung des „Werdandibundes" anzusehen ist. Wenn ich mich auch mit dessen proklamierten Zielen und vor allem mit der Wahl der Mittel, die eine Besserung der Kunstzustände herbeiführen sollen, ganz und gar nicht einverstanden erklären kann, so konstatiere ich doch mit Genugtuung Wünsche nach anderm, nach besserem, ja nach mehr

Max Slevogt: Der Piqueur. (Nach einer Originalaufnahme von Hermann Boll in Berlin W.)

„Deutschem", und erfreue mich an dem Spiel von Kräften, die sich zu organisierter Zukunftsarbeit rüsten.

Doch kehren wir zur Sezession zurück. Aus dem allgemeinen Wunsche, alles Gute der zeitgenössischen Produktion zu zeigen, bildete sich bei ihr im Laufe der Jahre das Bestreben heraus, Vorkämpfer des Neuen zu sein. Als 1902 Edward Munch seine große Kollektivausstellung von achtundzwanzig Werken im Hause der Sezession veranstaltete, da standen im Katalog die Worte zu lesen: „... Aber selbst auf die Gefahr hin, uns geirrt zu haben, wagen wir das Neue zu zeigen ..." Nun, Munch ist in seinen künstlerischen Mitteln nur Outsider des Impressionismus, und neu oder vielmehr einzig ist nichts als seine komplizierte Persönlichkeit. Wenn aber in der bildenden Kunst Gesinnungen einer neuen Zeit sich niederschlagen wollen, dann ändert sich stets das künstlerische Formgefühl. Wir wissen gut, daß von Anfang an in den Reihen der Sezessionisten der Schweizer Ferdinand Hodler zu finden war, und daß anderseits die neue Formanschauung von diesem großen Künstler ihren Ausgang nahm. Die Zahl derer, die von ihm beeinflußt sind, ist sehr groß, und selbst diejenigen, die ihre Formideale in den Bestrebungen Hans von Marées' fanden, begrüßten in ihm den Erwecker des Funkens und die starke Stütze. Aber es hieße doch wohl zuviel gesagt, wollte man der Sezession unterstellen, sie habe in Hodler den Anbruch einer neuen Zeit verkünden wollen. Die Worte im Katalog von 1907: „... Wir betrachten die Kunst nicht sowohl als ein Gewordenes, sondern vielmehr als ein Werdendes. Die Revolutionäre von gestern sind die Klassiker von heute. Die Aufgabe der Sezessionen ist, für die künftigen Klassiker zu kämpfen" — sie waren sicherlich nicht so zu verstehen, daß man die Vorbereiter einer neuen künstlerischen Anschauung, die dem Impressionismus straks entgegengesetzt ist, hätte stärken wollen. Man dachte vielleicht an junge Talente wie Max Beckmann oder an neoimpressionistische Bestrebungen. Aber heute sitzt E. R. Weiß, dieser geschmackvolle Vermittler zwischen Älterem und Neuerem, im Ausschuß der Sezession, und Karl Walser, der mit den Bestrebungen der jungen Richtung wenigstens das gemein hat, daß er sich in allen linearen Stilarten her-

Digitized by Google

Karl Hofer: Selbstbildnis. (Nach einer Originalaufnahme von Hermann Boll in Berlin W.)

umtummelt, schließt sich ihm an. Ich hatte hier vor kurzem (im Märzheft) Gelegenheit, meine Bedenken gegen die jüngste Entwicklung in den Bahnen des Impressionismus auszusprechen. Heute gelingt mir, so hoffe ich, ein kleines Ja im Hinweis auf die „Andern". —

Wir wenden uns jetzt zu der Ausstellung selbst, die von etwa hundertundfünfzig Künstlern mit etwas mehr als der doppelten Zahl von Gemälden beschickt worden ist. Schon beim erstmaligen Wandern durch die Säle fallen neben den bekannten Kompositionen, wie sie der Impressionismus bevorzugt, neben den herkömmlichen Porträts, den Landschaften, den Stilleben einige schon stofflich merkwürdige Kunstwerke auf, die in halb verschämter Stilisierung ihre Herkunft vom gedanklichen Symbol unter unverfänglichen Bezeichnungen nur schlecht verbergen. Es scheint, als schenten sich diese Künstler, ihre Kompositionen nach dem psychologischen Mo-

Digitized by Google

tiv zu benennen, was ja in den Kreisen des extremen Impressionismus bekanntlich als anrüchig lange Zeit verpönt war. Ein sitzender weiblicher Akt, der in früheren Zeiten den schönen Namen „Melancholie" getragen hätte, heißt heute schlecht und recht: „Sitzende Frau" oder „Akt mit Blumen" oder „Mädchen mit Obst". Nun, wir wissen ja, von wo diese Scheu vor tönenden Benennungen sich ableitet, und es gab einmal eine Zeit, wo das als eine heilsame Reaktion gegen das leidig „Poetische" sehr am Platze war. Aber wir scheuen uns auch nicht, zu bekennen, daß gerade in diesen wieder hervorbrechenden Versuchen des Symbolisierens ein wichtiges Element des Neuen liegt, das im Kommen ist. Seit Hodler durch seine Bilder wie die „Lebensmüden", „Eurhythmie", den „Tag" und die „Nacht" die für das Kunstwerk primäre Bedeutung des psychologischen Motivs wieder zu Ehren brachte, haben diese Versuche nie geruht. Es will nichts heißen, daß Corinth biblische Stoffe behandelt hat. Wer die Gemälde sah, wußte auch, daß diese „Kreuzigung" oder jener „Simson" als psychologische Probleme für ihn nichts bedeuteten gegenüber dem rein Formalen, der Pinseltüchtigkeit. Und Slevogt ging von jeher eigne Wege.

Hätte man die Werke jenes Dutzends von Malern, auf die ich hinweisen möchte, in einen Saal gehängt, so hätte sich eine komische Sonderausstellung in der Ausstellung ergeben, und jene merkwürdige Schiebung innerhalb der künstlerischen Anschauungen und Bestrebungen der Sezession wäre mehr Augen aufgefallen. Es handelt sich um nichts anderes als um einen Wechsel in der künstlerischen Fragestellung. Nicht mehr sucht man, wie es der Impressionismus tut, den Erscheinungen dieser Welt so nahe wie möglich zu Leibe zu gehen, und nicht mehr sieht man in der erschöpfenden Wiedergabe der malerischen Erscheinung der Natur als eines willigen Modells das Ideal, sondern man fragt sich: Was geben mir die Objekte der Außenwelt an Ausdruckswerten für eine so oder so begrenzte Empfindung oder einen Gedanken? Wie muß ich die Natur sehen, damit sie ihr Letztes an Ausdruck hergibt? Mit dieser veränderten Fragestellung wechselt das künstlerische Problem und wechselt die Formen. Die rein malerische Epoche des Impressionismus bedingte einen Rückschlag. Wir sehen, wie sich die „Andern" auf die reine Linie stützen und auf die plastischen Werte der Erscheinung. Im Gegensatz zu den erschöpfenden farbigen Schilderungen des Impressionismus und zu den unbegrenzten Variationsmöglichkeiten der farbigen und linearen Erscheinungen in der Natur erblicken wir hier das Streben nach Vereinfachung der plastischen Form, der Kontur, des Farbenakkords. Wir nähern uns einerseits Hodler, anderseits Haus von Marées. Es ist klar, daß damit noch nichts absolut Neues erreicht ist; es ist vielmehr offensichtlich, daß alle jene Künstler den Übergang anzeigen. Das Wichtige ist aber, daß wir überhaupt einen solchen Übergang heute zu verzeichnen haben, daß diese Übergangskünstler mit dem veränderten künstlerischen Problem die Stimmung einer neuen Zeit verkünden, ja daß sie in der Qualität dieser Stimmung sowohl wie in der Darstellung das Wiederbesinnen auf ein Nationales dokumentieren. Solange es eine deutsche Kunst gibt, so lange standen rein formale Probleme wie besonders rein malerische dem Innersten des Volkes fern. Unsre größten bildenden Künstler waren grüblerische Köpfe, denen an einem stofflichen und psychologischen Problem mindestens ebensoviel lag wie an dem „schönen Handwerk", und denen lineare und plastische Werte der Erscheinung die Grundpfeiler ihrer Formbildung waren. Vielleicht bezeichnet diese Feststellung auch das Maß der Begabung des deutschen Volkes für die bildende Kunst.

Die Ausstellungsleitung der Sezession hat in diesem Jahre den Stilisten einen so weiten Raum gegönnt wie nie zuvor. Ohne Zweifel hat E. R. Weiß entscheidenden Einfluß bei der Auswahl der Einsendungen dieser Richtung ausgeübt. Die Sezession selbst aber hat durch diese Tat bewiesen, daß sie trotz „Verbandibund" noch auf lange Zeit das führende Organ zukunftsfreudiger Bestrebungen sein wird, gleichgültig, ob die Hauptmasse der Mitglieder jene „Sonderlinge" nur duldet oder ihnen ein Vorrecht auf die Zukunft unsrer Kunst zugesteht.

Zum erstenmal erscheint in den Räumen der Sezession Karl Hofer, den wir als eine der stärksten Begabungen unter den „Jungen" begrüßen. Die Bilder sind nicht recht geeignet, die wirkliche Bedeutung des Mannes zu beleuchten. Immerhin wird man sich der Wirkung des Bildes „Frauen am Ufer"

Digitized by Google

Heinrich Eduard Linde-Walther: Dame in grünem Kleid. (Nach einer Originalaufnahme von Hermann Boll in Berlin W.)

nicht entziehen können, und die „Selbstbildnisstudie“ mit dem halb zagen, halb rätsellösenden Blick aus den Augenwinkeln geht einem noch hundert Bilder weiter nach. Im übrigen verzichte ich bewußt auf längere Besprechung der Künstler, die in den Räumen der Sezession Neulinge sind. Hier, wo noch alles im Werden ist, soll keine Kritik mit

Digitized by Google

günstigem oder ungünstigem Werturteil dem Künstler wie dem Publikum die Unbefangenheit rauben; ich versage mir deswegen auch die sonst erforderlichen Illustrationen. Ebenfalls ein Junger: Hans Brühlmann aus Stuttgart läßt ein Hofer verwandtes Streben erkennen. E. R. Weiß seinerseits geht offenbar ähnlichen Problemen nach, wie z. B. in den „Badenden Frauen". Doch ist ihm gerade hier weit weniger als Hofer das große Symbol, wie der nackte menschliche Körper es herzugeben vermag, geglückt. Vielleicht liegt es daran, daß der Künstler noch zu viel experimentiert. Ein weiblicher Akt ist besonders in der Verkürzung der Beine etwas mißlungen. Im übrigen beweisen ein paar Stilleben die bekannten Vorzüge des Künstlers. Ein Stilleben K. von Freyholds hängt mit der Art von Weiß eng zusammen. Otto Hettner (Florenz) und Erwin Vollmer (Weimar) laufen Gefahr, sich in Extravaganzen zu verlieren, während man einem Bilde „Der Pflüger" von Arnold Waldschmidt (Berlin) anmerkt, daß es allzufrüh, d. h. ehe der gedankliche Einfall Zeit hatte, in eine entsprechende Form hineinzureifen, den Weg vom Kopf auf die Leinwand fand. Ein „Selbstbildnis" desselben Künstlers erweist sich als weit besser. Kurt Tuch (Halensee) erzielt mit einem dekorativen Gemälde „Tanzende Mädchen" schöne Wirkungen; man wünschte Freskoentwürfe von ihm zu sehen. Emil Orlik sandte einen etwas weichlichen Frauenakt, dagegen freut man sich ehrlich an dem Bilde „Das gelbe Haus". Das satte Grün der Wiese und der Bäume ergibt mit dem Rotbraungelb des Hauses wohltuende Harmonien, auch in den Flächenbegegnungen. Karl Walser stellte ein hübsches Bildchen: „Blick aus dem Atelierfenster", aus.

Erik Werenskiöld: Das alte Kindermädchen. (Nach einer Originalaufnahme von Hermann Boll in Berlin W.)

Der Leser möge verzeihen, wenn ich erst jetzt auf die Hauptmasse der eigentlichen Sezessionisten eingehe. Noch einmal sei gesagt, daß, wenn wir auch hier die größere Zahl an reifen Kunstwerken finden werden, doch jene kleine Gruppe ein Großes für sich hat: die Anwartschaft auf die Zukunft. Und man möge dies nicht gering bewerten.

Man ist gewöhnt, in den Ausstellungen der Sezession gleichsam als leitende Tonart die Werke eines Künstlers zu finden, über dessen Bedeutung die Meinungen nicht mehr geteilt sind. So brachte man in diesem Jahre eine Anzahl von Bildern Wilhelm Leibls aus den sechziger bis zu den neunziger Jahren des verflossenen Jahrhunderts zusammen, zum Teil wenig bekannte Stücke und aus Privatbesitz, um, wie Liebermann in der Eröffnungsrede betonte, der „Englischen Ausstellung" mit ihren Erzeugnissen „einer zwar geschmackvollen, aber greisenhaften Kunst" jene Werke entgegenzusetzen, die aus dem ewigen Jungbronnen der Natur geschöpft seien. Wir haben nichts gegen die Größe Leibls einzuwenden, doch wissen wir genau, wo die Grenzen dieses Talents zu suchen sind, just eben da, wo wir anfangen, die englischen Porträtisten zu schätzen. Leibl plus Engländer plus große Persönlichkeit ergibt zwar noch lange keinen allergrößten Künstler, aber es zeigt doch diese Addition ungefähr, wo es bei Leibl fehlte. Dieses sei nur deswegen gesagt, weil es nicht gleichgültig ist, an welches Ideal sich die Sehnsucht der jungen Künstler hängt. Im übrigen sei darauf verwiesen, daß so wundervolle Bilder wie „Im

Digitized by Google

Jozef Israëls: Armes Leben. (Nach einer Originalaufnahme von Hermann Boll in Berlin W.)

Atelier" oder „Dame in Schwarz" oder auch „Bauernjägers Heimkehr" (s. Einschaltbild) zu sehen sind.

Max Liebermann hat eine Anzahl Porträts gesandt, die, bei der bekannten Kälte der Farbe, in Geste und Gesichtsausdruck doch etwas fast Agressives besitzen. Das verleiht ihnen besonders bei längerem Betrachten eine Lebendigkeit, welche die Ruhe der Bildwirkung in Frage stellt. Im Porträt liegt eben nicht die größte Stärke Liebermanns. Dagegen ist das Gemälde „Judengasse in Amsterdam" ganz und gar würdig dieses bedeutenden Künstlers und bezeugt, daß man auch als Sechziger noch neue Entwicklungsmöglichkeiten in sich bergen kann. Liebermann arbeitet hier fast nur mit komplementären Farben: Grün-Rot, Gelb-Blau; dazu ein suggestives Gewimmel vieler Menschen. So scheidet man von dem Bilde und hat im Auge die starken Akzente als ein Freudiges, ja ein Jugendliches.

Weiterhin ist mit an erster Stelle zu nennen Max Slevogt mit seinem „Piqueur". Das leuchtende Rot des Rockes, die energische Charakteristik, das sportmäßig Frische der Mache erheben es zu einem Hauptbild in dieser Ausstellung. Man halte etwa das „Selbstbildnis" Neven du Monts, der sich ebenfalls in einem rotem Reitrock konterfeit hat, daneben, um die Kraft der Slevogtschen Farbe zu empfinden. Weniger geht mir das andre Bild Slevogts ein, die „Kleopatra". Ich vermisse hier seine sonst so gesunde Koloristik. Unzählige, äußerst differenzierte Farbwerte wirken hier trotz der Entschiedenheit der einzelnen Farbenenergie so aufeinander ein, daß das Bild etwas Monotones, ja fast Farbloses erhält. Auch möchte man ihm etwas mehr „Stofflichkeit" wünschen.

Louis Corinths Gemälde sind wieder so problematisch wie je. Was er kann, zeigt das Bild, das er „Nacktheit" nennt. Einen solchen weiblichen Akt malt heute kein andrer, und doch bringt er es auch hier nicht fertig, aus den vortrefflichen Einzelheiten ein einwandfreies Kunstwerk hinzustellen. Man versteht z. B. nicht, warum er uns den rechten Fuß der liegenden Frau, die sonst in allen Teilen mit großer Ausführlichkeit und Sachlichkeit geschildert ist, einfach unterschlägt, indem er ihn nur skizzenhaft andeutet. Man versteht es selbst dann nicht, wenn man be-

Digitized by Google

Peter Pöppelmann: Brunnen mit weiblicher Figur.

achtet, daß das Bild aus kompositionellen Gründen nach den beiden seitlichen Bildgrenzen zu bewußt zur Skizze wird. Dieselbe Willkür stört bei dem Bilde „Bachanten", und wir sind nicht geneigt, diese Bilder als fertige Kunstwerke anzunehmen und als ein restlos Gestaltetes zu betrachten. Auch das dritte Werk: „Die Versuchung des heiligen Antonius", wird als Komposition nur mühsam durch die Farbenbegegnungen zusammengehalten, während sowohl die Anordnung der agierenden Personen im Bildraum wie die psychologische Deutung des Vorgangs keineswegs überzeugen. Die Gattin des Künstlers, Charlotte Berend, zeigt ein Gemälde: „Schwere Stunde", das bei unleugbaren künstlerischen Qualitäten doch durch das naturalistisch Unverhüllte der Szene einen reinen Genuß nicht aufkommen läßt. Walter Leistikow ist mit fünf Bildern vertreten, die seine alte Meisterschaft auf den Pfaden neuer Motive zeigen. Wir bilden hier die Landschaft „Trüber Tag in Grunheide ab.

Der Raum mangelt uns, auch alle übrigen Aussteller durchzugehen. Und selbst für die, die wir hervorheben, muß die andeutende Skizze genügen. Wilhelm Trübner hat eine Anzahl älterer und neuerer Bilder gesandt, von denen wir nur den berühmten „Schottenknaben" mit Freude erwähnen. Seine Gattin, Alice Trübner, stellte ebenfalls eines ihrer geschmackvollen Bildchen aus. Max Beckmann beweist mit vier Gemälden von neuem, daß er begabt ist. Doch wagt er sich einerseits an viel zu hohe Aufgaben, anderseits bleiben die kleineren Kompositionen zum Teil Fragmente. Ebenfalls ein Junger aus dem Nachwuchs des Impressionismus, Benno Berneis, hatte eine glückliche Hand bei dem Porträt eines Schauspielers, während eine große „Aktkomposition" arg mißglückte. Bernhard Pankok, George Mosson, Eugen Spiro, Robert Sterl, Bischoff-Culm, von dem wir das schöne Bild „Mädchen im Walde" zeigen, Robert Breyer, Anna Costenoble, Erich Hancke, Emanuel Hegenbarth, Otto Lang, Linde-Walther, den wir als einen begabten Porträtisten auch in der hier abgebildeten „Dame in grünem Kleid" wiedererkennen, Leo von König, Philipp Franck, Hermann Groeber, Albert Lamm, Schmidt-Cassella seien der Kürze halber als Einsender guter Arbeiten nur erwähnt, aber sie haben ein Recht, mit Namen angeführt zu werden. Heinrich Hübner mit Interieurs und dessen Bruder Ulrich mit einigen Landschaften, wie auch Max Stremel und Theodor Hummel sind bekannte Erscheinungen in den Räumen der Sezession. Graf Kalckreuth sandte zwei Porträte, Hermann Pleuer aus Stuttgart enttäuschte etwas mit einem großen Porträt und erhielt in dem Dresdner Fritz Juan mit einem Bahnhofbildchen einen allerdings nicht ebenbürtigen Mitstrebenden in dieser seiner Spezialität. Von Otto Reiniger kann man zwei schöne Landschaften sehen, die von verhaltener Empfindung gesättigt sind. Der Berliner Fritz Rhein ist außer mit einem Porträt der Schauspielerin Tilla Durieux, das wir abbilden (s. das Einschaltbild „Damenbildnis"), auch mit zwei Landschaften vertreten. Von den vier Bildern Waldemar Rösters ist die „Gitarrespielerin" wohl das im Motiv interessanteste, während die Landschaften durch die Großzügigkeit des Striches fesseln. In der Koloristik von Emil Pott-

Digitized by Google

ners Bildern erkennt man mit Vergnügen den geschmackvollen Keramiker wieder, als den wir ihn im großen Saale erblickten. Die Neoimpressionisten Paul Braun, Leo von Brockhusen, Klara Fischer, Curt Herrmann, von dem dieses Heft auf Einschaltblättern drei farbige Wiedergaben neuerer Gemälde zeigt, Heinrich Nauen seien erwähnt. Hans Baluschek gelingt es immer noch nicht, seine sozialistischen Tendenzen künstlerisch zu meistern. Ähnlich ergeht es Martin Brandenburg mit seinen symbolistischen Bestrebungen. Ein paar Bilder von Oberländer und eine „Salome" von Stuck mögen den Reigen der deutschen Bilder beschließen.

Von den Ausländern sind vor allen die Norweger Edward Munch und Erik Werenskiöld zu nennen. Munchs beste Arbeit ist unstreitig das „Porträt eines Dr. W. R.". Hier ist wirklich etwas von grandioser Vereinfachung der Darstellung zu spüren, nichts als ein Dunkelblau in Variationen einem ebenfalls variierten Orange gegenübergesetzt, während man bei seinen Landschaften oft das Gefühl hat, als sei der Künstler leichtfertig oder unmutig von einer genialen Improvisation weggelaufen. Von den Bildern Werenskiölds ist wohl das „Alte Kindermädchen" das beste. Wir geben es in Abbildung diesem Aufsatz bei. Von dem Franzosen Maurice Denis entfernt man sich um so energischer, je mehr man ihn kennen lernt; seine Bilder bedeuten den Ruin der farbigen Darstellung, ohne daß doch seine Linienführung genügende Kraft entwickelte. Erfreulich sind immer die Bilder Vuillards; vielleicht ist aber das Porträt, das er diesmal sandte, das seit langer Zeit am wenigsten ansprechende. Ein paar Bilder von Daumier, Cézanne, Bonnard und Rousſel, von van Gogh und von Jozef Israëls seien kurz genannt. Der vierundachtzigjährige Israëls hat mit dem Bilde „Armes Leben" wieder eine höchst charakteristische Probe seiner Kunst gegeben.

In der Plastik lassen sich ähnliche Bestrebungen nachweisen wie in der Malerei, doch scheinen die Anregungen von dieser auf die Schwesterkunst hinübergeleitet worden zu sein. Ebensowenig sind aber allerdings die Stilisierungsversuche der jungen Bildhauer ohne den Franzosen Aristide Maillol zu denken, der schon seit Jahren dem Impressionismus Rodins entgegenarbeitet. Im ganzen gewährt jedoch die Ausstellung der plastischen Werke nicht das erfreuliche Bild, das die Malerei so anziehend macht. Es steht zu viel noch in den Anfängen. Wir begnügen uns damit, ein paar Namen von markanten Persönlichkeiten zu nennen. Von Ausländern hat außer Rodin und Maillol nur noch der Belgier George Minne ausgestellt. Ludwig Cauer, Fritz Klimsch, Georg Kolbe und August Kraus sind bekannte Namen der Berliner Bildhauerschule. Von Richard Engelmann ist eine große Brunnenfigur: „Ruhende Frau", von Peter Pöppelmann ein „Brunnen mit weiblicher Figur" zu erwähnen, dessen einschmeichelnde Reize die Abbildung leider nur teilweise zeigt. Tuaillon sandte einen „Hirsch" in Bronze. Wir schließen mit der Erwähnung eines Bronzereliefs von Adolf Hildebrand: „Frau Giuliette von Mendelssohn", das uns mit jener wunderbaren Ruhe der Formenvereinfachung des Meisters beglückt, und weisen auf die in Ton oder Holz ausgeführten Kleinplastiken russischer Volkstypen, z. B. den „Liegenden Bauern" (Holz) des jungen Ernst Barlach hin, die in wenigen markanten Flächenbegegnungen eine überraschend erschöpfende Schilderung des Typus geben.

Ernst Barlach: Liegender Bauer. (Holz.)

Digitized by Google

Literariſche Rundſchau

Buntes Allerlei — Literariſche Notizen — Zu unſern Kunſtblättern (Eduard von Gebhardts ſiebzigſter Geburtstag; Wilhelm Leibl; Curt Herrmann; Ernſt Genzel)

Zur Zeit der Kaſtanienblüte kritiſieren — das bring' ein andrer fertig! Wenn die liebe Gottes-welt ſo voller Blüten und Wunder ſteht wie jetzt, da möcht' doch endlich auch der Kritiker mal ſein altes mephiſtophelisches Gewand ausziehen und ſich einen kleinen Augenblick einbilden, er ſei halt auch einer von den „Schaffenden". Aber wie das anfangen? Wenn wir Kollegen unter uns ſind, iſt immer einer darunter, der den andern von „produktiver Kritik" vorpredigt. Du lieber Gott! Mir will vorkommen, als ſei das nur eine geſchwollene Umſchreibung der baren Eitelkeit. „Abbadona war auch einmal ein Engel! Und ſchließlich wurde er wieder zu Gnaden angenommen ..." Ach nein, bleiben wir lieber in der Heidenwelt, die ja doch einmal der Kritik angeborene Heimat iſt, und machen wir's wie die Nymphe Echo, die Geliebte des Narziß, die Hera, die Göttermutter, für ihre Schwatzhaftigkeit damit beſtrafte, daß ſie weder zuerſt zu reden, noch, wenn ein andrer ſprach, zu ſchweigen vermochte. Mit andern Worten: hallen wir wider, was andre, die vom Stamme der Kroniden, in den Wald hineinrufen. Auf gut deutſch geſagt: zitieren wir! Berichten wir einmal in dieſer ſchönen Frühlings-Sommer-Zeit ganz beſcheiden und ſimpel, was es ringsum Neues und Gutes, Intereſſantes und Bemerkenswertes gibt.

* * *

Wolfenbüttel, 11. Juni 75.

Liebe Frau Anderſon!

... Der Gedanke an den Tod ſcheint mir deshalb meiſtens ſo verdrießlich, weil der einem die Laterne auspuſtet und einen in eine neue Haut ſteckt, von der man nicht weiß, ob ſie beſſer iſt als die, welche man ausgezogen. — Der Glaube an Seelenwanderung kommt mir wirklich recht verſtändig vor und höchſt erbaulich dazu.

Die ſchwarze Tinte war ſchuld! Ich befinde mich wohl, reiſe nächſten Montag den 14ten nach Wiedenſahl zurück und verbleibe, ferner wie früher, Ihr ergebenſter ...

Wiedenſahl, 15. Juni 75.

Liebe Frau Anderſon!

Nun ſitz' ich wieder am Fenſter unſers lieben Pfarrhauſes und ſehe in Garten und Feld hinaus. Wie iſt hier doch, derweil ich fortgeweſen, die Welt ſo eng und voll geworden! Aus Schollen und Zweigen, die ich kahl verließ, hat ſich eine Fülle von ſchönem Laub hervorgedrängt; das wogt und wiegt ſich nun im friſchen Morgenwinde. Hier die Roſenbeete, die Erbſenfelder, die Obſtbäume; dort die Gruppe von ſchlanken Pappeln, Birken mit Hängeloden und eine blühende Akazie; und weiterhin im Wellenſchlagen das Ährenfeld und die graue Windmühle und über alles dahier die wandernden Wolken. Das gibt ein hübſches Wechſelſpiel von Licht und Schatten.

Guten Morgen!

Brauchen dieſe Zeilen, ſo voller ſchalkhaft verklärter Lebens- und Sterbensheiterkeit, eine Unterſchrift? Ahnt nicht zum mindeſten jeder ſeiner Freunde und Verehrer, daß ſie von Wilhelm Buſch ſind? Von ihm, der „Hans Huckebein", „Herr und Frau Knopp" und die böſen Buben geſchichten von Max und Moritz geſchrieben, der uns daneben aber auch die gedankenvolle peſſimiſtiſch-reſignierte Gedichtſammlung „Kritik des Herzens", die phantaſtiſch-kritiſchen Lebensbetrachtungen „Eduards Traum", die faſt ins metaphyſiſche Blau hinaufgaukelnde Geſchichte vom „Schmetterling" und endlich die freundlichen Altersgedichte „Zu guter Letzt" geſchenkt hat? Es war ein Schmerz ſeines Lebens, daß dieſe Bücher, zumal das erſte, worin er mit einer Weltanſchauung rang, neben ſeinen „luſtigen" nie recht volle Anerkennung fanden. Nun ſind ſolche wunden Stellen bei erfolgreichen Schriftſtellern und Künſtlern aber gewöhnlich die, wo ſie „ſterblich" ſind, d. h. wo ein Fremder am eheſten in ihr ſonſt ſo ſorgſam verriegeltes Innere dringt und es zu Bekenntniſſen und Vertraulichkeiten überredet. Dieſen Punkt wußte eine holländiſche Schriftſtellerin namens Maria Anderſon, eine Freundin Multatulis, zu treffen, als ſie ſich im Januar 1875 an Buſch mit der Bitte wandte, ihr eine „dunkle" Stelle in den kurz zuvor erſchienenen Gedichten „Kritik des Herzens"

Digitized by Google

Fritz Rhein: Damenbildnis. (Nach einer Originalaufnahme von Hermann Boll in Berlin W.) Zu Ewald Bender: Die bildenden Künste.

Digitized by Google

zu erklären. Die Bitte war, wie das so üblich, von einem „herzlichen“ und „ehrlichen“ Ausdruck der Begeisterung für das Buch begleitet. Und siehe da! das Wunder geschah: er, der später in der Vorrede zum „Pater Filuzius“ (1894) seine „Nachlässigkeit oder Schüchternheit im schriftlichen Verkehr mit Fremden“ schilt und sich als Korrespondenten einen Unbeholfenen nennt, „der seine Halme aneinander knotet, wie der Bauer, wenn er Seile bindet“, er antwortete. Und zwar — zu seiner Ehre sei's gesagt — mit einer gewissen weltmännischen Galanterie, aber ohne vom ersten Augenblick an die Knubben und Knorren seiner Persönlichkeit zu verstecken und aus der Stimmung ein Hehl zu machen, die ihn gerade beim Schopfe hatte. So ist die Folge von Siebzig Busch-Briefen, die uns Frau Anderson vorlegen läßt (Rostock, Volckmanns Nachfolger [E. Wette]; mit einem Bildnis von Busch), in der Tat ein wichtiger authentischer Beitrag zur Erkenntnis seiner Persönlichkeit geworden, ja ein menschlich-psychologisches Dokument, wie der Nachlaß des Wortkargen schwerlich noch ein zweites hergeben wird. Denn es sind keineswegs etwa bloß Alltäglichkeiten und Äußerlichkeiten, die da aufgetischt werden; es ist vielmehr ein richtiger „Gedankenaustausch“, an dem wir teilnehmen. Frau Anderson, so wenig Bemerkenswertes wir sonst von ihr wissen, war offenbar jener echt weiblichen Begabung teilhaftig, die Sokrates meinte, als er sich rühmte, von dem Beruf seiner Mutter sei etwas auf ihn übergegangen: sie verstand gut zu fragen und bei ihrem Partner die Siegel des Denkens, manchmal sogar die Schleusen des Herzens zu öffnen. Wir wußten, daß Busch zeitlebens über allerlei philosophische Systeme und Probleme gegrübelt hat, wir wußten auch wenigstens ungefähr die Art der Probleme, die ihn besonders reizte; wie gründlich und selbständig er aber alle diese Probleme durchdachte, in wie eigenartiger Weise er oft zu ihnen Stellung nahm, das erweisen, wie die Vorrede mit Recht bemerkt, erst die vorliegenden Briefe. Sie fallen gerade in die Jahre (1875 bis 1878), wo Schopenhauer den größten Einfluß auf Busch ausübte. Buddhistische Ideen stehen im Vordergrunde, und der Glaube wenigstens an eine Art Seelenwanderung scheint tief gewurzelt. Die Erörterungen über Parthenogenesis der Bienen und Vivisektion verraten den verständnisvollen Tierbeobachter, stimmungsvolle, doch immer von leisem Humor durchleuchtete Landschaftsbilder den andächtigen Naturfreund. Von den holländischen Malern des sechzehnten und siebzehnten Jahrhunderts, den Rembrandt, Hals und Steen, Rubens, Potter, Brouwer und Teniers, spricht Busch mit der Begeisterung eines Kenners, von den Frauen oft mit feinem Sarkasmus.

Auch sonst liegen nicht die letzten Reize dieser Epistel in der höchst originellen, weniger witzigen als behaglich gemütvollen Form, der die eigenwüchsigen Bilder und konkreten Beispiele nur so in den Schoß fallen. Blatt für Blatt fühlt man: alles, was hier steht, ist selbsterlebt, selbsterfahren, selbsterprobt. Man höre nur, wie Busch sich über „christliche Kunst“ ausspricht: „Ich hab'n hübschen Krug. Rundherum stehen die zwölf Apostel und der Herr Jesus in der Mitten. Ein christlicher Krug! Ich hab'n hübsches Kelchglas. Bacchus und Venus sind hineingeschliffen. Ein heidnisches Glas! Aber richtig gefüllt, zu richtiger Stunde schmeckt's mir aus beiden. — Prosit! Was zwingt uns, eine Mutter mit dem Kinde und einen Greis dabei als ‚heilige Familie‘ in unsern Katalog zu setzen, wenn wir nicht wollen? Ist nicht die Kreuzabnahme in der Frauenkirche zu Antwerpen (von Rubens) für einen Türken verständlich? — Es gibt christliche Schrullen, und jeder hat Schrullen, und 's ist alles ein Teufel, und Kunst ist Kunst. — Prosit, Madam! Es lebe die Freiheit! — Lieber, alter, herrlicher van Eyck, ich denk' an dich!“ Oder eine andre Stelle über die Sittenrichterei: „Ich absolviere so frisch weg und ins Blaue hinein, weil ich bemerke, daß ich selbst nicht viel tauge. Wozu auch die Beichterei? Das gewisse kleine wertvolle Päckchen schmuggelt ja doch ein jeder mit durch und in sein Grab hinein. Drum absolvier' ich so hin und schelte so hin. Und die Weiber? Ja, fast hielt' ich sie für besser als uns! Hab' ich nicht eine Mutter gehabt und eine Schwester, die ich liebe?! Kenn' ich nicht ein paar herzensgute Weiberchen, die ich nur ungern entbehren möchte?! Sind Sie nicht auch dabei?! Aber räsoniert muß sein! Und mit Recht! — Als Junge kriegt ich mal Hiebe und nicht mit Recht. ‚Kann nicht schaden!‘ hieß es. ‚Die sind für das, was man nicht weiß.‘ Ach, lieber Alter! ich stimme dir bei!“ ...

Endlich noch ein Frühlingsbildchen, ein unmittelbar erlebtes und eins, das in seiner Versöhnung von Fröhlichkeit und Schwermut zu gelassener Heiterkeit ganz und gar Wilhelm Busch ist:

Wolfenbüttel, 19. Mai 75.

... Bei uns ist jetzt auch der volle und wahrhaftige Frühling gekommen. Da sitzen wir des Abends im Gärtchen unter dem alten Birnbaum; der säuselt denn so leise vor sich hin und läßt seine Blüten herunter sinken, und manchmal fällt mir eine in den Wein hinein. Ganz fern im Stadtgraben da quacksen die Frösche; von den Linden herüber, die auf dem Walle stehn, quinquilieren und seufzen die Nachtigallen. Nach alledem, wie duselt man so gut und gottergeben in sein Bett hinein. Ganz dicht dabei, in der Wand, pickt immer eine Totenuhr. — Was tut's?! — Haben wir nicht, Gott sei's geklagt, noch siebenmillionendreimalhundertachttundneunzigtausendsechshundertundzweiundzwanzigdreiviertel

Digitized by Google

Jahre ganz unverbraucht vor unsrer Nase liegen? Wird man aus einem Leben herausgeklopft, huscht man ins andre wieder 'nein ...

* * *

Unter den neueren deutschen Geschichtsdarstellungen, die letzthin erschienen sind, war eine, die sozusagen „Geschichte von unten", aus der Froschperspektive schrieb. Sie betitelte sich „Geschichte des niedern Volkes in Deutschland", und der Verfasser war sich seiner Absonderlichkeit selbst so deutlich bewußt, daß er statt seines bürgerlichen Namens lieber das Pseudonym Eccardus gewählt hatte. Das kenntnisreiche und selbständige Buch ging von dem Gedanken aus, daß, wie für Schicksal und Charakter des einzelnen, so auch für die Geschichte eines ganzen Volkes der Dauerstand der Seele charakteristischer und wichtiger sei als die zufällige Höhe. Niemand, meinte der getreue Eccardus, werde je die Sozialdemokratie begreifen, dem der deutsche Bauernkrieg eine Bagatellsache gebliebeu; niemand aber auch den Bauernkrieg, der mit der langen Leidensgeschichte voller Gewalttat und Entwürdigung, die ihm voranging, nicht vertraut geworden.

An dieses merkwürdige Buch muß man denken, wenn man des Magisters F. Chr. Laukhard Leben und Schicksale liest, diese Sammlung deutscher und französischer Kultur- und Sittenbilder aus dem achtzehnten Jahrhundert, die jetzt, bearbeitet (und gekürzt) von Viktor Petersen, eingeleitet von Paul Holzhausen, in zwei Bänden bei Lutz in Stuttgart herausgegeben ist (geb. 13 M.). Gerade das achtzehnte Jahrhundert, das Jahrhundert unsrer Klassiker, haben wir von jeher viel zu sehr mit den Augen des geistigen Höhenmenschen gesehen, uns womöglich eingebildet, Lessing und Herder, Wieland und Klopstock, Goethe und Schiller seien die Signatur und der Maßstab der Zeit gewesen. Beileibe nicht! Wie auf dem Theater, von Goethe verstehend, fast dankbar geduldet, Iffland und Kotzebue herrschten, so wurde auch das sonstige Kulturleben der Zeit von ganz andern, weit weniger idealen Mächten regiert, als die Weimarer Klassiker sie darstellten. Uns in diese von Schule und Erziehung nur zu geflissentlich verhüllte Welt aus nächster Nähe eines Beteiligten, eines „gebrannten Kindes" sozusagen, einen Blick zu verschaffen, erscheinen die Aufzeichnungen Laukhards wie gerufen.

Wer war dieser schicksalreiche Herr Magister? Friedrich Christian Laukhard, 1758 (oder 1757) zu Wendelsheim in Rheinhessen (Unterpfalz) als Pfarrerssohn geboren, studierte in Gießen, Jena und Halle Theologie, fungierte inzwischen einmal als Jäger und Kellermeister bei einem Major, wurde in Halle Magister und Privatdozent, geriet infolge seines ausschweifenden Lebens in bitteres Elend, ging 1783 für ein Handgeld von drei Louisdor unter die Soldaten („Laukhard hin, Laukhard her, Laukhard ist kein Magister mehr", sangen damals die Hallenser Gassenjungen) und tauchte aus einer Schlammflut von Abenteuern 1795 wieder in Halle auf, um dort Sprachunterricht zu erteilen. Endlich kam er als Pfarrvikar nach Veitsroodt im Saardepartement und starb 1822 in Kreuznach, wo er den Rest seiner Erdentage als Privatlehrer kümmerlich gefristet hatte. Was die Schilderung dieser Erlebnisse so packend und lehrreich macht, das ist die schonungslose Offenheit gegen sich selbst und andre, mit der Laukhard erzählt. Die moralische Tendenz seines Buches verschweigt er nicht: der Titel der Originalausgabe (1792 bis 1802) trägt den ausdrücklichen Zusatz „Zur Warnung für Eltern und studierende Jünglinge" — aber das hindert ihn nicht, den „kreuzliederlichen Kerl", der er trotz seiner guten Anlagen und seinem guten Herzen geworden, mit all seinen Schwären und in seinen armseligsten, schmutzigsten Lumpen zu zeigen. Willensschwäche und Leichtsinn, schlechte Erziehung und der gefährliche Neuerungs- und Geniegeist, wie die Vorwehen der Französischen Revolution ihn in die Welt brachten, sie sind hauptsächlich an der Verlotterung dieses weder im Guten noch im Bösen sonderlich hervorstechenden geistigen Durchschnittsmenschen der zweiten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts schuld. Aber das war ja doch damals das Gewöhnliche für die aus dem Bürgerstande herausstammenden „Gebildeten". Man denke nur an das mit Respekt zu sagen saumäßige Studentenleben, das zu Goethes und Schillers Zeiten in Jena, also in der Vorhalle der Klassizität, herrschte! Bleibe man uns doch vom Leibe mit der „guten alten Zeit"! Der Kassandrische Weheruf: „Wer erfreute sich des Lebens, der in seine Tiefen blickt", hat einen allgemeingültigen und ewigen sozialen Sinn.

In Laukhards Memoiren wird die Literatur- und die Kulturgeschichte gleich einträgliche Ernte halten. Wie lehrreich und fesselnd wäre es z. B., Laukhards Schilderung des leichtfertigen Feldzugs von 1792 mit Goethes „Kampagne in Frankreich" zu vergleichen. Da ergäbe sich ein geradezu klassisches Beispiel, Frosch- und Vogelperspektive aneinander zu kontrollieren, Tag- und Nachtseite zusammenzubringen. Bei Goethe denkt man auch noch bei der berühmten Kanonade von Valmy, der er sich halb aus Langerweile, halb aus Lust an der Verwegenheit aussetzt, immerfort: „So also ist es, wenn ein hoher Herr einen Feldzug mitmacht"; bei Laukhards rücksichtslosen Musketierschilderungen all des Elends grollt es immerfort: C'est la guerre! C'est la guerre! Das Furchtbarste sind nicht die Lagerszenen bei unaufhörlichen Regengüssen, auf faulendem Stroh und mit der Ruhrepidemie als

Digitized by Google

täglichem Genossen — das Furchtbarste sind Laukhards Schilderungen aus den Krankenlazaretten. Mit dem Verfasser müssen auch wir Lesern mit schwachen Nerven raten, diese Seiten zu überschlagen ... Höchst aufschlußreich sind dann die Kulturbilder aus Frankreich, wohin Laukhard, der als vorgeblicher Deserteur zu dem in Landau belagerten französischen Heere übergegangen war, mitgeschleppt wurde. Noch heute möchte man in die Seele seines Volkes und tausendmal mehr noch der damals Regierenden erröten, wenn man vergleicht, wie es vor 120 Jahren bei uns, in unserm Bürger- und Bauernstande, und wie es in Frankreich in den gleichen Lebenskreisen aussah ... Wir von 1908 haben gewiß keine Ursache, uns nach Pharisäerart in die Brust zu werfen — aber das eine wollen wir festhalten und als unverlierbare Errungenschaft des neunzehnten Jahrhunderts preisen: die entsetzliche Kluft, die sich noch vor hundert Jahren zwischen oben und unten auftat, ist heute — nicht geschlossen, aber doch wesentlich verringert, und damit ist ein Teil der Fäulniserreger, die sich solche Abgründe mit Vorliebe zur Brutstätte aussuchen, hoffentlich ein für allemal beseitigt.

* * *

„Für eine Zeit wie die unsre, die ihrer selbst in all ihrer verständigen Nüchternheit überdrüssig wurde, ist es charakteristisch, daß sie der Vergangenheit nachspürt, verborgene Schätze wieder ans Licht befördert, Toten neues Leben einflößt und ewig Lebendige, die für sie lange verschollen waren, wieder auf sich wirken läßt. Viele sehen nichts andres darin als ein Zeichen der Dekadenz, des Absterbens, weil es an alte Menschen erinnert, die mit steigenden Jahren immer mehr in der Erinnerung leben. Mir scheint, daß es vielmehr ein Zeichen neuen, werdenden Lebens ist, dem freilich, wie immer im Herbst, ein Absterben des alten vorangehen muß. Denn Sehnsucht drückt sich aus darin, und Sehnsucht ist immer etwas Junges, dem Erfüllung folgen muß."

Diese Sehnsucht möchte ein Buch nähren, das soeben in dem Verlage dieser Zeitschrift, bei George Westermann in Braunschweig, erschienen ist, und in dem Lily Braun, geb. von Kretschman, das Andenken ihrer Großmutter Jenny von Gustedt feiert, der „letzten Zeugin einer großen Zeit", einer Gestalt, die durch Goethes Freundschaft geweiht, durch Napoleons und seines Hauses Nähe vom Hauche der großen Weltgeschichte gestreift wurde. Goethe und Napoleon — im Hinblick auf diese beiden „Himmelsstürmer", deren Wipfel in die Wolken ragen, die ihrer kleinen Umgebung und Nachbarschaft wohl ihren Schutz angedeihen und ein paar Blüten ihres Reichtums auf ihre bescheidenen Häupter fallen lassen, ihnen dafür aber das volle, ungebrochene Licht der Sonne rauben, so daß sie nach Epigonenlos gar oft ihres Lebens im Dämmer stehen — im Hinblick auf diese eher tragische als glückliche Konstellation nennt die Herausgeberin ihr Erinnerungsbuch mit einem zunächst etwas theatralisch anmutenden Titel „Im Schatten der Titanen" (mit vier Bildnissen und zwei Briefwiedergaben; geb. M. 6.50). Aus naheliegenden Gründen verbietet es sich, an dieser Stelle dem Buche, das übrigens in andrer, umfangreicherer, aber wahlloserer Gestalt unter dem Titel „Aus Goethes Freundeskreise" zum erstenmal 1892 herausgekommen, eine Empfehlung mit auf den Weg zu geben oder ihm eine ausführliche „Kritik" zu widmen; nur von seiner Existenz soll berichtet werden, und ein paar Stichproben und Glossen sollen Kunde geben von seinem Inhalt.

Jenny von Gustedt, die im Mittelpunkt des Buches steht, entsproß, wie ihre Enkelin nachzuweisen sich angelegen sein läßt, im Jahre 1811 einem Liebesbunde Jérôme Bonapartes, des Königs von Westfalen, mit Diana von Pappenheim, geb. Gräfin von Waldner und ehemaligen Hofdame der jungen Erbgroßherzogin Maria Paulowna von Sachsen-Weimar, einer liebreizenden, anmutigen Frau, deren Gatte Kammerherr von Pappenheim über zwanzig Jahre älter war als sie. Als sie mit diesem im Sommer 1808, schon die Mutter eines Knaben und ein neues Leben unter ihrem Herzen tragend, an den Hof König Jérômes kam, stand sie selbst in der vollen Schönheits- und Jugendblüte ihrer zwanzig Jahre. So sah Jérôme sie an seinem üppigen Hofe, so sah sie, die der nervenleidende Gatte viel allein lassen mußte, den jungen strahlenden König. Man braucht die Glorifizierung der schwelgerischen Lebenslust, der Leidenschaft, des Mitleids und dessen, was die Verfasserin sonst noch zur Motivierung des Fehltritts ihrer Urgroßmutter herbeizuziehen beflissen ist, nicht mitzumachen und wird doch von einer „Verurteilung" der „Gefallenen" weit entfernt sein können. Wie dieser Teil der Darstellung — nicht in der aufgedeckten Tatsache (die ist angesichts der abgedruckten Briefe Jérômes und andrer Zeugnisse unantastbar), wohl aber in seinen Folgerungen —, so wird die leidenschaftliche „Rettung" des Königs Jérôme lebhaften Widerspruch der vaterländischen Geschichtschreibung hervorrufen: es sind sehr schwache Punkte darin. Doch das ist ja der Herausgeberin der Kretschmanschen Kriegsbriefe nichts Ungewohntes mehr. Am 7. September 1811 brachte Diana das „Kind ihrer Liebe" (dem übrigens später noch ein zweites, gleichfalls ein Mädchen, von demselben Vater folgte) zur Welt: Jenny, die Jérôme über die Taufe hielt, und die, da der Gatte Dianas noch nicht von ihr getrennt lebte, als seine eheliche Tochter anerkannt wurde. Nach andrer Dar-

Digitized by Google

stellung soll auch Jérômes Gattin, Katharina von Württemberg, Patin gewesen sein, was lange gegen des Königs Vaterschaft zu sprechen schien.

Doch gleichviel — im Grunde ist es ja ganz etwas andres als diese aufgedeckten Beziehungen zu Jérôme, was an dem Buche wertvoll erscheint. Es ist der Zauber und Reichtum des Goethischen Kreises, der diese Blätter weiht. Als nach dem Zusammenbruch des Königreichs Westfalen die verwitwete Diana von Pappenheim mit ihrer Tochter Jenny als Hofdame Maria Paulownas nach Weimar zurückgekehrt war, wurde Jenny mit den Töchtern der Großherzogin, mit Marie und mit Augusta, der späteren Kaiserin, zusammen erzogen, und Goethe selbst war es, der den Unterricht der Kinder überwachte. Seitdem blieb er der Stern, in dessen Spnr Jennys Leben verlief. Ihre Erinnerungen an ihn, an seinen Sohn, an Ottilie, ihre Freundin, an seine Enkel, an Bettina von Arnim, Rahel Varnhagen, Felix Mendelssohn-Bartholdy und viele andre lassen jene Tage höchsten geistigen Lebens vor dem Leser wiedererstehen. Doch auch als jene Epoche dahin, behauptet die Persönlichkeit der Gefeierten mit ihrem Freimut, ihrer Vaterlandsliebe und ihrer harmonisch durchgebildeten, warmherzigen und verständnisvollen Menschlichkeit sich als eine Erscheinung, die Achtung, Ehrfurcht und Interesse für sich selbst verdient. Ein Hauch Goethischen Geistes liegt bis zu ihrem erst 1890 erfolgten Tode auf ihr.

In früher Jugend schon erfuhr Jenny von Pappenheim Goethes unmittelbaren Einfluß. Er hatte das jugendfrische, schöne und geistig begabte Mädchen gern; sie schwärmte für ihn mit all der Begeisterung ihrer jungen Jahre, mit der ganzen Empfänglichkeit, die sich bewußt ist, aus dem Verkehr mit einem Großen und Einzigen Lebensinhalt für die Dauer zu schöpfen. Goethe erscheint hier im Hauskleid, nicht als Patriarch, eher als ein guter Großvater, der nur das Liebenswürdige, Anheimelnde, nicht das Imponierende des großen Mannes, das die Vertraulichkeit entfernt, an sich trägt. Wir geben einen Abschnitt über die Geselligkeit in Goethes Hause (etwa um 1828) wieder:

Er lud gern zu Tisch ein, wo sein Sohn, Ottilie, Ulrike, die Enkel und der Hauslehrer die Tischgäste waren. Man aß nach damaliger Zeit gut, nach jetziger Zeit einfach; erst in den letzten Jahren hatte er einen Koch, vorher Haushälterinnen, mit denen er die Wirtschaft führte ohne Ottiliens Hilfe. Er hatte kein Vertrauen in ihre wirtschaftlichen Talente und sagte wohl scherzend: „Ich hatte mir so eine kochverständige Tochter gewünscht, und nun schickt mir der liebe Gott eine Thekla und Jungfrau von Orleans ins Haus.“ — Die Unterhaltung war bei diesen kleinen Anlässen stets sehr animiert. Sie drehte sich immer um Gegenstände der Kunst und Wissenschaft. Seine Augen schleuderten Blitze, sobald irgend eine Klatschere zum Vorschein kam. Bei einer solchen Gelegenheit wurde er einmal sehr derb, er rief mit dröhnender Stimme: „Euren Schmutz kehrt bei euch zusammen, aber bringt ihn nicht mir ins Haus ...“

Zu Ehren von Tiecks — Vater, Mutter und zwei Töchter — waren auch einmal oben bei Ottilie und unten bei Goethe Feste arrangiert worden. Goethe sah die Familie zuerst bei sich zu Tisch; ich war zwar nicht gewünscht, erlaubte mir aber, mit dem Vorrecht der Jugend, nachher in das Allerheiligste einzudringen, um Tiecks zu Ottilie zu geleiten, während der alte Herr andre Gäste empfing. Es kam auf Walter Scott die Rede, welchen er sehr schätzte, was meinem englisch empfindenden Herzen wohl tat, nur wagte ich die Einwendung, daß „The fair maid of Perth“ nicht immer allzu unterhaltend sei, worauf mir ein strafender Seitenblick und ein „Die Kinder wollen eben immer noch bunte Bilderbücher“ zuteil wurde.

Einige Tage später war Tee bei Ottilie. Man stand umher, sprach mit gedämpfter Stimme, sah sich bei jedem Geräusch erschrocken nach der Tür um, als ob eine Geistererscheinung erwartet würde, aber sie kam nicht. Ottilie sollte sie heraufbeschwören, doch die irdischen wie die himmlischen Geister sind eigensinnig.

Man wurde unruhig, Tieck wechselte die Farbe, biß sich auf die Lippen, immer häufiger flogen die unsichtbaren Engel durchs Zimmer. Ich wandte mich an Eckermännchen, der still in einer Ecke stand und eben sein unvermeidliches Notizbuch einsteckte. „Er will nicht,“ sagte er; da nahm ich meinen Mut zusammen und ging hinunter. Die ersten Stufen lief ich, die letzten schlich ich nur langsam, denn ich fürchtete mich doch etwas und wäre fast schon umgekehrt, wenn ich mich nicht vor Friedrich geschämt hätte. Er wollte mich nicht melden; ich solle nur so hineingehen, meinte er.

Goethe stand am Schreibpult im langen offenen Hausrock, einen Hausen alter Schriften vor sich; er bemerkte mich nicht, ich sagte schüchtern: „Guten Abend!“

Er drehte den Kopf, sah mich groß an, räusperte sich — das deutlichste Zeichen unterdrückten Zorns. Ich hob bittend die Hände.

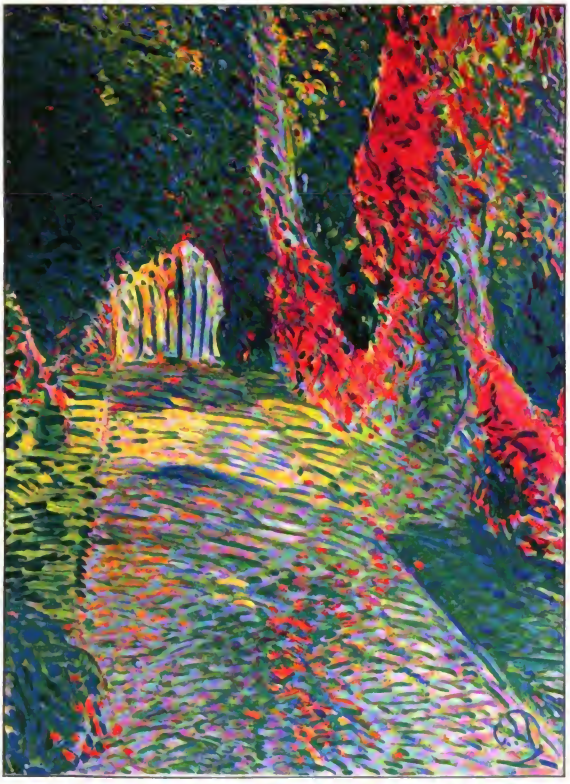
„Was will das Frauenzimmerchen?“ brummte er.

„Wir warten auf den Herrn Geheimrath, und Tieck —“

„Ach was,“ polterte der alte Herr, „glaubt Sie, kleines Mädchen, daß ich zu Jedem laufe, der wartet? Was würde dann aus dem da?“ und damit zeigte er auf die offenen Bogen; „wenn ich tot bin, macht's Keiner. Sagen Sie das droben der Sippschaft. Guten Abend.“

Ich zitterte beim Klang der immer mächtiger anschwellenden Stimme, sagte leise „Guten Abend“,

Digitized by Google



Curt Herrmann: Laubengang im Garten.

doch es mochte wohl sehr traurig geklungen haben, denn Goethe rief mich zurück, sah mich freundlich an und sprach mit ganz verändertem Tonfall: „Ein Greis, der noch arbeiten will, darf nicht Jedem zu Gefallen seinen Willen umstimmen; tut er's, so wird er der Nachwelt gar nicht gefallen. Gehen Sie, Kind, Ihre frohe Jugend wird denen da oben besser behagen, als heut Abend mein nachdenkliches Alter."

Im übrigen ist es die Zeit des Abendrots, der zur Rüste gehenden Sonne Weimars, die durch Jenny von Gustedts Goethe-Erinnerungen strahlt. Da ging der Achtzigjährige in der Malvenallee im Parkgarten auf und nieder und sann über seine Farbenlehre; da spazierten die Schwestern Lengefeldt, Karoline von Wolzogen und Schillers Witwe, als alte Damen in den Parkwegen, den Mops an der Leine, und hatten nur noch wenig von dem, womit sie einst in gefährlichem Wettstreit den Dichter des „Don Carlos" bezauberten. Charlotte von Stein lud oft zum Tee ein. Dann saß sie alt, schweigsam, freundlich hinter einem grünen Lampenschirm, irgendein Werk Goethes vor sich. Und weiter: da schreitet Einsiedel, alt, gebeugt, müde, sich schwer auf den Stock mit dem goldnen Knopf stützend, vorüber. Er geht, die hohen Treppen eines Hauses am Ende des heutigen Karlsplatzes nicht scheuend, täglich um zwei Uhr zu der ebenso alten, ebenso müden Adelaide von Waldner. Beide waren am Hofe Anna Amalias jung gewesen; die große tiefe Liebe, die sie verbunden hatte, konnte nicht zur Ehe führen, wohl aber zu lebenslänglicher, reiner Freundschaft. Das Zusammensein der Greise störte niemand, bis ihm selbst die Kräfte versagten. Er starb vor ihr, und als sie ihr Ende nahen fühlte, bat sie Jennys Mutter, ihre Verwandte und Freundin, ein Päckchen vergilbter Briefe, das sich in einem geheimen Schubfach fand, zu verbrennen. Es war die Korrespondenz mit Einsiedel, während er sich in Italien befunden hatte. Ein paar halb zerfallene Blumen nahm sie mit sich ins Grab. — Frisch und jugendlich hatte sich ihr Zeitgenosse Knebel erhalten. Er ging nicht mehr aus, erfreute sich an seinem Garten, an der Aussicht in die Berge und lebte immer in einem stillen, drolligen Kampfe mit seiner viel jüngeren Frau, deren Lebhaftigkeit mit seiner Ruhe sehr kontrastierte. Sie hatte den Turban aus der Zeit und Mode der Frau von Staël beibehalten, und es amüsierte Jenny sehr, wenn er bei jeder ihrer schnellen Bewegungen hin und her schwankte ...

Literarische Notizen

Lienhards Lyrik, die in Engelhard einen so ehrlich begeisterten und hingebungsvollen Beurteiler findet, liegt jetzt gesammelt und geschichtet in einem bei Greiner u. Pfeiffer in Stuttgart erschienenen Bande vor. Diese Sammlung umfaßt das wichtigste Jahrzehnt aus Lienhards persönlichem Werden und Ringen (etwa 1890 bis 1900) und bringt aus den früheren Einzelsammlungen („Lieder eines Elsässers", 1895; „Nordlandsklieder", 1899; „Burenlieder", 1900) alles Wertvolle, doch neu geordnet und zum Teil auch in der Form verbessert. Auch die neu hinzugefügten Gedichte gehören jenem Zeitraum an; Neues ist seitdem in Buchform nicht erschienen. Man wird aber guttun, zu dieser lyrischen Sammlung gleich auch das nach Stimmung und Form durchaus lyrische Epos „Die Schildbürger" hinzuzunehmen (ebenda). Lienhards Monatsblätter „Wege nach Weimar", in denen er die Bildungsideale einer großen Vergangenheit für eine kleinere Gegenwart lebendig zu machen sucht — wir haben schon früher darüber berichtet —, sind jetzt mit dem fünften Bande abgeschlossen (Preis des Bandes geb. M. 3.50).

Von **Marie Diers** haben wir kürzlich einen neuen Roman „Die sieben Sorgen des Doktor Joost" in Buchform empfangen (geb. 4 M.), einen Erziehungsroman, dessen Hauptwert aber in der Charakterschilderung des Titelhelden beruht, eines durch Irren und Fehlen zu einem stillen, wehmütig resignierten, doch tapfern Lebensschluß gelangenden Originals. — **Ottomar Enkings** hier jetzt zu Ende geführter Roman „Wie Truges seine Mutter suchte" wird in Buchform bei Schuster u. Löffler in Berlin erscheinen, während **Gustaf af Geijerstams** „Brüder Mörk", eine der feinsten Seelengeschichten, die dem Meister der Psychologie je gelungen, wie alle bedeutenden früheren Werke des schwedischen Dichters, als Buch letzthin bei S. Fischer in Berlin herausgekommen sind (geb. M. 4.50).

Wilhelm Münch, der Professor der Pädagogik an der Berliner Universität, ist unsern Lesern nicht nur als feinsinniger, wissenschaftlich vertiefter Essayist, sondern auch als novellistischer Plauderer bekannt. Im Januarheft von 1906 hat er in der „Sonne der Hoffnung" ein winterliches Erinnerungsbild aus der reinen, Genesung versprechenden Hochluft der Berge gezeichnet, das dann bald den „Gestalten vom Wege", einem Bändchen der „Deutschen Bücherei", zum dauernden Schmucke wurde. Jetzt hat jene Skizzen- und Studiensammlung eine Schwester bekommen in einer nicht minder ansprechenden Serie, die sich nennt „Leute von ehedem und was ihnen passiert ist" (Leipzig, Amelang; geb. 3 M.). Wie Münch unter dem „Wege" seinen eignen Weg durch die Jahrzehnte des Lebens verstand, so drängt sich auch hier mancherlei Persönliches und Subjektives unter die Gestalten des objektivierenden Künstlers. „Weil's mich freut" überschrieb ein guter Dichter eine Sammlung seiner Lieder. „Weil es mein Bedürfnis ist," bekennt Münch, „erworbene Lebenskenntnis zu

Digitized by Google

entfalten, habe ich dies niedergeschrieben." Dieses „Herzensbedürfnis" spürt man sowohl aus dem „Erlebten" wie aus dem „Erdachten", mag man auch manches darin „altmodisch" schelten. Spannende Handlung freilich bietet kaum ein Stück, es müßte denn das „Prüfungsergebnis" sein, wonach der Geheime Rat und Vorsitzende der Prüfungskommission für Lehrerinnen bei einem Examen selbst zum Kandidaten, nämlich zum — Heiratskandidaten einer seiner Prüflinge wird. Dafür aber bringt jedes einzelne seine Charakterzeichnungen, zarte seelische Stimmungen, geistvolle Beobachtungen und daraus geschöpfte treffende Aperçus in Hülle und Fülle. Auch hat sich dieser „Schulmeister" den Humor zum Kollegen gewählt, ja manchmal schwingt er sogar das Rohrstöckchen sarkastischer Laune und strafender Satire.

Einer unserer musikwissenschaftlichen Mitarbeiter, Dr. Walther Niemann, der hier vor einiger Zeit über den Komponisten Max Reger geschrieben, hat als Früchte langjähriger Studien vor kurzem eine ganze Anzahl musikgeschichtlicher und musikästhetischer Bücher erscheinen lassen. Einige davon dürfen auch bei unsern Lesern auf Interesse rechnen. So vor allem „Das Klavierbuch", eine kurze populär gehaltene Geschichte der Klaviermusik und ihrer Meister (München, Callwey; geb. M. 3.50). Das Buch hält glücklich die Mitte zwischen Weitzmanns streng wissenschaftlichem und Bies subjektiv-geistreichem Prachtwerk. Es verfolgt wesentlich praktische Zwecke. Es will innerliches Verständnis der Klaviermusik durch unaufdringliche, möglichst mühelose Belehrung über alles, was mit ihr zusammenhängt, fördern helfen und in unsrer Zeit des Verfalls der Hausmusik wieder die Liebe zu deren wichtigstem Instrument wecken. So bietet es zuerst eine übersichtliche, auch das Ausland berücksichtigende Geschichte der Klaviermusik vom sechzehnten Jahrhundert bis zur Gegenwart, gibt dann einen Abriß der Geschichte der Klavierpädagogik und der Klaviervirtuosität im neunzehnten Jahrhundert und stellt endlich in praktischer Tabellenform die wichtigsten Daten aus der Entwicklungsgeschichte des Klavierbaues und der theoretischen Klavierliteratur auf. Viel Spezialwissen enthält Niemann in seiner Studie über die Musik Skandinaviens (Leipzig, Breitkopf u. Härtel). Namentlich die Abschnitte über die ältere dänische Tonkunst, die norwegische Volksmusik, das schwedische und das finnische Volkslied bringen mancherlei neue Ergebnisse. Sibelius, Grieg und Gade sind, wie sich's gebührt, mit liebevoller Ausführlichkeit behandelt, und wo es irgend angeht, werden vergleichende Blicke in die gleichzeitige Literatur des Landes hinübergeschickt. Bildnisse und Notenbeispiele stehen dem Text zur Seite.

Zu unsern Kunstblättern

Im letzten Hefte haben wir Fritz von Uhde, den Sechzigjährigen, gefeiert, dieses grüßt Eduard von Gebhardt, den Siebzigjährigen (geboren 13. Juni 1838). Wäre eine Zeitschrift ein Geschichtswerk und nicht vielmehr ein Diener der Zeit, des Tages und damit auch zuweilen ein Sklave des Datums, so hätte Gebhardt vor Uhde den Vortritt haben müssen. Denn der Ersteländer, der seit bald fünfzig Jahren seine Wirkungsstätte in Düsseldorf hat, und dem von Jahrzehnt zu Jahrzehnt immer unbestrittener das geistige Führeramt der rheinischen Kunststadt zugefallen ist, er darf in mehr als einem Sinne der Vorläufer und Bahnbrecher des in München wirkenden Sachsen genannt werden. Ohne ihn hätte Uhde trotz Munkacsys Schule, Liebermanns Ausmunterung und dem Vorbild der Holländer vielleicht doch nicht den Mut gefunden, seinen Weg in der religiösen Malerei, den Weg schlichten, unbefangenen Empfindens, den Weg herzhafter Vergegenwärtigung der biblischen Gestalten und Vorgänge so konsequent zu Ende zu gehen.

Was in England die Präraffaeliten, in Frankreich Puvis de Chavannes u. a. und zwar nicht selten in krankhaften Übertreibungen und Verzerrungen anbahnten: nämlich die Rückkehr zu einer Kunst, die wieder dem Ungreifbaren und Unfaßbaren nachforscht, die fern vom Lärm der Welt einen seligen Garten des Friedens, hoch über dem Erdenstaub eine Stadt reiner innerer Schönheit sucht, diesen Übergang vom allzu verständigen Realismus zu einem neuen, erstarkten und verinnerlichten Idealismus vollzog bei uns die neuere religiöse Malerei. Sie unterschied sich gründlich von der „historischen" Epoche, die ihr voranging. Diese war entweder sklavisch den alten Italienern nachgehinkt oder hatte sich damit begnügt, aus dem religiösen Gemälde ein in orientalischen Farben prunkendes Kostümbild zu machen, das die historische Echtheit an die Stelle des Gefühls und des legendarischen Zaubers setzte. Nur hier und da noch glühte ein Funke von der primitiven Innigkeit der Nazarener. Da kam der Augenblick, wo der Realismus selbst aus eigner Kraft sich wieder den Pfad freimachte zu dem verlorenen Paradies kindlicher Frömmigkeit. Man erinnerte sich der Unbefangenheit, womit alte Meister Szenen des Alten und des Neuen Testamentes in das Gewand ihrer Zeit gekleidet hatten, und ward gewahr, wie das der lebendigen Anschauung und der Wärme des Gefühls zugute kam.

Aber dieser Gedanke, ein echter Reformationsgedanke der religiösen Kunst, hatte wie alle epoche-

Digitized by Google

Eduard von Gebhardt.

machenden seine Entwicklungsstufen und Stationen. Eduard von Gebhardt war es vergönnt, die erste dieser Stationen zu erobern. Er begnügte sich damit, es den deutschen Meistern der Reformationszeit nachzutun und seine biblischen Darstellungen in deren Zeit, in das sechzehnte Jahrhundert, zu versetzen, aber — und das ist das Wichtige — in das deutsche sechzehnte Jahrhundert, in die realistische, auf sich selbst stolze Zeit des deutschen Bürgersinns wie des erstarkten und vertieften religiösen Gewissens. Daß er gerade die Zeit Luthers wählte, ist nicht schwer zu verstehen. In Luthers Sprache ist uns die Bibel überkommen, ist sie uns zum innern Eigentum geworden, also mußten, meinte er, die biblischen Vorgänge auch im evangelisch-protestantischen Gewande jener Zeit am eindringlichsten zu uns sprechen. Darin bekundete sich zunächst wohl noch eine historische Abhängigkeit, eine gewisse Verliebtheit in ein „malerisches Kostüm", mit dem sich das unserer Tage an Würde, Festlichkeit und Monumentalität nicht messen könne — wenn man aber auf den seelischen Gehalt in Gebhardts religiösen Gemälden eingeht, so fühlt man, daß dieses historische Kostüm, ein Gemisch von Flandrisch und Nürnbergisch, zwischen uns und den dargestellten Vorgängen keine Scheidewand aufrichtet, daß dadurch nur leise das „Es war einmal" betont wird, wodurch der Inhalt über die Alltäglichkeit ein wenig hinausgehoben erscheint. Vergessen wir nicht: Gebhardt malte sein erstes religiöses Gemälde („Christi Einzug in Jerusalem") 1863, Uhde das seine („Lasset die Kindlein zu mir kommen") 1884. Um die unerhörte Vergegenwärtigung zu wagen, die bei Uhde geleistet wurde, mußte doch wohl erst die soziale Stimmung der achtziger Jahre kommen mit ihrem neu erwachten Verständnis und ihrer tätigen Liebe für die arbeitenden Stände unsers Volkes.

Immerhin: zu einem Unsrigen, zu einem Deutschen, einem Menschen von unserm Stamm und Blut machte auch Gebhardt Christus schon. Auch er schon wußte wieder: Das Menschheitsziel liegt für den Deutschen in der Vollendung deutscher Tugenden. Nur das Drum und Dran gehört dem sechzehnten Jahrhundert; was an Gebhardts Bildern eigentlich künstlerisch ist, stammt aus den Erlebnistiefen unsrer Wahrheit, aus der spezifisch deutschen Vorstellung vom Christentum. Ihm ist es, wie noch einem Blockhorst und Gustav Richter, nicht das Evangelium der „schönen Leute", sondern das der Armen, der unter Not und Trübsal, Mühe und Arbeit um das Heil ihrer Seele ringenden Ernsten und Wahrhaftigen, kerniger Wirklichkeitsmenschen, wohl meistens aus seiner ostnischen Heimat, auf deren Gesichter und Knochenbau dieser Kampf und sein schwerer Sieg ihre Zeichen geprägt haben.

Die „Monatshefte" würden es als eine unabweisbare Pflicht betrachtet haben, einem Künstler von solcher Bedeutung einen eignen größeren Aufsatz zu widmen, wenn das nicht erst vor einigen Jahren in der reich illustrierten biographisch-kritischen Studie „Eduard von Gebhardt" von P. Lange (Aprilheft 1903) geschehen wäre und wir nicht seitdem in den „Bildenden Künsten" wie auch in dieser Rubrik alle bemerkenswerten neueren Schöpfungen des Meisters, zumal sein ehrfurchtgebietendes Werk in der Düsseldorfer Friedenskirche, liebevoll gewürdigt hätten. So dürfen wir uns denn wohl damit begnügen, zwei weniger bekannte, aber nicht minder charakteristische Werke von ihm zu zeigen: das aus den siebziger Jahren stammende Gemälde „Aus der Reformationszeit", das durch und durch erfüllt ist von dem heiligen Ernst, dem Gewissenseifer und der Innigkeit jener Tage, und „Das Brautpaar auf der Hochzeit zu Kana", einen Ausschnitt aus dem großen Wandgemälde im Kloster Loccum. Gebhardt hat auf diesem Bilde das Wunder völlig zurücktreten lassen und Christus als den Freudebringer und Vollender seligen Glückes dargestellt. Eine echte deutsche Hochzeit, die er da schildert! Es fehlen nicht die fackeltragenden Brautführer und Brautjungfern, es fehlt im Hintergrunde nicht die Tribüne mit den fröhlichen Musikanten. Die Hauptpersonen in dem festlichen Gewoge bleiben aber doch der treuherzig dreinschauende mannhafte Bräutigam, die kindlich-zarte schämige Braut, eine „reine Magd des Herrn", und vor allen Dingen Christus selbst,

Digitized by Google

der dem Brautpaar entgegentritt, beide Hände dem Bräutigam auf Arm und Schulter legt, um vertraulich mahnende Segensworte zu ihm zu sprechen.

Das Blatt ist als Hochzeitsgabe, als Schmuck für Kirche und Haus wie geschaffen, und so verdient der Verlag von Georg D. W. Callwey in München Dank, daß er es auf Anregung des Pfarrers David Koch, des Herausgebers des Christlichen Kunstblattes, in Gestalt einer farbigen Gravüre (Bildgröße 60:40, Blattgröße 95:73 Zentimeter) hat erscheinen lassen. Der Preis soll für Subskribenten 20, nach Ausgabe des Blattes 30 M. betragen. Daneben erscheint eine sogenannte-Volksausgabe in Vierfarbendruck (Bildgröße 43:32, Blattgröße 67:50 Zentimeter) zum Preise von 3 M. Eine weitere Jubiläumsgabe bereitet die Photographische Union in München vor: sie will eine Mappe mit Reproduktionen der Wandgemälde aus der Düsseldorfer Friedenskirche herausgeben, und zwar in Photogravürentechnik. Ein den Tafeln vorangestellter Text von Pfarrer R. Burckhardt in Düsseldorf soll in den Inhalt der dreizehn Blätter einführen.

* * *

Die meisten unsrer übrigen Kunstblätter finden ihre Würdigung in eignen Aufsätzen oder in der Besprechung der Berliner Sezessionsausstellung. Auch Bender, dessen Bericht gewiß von einer freudigen Anerkennung des Neuen, Jungen und Wagemutigen beseelt ist, muß zugeben, daß der Leibl-Saal diesmal alles andre in Schatten stellt. Gern hätten wir das reifste und edelste der hier ausgestellten Gemälde des Meisters wiedergegeben, nämlich das Bild „Im Atelier", wenn nicht die Tücke der Reproduktionsrechte es verboten hätte. Aber auch aus dem andern, „Des Bauernjägers Einkehr", dem ein besondres Einschaltbild gewidmet ist, leuchtet, denken wir, die siegreiche Meisterschaft des großen Wirklichkeitskünstlers zur Genüge hervor. Hoffentlich wird die Berliner Sonderausstellung für recht viele Kunstfreunde ein Anlaß, sich genauer mit Leibl zu beschäftigen. Der beste Führer dafür bietet sich in der Leibl-Biographie dar, die wir Julius Mayr verdanken. (Wilhelm Leibl. Sein Leben und sein Schaffen. Berlin, Bruno Cassirer. Mit 30 Tafeln und 70 Abbildungen.) Das Buch ist als Lebensschilderung geradezu grundlegend und unentbehrlich: zum erstenmal enthüllt sich hier der Lebensweg und Entwicklungsgang des Aiblinger Meisters dank dem Mitwirken seiner wenigen vertrauten Freunde und ein paar seiner Verwandten. So ist ein namentlich durch seine Sachlichkeit bestechendes Werk zustande gekommen — das Bild des großen Wahrheitsmalers der Nachwelt in Treue und Zuverlässigkeit zu übermitteln, mußte hier ja die Hauptpflicht sein. Seinen „Schmuck" empfängt das Buch reichlich von den in edler Technik ausgeführten Reproduktionen nach Bildern und Studien Leibls, wofür hauptsächlich Herr Geheimer Hofrat Seeger in Berlin, dem auch wir für die Reproduktionserlaubnis zu dem Einschaltbilde zu Dank verpflichtet sind, sein wertvolles Material zur Verfügung gestellt hat.

Die Berliner Sezession hat uns auch dazu angeregt, den Lesern einmal etwas von der neoimpressionistischen Malerei zu zeigen, von der man so viel sprechen hört, von der sich aber nur wenige, vorausgesetzt, daß sie nicht regelmäßig die großen modernen Kunstausstellungen besuchen, eine rechte Vorstellung machen können. So geben wir denn gleich drei solcher „revolutionärer" Bilder auf einmal, und zwar von dem erfolgreichsten und durchgebildetsten Vertreter dieser Kunstrichtung in Deutschland, dem Berliner Maler Curt Herrmann. Es liegt uns daran, diese Bilder zunächst möglichst rein und ungestört aus sich selbst wirken zu lassen; deshalb enthalten wir uns aller näheren Erläuterungen. Nur so viel sei bemerkt, daß das Hauptstreben der Neoimpressionisten, ein koloristisches, darauf ausgeht, den höchstmöglichen Grad an Leuchtkraft, Farbenglanz und -harmonie zu erzielen. Eins der äußern Mittel dazu glauben sie durch die Technik einer prismatischen Farbenzerlegung gefunden zu haben. Ihre Malmethode begnügt sich im wesentlichen damit, kurze Striche und Punkte in reinen, ungemischten Farben nebeneinander zu setzen und dadurch Zeichnung und Modellierung hervorzurufen. Daß mit dieser technischen Charakteristik das Wesen der neoimpressionistischen Malerei erschöpft sei, ist natürlich ein Aberglaube; auf ihrem Grunde ruht ebensogut ein seelisches Problem wie auf dem aller andern Kunst. In der Nähe betrachtet, machen neoimpressionistische Bilder leicht den Eindruck eines willkürlichen Mosaiks von farbigen Punkten; erst aus beträchtlicher Entfernung „geht das Bild zusammen". So, nicht nahe vors Auge gehalten, bitten wir denn auch die drei Blätter von Curt Herrmann zu betrachten.

Von Ernst Genzel haben wir schon im vorigen Hefte gesprochen. Seine „Flamingos im Zoologischen Garten" sind nicht etwa als bloße Illustration zu der Plauderei über den „Berliner Zoo" gedacht, sondern als ein Blatt, das durch die feinsinnige Komposition des belebten Parkausschnitts und delikate Farbenstimmung selbständigen Kunstwert beanspruchen. F. D.

Verantwortlich redigiert von Dr. Friedrich Düsel in Berlin-Friedenau unter Mitwirkung von Dr. Adolf Glaser (zurzeit in Rom). — Druck und Verlag von George Westermann in Braunschweig. — Nachdruck verboten.

CHAMPAGNE STRUB

BLANKENHORN & Co.
ST. LUDWIG.

Für folgende Bezirke ist die Generalvertretung noch zu vergeben:

Detmold, Wesel, Krefeld, Fulda, Meiningen, Offenbach a. M., Hanau.

Digitized by Google

Hans Herrmann: Holländer

Digitized by Google

Digitized by Google

Hans Herrmann: Holländischer Fischer.

Digitized by Google

WESTERMANNS MONATSHEFTE

Redigiert von Dr. Friedrich Düsel

Bd. 104, II ✻ August 1908 ✻ Heft 623

Auf brennendem Boden

Baltische Novelle aus der Revolutionszeit. Von Frances Külpe

Funkelnd mit leisem Plätschern schaukelten die Wellchen um den Bug des winzigen Passagierdampfers. In einer halben Stunde sollte das fauchende kleine Ungetüm abfahren. Mit seiner protzigen heisern Stimme, die so wenig im Einklang zu seinem stolzen Namen „Bojarina" stand, verkündete es prustend und zitternd seine ernstgemeinte Absicht, die kurländische Hauptstadt Mitau zu verlassen.

Eine kühle Septembersonne schien aus halbbewölktem Himmel über das Prunkstück des Städtchens, das rosenrot getünchte, ehemalig herzogliche Schloß, blitzte nachdenklich um den hochaufragenden Trinitatiskirchturm, streifte die welken Kastanienblätter des Schloßparks und verlor sich zitternd in den kleinen unruhig hüpfenden Wellchen des Aaflusses.

Am Landungsplatz tummelten sich geschäftig lettische Gepäckträger, schrien und zeterten ein paar Gemüsehändlerinnen auf einen jüdischen zerlumpten Burschen ein, der ihnen die halbwegs geleerten Marktkörbe über den wackelnden Dampfersteg getragen hatte und nun mit trotzig aufgeworfener Oberlippe auf fünf Kopeken mehr Trägerlohn bestand.

Ein paar jugendliche Lungerer standen, die Hände in den Hosentaschen, grinsend daneben. Aus der Rocktasche des einen lugte verräterisch ein Flaschenhals. Jetzt stießen sie einander an. „Ein richtiger deutscher Kungs!" sagte der eine halblaut. „Wohl so'n Baron. Sieh, was der für'n feinen Koffer hat! Oder ist's der hinkende Teufel selber; das linke Bein ist ihm ja zu kurz geraten. Und das da ist wohl das gnädige Fräulein Braut? Nu, ich, Jahn Kalning, hätt' mir eine frischere ausgesucht; dünn wie'n Brett!" Sie brachen in ein rohes Gelächter aus.

„Platz da!" sagte die ruhige Stimme des Herrn. Er trug einen grauen Überzieher und einen weichen Filzhut mit breiter Krempe. Seine Rechte stützte sich auf einen Stock mit silbernem Griff, in der Linken trug er einen Handkoffer. Er war soeben aus einer Droschke gestiegen, ihm folgte in einiger Entfernung eine junge Dame; ihres Gepäcks hatte sich der jüdische Bursch bemächtigt und drängte eilig vorwärts. Dabei stieß er den Herrn mit dem Koffer unsanft in den Rücken.

Ärgerlich drehte sich der Herr um; als er die biegsame Gestalt der jungen Dame erblickte, lüftete er den Hut und ließ ihr den Vortritt auf dem Bretterfsteg. Sie grüßte leicht und schritt an ihm vorüber. Er folgte.

„Ein Billett erster Klasse bis Annenburg!" sagte das Fräulein klar und bestimmt. „Wann sind wir in Annenburg?"

„Um fünf Uhr nachmittags!" war die Antwort des dicken, rotbäckigen lettischen Kapitäns. Er stand am Schalltrichter. „Fertig!" rief er dann in den Maschinenraum hinab.

Von kräftigen Bauernfäusten wurde der Bretterfsteg auf den Dampfer gezogen, noch einmal ertönte wütend und verdrossen zugleich der trompetenartige Ton der Dampfpfeife, und fauchend und prustend begann das Fahrzeug sich leise zu drehen.

So, als gewänne das häßliche kleine Dampfschiff durch die Bewegung allmählich ein wenig gute Laune wieder, stieß es jetzt noch

Digitized by Google

einen heisern Schrei aus und paddelte in zorniger Geschäftigkeit stromaufwärts. Mitaus Häuserreihen strichen langsam vorüber, das Schloß, die Trinitatiskirche, die alte Mühle auf dem andern Ufer streckten sich neugierig, die Eisenbahnbrücke wölbte sich einige Momente über dem gedrungenen Schornstein des Dampfers, und links und rechts breiteten sich flache grüne Ufer mit bewaldeten Strecken vor den Augen der jungen Dame.

Sie stand in Gedanken versunken am Schiffsrand und blickte mit großen grauen Augen in die bläulichen Waldfernen. Sonnenschirm und Plaidriemen lagen auf der Bank; ihr Koffer nahm sich neben dem eleganten Gepäckstück des Herrn recht bescheiden aus, obgleich er viel größer war.

Hinter ihr, auf der gegenüberstehenden Bank, hatte sich der Herr niedergelassen. Er hielt sein offenbar steifes Bein von sich gestreckt und hatte seinen Spazierstock als Stütze daruntergeschoben. Seinen Oberkörper beugte er seitwärts vornüber und starrte über den Schiffsrand in das wirbelnde Wasser, das schäumend von dem Rade spritzte. Das glattrasierte ausdrucksvolle Gesicht mit dem blonden Haar erinnerte an den Kopf eines Schauspielers. Eine nervöse Falte auf der breiten Stirn vertiefte sich langsam; lässig stützte er den linken Arm auf den Schiffsrand und begann mit dem zweiten und dem kleinen Finger einen Triller auf der Holzbrüstung zu spielen.

Mit einem kleinen Seufzer hatte sich das junge Mädchen von dem gleichförmigen Landschaftsbilde abgewandt und Platz genommen. Ihr Blick streifte ihr Gegenüber und blieb amüsiert an den unentwegt forttrillernden Fingern haften. Dann schlug sie den grauen Schleier ihres Reisehütchens zurück, nahm aus der Tasche ihres Regenmantels ein Büchlein und begann zu lesen. Ihr zartes blasses Profil mit den feingeschwungenen dunklen Augenbrauen und dem beseelten Ausdruck hob sich weiß und leuchtend von dem Grün der Wiesen ab, an denen der kleine zornige Dampfer prustend vorüberschwamm. Sie mochte die allererste Jugend überschritten haben, ein energischer Zug um die schmerzlich zusammengepreßten Lippen verriet, daß sie das Sichbescheiden gelernt hatte.

Nun stolperte ein breitschultriger Mann herbei und fragte, ob die Herrschaften etwas zu speisen wünschten.

„Ich bitte um ein Glas Tee mit Zitrone," sagte das Fräulein kurz.

„Eine Portion Kaffee mit Brot, Butter und Schinken," bestellte der Herr.

Eine Viertelstunde später erschien das Schiffsfaktotum wieder mit einem Tablett auf der Schulter. In der Hand schleifte der Mann einen kleinen Tisch. „Befehlen Sie das Frühstück auf einem Tisch?" fragte er.

„Das hängt von der Dame ab. Ist's Ihnen recht, gnädiges Fräulein?" Der Herr war aufgestanden und verbeugte sich höflich nach dem jungen Mädchen hin.

Sie nickte.

Geschäftig trug der Schiffsdiener zwei Klappstühle herbei, deckte den Tisch und stellte das Tablett darauf. „Es ist angerichtet," sagte er.

Die junge Dame stand auf. „Bitte!" sagte sie mit einer einladenden Handbewegung.

„Mein Name ist Ernst Philippi," sagte der Herr verbindlich.

„Claire Schenkendorff."

Beide setzten sich einander gegenüber.

„Wir scheinen ja die einzigen Passagiere erster Klasse zu sein. Das ist ein Ausnahmefall, denn sonst pflegt ja gerade der September die müßigen Städter zur Jagd aufs Land hinauszulocken. Auch die Landwirte und Gutsbesitzer sind heute merkwürdig seßhaft."

„Aus dieser Bemerkung darf ich wohl schließen, daß Sie nicht zu den müßigen Städtern gehören, Herr Philippi," sagte das junge Mädchen mit einem halben Lächeln, „auch daß Sie weder Landwirt noch Gutsbesitzer sind."

„Das stimmt allerdings. Ein müßiger Städter bin ich nicht, doch habe ich auch keinen festen Beruf, wenigstens jetzt nicht," verbesserte er sich. „Ich benutze daher meine freie Zeit zu einem Landbesuch bei einem alten Studiengenossen und Jugendfreunde."

„Und ich," sagte die junge Dame, „trete eine neue Stellung als Lehrerin an." Sie seufzte.

Teilnehmend blickte er zu ihr hin. „Das klingt bei Ihrer Jugend seltsam."

„O bitte, ich bin fünfundzwanzig Jahre alt," sagte sie einfach, „und an seltsame Wechselfälle bin ich gewöhnt. Dies ist bereits meine dritte Stellung. Das ist ja das Harte in unserm Beruf, daß man nirgends Wurzel fassen kann. Hat man sich

Digitized by Google

einigermaßen in eine Familie eingelebt, so entwachsen die Kinder nur allzubald unsrer Leitung, und dann heißt es, sein Bündel schnüren und dieselbe Arbeit auf neuem Boden von vorn beginnen. Aber dies ist auch das letztemal, daß ich zu einer Familie ziehe," fuhr sie energisch fort. „Ich habe nämlich in zwei Jahren die Anwartschaft auf eine feste Anstellung in einem Petersburger Institut, und dort will ich dann bleiben," schloß sie befriedigt, nicht ohne einen Anflug von Selbstironie, „bis ich alt und grau werde!"

Er sah sie betroffen an. „Halten Sie denn die Aussicht für so erstrebenswert?" fragte er. „Das Arbeitsmaterial, die Schuljugend meine ich natürlich, wechselt ja auch von Klasse zu Klasse."

„Aber dann habe ich doch ein dauerndes Heim!" rief das junge Mädchen mit glänzenden Augen. „Ich habe mein eignes Zimmer, mein Zuhause, aus dem mich niemand vertreiben kann, mein eignes Kopfkissen, meine eignen Möbel!" Es klang beinahe triumphierend.

Armes Kind! dachte der Mann mitleidig. „Wie anspruchsvoll sind doch wir Männer im Vergleich dazu!" sagte er laut. „Ist solch ein bescheidenes Zukunftsbild nicht gar zu bescheiden? Ein eignes Heim, wie Sie es sich ersehnen, habe ich schon längst, doch stelle ich mir unter meinem Heim etwas ganz andres vor. Eine liebe Frau, glückliche, gesunde Kinder — das ist's, was ich unter einem Heim verstehe."

Sie lächelte fein. „Gewiß," sagte sie, „warum sollten Sie nicht? Sie sind ja ein Mann."

„Und ein Krüppel," fügte er bedächtig hinzu.

Nun mußte sie hell auflachen. „Verzeihen Sie," bat sie, „ich bemerkte vorhin, daß Ihr Knie ein wenig steif ist; da können Sie aber unmöglich das tragische Wort ‚Krüppel' auf sich anwenden."

„Und doch bin ich viele Jahre einer gewesen," beharrte er ernsthaft. „Jahrelang habe ich sitzend in einem Rollstuhl verbracht. Die lustigen übermütigen Spiele einer Knabenjugend kenne ich nur aus der Anschauung, nicht aus persönlicher Erfahrung. Eine besondre Vergünstigung war es für mich, daß ich die obern Gymnasialklassen im Rollstuhl durchmachen durfte. Ja, ich habe eine bittere Jugend hinter mir, und ich fühle, ich bin auf dem geradesten Wege, ein Sonderling zu werden."

Die grauen Augen des Fräuleins leuchteten auf. „Ein Sonderling!" wiederholte sie leise. „So nennt mich meine Tante, die mich erzogen hat, schon seit Jahren. Eigentlich müßte ich ihr den Titel zurückgeben, denn ein sonderbareres Wesen als meine Tante habe ich nie gesehen. Freilich wurde mir das erst klar, als ich unter andre Menschen kam, und seitdem ich anfing zu vergleichen. Meine Mutter hab' ich nie gekannt, sie starb gleich nach meiner Geburt; meinen Vater hab' ich nur zweimal gesehen, auch er ist schon lange tot. Erzogen hat mich meine Tante Griseldis, und die war, solange ich zurückdenken kann, Klassendame im Katharineninstitut in Petersburg. Steif, würdevoll, manieriert, von einer unendlichen befehlenden Höflichkeit des Benehmens war sie. ‚Vous aurez la bonté de vous lever à l'instant, Claire' — so pflegte sie mich morgens zu wecken. ‚Avez-vous debarassé votre cœur aux pieds du Seigneur?' — das war ihr Gutenachtgruß. Sie war die Ordnungsliebe und Pünktlichkeit in Person, Zärtlichkeiten durfte ich mir ihr gegenüber nur in unserm Stübchen erlauben. Vor den Schülerinnen hielt sie mich besonders streng, denn man sollte ihr nicht nachsagen dürfen, daß sie ihre Nichte bevorzugte. Ich war ein lebhaftes Kind, und als ich ihr einst mit ausgebreiteten Armen auf dem Schulkorridor entgegenlief und sie ungeschickt anrempelte, mußte ich eine Stunde lang nachsitzen. ‚Vous aurez la bonté de comprendre, Claire,' sagte sie mir später, ‚que je n'ose jamais faire des exceptions pour vous.' Aber leicht mochte es ihr nicht geworden sein, denn sie hatte damals Tränen in den Augen. Es war ja schon ein mächtiger Ausnahmefall, daß sie mich in ihrer Stellung bei sich behalten durfte. Zu meinen schönsten Erinnerungen gehören die Sommerferien, die ich mit Tante Griseldis in dem Hause einer befreundeten russischen Gutsbesitzersfamilie auf dem Lande zubrachte. Da lernte ich wirkliches Familienleben kennen. Da gab es große Gärten, Spielplätze, einen echten Tannenwald, Felder, Wiesen, Haustiere und wilde Knaben."

„Haustiere und Knaben!" wiederholte Ernst Philippi lächelnd.

Digitized by Google

Sie errötete und lachte herzlich. „Sie haben recht, zu spotten," sagte sie, „aber denken Sie bloß, Haustiere und Knaben, das waren für mich armen Schößling eines Mädcheninstituts zwei gleich fernstehende Dinge. Außer einem lahmen Pensionskater gab es keine Tierseele in unserm Hause. Und Knaben ebensowenig. Wie oft habe ich mich nach einem Bruder gesehnt! Die kleinen Mädchen im Hause liebten ihre Brüder zärtlich und wurden von ihnen zwar gründlich geneckt, aber auch anderseits ritterlich beschützt."

„In dieser Beziehung bin ich besser dran gewesen als Sie," sagte Ernst Philippi; „ich habe zwei Schwestern, und sie haben mich auch in ihrer Art verzogen. Zum ritterlichen Beschützer taugte ich zwar nicht, doch habe ich ihnen stets ihre deutschen Aufsätze gemacht. So war ich doch zu etwas nütze."

Ein bitteres Lächeln glitt über seine Lippen.

Erschrocken sah Claire zu ihm hin.

„An einem Kurorte — ich glaube, es war in Karlsbad —" fuhr er fort, „war ich in einer Pension mit einem taubgewordenen Musiker zusammen. Etwas Herzzerreißenderes als das Lachen dieses armen Tauben habe ich nie erlebt. Er wollte doch auch einmal fröhlich sein, und hatte er denn nicht ein Recht darauf? Er war ja Mensch und seinen Anlagen nach ein reicherer Mensch als wir andern, denn trotz seines toten Gehörs vernahm er innerlich Musik, und so war er auch mit sich im reinen, solange er allein war. Unter Menschen aber schien er sich seines ganzen Jammers bewußt zu werden; da lachte er oft grundlos und zornig auf, oder wenn die andern fröhlich scherzten, saß er da mit zusammengezogenen Brauen und brütete finster vor sich hin, um dann plötzlich an unrechter Stelle zu wilder Heiterkeit überzugehen. Sie sehen mich verwundert an, mein Fräulein, und denken: Wozu erzählt er mir diese traurige Geschichte? Sie steht doch in keinem Zusammenhang mit diesem wohlsituierten Herrn. Und dennoch — das ist gewissermaßen meine Geschichte!"

„Ihre Geschichte?" Die Augen des jungen Mädchens wurden weit und groß.

„Gewissermaßen, sagte ich. Aber um Ihnen das zu erklären, müßte ich ziemlich weit ausholen. Mein Vater, ein griesgrämiger, strenger Mann, wünschte sich nach zwei Töchtern nichts sehnlicher als einen Sohn. In einem kräftigen, gesunden Träger seines Namens wünschte er ein altes Predigergeschlecht aufleben zu sehen, das in meinem Großvater erloschen war und seit drei Jahrhunderten mit Ehren bestanden hatte. Mein Vater selbst hatte es nur zum Apotheker gebracht. Mein Eintritt in die Welt war von einem bösen Omen begleitet, ich wurde mit einer gebrochenen Hüfte geboren. Die Hüfte wurde zwar geheilt, ich aber blieb ein schwächlicher, zarter Bub, und nach einem unglücklichen Sturz wurde ich ein Krüppel. Mein Bein war und blieb steif. Die strenge, düstere Atmosphäre meines Elternhauses reifte nur eine Sehnsucht in mir: den brennenden Wunsch nach Leben und Freude. Ich war einst im Theater gewesen, man hatte den ‚Don Carlos' gespielt. Ich wollte Schauspieler werden — Schauspieler mit einem lahmen Bein!"

„Ich hielt Sie für einen Schauspieler," sagte das Fräulein leise.

„Nun, um es kurz zu sagen: alles übrige dazu fehlte mir nicht: Stimme, Vortrag, Leben und das angeborene geheimnisvolle Etwas, was den Künstler macht. Ich lernte gut und leicht, ich hatte unzählige Rollen im Kopf und unterzog mich willig den schmerzhaftesten Kuren. ‚Laßt dem Jungen seinen Spleen,' sagte meine sanfte Mutter. Sie wußte nicht, wie grausam diese Sanftmut war. So wiegte ich mich immer tiefer in meinen Glückstraum ein. Konnte ich erst gehen und stehen, so gab es vielleicht eine Möglichkeit, die Steifigkeit meines Beins zu verdecken. Ich machte ein gutes Abiturium, und dann — ja, dann kam das bittere Erwachen. ‚Ich bin mit dir zufrieden, mein Sohn,' sagte mein wortkarger Vater in seiner strengen Art, und es klang so, als verkündige er mir eine bittere Strafe. ‚Es ist an der Zeit, daß du dir die dummen Schauspielerflausen aus dem Kopf schlägst. Ein lahmer Schauspieler, das ist ein Unding, und ein Rollenfach für Lahme wie ein Helden- oder Liebhaberfach gibt's einfach nicht. Dagegen bist du als Theologe am besten gegen dein Ungemach gewappnet, du kannst es seelisch und geistig überwinden und dir eine hervorragende, angesehene Stellung schaffen. Zudem weißt du, es ist mein Herzenswunsch, daß die unterbrochene Reihe der Theologen unsrer Familie in dir eine würdige Fort-

Digitized by Google

setzung finde.' So mein Vater. Und ich muß ja zugeben, daß er von seinem Standpunkt recht hatte. Aber er rechnete nicht mit dem heißen zurückgedrängten Künstlertriebe eines leidenschaftlichen Jünglings. Ich fiel in eine tiefe, schwere Bewußtlosigkeit, und als ich erwachte, war ich ein gebrochener Mensch. Ich studierte Theologie, ich ward ein Musterknabe; ich tat alles, was man von mir verlangen konnte, ich machte sogar ein Examen um das andre — aus Pflichtgefühl, ohne jegliche Freude an meiner Wissenschaft —, machte sogar meinen Kandidaten und trat auf die Kanzel zur Probepredigt. Doch da wurde mir das Ungeheure klar, das ich zu begehen im Begriff war: ich wollte die Kanzel zu einem Beruf mißbrauchen, den ich nicht in mir fühlte. Ich erklärte meinem Vater meinen Zwiespalt. Er konnte oder wollte mich nicht verstehen, und da kam es so weit, daß ich ihm, dem Erben einer Theologengeneration, auseinandersetzen mußte, daß mir die Kanzel zu heilig sei, um sie zum Piedestal meines bürgerlichen Vorwärtskommens zu erniedrigen. Es gab einen Riß zwischen ihm und mir, und ehe der verheilte, traf ihn der Schlag, und er starb."

Leise und monoton hatte Ernst Philippi gesprochen. Trübe fuhr er fort: „Was bin ich jetzt? Ein Theologe ohne Beruf! Ein Künstler ohne das primitivste Handwerkszeug — ein Krüppel, nicht nur am Körper, ein Krüppel auch an der Seele — der Erbe und Kummer meines verstorbenen Vaters, die Enttäuschung meiner Familie — — eine traurige Mißgeburt also!" Er lächelte bitter. Unablässig schlug er seinen Triller auf der Tischplatte.

„Sie sind ein ehrlicher Mensch!" sagte plötzlich die Stimme der jungen Dame fest und laut. „Und das sind nicht viele!"

Er blickte auf. Das junge blasse Mädchengesicht ihm gegenüber leuchtete von Wärme und Mitgefühl. Die dunklen Härchen über den kleinen Ohren zogen sich kraus zusammen und glänzten in der Sonne. In diesem Augenblick war sie schön.

Er streckte ihr die Hand entgegen. „Ich danke Ihnen," sagte er einfach. „Es ist mir lieb, daß Sie eine gute Meinung von mir haben, obwohl" — er lächelte sarkastisch — „das Ehrlichsein noch herzlich wenig sagen will."

Sie schien nicht hinzuhören, denn plötzlich und unvermittelt fragte sie: „Haben Sie den Rezitator Türschmann gehört? Er war blind."

„Gehört nicht, aber in Mitau auf der Straße gesehen. Wie kommen Sie auf den?"

„Man hat manchmal seltsame Ideenverbindungen," sagte sie und stand auf. „Ob die Uhr bald fünf ist?" fragte sie in gänzlich verändertem Tone.

Er zog die Uhr. „Zehn Minuten nach vier," sagte er und sah schmerzlich betroffen zu ihr hin.

Wie stand sie ihm plötzlich kühl und unnahbar gegenüber, sie, der er soeben sein zuckendes Innenleben offenbaren konnte! Was war mit ihr vorgegangen? Hatte er sie durch irgendein hingeworfenes Wort verletzt? Was hatte er denn gesagt? In Gedanken wiederholte er sich die Wendung, die das Gespräch genommen hatte.

„Verzeihen Sie," begann er wieder, „wie kamen Sie auf Türschmann?"

„Nun, das ist doch sonnenklar," sagte sie. „Das ist auch ein Mann gewesen, dessen großes schauspielerisches Talent in der Blüte seiner Kraft durch Blindheit gebrochen war. Da wurde er eben Rezitator. — Es ging eine dämonische Kraft von ihm aus," fügte sie nach einer Pause hinzu.

„Seine Frau begleitete ihn auf seinen Vortragsreisen. Man sagt, sie lese ihm die Dramen so lange vor, bis er sie könne. Was muß das für eine bewunderungswürdige Frau gewesen sein!" murmelte er in Gedanken versunken.

Eine rasche Antwort unterdrückend, sagte das junge Mädchen mit leisem Spott: „Sie hätten in ähnlichem Fall eine Frau nicht nötig; Sie können ja sehen." Dann nahm sie ihr Büchlein wieder auf und fuhr fort zu lesen.

Nachdenklich setzte sich Ernst Philippi auf seinen früheren Platz. Eine trübe Stimmung war leise über ihn gekommen. Verstohlen betrachtete er das junge Mädchen. Ihr schmaler Fuß mit dem hohen Blatt bewegte sich nervös tippend auf und nieder. Ihre ganze feine, zierliche Gestalt hatte etwas von der geschlossenen Elastizität eines jungen Rehs. Die kleine Hand mit dem bläulichen Geäder hielt das Büchlein, und an der Bewegung ihrer Lider sah er, wie schnell sie die Zeilen überflog.

Digitized by Google

„Schif—fe, die nachts sich be—geg—nen," buchstabierte er mühsam zusammen. Ah so! Das Buch war ihm bekannt. Ob sie auch schon ihrem Schiff begegnet ist? fuhr es ihm durch den Sinn. In der Mädchenpension — ha ha! Aber später vielleicht auf ihren beiden Stellungen. Wer kann's wissen? Er starrte gedankenvoll auf die vorbeifliegenden grünen Ufer, und ein unerklärliches Gefühl legte sich ihm schwer auf die Brust. Eine Ziegelbrennerei mit hohem Schlot erhob sich vor ihm, grau-grünes Weidengebüsch, ärmliche Niederlassungen, ein paar saubere lettische Ziegelhäuser ... Schiffe, die nachts sich begegnen, summte es in ihm fort. Warum auch nicht tags? Schiffe, die tags, die heute sich begegnen!

Er zuckte zusammen, ein freudiger Schreck fuhr ihm durch die Glieder. Ein weites großes Glücksgefühl erhob sich in seiner Seele. Impulsiv stand er auf und machte einige Schritte zu seiner Reisegefährtin hin. Erstaunt blickte sie auf.

„Ich danke Ihnen," begann er bewegt, „für die schönen Stunden unsers heutigen Zusammenseins. Ich habe noch nie so ehrlich mit jemandem von mir selber geredet. Es war mir Bedürfnis, Ihnen das zu sagen, Fräulein Claire — — Claire!" rief er.

Ihm war, als sähe er einen breiten glänzenden Strom vor sich, und als stände er auf einer schwebenden Brücke, unter sich den glitzernden Strom ...

Sie sah ihn ruhig an, und der glitzernde Strom versank in ein Nichts, die schwebende Brücke verschwand. Er stand auf einem kleinen zornigschnaubenden Dampfer, und vor ihm saß eine junge wohlerzogene Dame, die eine neue Gouvernantenstellung antrat, und las in einem Buche: „Schiffe, die nachts sich begegnen", und er war ein lahmer Theologe, ein gebrochener Mann ...

Eine dunkle Röte der Verlegenheit flog über ihre Stirn. „Ich weiß nicht, was ich jetzt sagen soll, Herr Philippi — ich ... ich danke Ihnen für ihr Vertrauen, ich spreche mich auch ungern über mich selbst aus; heute tat ich es, und Tante Griseldis hätte sich sicher sehr über mich gewundert."

Da hob er die Hände. „So lassen Sie um Gottes willen Ihre Tante Griseldis aus dem Spiel!" sagte er fast heftig. „Was hat diese würdige Dame zwischen Ihnen und mir zu schaffen?"

Erkältet, verletzt sah sie ihn an. „Ich verstehe Sie nicht," sagte sie kühl. Die warme Stimmung zwischen ihnen war verflogen.

Er verstand sich selbst nicht mehr. Halte, halte das Glück! rief es in ihm. Vergebens — es zerstob ihm unter den Fingern wie perlendes glänzendes Wasser. Mit einer steifen Verbeugung sagte er: „Verzeihung, gnädiges Fräulein, ich unterbrach Sie in Ihrer Lektüre."

„Oh — tut nichts," sprach sie mit konventionellem Lächeln und sah in ihr Buch hinein. Aber um ihre Mundwinkel zuckte es wie bei einem kleinen Kinde, als wolle sie weinen.

Er setzte sich steif auf seinem Platz zurecht und starrte ins schäumende Wasser. Wirbelnd mit unheimlicher Geschwindigkeit tanzten sein zweiter und kleiner Finger ein Presto con fuoco auf der Geländerbrüstung.

So saßen sie beide in düsterm Schweigen. Das stoßweise Klappern des Schiffsrades schlug den Takt dazu ...

Claire wandte eine Seite ihres Büchleins um die andre um, sie las mechanisch; plötzlich aber mußte sie eine Stelle darin gefesselt haben, sie überlas sie noch einmal, und sacht fuhr ihre Hand in die Tasche ihres Mantels und brachte ein Tüchlein hervor. Verstohlen wischte sie sich die Augen. Plötzlich stand sie auf und ging in die enge Kajüte hinunter.

Sie blieb lange unten. Endlich vernahm sie, daß das Dampfrad langsamer und wie in giftigem Zorn lauter aufschlug, die schrille Dampfpfeife kreischte dröhnend, und ruhiger schütterte das griesgrämige Fahrzeug auf ein grünes Ufer los.

Vor dem winzigen Kajütenspiegel strich sich Claire die Haare zurecht, zog den Schleier herab und eilte die Treppe hinauf. „Sind wir schon in Annenburg?" fragte sie mit unbewußter Steifigkeit.

„Dies ist Garosen, eine Station vor Annenburg," erwiderte Ernst Philippi höflich. Ihn schien der winzige Flecken mehr zu interessieren als seine Reisegefährtin.

Der Steg wurde hastig auf das Ufer geschleudert, hin und wieder tönten lettische Zurufe, einige Körbe mit Kohl und Kartoffeln setzte das Schiffssaktotum ans Land, dann erschien eine dicke ältliche Dame, echauffiert und mit einer halboffenen ledernen

Digitized by Google

Reisetasche, und begab sich auf das Deck der ersten Klasse. Ihr folgte ein schüchterner junger Mann, er trug einen Handkoffer.

„Daß Sie das nicht wissen," begann die Dame laut und ungeniert, „daß Pastor Berger der beste Prediger weit und breit in der Runde ist! Ja, wo haben Sie denn ihre Ohren?"

Claire horchte auf.

„Ich bin ja erst seit kurzem hier in der Gegend, gnädige Frau," stotterte der junge Mann, über und über errötend, „da hab' ich noch nicht Gelegenheit gehabt, Pastor Berger zu hören."

Ernst Philippi zog ein verzwicktes Gesicht. Ihn schien diese Unterhaltung höchlich zu amüsieren. „Also Pastor Berger erfreut sich eines so vorzüglichen Rufes als Redner," mischte er sich in das Gespräch. „Das freut mich, ich kenne ihn von Dorpat her."

„So?" sagte die dicke Dame eifrig. „Wie interessant! Aber nicht nur als Redner sucht Pastor Berger seinesgleichen, sondern fast mehr noch als Mensch. In diesen unruhigen Zeiten, wo die revolutionären Hetzer ihr möglichstes tun, um das Ansehen der Deutschen und der Pastoren zu untergraben, hat er sich eine feste Stellung geschaffen und ist in seiner lettischen Gemeinde als Deutscher allgemein beliebt. Das will schon etwas sagen. Schade nur, daß er sich an diese geschiedene Frau gehängt hat!" Die dicke Dame pustete und warf einen beschwörenden Blick gen Himmel.

„Er soll aber doch überaus glücklich mit ihr sein!" warf Philippi ruhig ein.

„Ja, wissen Sie," fuhr die Dame eifrig fort, „was bleibt ihm denn andres übrig? Hat man A gesagt, muß man auch B sagen. Mit diesem Menschen ist's kein Kunststück, glücklich zu werden."

„Vielleicht aber wohl eins, ihn glücklich zu machen!"

„Ach herrje!" echauffierte sich die Dame immer mehr. „Wir haben hierzulande so nette, liebenswürdige Mädchen — die wären selig, einen solchen Mann bekommen zu haben. Da sind zum Beispiel gleich die Freundinnen meiner Tochter — reizende Mädchen, sage ich Ihnen, und so gescheit."

„Ihrem Fräulein Tochter fehlt's doch auch gewiß nicht an Gaben —" bemerkte Ernst Philippi lächelnd.

Die Dame stutzte. „Wieso denn? Kennen Sie Eveline?"

„Ich habe nicht die Ehre, Fräulein Eveline zu kennen," sagte Ernst Philippi mit seinem verbindlichsten Lächeln, „aber es ist eigentlich selten, daß eine Mutter die Vorzüge der Freundinnen ihres Fräulein Tochter hervorhebt und diese selbst unerwähnt läßt."

Die dicke Dame wurde rot. Sie wußte nicht recht, sollte sie diese Worte übelnehmen oder sich geschmeichelt fühlen? Sie entschloß sich zu dem letzteren. „Ja, meine Tochter ist ein tüchtiges Mädchen," sagte sie mit zufriedener Behäbigkeit, „und so häuslich. Freilich," fuhr sie giftig fort, „ein Schöngeist wie die Frau Pastorin Berger ist sie nicht, die malt ja und soll sogar schriftstellern! Weiß der liebe Himmel, wo sie dazu die Zeit hernimmt — wenn man seinem Mann zwei Kinder als einzige Mitgift in die Ehe gebracht hat ... Na, vom Wirtschaften hält sie ja wohl überhaupt nicht viel."

„Wenn der Pastor nur zufrieden ist, das ist doch für meine Cousine die Hauptsache."

Die Dame starrte ihn entgeistert an, ihr Mund öffnete sich weit vor Schreck. „Ihre Cousine ...? Die Frau Pastorin Berger Ihre Cousine, mein Herr?" stotterte sie. „Wai, ich will ja nichts gesagt haben — der eine hat diese, der andre jene Geschmacksrichtung, nicht wahr? Der eine liebt zu wirtschaften, der andre mag eben schriftstellern — wie ein jeder kann." Sie warf beleidigt die Lippen auf und wandte sich angelegentlich ihrem schüchternen Nachbar zu.

Philippi war aufgestanden und zu Fräulein Schenkendorff getreten. „Dort, jenes massive dunkle Gebäude ist der Annenburgsche Krug," sagte er. „Ob uns das Leben jemals wieder zusammenführt, gnädiges Fräulein?"

Scheu blickte sie ihn an. „Ich wünsche Ihnen alles Gute, möchten Sie die Befriedigung finden, die Sie das Verfehlte Ihres Lebens vergessen macht!" sprach sie leise.

„Das ist ein guter Wunsch, mein Fräulein!" sagte er warm. „Ich meinerseits wünsche Ihnen, daß Sie sich in Ihrer neuen Stellung so wohl fühlen, daß Sie Ihre Zukunftsträume im Katharineninstitut vergessen."

„Das werde ich nie!" rief sie kampfbereit. „Was bleibt mir denn besseres übrig?" fügte sie resigniert hinzu.

Digitized by Google

„Also, ich wünsche Ihnen das Bessere," sagte er bedeutungsvoll und schüttelte kräftig die kleine Hand.

Sie standen noch eine Weile nebeneinander. Schrill und verdrießlich verkündete die Dampfpfeife, daß das Endziel erreicht sei. Der Dampfer machte eine hastige unelegante Schwenkung, wie eine korpulente bäuerliche Tänzerin, und legte, merklich sanfter geworden, beim massiven Annenburgschen Bretterrsteg an. Ein unsanfter Ruck — da hielt er; eine Tauschlinge flog über den eingerammten Pfosten.

Ernst Philippis Blicke schweiften suchend über die zusammengedrängten Fuhrwerke am Landungsplatz. „Ah!" sagte er befriedigt, „ich sehe schon meinen Wagen. Es sind übrigens nur zwei herrschaftliche Equipagen da."

„Ist ... ist Frau Pastorin Berger wirklich Ihre Cousine?" fragte Claire plötzlich.

Er sah sie lächelnd an. „So ungefähr, wie Sie meine Cousine sind, gnädiges Fräulein. Ich wollte nur der guten Klatschbase das Lästermaul stopfen."

„Das ist Ihnen prächtig gelungen!" rief Claire herzlich. „Also leben Sie recht, recht wohl!" Sie ergriff ihr Handgepäck und schritt leichten Ganges über den Steg, er folgte mit seinem Koffer.

„Ich bringe Ihnen Ihren Koffer nach!" rief er und kehrte wieder auf das Dampfboot zurück.

Ratlos sah Claire sich um, dann eilte sie auf eine Equipage zu. Sie war mit zwei flinken Füchsen bespannt. Der jugendliche Kutscher trug keine Livree, aber eine neue blaue Mütze.

„Pastorat Kronenthal?" fragte Claire.

„Ja, ja." Der Kutscher zog grüßend die Mütze und zeigte zwei Reihen gesunder Zähne.

„Ich kann nicht Lettisch," sagte Claire freundlich. „Noch einen Koffer hab' ich, der Herr dort bringt ihn."

Sie stieg in den Wagen, der Kutscher sprang vom Bock und eilte ihrem Reisegefährten entgegen.

„Ei, Granting," sagte Ernst Philippi vergnügt, „Euch scheint's ja gut zu gehen. Ihr seid ja ordentlich breit geworden. Wie steht's denn im Pastorat? Alle gesund — was?"

„Alle sind gesund und lassen schön grüßen," grinste Granting erfreut. „Haben der Herr eine gute Fahrt gehabt?"

„Alle Wetter, gnädiges Fräulein!" rief Ernst Philippi. „Das ist ja mein Wagen! Wo fahren Sie denn hin?"

„Nach Kronenthal, wenn Sie nichts dagegen haben."

„Na, da hört aber Verschiedenes auf!" platzte Ernst Philippi lachend los. „Erst nehmen wir da feierlichen Abschied voneinander auf Lebenszeit, um nachher in derselben Equipage an denselben Bestimmungsort zu fahren. Das ist ja ausgezeichnet! Oder fahren Sie etwa aufs Gut Kronenthal?"

„Ich fahre ins Pastorat zu Pastor Berger," erwiderte Claire belustigt, „und Sie vermutlich auch. Das ist aber komisch!"

„Das ist mehr als komisch, das ist Bestimmung!" sagte Ernst Philippi ernsthaft. „Schiffe, die nachts sich begegnen — kennen Sie vielleicht zufällig dieses Büchlein?"

Sie wurde glühend rot. „Es war heute meine Reiselektüre," sagte sie ohne einen Versuch, auszuweichen.

Das freute ihn. Er reichte ihr vergnügt die Hand und stieg ein. „Also auf gute Weiterfahrt!" sagte er herzlich.

Die stattlichen Pferde zogen an. Claire bemerkte noch, wie sich eine schwielige Bauernfaust drohend erhob, und wie ein paar verwilderte Köpfe grimmig nach ihnen hinblickten.

„Man scheint uns Deutschen auch hier nicht sehr gewogen," sagte sie ernsthaft.

Er zuckte die Achseln. „Das ist das Werk der professionellen Hetzer und Wühler," sagte er. „Wir gehen einer schweren Krise entgegen. Das Deutschtum, das sich nach einer siebenhundertjährigen Kulturarbeit hier festgesetzt hat, wird sich seines alten Rechts noch zu wehren haben, und sei es mit den Waffen."

„Sollte es so weit kommen?" flüsterte sie.

„Es ist schon zum Teil so weit gekommen. Die Unsicherheit in den Städten nimmt täglich zu, auf dem flachen Lande rotten sich in den Krügen und bei den Gemeindeschullehrern junge unreife Köpfe zusammen, halten sozialdemokratische Brandreden und versprechen dem mißleiteten Volk goldene Berge, sobald sie die Deutschenherrschaft abgeschüttelt haben. Einen Prügelknaben für soziale Mißstände muß man haben, folglich ist der Deutsche das gesuchte Objekt. Direkt gegen die Regierung sich auflehnen, ist ein allzu

Digitized by Google

gefährliches Experiment, das ist Landesverrat; da müssen denn die baltischen Barone und Pastoren herhalten. Auf Wahrheit kommt es diesen Hetzern nicht an, die wird beliebig gebogen und gebrochen, und so erfinden sie die schauerlichsten Geschichten, die nur allzugern geglaubt und nachgesprochen werden. Liest man die lettischen Hetzblätter, so sollte man meinen, unser Bauer seufze unter einem unerträglichen Joch, und dennoch ist er erwiesenermaßen unvergleichlich besser gestellt als der russische Bauer mit seinem Parzellensystem. Aus meiner Knaben- und Studentenzeit — ich war damals oft auf dem Lande — weiß ich noch recht gut, wie freundschaftlich, ja geradezu patriarchalisch oft das Verhältnis zwischen dem baltischen Adel und der Bauernschaft war. Aber es gärt ja in ganz Rußland, der unglückselige Krieg hat das übrige getan, die Bestechlichkeit der russischen Beamtenwirtschaft ist geradezu sprichwörtlich, und es ist so einfach und bequem, die Deutschen, die ja nie in Rußland ganz heimisch geworden sind, wenigstens hierzulande für die allgemeinen Mißstände verantwortlich zu machen. Der Deutsche steht zwischen Russen und Letten isoliert und hilflos da, folglich heißt es: Nieder mit dem Deutschen!"

Claire hatte aufmerksam zugehört. „Ja, aber verzeihen Sie," warf sie ein, „die baltischen Deutschen sind aber auch von einer unerträglichen Arroganz. Ich darf das ja sagen, da mein Vater Livländer ist. Wenn man in Petersburg eine hochmütige Person bezeichnen wollte, so sagte man kurz und bündig: so hochmütig wie eine baltische Baronin. Das ging selbst bis in die Hofkreise hinauf. Ich habe ja auch viel mit russischen Aristokraten verkehrt. Da hieß es niemals: Wer oder was war Ihr Vater? Hier aber in den Ostseeprovinzen ruhen die Leute nicht eher, als bis sie Sie um Ihr Pedigree befragt haben, die Persönlichkeit genügt ihnen nicht; und haben sie das festgestellt, dann richten sie ihr Benehmen danach ein. Das ist doch empörend, und die Russen sind darin viel großzügiger, viel menschlicher, möchte ich sagen."

„Sie vergessen, daß wir Balten allesamt Kleinstädter sind. Eine gewisse konservative Engherzigkeit liegt in dem Wesen des Kleinstädters."

„Es gibt auch russische Kleinstädter."

„Nun, die sind auch danach! Übrigens bin ich weit entfernt, die Fehler der Balten zu leugnen."

„Das freut mich!" rief Claire mit glänzenden Augen. „Sehen Sie, in meiner vorigen Stellung — es war bei einem kurländischen Baron bei Libau — sah ich einen gebildeten jungen Mann, einen Letten, wieder, den ich bei meinen russischen Freunden auf dem Lande getroffen hatte. Er war Verwalter und ein sehr tüchtiger Mensch. Wie höflich und rücksichtsvoll behandelten ihn die Russen, wie hochmütig und von oben herab die deutsche aristokratische Familie! So etwas muß doch erbittern. Man sprach von ihm nicht anders als ‚der Kerl' oder ‚der Bauernjunge', während die russische Familie ihn in seiner Abwesenheit immer höflich Peter Petrowitsch nannte."

„Das sind Einzelfälle," sagte Ernst Phisippi. „Bedauerliche Einzelfälle gibt es überall."

„Ich muß Ihnen widersprechen," fuhr das junge Mädchen fort. „Der betreffende junge Mann hat aus einer Reihe von Erfahrungen das gleiche Fazit gezogen wie ich, und er ist doch hierin kompetent."

„Gewiß, er ist kompetent, und ich will Ihnen zugeben, daß wir hartnäckige eingewurzelte Fehler haben. Wer hat sie nicht? Auf die Schwächen des Gegners gründet sich ja jede Politik. Und auch einen andern Vorwurf kann ich uns Balten nicht ersparen: wir hätten vor Jahrhunderten bereits die Letten germanisieren sollen, dann hätten wir jetzt eine Schutzwehr, ein Volk hinter uns. Nun aber warteten wir human und lässig, bis die Regierung sie uns russifizierte. Die jungen Streber sogen in russischen Schulen antigermanische Ideen ein, die Söhne lettischer Bauern und Wirte trugen sozialistische, ja regierungsfeindliche Pläne in den unreifen Köpfen mit heim und wurden in ihrer traurigen Halbbildung von ihren Vätern als Wunder der Gelehrsamkeit angestaunt. Die russischen Lehrer sympathisierten selbst zum großen Teil mit diesen sogenannten ‚Freiheitsbestrebungen', und so wuchs eine halt- und marklose Generation heran, hin und her geschleudert zwischen altruistischem Volksbeglückungswahn und frecher Insubordination. Das Vertrauen zwischen Lehrern und Schülern existiert nur noch als Mythus, und Frechheit und Halbheit regieren die Welt!

Digitized by Google

O, wie weit, wie unendlich weit sind wir von der maßvollen Freiheit der alten Griechen und Römer! Nur der, der gehorchen gelernt hatte, durfte zu befehlen wagen!"

Ernst Philippi hatte sich in Eifer geredet. Gespannt hörte Claire zu.

„Ich habe mich bisher wenig um Politik gekümmert," sagte sie. „Wir Balten sind eigentlich keine Politiker."

„Aber treue Untertanen und ehrenwerte Männer," sagte er. „Haben Sie jemals gehört, daß sich in Dorpat, solange man uns unsre deutsche Sprache ließ, Nihilisten oder Sozialdemokraten breit machten?"

Sie schüttelte den Kopf.

„Und jetzt!" sprach er bitter weiter. „Was ist aus dem blühenden Städtchen geworden? Unsre Aula ein Versammlungsort für politische Brandredner, unsre stillen Straßen voll verwilderter, halb verhungerter russischer Studenten! Die medizinische Fakultät, früher eine Blüte der Wissenschaft, gilt jetzt nichts mehr. Unsre Mediziner der siebziger und achtziger Jahre brauchten in England kein neues medizinisches Examen zu bestehen; jetzt genügt das ‚Jurjewsche' Examen nicht mehr, sie müssen es in England noch einmal machen. Unsre tüchtigen deutschen Professoren — wo sind sie hin?" Er seufzte und blickte schwermütig in die friedliche dämmernde Landschaft hinein.

Eine Windmühle mit riesigen Flügeln erhob sich wie ein dunkles Gespenst auf der Wiese. Schattenhaft glitten die gewaltigen Flügel im Kreise herum wie eine gespenstische unentrinnbare Notwendigkeit. Die Ruhe der Umgebung hatte etwas Furchteinflößendes. Weit, weit, wohin das Auge reichte, bläuliche Waldzüge und stille schlummernde Stoppelfelder.

Der Kutscher wandte sich um. „Bitte, Herr, muß man die Wagenlaterne anzünden?" fragte er in lettischer Sprache.

„Ich meine, es ist noch hell genug; aber ganz, wie Ihr wollt, Granting. Es wird empfindlich kühl."

Claire hatte sich erhoben und schnallte ihren Plaidriemen auf. Ernst Philippi wollte ihr dabei behilflich sein, aber ehe er sich's versah, hatte sie den Plaid um seine Schultern gehängt.

„Aber nein," wehrte er, „das geht nicht an!"

„Seien Sie hübsch artig," lachte sie, „einer Gouvernante muß man gehorchen."

„Für mich sind Sie etwas andres," sagte er warm. „Aber Ihren Plaid nehme ich doch nicht. Das wäre ja allerliebst — und Sie sollte ich frieren lassen!"

„Aber mich friert durchaus nicht," versicherte sie, „fühlen Sie nur meine Hand, sie ist ganz warm."

Er nahm die kleine nervige Hand und drückte einen Kuß darauf.

Sie zog sie hastig zurück und wurde über und über rot.

„Wissen Sie, daß ich heute auf dem Dampfschiff im Begriff stand, Ihnen eine Liebeserklärung zu machen?" sagte er unvermittelt.

Ihr Herz schlug heftig. „Warum taten Sie es nicht?" sagte sie äußerlich ruhig.

Er zuckte zusammen. „Mein Gott, Claire — durfte ich denn? Nach dreistündiger Bekanntschaft — und ich eine unfertige Existenz — ein Krüppel ... ich hab' zu viel Achtung vor Ihnen."

Sie lächelte leise und schwieg.

Immer dunkler wurde die Dämmerung. Über den fernen Waldrand glitt langsam ein großer kupferroter Mond. Schnell rollten die Räder über die glatte Fahrstraße.

Er faßte ihre Hand. „Sie waren nicht ermutigend, Claire."

„Sie kommt, und sie ist da," flüsterte sie. „Claire!" jauchzte er ungläubig. „Claire?"

Es kam keine Antwort. Langsam rannen zwei Tränen über ihre Wangen.

Und wieder stand er auf der schwebenden Brücke, und unter ihm rauschte der blinkende Strom. Nahe, ganz nahe, in greifbarer, fühlbarer Nähe. Mein, mein das Glück! jubelte und wogte es in ihm. Er schlang seinen Arm um sie; sie widerstrebte einen Moment, dann sank sie an seine Brust.

Beide wurden von einem heißen Glücksgefühl durchrieselt.

Das Mädchen ermannte sich zuerst. Sie richtete sich wieder auf und strich mit der Hand über ihre Augen. „Es ist wie ein Traum," murmelte sie; „aber wir dürfen nicht träumen. Ja, ich bin Ihnen gut," fuhr sie mit erstickter Stimme fort. „Großer Gott, wie schnell ist das gekommen! Das ist meine ehrliche Antwort, aber ich bitte, sprechen Sie mir nicht mehr davon, bis ... bis ... Ich gehe einem neuen schweren Beruf entgegen, und ich muß meine ganze Kraft zusammenhalten."

Digitized by Google

„Claire!“ rief er in ehrlicher Bewunderung. „Sie sind ein herrliches Mädchen!“

„Ich bin nüchtern und vernünftig,“ erwiderte sie, „so werden wir Gouvernanten.“

Nun beugte er sich wieder über ihre Hand und küßte sie. „Mein tapferer Freund!“ sagte er leise. „Dank! Dank!“

Sie saßen in wortlosem seligem Schweigen. Das Glück war ihnen beiden zu groß und plötzlich gekommen, und sie waren des Glücks nicht gewöhnt. Wie ein stilles, unberührtes Wasserbecken, in das sich plötzlich eine Sturzwelle ergossen hat, Zeit braucht, um die wirbelnden Wasser entströmen zu lassen und zu seiner ursprünglichen Klarheit und Stille zu kommen, so mußten diese beiden Seelen, die sich bis auf den Grund erschüttert fühlten, harren, schweigen und sich klären.

Nach einer langen Pause fragte er: „Was war Ihnen heute, Claire, als ich sagte, daß Ehrlichsein zu den Selbstverständlichkeiten eines anständigen Menschen gehöre? Sie wurden plötzlich kalt und fremd gegen mich.“

„Was mir war?“ fragte sie mit verändertem Ton. „Muß ich Ihnen das sagen?“

„Nur, wenn Sie wollen, Claire.“

„Es fällt mir schwer, aber Sie sollen's wissen. Ich bin einmal unehrlich gegen einen Menschen gewesen, und da fragte ich mich, ob ich mich ohne weiteres zu den anständigen Menschen zählen dürfe, denen Ehrlichsein so selbstverständlich ist.“

„Und was antworteten Sie sich?“ fragte er mit leisem Lächeln.

„Ich sagte mir, daß ich damals noch sehr jung war, und daß ich seitdem ehrlicher geworden bin.“

Jetzt lastete ein andres Schweigen auf ihnen. Es war bleiern und schwer. Claire fühlte ihr Herz pochen. Trapp, trapp liefen die Pferde in gleichmäßigem Schritt.

„Betraf es jenen lettischen Verwalter?“ fragte Ernst Philippi plötzlich.

„Ja,“ flüsterte sie. „Er liebte mich, und — das machte mir Spaß. Ich quälte und neckte ihn, und als er mir seine Liebe gestand, lachte ich ihn aus und gab ihm einen Korb. ‚Ich bin ja nur ein Lette,‘ sagte er mir da, ‚mit einem Herrensohn hätten Sie nicht zu spielen gewagt.‘ Ich weinte und bat ihn um Vergebung. An Rassen- oder Standesunterschiede hätte ich nie gedacht, ich war ja noch ein halbes Kind. Er aber ging von mir in bitterem Groll und vergab mir nicht. Seitdem bin ich ernst und ehrlich geworden und erlaube auch niemandem, mit mir zu spielen.“

„Claire!“ rief er bittend.

Sie lächelte und lehnte sich in den Wagen zurück. Sie war sehr bleich. Leise stahl sie ihre Hand in die seine und drückte sie.

Hastig und schnell atmend sprach sie weiter: „Sollte es jemals — anders zwischen uns werden, so — das sollen Sie ein für allemal wissen — so habe ich Ihnen nichts zu vergeben. Wir gehen dann still und einfach ohne Brücken auseinander, wie wir zusammengekommen sind. Versprechen Sie mir das?“

Er preßte die kleinen warmen Hände immer wieder an seine Lippen. „Und das Stübchen im Katharineninstitut?“ fragte er mit einem jähen Umschwung seiner Stimmung und lächelte übermütig.

Sie schüttelte langsam den Kopf. „Das mag ruhig auf mich warten,“ sagte sie, „vielleicht lande ich doch noch einmal in seinem sichern Altjungfernheim.“

„Jetzt muß ich noch etwas sagen,“ murmelte Ernst Philippi, „sonst wird mir nicht ganz wohl.“

„Was denn?“

„Geliebte ... ich liebe dich!“ flüsterte er.

„Sst!“ machte sie und legte ihm zwei Finger auf den Mund. „Wir sprechen vorderhand nicht mehr davon.“

Ein hoher ernster Föhrenwald schlug über den Reisenden zusammen. Weich und warm duftete ihnen die würzige Waldluft entgegen. Es war dunkel, und nur ein Streif des besternten Nachthimmels zwischen den stolzen Bäumen folgte den Windungen des schmalen Weges. Über knorrige Wurzeln und durch tiefe Regenlachen ächzte der Wagen, stolperten die müden Pferde. Granting ließ sie ruhig im Schritt gehen, und das flackernde Licht der Wagenlaterne malte rötliche flirrende Lichter auf die Föhrenstämme, sie schienen sich zu bewegen und umeinander zu drehen wie im langsamen gespensterhaften Reigen.

Claire atmete tief auf. „Allein würd' ich mich fürchten,“ murmelte sie.

„Und jetzt?“

Sie lächelte. „Jetzt ist's schaurig süß, so wie wenn die alte russische Bábuschka uns Kindern eine schöne Gespenstergeschichte erzählte. In der russischen Familie hatten die

Digitized by Google

Kinder solch eine alte Großmutter. Ich liebte sie sehr."

„Ihre Kindheit ist doch reicher als die meine, trotzdem Sie elternlos waren ... ich habe niemanden so recht geliebt, aber jetzt will ich's nachholen!"

Wieder schwiegen sie. Ihre Herzen waren zu voll. Allmählich lichtete sich der Wald, die Straße führte an einem Staketzaun vorüber, die Torflügel des Parkes waren geschlossen. Durch Bäume und Buschwerk hindurch schimmerte Licht. Ein heiserer Hund schlug an.

„Das ist die Forstei Marienhof," sagte Ernst Philippi. „Jetzt sind wir nur noch eine halbe Stunde vom Pastorat."

„Schon!" rief Claire bedauernd.

In schlankem Trabe fuhren sie an dem ausgedehnten Park vorüber in eine weite Ebene hinein. Da liefen drei Gesellen mit geschwärzten Gesichtern quer über den Weg; die Pferde scheuten und sprangen jäh zur Seite.

„Hallo — he!" rief Granting zornig. „Wer da?"

„Halt's Maul, du Herrenknecht!" war die heisere Antwort. Ein Stein flog um Handbreite an Grantings Kopf vorüber.

„Ruppiger Teufel!" schimpfte der Kutscher und faßte die Zügel fester. Die Peitsche sauste auf die Füchse nieder, da flog der Wagen in die nächtige Waldesstille hinein.

„Das war ja ein Überfall!" murmelte Claire scheu.

Ernst Philippi saß mit düster gerunzelten Brauen. „O Claire, wie soll ich Sie hier auf dem Lande zurücklassen?"

„Ich bin ja keine Vollblutdeutsche," tröstete sie lächelnd, „mir wird man am wenigsten etwas anhaben. Meine Mutter war griechisch-orthodoxer Konfession, obgleich sonst gut deutsch gesinnt, denn meine Großmutter mütterlicherseits war Russin."

Ernst Philippi fuhr auf. „Wie?" rief er. „Sie sind also auch griechischer Konfession?"

„Den Landesgesetzen nach — ja," sagte sie einfach, „der Überzeugung nach — nein. Ich fürchte, ich war längere Zeit ziemlich religionslos," fügte sie traurig hinzu, „erst die letzten Jahre haben mich in ein persönliches Verhältnis zu Gott geführt."

Widersprechende Gefühle und Gedanken stürmten auf Ernst Philippi ein. Ein halbes Jahr früher, vor dem kaiserlichen Aprilmanifest 1905, wäre ihm, dem Protestanten, eine Verbindung mit einer Braut griechisch-orthodoxer Konfession eine Unmöglichkeit gewesen, oder er hätte seiner geliebten kurländischen Heimat auf immer Lebewohl sagen müssen. Heute, Gott sei's gelobt, lagen die Dinge anders. Ihrem Übertritt stand ja nichts mehr im Wege, und formale Schwierigkeiten waren zu überwinden.

„O Claire," rief er bewegt, „wir sind einer großen Gefahr entronnen!"

Sie sah ihn staunend an. Dann verstand sie. Ein schönes freies Lächeln beseelte ihr klares Gesicht. „Daran hatte ich nicht gedacht," sagte sie. „Es ist selbstverständlich, daß ich auch äußerlich die Konfession annehme, mit der ich von Kindheit an verwachsen und vertraut bin, aber," fuhr sie nachdenklich fort, „ob ich dadurch eine bessere Christin werde, weiß ich nicht. Ich habe mich auch von den Fesseln der griechisch-orthodoxen Konfession niemals innerlich fesseln lassen. Auch in die spröderte Form läßt sich ein lebendiger Inhalt gießen."

„Der Inhalt ist's aber zumeist, der die Form bildet und beseelt!" rief er.

„Von Theologie verstehe ich nichts," sagte sie freimütig. „Religion aber scheint mir so weit entfernt von Theologie wie Praxis von Theorie, und Religion ist für mich ein freies Kindesverhältnis zum Schöpfer der Welten."

Er drückte ihre Hände. „Ist das dieselbe Claire," fragte er staunend, „die mit dem wohlerzogenen Lächeln einer konventionellen jungen Dame Tante Grisebis um ihre Meinung befragen konnte?"

Sie lachte hell auf. „O," sagte sie, „ich bin eine verschlossene Natur, wie eine Schmetlingspuppe stecke ich in Gespinsten und Hüllen, und erst nach und nach wagt sich meine Seele scheu und frierend ans helle Sonnenlicht."

„Claire," bat er zärtlich, „wir sind gleich da; sagen Sie mir ein gutes Wort. Was meinen Sie mit dem Sonnenlicht?"

Da wandte sie sich zu ihm und flüsterte kaum hörbar: „Deine Liebe!"

Der Wagen war aus dem Waldesdunkel in eine freie Lichtung gerollt. Durch eine Allee junger Lindenbäume zwischen Stoppelfeldern führte der Weg zum Pastorat. Die Silhouette einer uralten halbentblätterten

Digitized by Google

Linde mit einem Storchennest hob sich dunkel gegen den sternbesäten Himmel.

Granting knallte mit der Peitsche. In eleganter Kurve bogen die Füchse um ein von Akaziengebüsch umhegtes Rasenrund. Der Wagen hielt vor der Haustreppe.

Mit einem Windlicht in der Hand trat die hohe biegsame Gestalt eines Mannes vor die Tür. Ein paar Kinder in kurzen Kleidern schoben sich an ihm vorüber.

„Willkommen, willkommen in Kronenthal, alter Freund! Gott segne Ihren Einzug, Fräulein Schenkendorff, meine Frau erwartet Sie schon sehnsüchtig."

Die Männer umarmten sich. „Hier das kleine Kroppzeug, Else und Marthchen — na, nur herein, meine Herrschaften!"

Die kleinen Mädchen knixten immerfort und griffen zutraulich nach Claires Händen. Es waren zartgebaute, feingliedrige Kinder mit langen blonden offenen Haaren, etwa acht und zehn Jahre alt.

Claire streichelte und küßte sie. Man trat in das wohnliche erleuchtete Vorhaus. An die Saaltür trat eine große, schön gewachsene Frau, sie hielt eine Lampe in der Hand.

„Willkommen in Kronenthal!" sagte sie freundlich. „Ich hoffe, die Herrschaften hat nicht gefroren!" Ein forschender Blick aus den dunklen braunen Augen ruhte voll auf dem jungen Mädchen. Sie schüttelte Claire die Hand.

Ernst Philippi beugte sich über die weiße große Hand. „Fräulein Schenkendorff hat mit Selbstaufopferung für meine Wärme gesorgt. Ich mußte mich durchaus in ihren Plaid hüllen."

„Ich hoffe, Sie werden sich bei uns wohl fühlen, Fräulein Schenkendorff," sagte die Pastorin und reichte Claire wieder die Hand. „Ich mache nie Phrasen, müssen Sie wissen," fügte sie lächelnd hinzu.

Gefesselt blickte Claire die Hausfrau an. Sie hatte einen eigentümlichen Kopf. Kurz gehaltene dunkle Haare fielen wellig in ein klares sympathisches Gesicht hinein. Die Augen hatten einen suchenden, forschenden Ausdruck und glänzten zuweilen strahlend auf, als hätten sie ein Rätsel erraten. Um den weichen Mund lag ein schmerzlicher Zug, doch konnte er oft kinderfroh und gewinnend lächeln. Der ganze Ausdruck war der eines unverdorbenen, ahnungsvollen Kindes.

Der Pastor sah seine Frau an und strahlte. „Sie macht nie Phrasen, das kann ich bezeugen, mein Fräulein," sagte er lachend, „sie sagt aber zuweilen unbequeme Wahrheiten."

„Aber du!" schmollte die Pastorin. „Was soll denn Fräulein Schenkendorff von mir denken nach solcher Einführung? — Kommen Sie, liebes Fräulein, und Sie, Herr Kandidat, das Abendessen ist bereit. Kinder, bringt einen Schal für Fräulein Schenkendorff!"

Wie die Pfeile schnellten die kleinen Mädchen davon.

Man trat in den geräumigen Saal. Neugierig blieben Ernst Philippis Augen an den dekorativ geschmückten Türflügeln und an dem mächtigen altmodischen Ofen hängen, auf dem in glühenden Farben eine Pyramide in einer ägyptischen Palmenlandschaft gemalt war.

„Ein Winkelchen aus dem Sonnenlande!" sagte die Pastorin lächelnd. „Es ist das ein Anziehungspunkt für die ganze Nachbarschaft geworden. Kommt man nicht zu den Menschen, so kommt man wenigstens zum Ofen. Jedem das Seine."

„Ja, Ja ist wieder fleißig gewesen," sagte der Pastor stolz. „Der eine exzelliert im Brotbacken, der andre malt, jeder wie er kann. Das Brotbacken wird aber hierzulande mehr geschätzt."

Ein drolliger Blick Ernst Philippis suchte Claire. „Fast wörtlich ebenso haben wir heute von deiner Frau Gemahlin reden hören."

„Ach, wirklich?" rief die Pastorin amüsiert. „Erzählen Sie doch!"

Ernst Philippi erzählte mit Behagen. Das Ehepaar sah sich glücklich und liebevoll an. Hier herrschte vollste Harmonie, das fühlte man. Man hatte sich um den ovalen Eßtisch gesetzt. Von einem rundlichen blonden Landmädchen wurde die warme Speise herumgereicht.

„Zum Schluß wäre unsre Fahrt beinahe tragisch verlaufen," erzählte Ernst Philippi, „dramatisch war sie jedenfalls. Dein Kutscher Granting ist noch glücklich einem Steinwurf entgangen."

„Wo? Wie war das?" fragte der Pastor lebhaft.

Ernst Philippi berichtete ausführlich, und Claire hatte Muße, den Pastor zu betrachten.

Digitized by Google

Sein bedeutender, wohlwollender Kopf war von kurzem ergrauendem Haar gekrönt, das er sorgfältig gebürstet aufwärts trug. Ein paar kurzsichtige dunkelblaue Augen blickten scharf und freundlich durch eine goldene Brille. Ein mühselig gezogener Stoppelbart, der den nervösen Mund kaum beschattete, bedeckte die untere Gesichtshälfte. Man hätte ihn eher für einen Aristokraten oder weltmännischen Gelehrten halten können als für einen Landgeistlichen.

Ein ungewöhnliches, sympathisches Ehepaar! schloß Claire ihre Beobachtungen. Ich glaube, ich werde mich hier heimisch fühlen.

Die Herren vertieften sich in ein eifriges Gespräch über die politische Lage des Landes. Interessiert folgte die Pastorin ihren Auseinandersetzungen und warf hier und da ein verständnisvolles Wort dazwischen. Ein Blick auf Claires blasses abgespanntes Gesicht bewog sie jedoch, die Tafel aufzuheben. Liebenswürdig sagte sie: „Die Herren mögen noch beim Glase Bier weiter politisieren, ich zeige Ihnen indessen Ihr Zimmer, Fräulein Schenkendorff. Sie sehen müde aus und wollen gewiß zu Bett." Sie schob Claires Hand in ihren Arm und führte sie durch den Saal und das Vorzimmer auf die andre Hausseite. „Ich muß Ihnen noch besonders dafür danken, liebes Fräulein," sagte sie herzlich, „daß Sie sich trotz der unruhigen und gefährlichen Zeiten entschlossen haben, zu uns aufs Land zu kommen. Uns speziell, hoffe ich, droht keine ernste Gefahr, mein Mann ist beim Landvolk allgemein beliebt, aber ernst genug sieht es rings um uns her aus. Das läßt sich nicht leugnen. Morgen machen wir noch Feiertag, Sie müssen zuvor Ihre Schulkinder als kleine werdende Menschen ein wenig kennen lernen. Ich habe Vertrauen zu Ihnen und hoffe, wir werden gute Freunde."

Durch die ernste Freundlichkeit dieser Worte getroffen, sagte Claire ehrlich: „Ich danke Ihnen von ganzem Herzen, Frau Pastorin. Sie sind sehr gütig zu mir."

Ihr seelenvoller Ausdruck war beredter als ihre Worte. Als die Tür sich hinter der Pastorin schloß, fiel Claire erschöpft auf einen Stuhl und stützte ihren Kopf gedankenvoll in die Hand. Wie unendlich viel hatte ihr dieser eine reiche Tag gebracht! Ein ganzes Leben, Hoffen, Fürchten, Lieben und Vertrauen lag von diesem Tag umschlossen, und fern, unendlich fern dünkte ihr die Vergangenheit! — —

Der folgende Tag war ein Sonnabend.

Am frühen Morgen bereits saß der Pastor in seiner Arbeitsstube und nahm Meldungen zur bevorstehenden Abendmahlsfeier entgegen.

Das Wartezimmer nebenan war voll besetzt; alle paar Minuten öffnete sich die Tür und ließ einen Bauer herein. Dem Scharfblick des Pastors war es nicht entgangen, daß die Haltung der Leute reservierter war als noch vor vierzehn Tagen. Eine gewisse lauernde Gespanntheit lag in den harten Zügen und zuckte um die Mundwinkel. Für jeden von ihnen hatte Robert Berger ein gutes Wort, manchmal auch einen freundlichen Scherz, und es erfüllte ihn mit Genugtuung, daß die Kraft seiner Persönlichkeit auch diesmal ihre Wirkung nicht verfehlte. Düstere, sorgenharte Gesichter klärten sich auf, und mit offeneren Mienen schoben die Leute zu zweien und dreien an seinem Fenster vorüber.

Endlich war auch der letzte Mann gegangen. Pastor Berger öffnete die Tür zum Saal und begrüßte Ernst Philippi, der, eine Zeitung lesend, im Schaukelstuhl saß. „Morgen, alter Freund," sagte er, „gut geschlafen?"

„Ausgezeichnet!" rief Ernst Philippi und dehnte sich behaglich. „Über Pastoratsbetten und Pastoratsgastfreundschaft geht doch nichts."

„Das freut mich zu hören, lieber Junge, und darum hoffe ich auch jetzt keine Fehlbitte zu tun." Der Pastor dämpfte seine Stimme und sah sich vorsichtig um. „Es liegt etwas in der Luft, hier in unsrer Gegend müssen sich unangenehme Dinge vorbereiten, und da du, soviel ich weiß, nichts versäumst, tätest du mir einen großen Gefallen, einige Wochen, na sagen wir gleich Monate, hierzubleiben. Meine Frau ist ängstlich und nervös, ihr wäre das sicher ein großer Trost und mir eine rechte Freude."

Erfreut schlug Ernst Philippi in die dargebotene Hand. Claire war sein Hauptgedanke.

„Wenn es dir recht ist, gehen wir ein wenig in unsern Garten. Hast du unsre neue Hausgenossin schon gesehen? Sie scheint ja zu der schweigsamen Sorte zu gehören."

„Stille Wasser!" sagte die Pastorin, die die letzten Worte vernommen hatte, und trat in den Saal. „Ich müßte mich sehr irren,

Digitized by Google

wenn wir nicht in Fräulein Schenkendorff eine echte Perle gefunden hätten. Ich ging heute früh an dem Flüßchen spazieren, da hörte ich es in den Büschen zwitschern und lachen. Unser ernstes Fräulein war da mit unsern Kleinen zum Kinde geworden, haschte sich mit ihnen herum, und alle drei waren seelenvergnügt. Übrigens, Robert, weißt du, daß sie griechisch-orthodoxer Konfession ist?"

„So?" meinte der Pastor erstaunt. „Nun, da ich selbst den Religionsunterricht gebe, macht das ja weiter nichts. Wußtest du etwas davon, Ernst?"

„Fräulein Schenkendorff hat mir gestern davon gesprochen. Übrigens schließe ich mich Ihrem Urteil durchaus an, gnädige Frau. Fräulein Schenkendorff hat auf mich in den wenigen Stunden unsers Zusammenseins einen vortrefflichen Eindruck gemacht, sie ist eine ebenso stolze wie zurückhaltende Natur."

„Das wußte ich, Robert," jauchzte Ida Berger, „das wußte ich in dem Augenblick, als ich ihr in die Augen sah!"

„Meine Frau ist nämlich ein großer Hellseher, mußt du wissen," neckte der Pastor. „Wehe dem, gegen den sie eine Antipathie hat; an dem gibt's sicher einen faulen Fleck."

„Und mein Mann ist ein großer ‚Seelensorger', wie unser Küster Kruhming sagt. Wehe dem, an dem er keinen faulen Fleck zum Behandeln findet, der hat schon das halbe Interesse für ihn verloren!"

Die Freunde lachten, griffen nach Hüten und Mänteln und schritten in den großen Obstgarten hinaus. Es war ein kühler Septembertag. Welk und verschrumpft zitterte das zerzauste Laub an den Apfel- und Birnbäumen. Vereinzelt hing noch hier und da ein rotbäckiger Apfel in den Zweigen. Leuchtend vergoldete die Herbstsonne das gelbe Laub in einer mächtigen Roßkastanie, die ihre gewaltigen Äste wie Riesenarme ausbreitete und mahnend auf die kleine Dorfkirche hinzuweisen schien. Vierhundert Schritt weit stand sie neben dem Kruge auf einer Anhöhe.

Der Pastor sah über den Zaun hinüber. „Mein Kirchlein!" sagte er leise.

Ernst Philippi schien mit einem Entschluß zu ringen. „Du," sagte er mit halbem Lächeln, „ich knüpfe an die Worte deiner verehrten Gemahlin an und will dir als meinem Freunde und Seelsorger einen faulen Fleck in mir zum Behandeln preisgeben."

Überrascht sah der Pastor auf. „Los, alter Junge!" sagte er und zündete sich gemächlich eine Zigarre an.

„Ich will umsatteln!"

„Das hab' ich erwartet," sagte der Pastor.

„Das ist aber nur die eine Hälfte meiner Beichte, die Begründung meiner Absicht liegt darin, daß ich ohne innern Beruf zum Studium der Theologie gezwungen wurde und die Kanzel nicht mißbrauchen mag."

„Vollkommen richtig." Der Pastor nickte. „Was willst du nun aber werden?"

„Ich will Schauspieler werden; ich kann wahrscheinlich aber nur Rezitator werden, und ich werde vielleicht Bankbeamter werden müssen."

„Du wirst Bankbeamter werden müssen ..." Der Pastor dachte angestrengt nach. „Warum müssen?" fragte er.

„Weil ich seit gestern verlobt bin."

Robert Berger trat einen Schritt zurück. „Mensch!" rief er, „doch nicht mit ... mit Fräulein Schenkendorff?"

„Durchaus."

„Aber das ist ja etwas Großartiges! Gratuliere, gratuliere von Herzen!" Er schüttelte Philippis Hände kräftig und freundschaftlich.

„Sie ist ja griechisch-orthodox, wie du weißt, aber heute ist das ja kein Hindernis mehr."

„Gottlob nein!" sprach der Pastor.

Langsam schritten sie nebeneinander her.

Heftig zog der Pastor an seiner Zigarre. „Es fällt mir der Gedanke nicht leicht," begann er, „daß durch deinen Austritt aus dem Kreise der Theologen wir Balten um einen gewissenhaften und tüchtigen Menschen ärmer werden sollten. In Zeiten der Gefahr brauchen wir ganze Männer. Anderseits verstehe und billige ich deinen Entschluß vollkommen, daß du in einem Beruf nicht bleiben willst, in den dich nur äußerer Zwang hineintrieb. Es fragt sich nur, ob nicht doch in dem Erben einer dreihundertjährigen Pastorengeneration irgendwo ein lebendes Keimchen schlummert, das sich unter den heutigen abnormen Verhältnissen organisch zur kräftigen Pflanze entwickeln könnte. Wer weiß, ob nicht gerade der Druck deiner häuslichen Verhältnisse es war, der dich von vornherein in einen Widerspruch hineinzwängte, der bei freier Entfaltung deiner Persönlichkeit einfach nicht vorhanden gewesen

Digitized by Google

wäre. Die Labyrinthe unsers Ichs sind oft außerordentlich verschlungen." — Nach einer gedankenvollen Pause fuhr er fort: „Du hast unbedingt einen künstlerischen Zug in dir; aber hier liegt wiederum die Frage sehr nahe, ob du in unserm schönen Beruf nicht auch ein rechter Künstler zu werden vermöchtest — Redekünstler, Künstler der Psychologie, Künstler in der Seelsorge, vor allem aber Lebenskünstler! Es liegt an der einzelnen Persönlichkeit, ob man seinen Beruf als Amt, Handwerk, Kunst oder Religion auffaßt."

Ernst Philippi strich sich mit einer nervösen Bewegung über die Stirn. „Ich danke dir," sagte er einfach. „Deine Großzügigkeit wünschte ich unsern meisten Pastoren. Es wäre besser um unser Baltenland bestellt."

„Noch eins," warf Robert Berger hin: „darf ich's Ja sagen?"

„Selbstverständlich. Ich bitte darum."

Von einer Last befreit ging Ernst Philippi neben seinem Freunde her. Da nahte sich ihnen geschäftig von der Hinterseite des Hauses eine rundliche Gestalt.

„Mein Küster Kruhming," sagte Robert Berger. „Guten Morgen, Kruhming. Was bringen Sie mir Gutes?"

„Guten Morgen, Herr Pastor; guten Morgen, Herr Kandidat. Sind Sie wieder hier? Bringe diesmal böse Nachrichten."

Beide reichten ihm die Hand.

Die Augen des kleinen runden Mannes funkelten listig vor verhaltenem Vergnügen. „Die Kirche in Birkenhof ist diesen Donnerstag am Kronsfeiertag geschändet worden. Den Pastor haben die Sozialdemokraten gezwungen, die rote Fahne in die Hand zu nehmen und dem Zuge voranzugehen. So sind sie vor das Gutshaus gezogen."

Robert Berger war bleich geworden, er runzelte die Stirn. „Den Pastor gezwungen? Wie war das möglich?"

„Nu, was sollte der Pastor machen? Man will sich doch nicht totschlagen lassen wie einen räudigen Hund. Mit den Roten ist nicht zu spaßen, Herr Pastor, das können Sie glauben." Eine schlecht verhehlte Schadenfreude verzerrte die gedunsenen Züge des Küsters.

„Wissen Sie, was ich glaube?" sprach der Pastor schwer und tönend und reckte seine hohe Gestalt gebietend empor. „Mit dem heiligen Amt eines Pastors ist noch viel weniger zu spaßen. Das ist meine Überzeugung."

Der kleine Mann sank in sich zusammen und faltete die roten Hände über dem runden Leib. „Nu ja, nu ja," sagte er scheinheilig, „es sind eben harte Zeiten."

„Es gibt Härteres als den Tod. Als Petrus seinen Herrn dreimal verleugnete, wußte er nicht, was er tat. Als er es aber wußte, da hätte er gewiß gern dreifachen Tod erlitten; da ging er hin und weinte bitterlich. Kruhming, behüte uns beide Gott, Sie und mich, daß wir nicht hinweggehen müssen und bitterlich weinen wie Petrus."

„Gott verhüte, Gott verhüte!"

„Hören Sie, lieber Kruhming," fuhr Berger in gänzlich verändertem Tone fort, „ich bitte Sie dringend, meiner Frau nichts davon zu erzählen. Sie tun mir einen persönlichen Gefallen damit." Er reichte dem Küster freundlich die Hand.

Der kleine dicke Mann war nur ein breites Lächeln. Er fühlte sich offenbar durch das Vertrauen sehr geschmeichelt. „Gewiß, gewiß," sagte er dienstbeflissen, „warum sollt' ich denn der gnädigen Frau Sorgen machen?"

„Da erkenne ich doch meinen alten Kruhming wieder!" rief der Pastor fast fröhlich. „Wenn wir vom Amte nur treu zusammenhalten, da kann uns kein Teufel was anhaben, noch viel weniger eine arme mißleitete Masse. Hören Sie, Kruhming, auf meinem Schreibtisch finden Sie das Verzeichnis der Lieder für morgen."

Mit tiefen Bücklingen empfahl sich der dicke Küster. Schweigend gingen die Freunde weiter.

„Robert," sprach Ernst Philippi in ehrlicher Bewunderung, „du bist der geborene Seelsorger!"

Der Pastor drückte ihm schweigend die Hand. „Was soll daraus werden?" murmelte er sinnend. Dann blickte er über den Zaun zu seiner Kirche hinüber. Steil erhob sich das grüne Dach auf dem weißen Gemäuer. Die Sonne funkelte friedlich auf dem vergoldeten Kreuz. Halb entblätterte Kastanien standen im Kranz ringsumher. —

Sechs Wochen waren vergangen. Claire fühlte sich im Pastorat Kronenthal merkwürdig heimisch. Ihr ganzes Wesen war leichter und freier geworden. Wie beschwingt ging sie mit leichtem Schritt durch die wei-

Digitized by Google

Anton Schöner: Kinderkopf.

Digitized by Google

ten Räume des alten Hauses, ihre Augen leuchteten, ihre Stimme klang hell und freudig, ihr klares Antlitz mit dem beseelten Ausdruck sah mutig und vertrauend in die Zukunft. Die kleinen Mädchen hingen an ihr wie die Kletten, und auch einen großen Teil ihrer freien Zeit widmete sie den Kleinen.

Von Ernst Philippi sah sie nicht viel. Kaum eine Stunde täglich waren sie zusammen. Er hatte ihr die drohenden Wolken, die sich auch in der Nachbarschaft zusammenzogen, nicht verheimlicht, und sie war es, die ihn veranlaßte, den Pastor auf seinen Amtsfahrten zu begleiten. So kam es, daß Ernst Philippi seinen Freund von einer neuen Seite kennen und schätzen lernte. Keine körperliche Müdigkeit seiner zarten Natur hielt Robert Berger von seinen Pflichten zurück, keine Einförmigkeit in seinem Beruf lähmte seinen Eifer. Mit einem glücklichen Humor wußte er auch der Prüfung von Abschützen eine interessante Seite abzugewinnen oder bei ehelichen Zwistigkeiten durch eine schlagfertige überraschende Wendung die Streitenden zu verblüffen und allmählich zu versöhnen. Mit bäuerlichen Schlaumeiern verkehrte er scheinbar wie mit seinesgleichen und gewann sie doch wieder durch ein herzliches Vertrauen, das sie beschämte. Der Grobheit und Verbissenheit begegnete er mit Spott und ironischer Höflichkeit, die auch die gröbsten Prahler dämpfte und zähmte. An Kranken- und Sterbelagern hörte Ernst Philippi ihn erhebende trostreiche Worte sprechen, die nicht bloß Worte waren, und allmählich und fast unbewußt begann er sich die Möglichkeit einer Berufstätigkeit unter solcher Leitung als etwas Schönes und Erhebendes vorzustellen.

Gerade das lebendige Wirken von Person zu Person begann sein künstlerisches Naturell zu interessieren. Statt als Schauspieler gedachte Gedanken in vollendeter Form zu verkörpern, neue einfache Gedankenreihen zu wecken, zu lenken und im Rohstoff schöpferisch mitzugestalten und so künstlerisch zu prägen — das erfüllte ihn nach und nach mit einem unbezwinglichen Tätigkeitstriebe. So kam es, daß er zuweilen mit eingriff und in seiner Weise die seelsorgerischen Gespräche zwischen Pfarrer und Bauer beeinflußte. Robert Berger schien ihn mit heimlichem Wohlgefallen immer wieder dazu anzuspornen, und eines Tages geschah es Ernst Philippi, daß er wie aus einem Traum erwachte und der Beruf eines Pfarrers keine Schreckniſſe mehr für ihn hatte.

Zwar hütete er sich vor sanguinischer Begeisterung — dazu war seine Natur viel zu grüblerisch und gründlich —, aber er begann in aller Stille die neuen Gedanken in sich zu verarbeiten.

Gründlich, wie er war, hatte er es sich auch in den Kopf gesetzt, sich gegen alle Möglichkeiten einer bösen Zeit zu wappnen und seinem Freunde in der Not wirklich von Nutzen zu sein. Deshalb hatte er sich in der nahen Kreisstadt einen funkelnagelneuen Revolver gekauft und pflegte sich regelmäßig dreiviertel Stunden im Schießen zu üben. Noch bin ich kein Pastor, sagte er sich, und somit ist mir dieses kriegerische Handwerk nicht versagt.

Die politischen Verhältnisse gestalteten sich indessen immer bedrohlicher. Ein kurländischer Baron war meuchlings erschossen worden, die Pastoren der benachbarten Pfarrämter klagten über anonyme Drohbriefe, die in maßlos erbitterten Ausdrücken gehalten waren. In einigen Kreisen hatten Wirte und Pächter ihre Zahlungen einfach eingestellt, Hofknechte verweigerten den Gehorsam, und nach und nach verbreiteten sich Schreckensgerüchte von Bränden und saugenden, plündernden Banden, die das Land durchzogen. Viele Gutsbesitzersfamilien flüchteten in die Städte oder gar ins Ausland, und ihnen folgte das höhnende Triumphgeschrei der Aufwiegler.

In Kronenthal war es bisher ruhig geblieben. Ein erster Schnee hatte sich schmeichelnd wie ein weicher Flaum über die Felder gelegt, und der Föhrenwald leuchtete in glitzerndem Kleide.

Die Pastorin trat an diesem Tage in die Schulstube. „Fräulein Schenkendorff," sagte sie freundlich, „erlauben Sie mir, Ihren Unterricht für heute zu unterbrechen. Es ist ein so gottvolles Wetter, machen Sie einen Spaziergang mit Herrn Philippi, Sie sehen ganz müde und abgespannt aus. Ich will inzwischen mit Elschen und Marthchen einen Schneemann bauen."

Fort flogen Bücher und Hefte. „Ach ja, Mammi, einen Schneemann! Einen Schneemann!" jauchzten die kleinen Mädchen und hängten sich liebkosend an die Mutter.

Digitized by Google

Ernst Philippi stand gestiefelt und gespornt im Flur. „Gehen wir?“ fragte er. Seine Augen leuchteten.

Claire lächelte. „Wohin Sie wollen,“ sprach sie fröhlich. Bald war sie bereit, und sie traten ins Freie.

„Da muß ich aber gleich zu Anfang protestieren!“ sagte er.

„Wie? Auch das noch? Ich richte mich vollends nach Ihren Wünschen: Sie können mich führen, wohin Sie wollen — und Sie protestieren! Das nenne ich undankbar!“

„Claire!“ bat er weich. „Hier unter diesen vortrefflichen Menschen, die um unser Verhältnis wissen, die uns ein so zartes Verständnis entgegenbringen — hier ist es nicht mehr angebracht, daß wir ‚Sie‘ zueinander sagen und uns so maßlos vernünftig gegenüberstehen. Du hast mich noch nie bei meinem Namen genannt, hast das Dusagen immer ängstlich vermieden. Wozu nur?“

„Ernst,“ sagte Claire, so recht aus Herzensgrund, „ich bin glücklich, glücklich, glücklich — hörst du, so aus dem vollen heraus, so wie ich es nie für möglich gehalten habe! Bilde dir nur nicht ein, daß du etwas dazu beiträgst!“ spottete sie. „Ich liebe diese Menschen so sehr, unter denen ich lebe, und ich weiß nicht, wen ich mehr verehre, Pastor Berger oder seine Frau.“

„Nun, ich hoffe durchaus, die Frau Pastorin,“ sagte er in drolliger Eifersucht.

Sie lachte hell auf. „Sie ist ein ganz eigentümliches Wesen,“ sagte sie nachdenklich, „durch und durch eine künstlerische Natur und von einer fabelhaften Harmlosigkeit, die sich mit einer seltsamen Schärfe der Beobachtung paart. Das Verhältnis zwischen beiden ist erquickend und erhebend zugleich.“

Arm in Arm waren sie durch die entblätterte junge Lindenallee geschritten, jetzt nahm der schneeige keusche Wald sie auf.

„Sieh, wie wunderbar schön!“ rief Claire andächtig.

Er schlang seinen Arm um sie. „Claire,“ fragte er, „könntest du Landpfarrerin sein?“

„Ich wüßte mir nichts Schöneres!“ rief sie enthusiastisch. „Weshalb aber fragst du?“

„Ich habe es alle diese Wochen mit mir herumgetragen,“ sprach er bewegt, „und wagte nicht, daran zu glauben; aber ich meine, ich hoffe, auch ich könnte am Ende meinen bescheidenen Platz als Pastor ausfüllen; nicht in der genialen Weise wie Robert Berger ... ich habe an seiner Seite den Beruf lieben gelernt, Claire!“

„Ernst!“ Sie flog ihm jubelnd an die Brust. Lange hielten sie sich umschlungen.

Erschüttert sprach er wieder: „Ich bin innerlich frei geworden! Eine drückende Fessel um die andre ist von mir abgeglitten. Nicht kampflos auf ausgetretenen Pfaden sollen wir wandeln, sondern auf ein tägliches Mitleben und Erleben unsers Berufs kommt es an, auf ein tägliches schöpferisches Neugestalten; und wahrhaftig, um es darin zur Meisterschaft zu bringen, muß man ein tüchtiger Künstler werden.“

Sie sah ihn mit strahlender Freude an. „Und unsre Zeit braucht ganze Männer!“

„Und ganze Frauen!“ fiel er ein. „Unsre Zeit ist hart und böse. Wir gehen alle einher in des Todes Schatten und fragen uns: Hat Gott unser baltisches Deutschtum ganz dem Untergange geweiht? In mir aber lebt noch ein großes Stück Kampfeslust, das ist mir in diesen Wochen klar geworden. Hast du Mut, Claire? Wir brauchen beide Mut.“

„Liebe ist Mut!“ sagte sie einfach.

„Claire!“ sprach er begeistert, „du in deiner heiligen Weibesunschuld, du weißt nicht, welch ein herrliches Wort du ausgesprochen!“

Sie standen unter einer hohen Föhre eng aneinander geschmiegt, ein Windstoß schüttelte weiße flockige Sterne über zwei glückliche starke Menschen.

Arm in Arm traten sie aus dem Walde. Ihre Augen leuchteten in großer strahlender Freude. An der Wegbiegung holte sie mit lang ausgreifenden Schritten der Gemeindeälteste, der Bauer Krimpe, ein.

Er grüßte kurz. „Finde ich den Herrn Pastor zu Hause?“ fragte er.

„Ja gewiß,“ antworteten beide wie aus einem Munde. „Kann ich vielleicht eine Bestellung für den Pastor ausrichten?“ fragte Philippi.

„Ich muß ihn selbst sprechen,“ sagte der Alte, sah das Brautpaar unter buschigen weißen Brauen durchdringend an und ging an ihnen vorüber.

„Der sieht ja aus wie das leibhaftige böse Wetter!“ flüsterte Claire und sah der mächtigen Gestalt des Bauers nach. Ein wenig gebückt stützte er sich auf seinen Stock und schritt kraftvoll weiter.

Digitized by Google

„Es ist ein überaus tüchtiger Mann, Robert hält große Stücke auf ihn. Er nennt ihn den alten Nestor."

„Nestor sah aber greulich unheimlich aus, vielleicht bringt er schlimme Nachrichten," sprach Claire besorgt. „Laß uns rasch nach Hause gehen."

Sie beschleunigten ihre Schritte und kamen leise in den Hausflur, während der Gemeindeälteste von der Rückseite des Hauses in Pastor Bergers Amtsstube trat.

„Sieh da, mein lieber alter Krimpe!" rief der Pastor erfreut. — „Hör' mal, Philippi! Bist du da? Komm doch meinen alten Krimpe begrüßen! — Was führt Euch zu mir? Hab' Euch lange nicht gesehen, nehmt Platz, lieber Freund!"

Zögernd trat Ernst Philippi in die Amtsstube. Gemessen begrüßte ihn der Gemeindeälteste.

Des Alten markiges Gesicht, das wie im Winterfrost erstarrt war, taute allmählich auf, als habe die warme Sonne es berührt. Aus seiner Rocktasche nahm er bedächtig ein geblümtes Tuch, fuhr sich damit über die Stirn und sah den Pastor mit den klugen grauen Augen forschend an. „Gnädiger Herr Pastor," begann er langsam, „als Sie hierher nach Kronenthal berufen wurden, da wählten Sie die Gutsherren, wir Bauern hatten bei Ihrer Wahl nichts mitzureden. Ist es so oder spreche ich die Unwahrheit?"

„Ihr sagt die lauterste Wahrheit, Krimpe."

„Gut." Der Alte räusperte sich. „Sie sind nun hier seit zehn Jahren im Amt. Wir haben niemals — schauen Sie meine weißen Haare an, Herr Pastor — niemals einen Prediger gehabt, wie Sie einer sind. Wir Bauern sind mißtrauische Leute, Herr, wir sind mit unserm Urteil nicht heidi und holla fertig wie die vornehmen Herren. Wie wir gewohnt sind, den Kopeken dreimal umzudrehen, ehe wir ihn ausgeben, also sind wir auch vorsichtig mit unserm Urteil."

„Worauf soll das hinaus, Krimpe?" fragte der Pastor lächelnd.

„Nur noch ein wenig Geduld. Es hat drei Jahre gedauert, gnädiger Herr Pastor, ehe ich Ihnen über den Weg getraut habe. Wem aber der alte Krimpe einmal traut, dem traut er, da nützt kein Rütteln. Ich sehe mit meinen eignen alten Augen und nicht durch fremder Leute Brillen. Nach drei Jahren, da stand es bei mir fest: für den Pastor Berger sind lettische Bauern gleichwertige Menschen wie deutsche Herren, wenn sie nur ordentliche Menschen sind. Hab' ich recht gesehen oder nicht?"

Robert Berger nickte nur und strich dem Alten fast zärtlich über die braune schwielige Hand.

„Seitdem steht es so," fuhr der alte Bauer umständlich fort, „wer dem Pastor Berger ein Haar krümmt, der hat es mit dem alten Krimpe zu tun. In seiner Herde kennt ein guter Schäferhund sich aus, nun aber dringen fremde Böcke in meine Hürde, das Volk ist in Aufruhr, ob mit Recht oder Unrecht, ist eine andre Frage, und nun komme ich zur Hauptsache: predigen Sie morgen nicht, Herr Pastor, meine Macht ist zu Ende. Ein Überfall auf Sie ist geplant."

Robert Berger war aufgestanden und schritt mit den Händen auf dem Rücken in der Amtsstube auf und nieder. Dann legte er dem Alten die Hand schwer auf die Schulter. „Ich muß," sprach er. „Es ist meine Pflicht."

„In sein Unglück zu rennen, ist niemandes Pflicht," grollte der alte Bauer. „Wozu haben Sie denn den Herrn Kandidaten im Hause? Lassen Sie den für sich eintreten!"

„Lieber Robert," sprach Ernst Philippi dringlich, „selbstverständlich ..."

Gebietend hob Robert Berger die Hand. „Krimpe," sagte er, „antwortet mir kurz und bündig: Was tätet Ihr, wenn Euer Sohn wider Euch von einer wilden Horde aufgewiegelt wäre und Ihr ihn nicht unter vier Augen vermahnen könntet? Würdet Ihr Euch krank sagen oder vor versammeltem Volk Euren Sohn zurechtweisen?"

Der Alte stand auf. „Ich würde für Bedeckung sorgen und meinem Sohn mit seinen Freunden nicht schutzlos gegenübertreten," sprach er mit einem schönen Lächeln. „Leben Sie wohl, Herr Pastor, der alte Krimpe weiß, was er einem echten Seelsorger schuldig ist!"

Da hielt sich Robert Berger nicht länger, er warf sich an die Brust des Greises und küßte ihn.

Verschämt wischte der alte Mann eine widerspenstige Träne aus dem Auge und ging schwerfällig hinaus.

„Ist das nicht ein herrliches Erlebnis?" fragte Robert Berger tief aufatmend. „Ein Mann wie aus Stahl und Eisen ... ein echter Freund! Gnade über Gnade!"

Digitized by Google

Bleich und erschüttert stand Ernst Philippi. „Robert," sprach er mit tonloser Stimme, „von dir will ich lernen, Menschen fischen. Das ist fortan mein Beruf!"

* * *

Eine Reitdroschke, von einem nervigen Fuchs gezogen, riß schwarze Furchen in den frischgefallenen Schnee. Die Beine auf das Trittbrett gestemmt, eine Fellmütze über die Ohren geschoben, saß Ernst Philippi rittlings auf dem schmalen leichten Fuhrwerk und lenkte die Zügel mit fester Hand.

In der Tasche seines grauen Friesrocks steckte der Revolver. Sein bartloser Schauspielerkopf leuchtete von Tatkraft und Entschlossenheit. Nun war er auf der Bühne des Lebens, und er gedachte seine Rolle mit Ehren durchzuführen. Scharf blitzten die blauen Augen über die weite schneebedeckte Ebene und spürten suchend in die Ferne. Mißtrauisch und vorsichtig musterte er jeden Busch und jeden Strauch und unterzog jedes Bäuerlein, das ihm etwa entgegenkam, einer genauen und gründlichen Prüfung.

Durch eine breite Kastanienallee fuhr er auf ein massives zweistöckiges Herrenhaus zu, das sich gewichtig und imposant von einigen umliegenden Hofgebäuden abhob wie ein geborener Fürst inmitten seiner Untertanen.

Ein Hofknecht trat ihm in gebückter Haltung entgegen und küßte ihm devot die Hand.

„Ist der Herr Baron zu Hause?" fragte Philippi.

„Jawohl, gnädiger Herr."

Ernst Philippi stieg die breite Freitreppe empor und drückte auf den elektrischen Knopf.

Ein alter Diener öffnete und blickte mißbilligend auf den grauen Friesrock.

„Melden Sie mich bei dem Herrn Baron Reuter — Kandidat Philippi aus Kronenthal."

„Aus Kronenthal," wiederholte der Diener. „Sofort, gnädiger Herr. Bitte, treten Sie ein."

Ernst Philippi entledigte sich seines Überrocks und trat in das komfortable Gemach. Alte Familienbilder in schweren vergoldeten Rahmen blickten in gezierten Stellungen von den Wänden. Ein meisterhaftes Porträt eines strammen alten Herrn mit einer Habichtsnase fesselte Philippis Aufmerksamkeit. Er trat näher heran — in der Tat, es war ein Lenbach.

Schnelle elastische Schritte nahten. Ein hochgewachsener eleganter Mann mit einem Zwicker auf der Nase und einem frischen rötlichen Gesicht in kurzem Smoking trat ein.

Ernst Philippi verbeugte sich. „Ob Sie sich meiner entsinnen, Baron Reuter, weiß ich nicht. Ich hatte die Ehre, Sie vor zwei Jahren in Kronenthal bei meinem Freunde Pastor Berger zu treffen."

Der Baron musterte ihn scharf und reichte ihm eine schlanke rötliche Hand. „Ah, Herr Kandidat Philippi! Sehr angenehm. Meine Frau ist leider ein wenig unpäßlich. Wie geht's denn unserm lieben Pastor?"

„Gerade in seinen Angelegenheiten bin ich zu Ihnen gekommen. Darf ich Sie um eine kurze Unterredung unter vier Augen bitten?"

„Sofort." Der Baron schloß sorgfältig beide Flügeltüren. „Jetzt sind wir ganz ungestört. Bitte, nehmen Sie Platz. Sie rauchen?"

Er schob Philippi ein gefülltes Etui mit Zigaretten hin und warf sich lässig in den hohen ledernen Polstersessel. Seine Mienen drückten verhaltene Spannung aus. „Ich bin ganz Ohr," sagte er verbindlich.

Ernst Philippi zündete sich eine Zigarette an. „Durch den Gemeindeältesten, einen äußerst zuverlässigen Menschen, den Wirt Krimpe, ist meinem Freunde Berger heute die Warnung zuteil geworden, daß morgen während des Gottesdienstes ein Überfall auf ihn geplant ist. Pastor Berger wurde dringend von dem Manne gebeten, morgen den Gottesdienst abzusagen."

„So — so!" sagte der Baron nachdenklich. „Und wie gedenkt sich Pastor Berger zu dieser Warnung zu verhalten?" Ruhig streifte er die Asche von seiner Zigarette ab. Sein weltmännisches Gesicht war undurchdringlich.

„Er meint sie unberücksichtigt lassen zu müssen."

„Sehr richtig!" sagte der Baron mit Nachdruck. „Das ist auch ganz meine Ansicht. Dieser feigen Bande aus dem Wege zu gehen, hieße ihr zuviel Ehre antun."

„Meine Fahrt zu Ihnen, verehrter Baron Reuter, habe ich indessen aus eigner Machtbefugnis unternommen. Mein Freund Berger weiß nichts davon. Ich meine aber, in

Digitized by Google

Rücksicht auf seine Familie und seine zarte Gesundheit ist es richtig, sich in solcher Notlage an die Herren Patrone zu wenden, zumal an Sie als Kirchenvorsteher, und Sie zu bitten —"

„Dem Gottesdienst beizuwohnen," fiel der Baron lebhaft ein. „Aber das ist ganz selbstverständlich. Ich werde mir erlauben, noch mehrere Herren zur Teilnahme an dieser Expedition zu animieren. Unserm Pastor Berger soll nichts geschehen. Verlassen Sie sich darauf!"

Philippi verbeugte sich, auf seinem Stuhle sitzend. „Ich darf Ihnen leider nicht einmal im Namen meines Freundes meinen herzlichsten Dank aussprechen. In seinem Sinne, verehrter Baron Reuter, wäre es gewiß geboten, nur im alleräußersten Falle aktiv einzugreifen?"

„Versteht sich, Herr Kandidat. Die revolutionäre Stimmung durch unnütze Gewaltsamkeiten zu schüren, hieße ja nur Öl ins Feuer gießen. Wir Deutsche sind ja schon sowieso in der Minderzahl."

Ernst Philippi hatte sich erhoben. „Meinen besten Dank," sagte er.

„Der Dank liegt auf meiner Seite, Herr Kandidat. Ich versichere Sie, es ist mir eine aufrichtige Freude, einem allgemein so hochverehrten Manne einen Dienst leisten zu dürfen. Kann ich Ihnen sonst noch irgendwie behilflich sein?"

„Ich danke sehr, Baron Reuter. Die Güter Rauſuppen und Finkenhorst liegen auf meinem Rückwege, da will ich noch persönlich vorsprechen."

„So — so! Nun vielleicht tun Sie gut daran; meinen Schwager und Vetter auf Gnadenfeld will ich selbst benachrichtigen. Also auf eine Schutzwache von fünf bis sechs kräftigen deutschen Männern können Sie sicher rechnen. Verzeihung — tragen Sie Waffen?"

Mit einem halben Lächeln zeigte Philippi seinen Revolver. „Ich bin ja noch nicht im Pfarramt," sagte er, „und darf mich schon rühmen, ein passabler Schütze zu sein. Gestern schoß ich eine Pikaßkarte mitten ins Herz — Entfernung zwanzig Schritt."

„Bravo, bravo!" sagte der Baron lachend. Allmählich war er aus seiner formellen Zurückhaltung getreten, dann zuckte er die Achseln. „Tja, wissen Sie, das ist auch so eine überkommene Tradition, daß ein Pastor sich nicht wehren darf. Selbstverständlich nicht, solange er auf der Kanzel steht, aber das seh' ich doch wahrhaftig nicht ein, weshalb ein Pastor sich von so einem lettischen Strolch und Raubmörder auf einer Fahrt zum Beispiel oder im Hause sollte wehrlos herunterschießen lassen. Da ist er eben Privatperson wie Sie und ich."

„Ganz so denke ich auch," erwiderte Ernst Philippi. „Dazu kommt aber heute noch etwas Besonderes: außerordentliche Verhältnisse bedingen ein außerordentliches Verhalten."

„Ganz ausgezeichnet," stimmte der Baron zu. „Und zu außerordentlichem Verhalten haben wir wahrhaftig reichliche Gelegenheit. Auf Wiedersehen also morgen, Herr Kandidat, wir sind sicher zur Stelle. Der Gottesdienst beginnt um zehn?"

„Um zehn, Baron Reuter. Bitte, empfehlen Sie mich gütigst Ihrer Frau Gemahlin."

Die Herren schüttelten einander kräftig die Hände. Sie hatten einander gut gefallen.

„Hätten wir doch mehr Geistliche von der Sorte!" murmelte der Baron. „Kronenthal hat Glück — das muß man sagen."

Ernst Philippi saß wieder auf seiner Reitdroschke. „Auf nach Rauſuppen!" sagte er halblaut.

Friedlich und winterselig breitete sich wieder die weite Ebene vor ihm aus, nur ab und zu von niedrigem Buschwerk bestanden, das in der Sonne leuchtete wie weißes Korallengezweig. Ein stiller Wassertümpel hob sich in seiner weißen Umgebung dunkel hervor wie eine zerbrochene Spiegelscherbe. Weißbedachte Gesindehäuser und Bauernhütten guckten aus neugierigen, vom Alter mattgrün gefärbten kleinen Fensterscheiben dem vorübereilenden Gefährt nach, und ein lichter Himmel spannte sich über das flache Gelände.

Ernst Philippis Gedanken weilten bei Claire. Sein Herz klang und blühte mitten in des Winters Stille und wiegte sich in ferne selige Träume. „Liebe ist Mut" hatte sie gesagt. Welch vornehmes, feines und doch so selbstverständliches Wort! Wie war sie in ihrer Liebe aufgeblüht, wie hatte sich ihr stilles, ernstes Wesen entfaltet wie eine heitere seltene Blume! Und wieder mußte er an ihre Begegnung auf dem Dampfschiff denken — „Schiffe, die nachts sich begegnen".

Digitized by Google

Das Rollen eines Bauernfuhrwerks schreckte ihn aus seinem Sinnen. Johlende heisere Stimmen klangen mißtönig durch den stillen Winterfrieden. Er sah einen Moment in ein paar rohe betrunkene Gesichter, und klirrend zerschellte eine leere Flasche an seinem Wagen. Sie war für seinen Kopf bestimmt gewesen.

„Mit solchen Kleinigkeiten halten wir uns heutzutage nicht mehr auf!“ murmelte er in grimmiger Selbstironie und faßte die Zügel fester.

In scharfem Trabe flog der Fuchs vorwärts. Das Rauhuppensche Gutsgebäude mit seinem weithin sichtbaren Turm lag bald vor ihm.

Er fand die Familie des Barons Osterloh beim Mittagessen und mußte sein Anliegen hinausschieben, denn er konnte natürlich die Teilnahme nicht ablehnen. Die Baronin, eine rothaarige schöngewachsene Dame mit wundervollen Händen empfing ihn mit freundlicher Zuvorkommenheit. Zwei junge Mädchen, die Töchter des Hauses, in halblangen Kleidern begrüßten Ernst Philippi mit einem schülerhaften Knix.

„Sie finden Elvire und Gerda wohl recht verändert, nicht wahr, Herr Kandidat?“ sagte die Mutter mit wohlgefälligem Lächeln.

Ernst Philippi blickte mit Behagen in die blütenreinen jungen Gesichter. „Vor zwei Jahren spielten wir noch Blindekuh miteinander,“ sagte er lächelnd, „heute sind die jungen Damen schon fast erwachsen.“

„Ich würde aber wieder sehr gern Blindekuh mit Ihnen spielen,“ sagte die Jüngere, „Sie waren ja so leicht zu fangen. Jetzt ist es so traurig, man hört nichts als schreckliche Sachen.“

„Ja, das ist nun mal so!“ sagte Baron Osterloh, eine mächtige breite Reckengestalt mit einem Wallensteinkopf. „Der Größenwahn ist in unser verblendetes Lettenvolk gefahren. Und das Schlimmste ist: die Sache nimmt so bald kein Ende. ‚Nationale Erhebung‘ nennen sie ihr wahnwitziges Treiben! Ein Volk, das so mit Feuer und Schwert sengend und plündernd das Land durchzieht, das hat doch einmal klar seine nationale Unfähigkeit dokumentiert. Diese Mörderbande! Sehen Sie, Herr Kandidat, die Proklamation hier wurde dem Pastor von Birkenhof zugeschickt: ‚Aus den Arbeiterliedern, herausgegeben von der lettisch sozialdemokratischen Partei.‘“ Mit dröhnender Stimme las er: „‚Dein Ende ist da, du großschenlüsterner Gutsbesitzer! Mit Feuer und Schwert hast du unser Land beraubt, siebenhundert Jahre lang hast du uns unsäglich gequält, den Schweiß unsrer Väter hast du mit Blut gemischt getrunken und das Volk ausgehungert, bis es verreckte. Unsre Väter zeigen aus ihren Gräbern mit blutigen Fingern auf dich. Erst heute aber können wir rufen: Weh dir Deutschen! Wir wollen das Brot unsers Landes, die Früchte unsrer Arbeit nicht länger Schmarotzern geben. Und du, schwarzer Lügenbrauer, den wir in unsrer Einfalt für einen Gottesmann gehalten haben, du bist kein gerechter Gottesknecht, sondern lüstern nach dem Geld in der Hand der Reichen und lehrst mit unerhörter Schamlosigkeit das Evangelium, das die Reichen schon vor Jahrhunderten zur Bedrückung der Armen erdacht haben. Mit deinen saubern Lügen von den Himmelsfreuden, die uns für alles irdische Leid entschädigen sollen, hast du unsre Väter wie Schafe zu den Füßen der Räuber gehütet. Weh dir, Bösewicht! Flieht eilends, ihr verfluchten Volksaussauger! Zur Befreiung der gequälten Heimat sind die Werkzeuge schon unterwegs: Dolche, Kugeln, Bomben, Dynamit!‘“

Während des Lesens schwoll eine mächtige Zornesader an der Stirn des Barons. „Ich denke, das genügt!“ sprach er, und mit der Gebärde des Ekels faltete er das saubere Schriftstück wieder zusammen und schob es in seine Rocktasche. „Eins vor allem ist mir klar: Sollen wir uns in dieser unerhörten Weise ruhig weiter beschimpfen lassen, ohne nur einen Finger zu rühren? Nein! sage ich. Zusammenhalten sollen wir, alle miteinander, Adel, Geistlichkeit und Bürgerschaft! Aufhören sollen die kleinlichen Sonderinteressen, soll das beständige Gekniffensein! Zusammenstehen sollen wir Deutsche alle, denn wir haben die gleichen Heiligtümer zu wahren. Und eine Lehre sollen wir uns ziehen aus dieser dunklen Zeit: aufgeben sollten wir unsern Adels- und Literatenhochmut! Habe ich nicht recht, Herr Kandidat?“

„Sie haben mir aus der Seele gesprochen, Baron Osterloh,“ sagte Ernst Philippi warm. „Jeder an seinem Teil sollte vor seiner Tür kehren und sich des Guten erinnern, das jeder Stand von dem andern empfangen hat.“

Digitized by Google

„Das ist ein gutes Manneswort!“ rief der alte Herr und schüttelte seinem Gast die Hand.

Man stand vom Tische auf, und Ernst Philippi fand Gelegenheit, Baron Osterloh seine Bitte vorzutragen. Sie wurde in der ehrlichen warmen Weise, die dem alten Herrn eigen war, genehmigt, und erleichterten Herzens fand sich der junge Mann unterwegs nach Finkenhorst.

Baron Fink von Finkenhorst war ein ästhetischer Sonderling, Kunstkenner und Sammler. Vor allem interessierte er sich für Musik und besaß eine Sammlung aller möglichen und unmöglichen Instrumente. Für ein Spinett aus der Zeit Mozarts konnte er enorme Summen verschwenden. Sein Haus war geradezu ein Museum aller nur denkbaren Streich- und Blasinstrumente, Harfen, Pauken, Trommeln und Zimbeln. Baron Fink war aber auch Musiker und Komponist und steckte beständig in irgendeiner Melodie, die er harmonisieren mußte, oder vielmehr, beständig steckte eine Melodie in ihm.

Als Ernst Philippi ihm gemeldet wurde, trat der hagere pockennarbige Junggeselle, ein Motiv pfeifend, auf ihn zu, erkannte ihn zunächst nicht und reichte ihm zerstreut die lange Musikerhand. Wie von einer Tarantel gestochen sprang er aber sofort auf und rief mit überseligem Ausdruck: „Pardon, pardon! Ich hab's, ich hab's!“ Er griff ein paar Akkorde auf seinem Blüthner und ging auf eine kriegerische fanfarenartige Melodie über. „Aus den lettischen Kampfliedern und Kriegsgesängen!“ sagte er strahlend.

Ernst Philippi wußte nicht, was er aus dem wunderlichen Kauz machen sollte. Sein schauspielerisches Talent kam ihm, vereint mit einem glücklichen Humor, zu Hilfe. Mit einer Fingerbewegung strich er sich seinen blonden Haarschopf ins Gesicht, zog die Schultern hoch, runzelte die Brauen, nahm eine düster versunkene Beethovenmiene an und sprach die Lormschen Verse:

Solang die Sterne kreisen
Am Himmelszelt,
Vernimmt manch Ohr den leisen
Gesang der Welt.

Dem seligen Nichts entstiegen,
Der ewigen Ruh,
Um ruhelos zu fliegen —
Wozu? Wozu?

Fassungslos, entgeistert starrte Baron Fink ihn an.

Allmählich glätteten sich Philippis Mienen, das düstere Beethovengesicht verschwand, die Haare flogen zurück. Mit ernsthaftem Lächeln saß wieder Kandidat Philippi vor dem verblüfften Junggesellen.

„Aber das ist ja ausgezeichnet!“ jappte der Baron. „Sie sind ja der geborene Schauspieler,“ fuhr er entzückt fort, „und so was nennt sich Kandidat der Theologie! Herr Philippi, Sie — Sie gehören ja auf eine große Bühne!“

„Ich stehe schon auf der Bühne des Lebens,“ sagte Philippi, „und zwar mit beiden Füßen. Und nun hören Sie, Baron Fink: Meinem Freunde, Pastor Berger, droht morgen von den Sängern der Kampfes- und Kriegslieder Gefahr. Sie wollen ihn während des Gottesdienstes überfallen. Dürfen wir das dulden, wir deutschen Männer? Ihre Nachbarn, der Raufuppensche Herr und Baron Reuter, haben mir ihre Hilfe bereits zugesagt. Darf ich morgen um zehn auch auf Ihre Anwesenheit rechnen, Baron? Pastor Berger weiß nichts davon.“

„Aber ja, natürlich!“ rief der Baron, noch ganz verblüfft. „Nein, nein, sind Sie ein Künstler, ein echter Künstler!“ Es wurde ihm ordentlich schwer, sich von Philippi zu trennen. „Daß ich Sie nicht meiner Schwester Claudine vorstellen kann!“ sagte er betrübt. „Sie ist leider ausgefahren.“

Es dunkelte bereits, als der Kandidat seinen Heimweg antrat. Ein leiser Abendwind hatte sich erhoben. Die Tannenbäume hatten den Winter wieder abgeschüttelt und standen ernst und feierlich in ihrem dunkelgrünen Kleide. Leise senkte die Dunkelheit ihren düstern Mantel über den schweigenden Forst und öffnete weit und fragend ihre schwarzen Augen. Eine tiefe Wehmut von schmerzlicher Süßigkeit füllte des einsamen Mannes Seele, und gläubig dehnte sie sich empor zu dem Lenker aller Dinge. Schon kroch die Flamme des Aufruhrs leise glimmend immer näher und näher. Wie lange noch, und das Häuflein Deutscher stand wehrlos auf brennendem Boden.

„Schütze unser armes Land, großer Gott!“ flüsterten seine Lippen. Halb unbewußt und aus der Tiefe seines Herzens seufzte er: „Und schütze Claire!“

Digitized by Google

So, als hätte ein magnetischer Rapport Claire in seine Nähe gezaubert, stand ihre leichte biegsame Gestalt plötzlich im Waldesdunkel vor ihm und breitete ihre Arme nach ihm aus.

Er schrak zusammen. „Kind, was suchst du hier allein im Walde?“ fragte er mit bebender Zärtlichkeit im Ton.

Sie schwang sich auf die Reitdroschke hinter ihn und barg ihr Gesicht an seiner Schulter. „Du bliebst so lange fort,“ murmelte sie, „ich … ich war so bange nach dir. Wo warst du nur?“

„Ich habe einige alte Bekanntschaften erneuert,“ sagte er leichthin.

„Und weiter nichts?“ fragte sie ernsthaft.

Er zögerte einen Augenblick. „Doch,“ gestand er. „Ich habe einige Gutsherren um ihren persönlichen Schutz für Robert Berger gebeten. Ihm droht ein Überfall während des Gottesdienstes.“

Sie atmete tief. „Mir ahnte nichts Gutes,“ sagte sie. „Er war so sonderbar zärtlich gegen die Kleinen heute und ließ seine Frau den ganzen Tag nicht aus den Augen.“ Sie brach in ein heftiges Schluchzen aus. „Die arme, arme Frau!“ stöhnte sie.

„Ob sie etwas ahnt?“

„Eine allgemeine Gefahr vielleicht, doch ist sie zu fest von der Liebe und Anhänglichkeit der Gemeinde zu Pastor Berger überzeugt. Ach, Ernst …“

„Liebe ist Mut!“ sagte er. „Dein schönes Wort hat mir auf der ganzen Fahrt das Geleit gegeben.“

Sie trocknete ihre Tränen und lächelte wieder. „Und dir ist nichts passiert?“ fragte sie.

„Wie du siehst, bin ich heil und ganz. Ein paar betrunkene Kerle johlten mich an.“

Sie streichelte seinen Arm. „Und du bist derselbe schwächliche Bub, der in Bewußtlosigkeit versank, als er hörte, daß es nichts sei mit dem Schauspielern. Wenn dein Vater dich jetzt sähe!“

„Ob er viel Freude an mir hätte?“

„Und ob!“ sagte sie mit leuchtendem Blick. „Stolz wär' er auf dich!“

„Das ist mir denn doch durchaus nicht gewiß,“ meinte er mit skeptischem Lächeln. „Mein Vater war ein praktischer Mann, durch und durch Realist, unter den gegenwärtigen Verhältnissen würde er es für geratener halten, Schauspieler als Pastor zu sein.“

„Aber nein!“ rief sie entrüstet. „Du, ich hab' übrigens einen Brief von Tante Griseldis.“

„Nun, was schreibt sie?“

„Du sollst ihn selbst lesen. Sie gratuliert mir in höchst feierlichem Ton zu unsrer Verlobung, zu ‚der Wendung meines Geschicks‘, wie sie sagt, aber eine verhaltene Trauer über das Stübchen im Katharinenstift, das nun leer bleiben soll, blickt doch durch. Die gute Tante Griseldis!“

Er drehte sich lachend um und sah sie zärtlich an. „Die armen Alten!“ sagte er mitleidig. „Claire, sind wir nicht glückliche Menschen?“

Sie schlang ihre Arme um seinen Nacken. „Ja!“ rief sie aus vollster Seele.

Sie schwiegen eine Weile. Die Reitdroschke rasselte langsam vorwärts und holperte stöhnend über Wurzelknorren.

„Du,“ begann sie wieder, „ich hab' die Frau Pastorin doch bedeutend lieber als deinen Freund.“

„Hast du dir's überlegt?“ Er lachte.

„Nein, ich verehre Pastor Berger nach wie vor, aber ich glaube, er mag mich nicht recht; so was fühlt sich.“

„So? Woraus schließt du denn das?“

„Er neckt mich ein bischen viel und stellt mir in jeder Beziehung seine Frau zum Vorbild.“

„Ja, mein Herz, das ist doch sehr nett von ihm. Seine Isa ist für ihn der höchste Maßstab.“

„Gut, gut,“ lachte Claire, „aber von der Unterrichtsmethode weiß ich doch mehr als sie. Der Pastor ist nicht ganz objektiv.“

Nun mußte Ernst Philippi herzlich lachen. „So wenig objektiv bin ich mit vollem Bewußtsein. Über meine Claire geht mir nichts und niemand.“

Sie schloß ihm den Mund mit einem Kuß. Der Fuchs bog jetzt in die junge Lindenallee, stieß ein fröhliches Wiehern aus und setzte sich in Trab.

„Er wittert seinen Stall,“ sagte Claire und rückte sich zurecht. „Nun ist's auch für uns höchste Zeit, auf die Erde zurückzukehren und gesittet und vernünftig zu sein!“ — —

Robert Berger stand im Sonntagsornat. Isa hüllte sich in ihren Mantel.

„Du siehst blaß aus, Liebling,“ sagte er zu seiner Frau, „tu mir den Gefallen und komme heute nicht in die Kirche.“

Digitized by Google

„Aber warum nicht?“ fragte die Pastorin und riß ihre großen Kinderaugen weit auf. „Gerade heute wollte ich gehen. Ich habe freilich ein wenig Kopfschmerz.“

„Eben darum sollst du zu Hause bleiben. Lebe wohl, Lieb!“ Er küßte sie.

Warum nur hatte seine Stimme gezittert? Eine seltsame Unruhe ergriff die Frau.

Sie stand am Fenster und blickte der hohen gebietenden Gestalt ihres Mannes nach, wie sie langsam über die Wiese der Kirche zuschritt.

Der Glockenläuter hatte den Pastor schon gesehen, denn soeben begann er andauernd zu läuten. Es schienen ungewöhnlich viele Menschen auf dem Kirchenplatz vor dem Kruge versammelt, Isa Berger begann mechanisch die Fuhrwerke zu zählen, immer wieder mußte sie von vorn beginnen, es wimmelte auf dem Platz wie in einem Ameisenhaufen. Kein Wunder, daß die Leute von nah und fern herbeieilen, um meinen Mann zu hören, dachte sie stolz, wer ist denn auch wie Robert!

In diesem Augenblick trat Claire in die Stube. „Darf ich Sie bitten, Frau Pastorin,“ sagte sie schüchtern, „mir eine Stelle aus dem Englischen übersetzen zu helfen? Sie ist mir nicht recht verständlich.“

„Gern, liebes Fräulein, geben Sie nur her.“

„Sie sehen angegriffen aus, Frau Pastorin,“ sagte Claire teilnehmend. „Kommen Sie auf Ihr Zimmer, da legen Sie sich ein wenig aufs Sofa, ich mache es Ihnen recht bequem, und wenn Sie erlauben, bleibe ich ein wenig bei Ihnen.“

Was ist nur heute in alle Menschen gefahren? grübelte Isa Berger, und laut sagte sie: „Sie behandeln mich ja wie eine Schwerkranke. Mein Mann, jetzt Sie — zuerst soll ich durchaus nicht in die Kirche, und ich bin doch einmal keine Kirchenläuferin, dann soll ich mich von Ihnen verziehen lassen. Ich habe doch nur Kopfweh, das passiert mir öfters. Seien Sie nicht so gut zu mir, Fräulein Schenkendorff, man hat seine Tage, wo man alles andre verträgt, nur nicht Güte.“

„Liebe Frau Pastorin,“ sagte Claire weich, „nennen Sie mich Claire.“

Isa Berger sah in die ehrlichen grauen Augen des jungen Mädchens, zog ihren Kopf zu sich heran und küßte sie. „Gern, aber nur, wenn Sie mich Isa nennen wollen.“ Sie drückte ihren schmerzenden Kopf in das Sofakissen, wendete Claire den Rücken zu und lag ganz still. „Lesen Sie mir ein wenig vor, Claire,“ bat sie, „und seien Sie mir nicht gram, wenn ich darüber einschlafe.“

Claire begann mit hochklopfendem Herzen zu lesen, so einförmig und monoton, wie sie vermochte. Wie ein eintöniges Plätschern von Regentropfen fielen die Worte von ihren Lippen, und von Minute zu Minute stieg ihre Bangigkeit, und sie drohte ihr die Kehle zuzuschnüren. Isa Berger lag ganz still, aber an dem krampfhaften Zucken ihrer Schultern sah Claire, daß sie leise vor sich hin weinte. — —

Die kleine Kirche war gedrängt voll. Kopf an Kopf saßen die Bauern auf den Bänken, Kopf an Kopf standen sie um den Altar und im Mittelgange. Auf der vordersten Bank saß der alte Krimpe, neben ihm seine drei Söhne und Ernst Philippi, vor ihnen stand eine Reihe lettischer Frauen. Die sechs Barone hatten sich rund um die Kanzel gruppiert.

Der Pastor trat auf die Kanzel und beugte sein Haupt zum stillen Gebet. Dann sah er auf und blickte ruhig in die versammelte Menge hinein. Laut und deutlich verlas er den heutigen Text vom verlorenen Sohn.

Ernst Philippis nervöse Züge zuckten, er wartete in äußerster Spannung.

Die Predigt begann. In lichten, klaren Worten legte Robert Berger die Stimmung des heimkehrenden verlorenen Sohnes dar. Furcht und Hoffnung, Heimweh und Sehnsucht zittern in des Jünglings Seele, dann aber bei den liebenden Worten des Vaters überbraust jubelnde Freude alle kleinmütigen Gedanken. In gottbeflügelten gewaltigen Tönen schilderte der Redner die verzeihende Liebe des Vaters, und seine Worte fanden in der horchenden Gemeinde einen wunderbaren Widerhall. Erhaben, mutig stand der Mann da, hoch aufgerichtet, und Ernst Philippi wußte, sein Freund hatte sich die Seele freigeredet und war dem Schicksal gewachsen, in welcher Form es ihm auch nahen sollte.

In atemloser Spannung lauschte die Gemeinde. Ein unterdrücktes Schluchzen seufzte durch die Kirche. Wie mit lichter Geisterhand hatte die große steinfeste Gesinnung Robert Bergers sich der versammelten Menge zauberkräftig mitgeteilt und hielt sie fest unter dem Bann seiner starken Persönlichkeit.

Digitized by Google

Nach dem kurzen Kanzelvers neigte sich der Pastor zum allgemeinen Kirchengebet ... „Laß deine Gnade groß werden über dem Kaiser, unserm Landesherrn, Nikolai Alexandrowitsch ...“

Da entstand eine plötzliche Bewegung im Hauptgange — — „Du Lügner!“ brüllte eine heisere Stimme. „Herunter von der Kanzel, du schwarzer Gottesknecht!“

Acht bis zehn unbekannte Männer drängten gewaltsam nach der Kanzel hin. Wie eine Mauer hatten sich der alte Krimpe, seine drei Söhne und Ernst Philippi erhoben und stellten sich in den Mittelgang vor die heranstürmende Schar.

„Ihr seid hier vor die unrechte Schmiede gekommen,“ sprach der Alte gebietend und hob seine Hand, „geht zurück, woher ihr gekommen seid!“

„Nieder, nieder mit dem Pfaffenknecht!“ Ein Faustschlag traf den Alten, daß er taumelte.

Hoch empor hielt der Vorderste der Bande, ein Riesenkerl, einen roten Sack. „Jetzt geht's eurem Liebling an Hals und Kragen!“ brüllte er höhnisch, „vor allem soll er in den Sack!“

„Hinein in den Sack!“ johlte und zeterte die Bande und drängte wieder vorwärts.

Ein stummes Ringen begann. Ernst Philippi stürzte sich geschmeidig wie eine Katze von rückwärts auf den Anführer und hing sich an seinen Kragen fest, der alte Krimpe packte den Riesen bei den Schultern und hielt sie wie mit eisernen Schrauben umklammert. Seine Söhne und die Schar der Weiber warfen sich den übrigen Aufrührern entgegen.

Kreischend drängte die Masse der Ausgangstür zu.

„Feiglinge!“ ertönte die gewaltige Stimme des Rauspuppenschen Barons. „Steht! Verlaßt ihr so euren Pastor in der Not?“

„So seid ihr auch hier, ihr deutschen Barone? Landausauger! Leuteschinder! Deutsche Hunde!“ brüllte der Riese und schlug schäumend vor Wut um sich. Ins Gesicht getroffen sank der alte Krimpe nieder.

„Ruhe im Hause Gottes!“ hallte groß und feierlich die Stimme Bergers. „Schieß, wenn du kannst!“ Er sah die Mündung einer Pistole vor sich schwanken.

Sechs blanke Revolver hoben sich gleichzeitig gegen den Anführer.

„Wag' es, und du bist ein toter Mann! Nieder mit der Waffe!“ donnerte der Rauspuppenschen.

Ein feiges Flirren in den Augen des Bandenführers — die Waffe senkte sich.

„Hinaus dort durch die Sakristei!“ kommandierte der alte Baron. Die sechs Revolver folgten drohend und unerbittlich den Bewegungen der Aufrührer.

Schweigend drückte sich die Bande beiseite. Die Sakristeitür schloß sich hinter dem letzten Mann.

Einen Augenblick herrschte Totenstille.

„Kommen Sie, Herr Pastor. Weg frei, ihr Leute!“ Und unter der Bedeckung der Barone schritt der Pastor in den Mittelgang.

„Ich dank' Euch, alter Krimpe; ich dank' euch, ihr Frauen!“ sprach er. „Gott lohne euch eure Treue!“

Erhobenen Hauptes, mit seltsam glänzenden Augen trat Robert Berger ins Freie.

Ein schneidender Windstoß fuhr ihm entgegen, es war ein böses Wetter geworden.

Scheu wichen die Leute zur Seite.

„Da fahren sie hin!“ sagte ein alter Bauer und wies auf den Weg.

Acht Radfahrer — der vorderste schwenkte einen roten Sack wie eine Fahne vor sich her — sausten an dem Kirchenkruge vorüber die Landstraße entlang.

„Daß wir sie entkommen ließen, die Halunken!“ murmelte Baron Osterloh zwischen den Zähnen.

Da stieg der alte Rauspuppensche auf einen Prellstein und rief: „Ihr Leute von Kronenthal! Hört mich! Eine Schmach ist heute eurer Kirche angetan, eine Schmach eurem Seelsorger, der seit zehn Jahren wie ein Freund zu euch gewesen ist. Wollt ihr diese Schmach auf euch sitzen lassen? Seht,“ — mit einer zornigen Gebärde streckte er den Arm aus — „da ziehen sie hin wie erbärmliche Hasen, die in die Flucht gejagt sind, eure Volksbeglücker und Vorkämpfer. Wenn sie nur ihr Fell in Sicherheit bringen! Wollt ihr solchen Männern trauen? So haltet doch eure Augen offen und fragt euch: Ist das Wahrheit, was sie euch lehren? Werdet ihr wirklich so geknechtet und bedrückt, wie sie sagen? Gebt Antwort, ihr Männer von Kronenthal!“

Eine tiefe Stille. Erregte, erhitzte Gesichter ringsum. „Er ist ein Kungs!“ schrie eine Stimme. „Hört nicht auf den Kungs!“

Digitized by Google

Alles schwieg. Furchtlos, mit Falkenblicken sah der alte Rausuppensche sich um. „Männer von Kronenthal," rief er wieder, „kommt zur Besinnung! Seht hier, meine grauen Haare haben viel erlebt, und das weiß ich: wer seine Kirche und seinen Kaiser verachtet, der ist ein elender Mann! Dem blüht kein Glück, einem rechtschaffenen Manne aber folgt Achtung und Segen. Geht nach Hause, ihr Leute, und fragt euch aufs Gewissen, ob der alte Rausuppensche Herr die Wahrheit spricht oder nicht."

„Er spricht die Wahrheit!" rief schrill und freudig die Stimme eines alten Mütterchens. „Schon als kleiner Jungherrchen hat er immer die Wahrheit gesprochen. Ich kenn' ihn von klein auf, war seine Amme!"

„Alte Lihbing!" rief der Baron bewegt. „Alte Lihbing, wo kommst du her?" Er sprang vom Prellstein und drängte zu der Alten hin.

Strahlend vor Freude küßte sie ihm die Hand.

„Hurra! Der Rausuppensche Herr! Hurra!" schrien einige Stimmen.

Ein paar Mützen flogen in die Luft, die Stimmung war umgeschlagen — aufgehellte Mienen, freudige Gesichter.

„Ich dank' euch, Kinder," rief der alte Herr, „die Ehre des Lettenvolkes ist noch nicht ganz danieder, es gibt gottlob noch echte Männer unter euch!"

Da flog eine hellgekleidete Frauengestalt ohne Hut und Mantel unter die Menge. Ihre Augen leuchteten fieberhaft. Isa Berger war's. „Was geht hier vor?" schrie sie. „Hier geht etwas vor! Ich fühl's, ich weiß es ... Robert, lebst du?" Schwer atmend lag sie an seiner Brust.

Erregte Gruppen bildeten sich um sie her. Unbehelligt geleiteten die Barone den Pastor und seine Frau bis vor ihr Heim.

Robert Berger schwamm es vor den Augen. Eine nachträgliche Schwäche drohte ihn zu übermannen. „Wie kam es, daß die Herren alle so rechtzeitig da waren?" fragte er und blickte wie ein Kind von einem zum andern.

„Lassen's nur gut sein, lieber Pastor," lachte der Rausuppensche gemütlich und klopfte ihn auf die Schulter. „Sie haben einen ganz tüchtigen Kandidaten!"

Robert Berger begriff noch immer nicht. Rasch kam seine Frau ihm zu Hilfe. „Darum also waren Sie so lange fort gestern abend, Herr Kandidat!" rief sie mit leuchtenden Augen und reichte ihm beide Hände. „Sieh, Robert, dein Freund ist bei all den Herren persönlich gewesen. O, wie danke ich Ihnen, Ihnen allen!"

„Aber das war doch selbstverständlich, gnädige Frau."

„Treten Sie ein, mein Herren," bat sie, „und trinken Sie eine Tasse Tee oder einen Kognak, es ist bitter kalt heute."

„Verzeihung, gnädige Frau, wir müssen heim, da kommen auch schon unsre Equipagen."

Baron Fink von Finkenhorst trat zögernd näher. „Wenn Sie erlauben, Frau Pastor," sagte er, „komme ich mit herein, ich muß Herrn Kandidaten Philippi noch einen Moment sprechen."

Grüßend und ihre Hüte schwenkend rollten die übrigen Herren in drei Wagen davon.

Ängstlich zog Isa Berger ihren Mann in das Haus. „Und du hast die ganze Zeit in der Kälte gestanden!" klagte sie. „Mein Gott, wenn das nur gut abläuft!"

Sie traten in das Haus.

„Hören Sie, Herr Kandidat," begann Baron Fink und zog Philippi in eine Ecke, „ich kenne Possart persönlich, hier ist ein Brief an ihn. Lesen Sie — er wird Ihnen die nötigen Schritte ebnen. Sie müssen zur Bühne!"

Mit einem klaren Lächeln sah Ernst Philippi den sonderbaren Gesellen an. „Vor vier Wochen noch hätte ich Ihr Anerbieten mit Dank und Freude angenommen, Baron Fink," sagte er fest, „heute weiß ich, daß meine Pflicht woanders liegt, und sehen Sie doch nur mein steifes Bein, ich bin kein Bühnenheld, Baron."

„Das — das hab' ich ja gar nicht bemerkt," sagte Baron Fink betrübt. „Das tut mir aber wirklich leid! — Hören Sie," fuhr er, von einer neuen glänzenden Idee erfaßt, fort, „meinen lettischen Kriegsgesang habe ich für Orchester gesetzt, den muß ich Ihnen unbedingt noch einmal vorspielen. Besuchen Sie mich doch bald."

Isa Berger kredenzte dem Baron ein Gläschen Kognak, und auf einem Tablett brachte das Dienstmädchen heißen Tee herein. „Trink, Robert, trink!" bat Isa Berger, „und dann gleich ins Bett. Sie entschuldigen, Baron Fink."

— — — — — — — — — — —

Digitized by Google

Drei Tage waren vergangen. Ein unheimlicher Druck lastete auf dem Pastorat.

Robert Berger war schwer erkrankt und wälzte sich ruhelos auf seinem Lager. „Ich trage die rote Fahne nicht! Nein, nein, ich trage sie nicht! Schieß!“ schrie er wild und machte Miene, aus seinem Bett zu springen.

Ernst Philippi und Isa Berger hatten Mühe, den fiebernden Kranken zu bändigen.

„Um Gottes willen, einen Arzt, Herr Kandidat!“ stöhnte Isa. Ihre tränenlosen, weit aufgerissenen Augen, ihr angstverzerrtes Gesicht schnitten Ernst Philippi ins Herz.

„Ich fahre sofort in die Stadt, liebe verehrte Frau Pastorin,“ sagte er, „und kehre nicht ohne Doktor wieder. Lassen Sie sich von Claire bei der Pflege helfen und schicken Sie den Kutscher nach dem alten Krimpe, auf den können Sie sich verlassen.“

Es war zehn Uhr abends, als Ernst Philippi in einem kleinen einspännigen Schlitten in den Wald hineinsauste. In den letzten Tagen war tiefer Schnee gefallen, jetzt knirschte der Frost unter den Kufen des Schlittens. Eine klare kalte Winternacht voll glänzender Sterne hing über den schweigenden weißen Bäumen. Hoch in unendlicher Ferne stand der blasse Mond mit seinem runden Silbergesicht und wunderte sich über den einsamen Mann, der in so unvernünftiger Eile durch den Forst jagte. Ernst Philippi nickte ihm zu. „Ja du,“ murmelte er, „du hängst da in deiner kühlen luftigen Höhe und weißt nicht, wie bang und heiß uns Menschenkindern zumute sein kann!“

An der Forstei vorüber flog der kleine Schlitten, wieder schlug ein Hund an, und wieder leuchtete es wie vor zwei Monaten durch die jetzt verschneiten Büsche. „Hussa, Presto, vorwärts!“ rief Ernst Philippi und schwang die Peitsche. Er war wie im Fieber. „Hier war's,“ sagte er halblaut, „wo man eine Strecke abschneiden konnte, wenn man quer übers Feld ging.“

Rasch bog er von der Hauptstraße ab und fuhr über den verschneiten Graben auf die Wiese. Eine baufällige Heuscheune stand melancholisch einsam mitten auf der silberglänzenden Fläche. An der Scheune vorüber mußte er — ja, so war's. Durch flockige vorüberfliegende Wolken lugte der Mond, und eine große einsame Stille schärfte die wachsamen Sinne des jungen Mannes. Sein nervöses, scharf angespanntes Ohr vernahm deutlich Schritte, als sei ein ganzer Trupp Männer unterwegs. Das bedeutete zu dieser Stunde nichts Gutes. Wohin nur mit dem Gefährt? Hier auf der unbedeckten Fläche war es jedem Blick ausgesetzt. Ein seltsamer Instinkt schien Ernst Philippi zu beseelen: er überlegte nicht mehr, er handelte. Entschlossen sprang er aus dem Schlitten, führte das Tier am Zügel hinter die Scheune und band es fest. Dann zog er einen gestrickten Schal aus der Tasche, schlang ihn in Bauernart zweimal um den Hals, riß das Futter aus der Fellmütze des Pastors, wandte sie um und schlich sich zu Fuß an die Hauptstraße zurück. Hier warf er sich in den Schnee und horchte. Immer näher kamen die Schritte, immer näher. Ein paar schneebedeckte Tännlinge am Grabenrand trennten ihn von der Landstraße. Sein Herz klopfte in starken dumpfen Stößen. „Zur Not kann ich ja auch einen betrunkenen Landstreicher abgeben.“ Steif und starr blieb er liegen.

Ein unabsehbarer Zug wilder Gestalten mit geschwärzten Gesichtern, geführt von einigen Fackelträgern, wälzte sich heran. Mit Flinten, Heugabeln, Sensen und Eisenstangen bewaffnet, schritten sie über den knirschenden Schnee und suchten wie Wilde auf dem Kriegspfade einer in die Fußtapfen des andern zu treten. Unheimliche vermummte Gesellen waren es, sie sprachen in abgebrochenen heiseren Flüstertönen.

„Morgen setzen wir den Kronenthalschen Pastor ab,“ sprach ein langer Kerl mit dumpfer Stimme, „lange genug hat er seiner Gemeinde von seiner Kanzel gute Lehren verkündet. Nun ist die Reihe an uns!“

„Nun ist die Reihe an uns!“ wiederholten zwei, drei Stimmen.

„Den hat schon ein andrer abgesetzt — der ist ja todkrank, ich weiß es vom Küster!“ rief jemand.

„Um so besser, dann brauchen wir uns mit dem da nicht weiter aufzuhalten, wir haben wichtigere Dinge vor,“ sprach der Anführer wieder.

„'s wird sich schön wärmen lassen an den Flammen der schwelenden Gutshöfe — ha ha ha!“ brüllte eine trunkene Stimme.

„Stille! Wer unterfteht sich da, so laut zu reden?“ Lautlos huschten einige wilde Kerle hin und wieder.

„Dem Finkenhorstschen werdet ihr aber doch nichts tun?“ sagte eine ängstliche Stimme,

Digitized by Google

und ein kleiner krummbeiniger Mann drängte sich an den Langen. „Das gnädige Fräulein, die Schwester des Kungs, ist gut zu mir gewesen, als ich krank lag, hat mir Wein gebracht und Suppe."

„Ruhe! Wir kämpfen nicht gegen Weiber, und gnädige Fräuleins gibt's nicht mehr, merk' dir das, Dumpje Marting. Seid ihr bereit?"

Im Schatten der Tannenbäume verschwanden die finstern Gesellen.

In Schweiß gebadet lag Ernst Philippi auf dem festgefrorenen Schnee. Er richtete sich auf und spähte die Straße hinauf, hinab. War das alles Wirklichkeit gewesen oder ein spukhafter unbegreiflicher Traum? In der Richtung nach Finkenhorst quer über den Weg, auf welchem er gekommen war, hörte er die Schritte fortstampfen.

So schnell ihn sein steifes Bein trug, lief er zur Scheune zurück, band das Pferd los und warf sich ächzend in den Schlitten. Sein Plan war gefaßt. „Gott sei uns gnädig!" stöhnte er, und fort sauste das Gefährt in wilder Jagd wie ein nächtiges Gespenst über die blanke Schneefläche, als habe es den Satan im Rücken.

Da war keine Zeit zum Denken. Und Ernst Philippi dachte nichts mehr, er schrie zu seinem Gott in seiner Angst und Qual, an ihm vorüber flogen Bäume, Telegraphenstangen und Gelände, und wie aus schwerem dumpfem Traum erwachend, sah er sich in der kleinen schlummernden Stadt. —

Dreiviertel Stunden später sprengte ein Pikett berittener russischer Kosaken in geschlossenem Trabe dieselbe Landstraße zurück. Vor ihnen her wie ein winziger Punkt sauste ein kleiner Schlitten über die Schneefläche.

„Der Gaul hat den Teufel im Leibe! Das muß man sagen!" rief der Leutnant lachend. „Sollen wir uns von dem Gaul eines deutschen Pfarrers beschämen lassen? Vorwärts, Kinder!"

Gegen den sternenklaren Himmel schlug eine feurige Lohe.

Mit den Zähnen knirschend schwang Ernst Philippi die Peitsche. „Finkenhorst brennt, Doktor!" sprach er heiser. „Die Kosaken kommen zu spät!"

„Wie gewöhnlich!" nickte der kleine Mann im Biberpelz. „Wann kommen jemals Kosaken in Kurland zur Zeit?"

Ein vielstimmiges Rindergebrüll tönte dumpf und klagend durch die stille Winternacht.

„Sie haben die Ställe in Brand gesetzt, die Banditen! Das Herrenhaus steht noch, wie mir scheint." Philippi sprach mit zusammengebissenen Zähnen.

„Daß so ein Jammer über unser Gottesländchen kommen mußte! Womit haben wir das verschuldet?" murmelte Doktor Sartorius. Auch ihm wurden die Augen feucht.

Es wurde eine schweigsame Fahrt. Keiner der beiden Männer sprach mehr ein Wort. An der verhängnisvollen Stelle vorüber flog der Schlitten, wo Ernst Philippi, von ein paar jungen Tannen notdürftig verdeckt, auf dem Schnee gelegen und den ganzen düstern Zug hatte vorüberschreiten sehen. Eisig kalt kroch es ihm über den Rücken. Unwillkürlich lockerte er die Zügel und ließ den schweißtriefenden Gaul eine Weile Schritt gehen. Hinter ihm her jagten die Kosaken heran und bogen links vom Hauptwege in der Richtung nach Finkenhorst ab. Schweigend fuhren die beiden Männer in den weißen Tannenwald hinein, ein jeder von ihnen war mit seinen trüben schweren Gedanken allein. Das qualvolle Blöken und Brüllen der Rinder tönte noch immer in ihren Ohren.

Was ist aus unserm Gottesländchen geworden? — Jetzt knatterte eine Salve von Flintenschüssen; sie kamen aus der Richtung von Finkenhorst.

Die Männer drückten einander stillschweigend die Hand.

Es war ein Uhr nachts, als das dampfende Tier vor dem Pastorat hielt.

Auf der Schwelle stand im Winterpelz eine zarte Mädchengestalt. „Gott sei Dank, du bist da!" rief Claire. „Der Pastor hat ein paar Stunden geschlafen!"

„Doktor Sartorius — meine Braut, Fräulein Schenkendorff!" stellte Ernst Philippi vor.

„Bitte, treten Sie einen Augenblick in den Saal, Herr Doktor, und erwärmen Sie sich durch ein Glas Kognak!"

Der Doktor stürzte hastig zwei Glas Kognak herunter und wärmte seine Hände am Ofen.

Übernächtig und blaß trat Isa Berger zu ihnen. „Guten Abend, Herr Doktor!" sagte sie tonlos. „Ich habe für Sie das Zimmer neben dem Herrn Kandidaten herrichten lassen, Sie bleiben doch natürlich die Nacht hier."

Der kleine Mann verbeugte sich. Sein spitzes Maulwurfsgesicht lächelte scharfsinnig und aufmerksam. „Wenn es Ihnen recht

Digitized by Google

ist, komme ich gleich mit zu dem Herrn Pastor, hm!" hüstelte er.

Auf den Zehenspitzen trippelte der kleine Mann hinter der schlanken großen Gestalt Isas aus der Tür.

Claire flog an Ernsts Brust.

„Claire, mein Lieb, ich habe Furchtbares erlebt!" stöhnte er erschöpft und preßte sie leidenschaftlich an sich; dann drängte er sie sanft fort: „Geh, geh, vielleicht bist du dort nötig."

Die Untersuchung war zu Ende. Apathisch lag Robert Berger da. Atemlos hing Isa an den Lippen des Arztes. Er reichte ihr die Hand und sah sie fest an. „Eine schwere Lungenentzündung, gnädige Frau. Nicht hoffnungslos —" fügte er rasch hinzu.

Claire stand neben der unglücklichen Frau. „Isa," flüsterte sie, „Mut, Mut! Liebe ist Mut!" — —

Es folgten schwere Tage und furchtbare Nächte, Minuten voll aufflackender Hoffnung und Stunden zehrender Qual. Drei Menschen rangen unablässig um das teure Leben, und an einem feucht-schweren grauen Wintermorgen war die Krisis vorüber.

Wieder stand Doktor Sartorius vor dem Lager des Kranken. Ein ernstes Lächeln glitt über seine spitzen Züge. „Ich gratuliere Ihnen, gnädige Frau," sprach er, „der Pastor ist vorderhand außer Gefahr." Damit begaben sie sich in das Arbeitszimmer des Pastors.

Schmerz läßt sich ertragen, unerwartete Freude aber ist häufig der überquellende Tropfen im Becher des Leides.

Schwer glitt Isa Bergers Haupt vornüber auf den Schreibtisch ihres Mannes. Sie lag in tiefer Bewußtlosigkeit. Als sie wieder zu sich kam, mußte sie weinen wie ein kleines Kind.

Der Doktor ließ sie ruhig ausweinen. „Gnädige Frau," sagte er, „ich bin noch nicht zu Ende. Die akute Gefahr ist beseitigt, aber ich darf Ihnen nicht verschweigen, daß Sie jetzt nicht hier im Norden bleiben dürfen. Sie müssen in den Süden, und zwar so bald als möglich. Die Lunge Ihres Gatten ist angegriffen."

Entgeistert sah Isa Berger den Doktor an. „Ich verstehe Sie nicht," murmelte sie. „In den Süden?" Sie stützte den schmerzenden Kopf in die Hand und versuchte zu denken. Wie eine Woge um die andre brauste es ihr in den Ohren und klang wie von ferne an ihr Bewußtsein: in den Süden! „Mein Gott, womit denn?" sagte sie hilflos wie ein kleines Kind ...

Die Genesung Robert Bergers schritt stetig vor. Stundenlang lag er ruhig auf dem Bett mit einem seltsamen Lächeln auf den eingefallenen Zügen. Die schrecklichen Bilder jenes Sonntags stiegen nur schattenhaft vor seine noch halb schlummernde Seele, zwei Dinge aber waren ihm klar, gewiß und deutlich: der alte Krimpe hatte ihn lieb, und Ernst Philippi wollte wirklich Pastor werden. Mit einem fast zärtlichen Ausdruck folgte er den Bewegungen seines Freundes, ja er begann auch wieder Claire zu necken. Nie aber wäre es so gut vorwärtsgegangen, wenn es Isa nicht gelungen wäre, ihre heimlichen Sorgen vor ihm zu verbergen.

Das Auge des erfahrenen Arztes jedoch ließ sich nicht täuschen. Besorgt sagte er einmal zu Ernst Philippi: „Die Frau Pastorin gefällt mir gar nicht, ich meine, sie macht sich pekuniäre Sorgen. Ihre sensitive Natur ist durch die letzten Wochen aufs äußerste überspannt worden. Ich will mit dem Pastor reden." Er schloß die Tür des Krankenzimmers hinter sich, und Ernst Philippi und Claire traten zu Frau Berger.

„Verehrte liebe Frau Pastorin," begann Ernst Philippi weich, „warum grämen Sie sich jetzt? Bin ich nicht Ihr Freund? Und ist es nicht selbstverständlich, daß Freunde dazu da sind, um einander zu helfen? Ich bin nicht ohne Vermögen, wie Sie wissen. Wie könnte ich es besser verwenden, als indem ich es meinem Freunde zur Verfügung stelle! Da ist doch kein Wort darüber zu verlieren!"

Die großen Kinderaugen sahen ihn trostlos an. „Robert wird Kronenthal nie verlassen!"

„Um hierher zurückzukehren, wird er es, und Ihnen zuliebe wird er es erst recht," beharrte Ernst Philippi, und seine Augen leuchteten zuversichtlich. „Sehen Sie, da kommt ja schon Doktor Sartorius. Nun, war unser Kranker ebenso schwierig wie seine Frau Gemahlin?"

„Unglaublich hartnäckig!" polterte der kleine Mann mit dem Mannwurfsgesicht. „Versuchen Sie Ihr Heil, Herr Kandidat!"

Mit heiter-zuversichtlicher Miene ging Ernst Philippi zu seinem Freunde. „Höre.

Digitized by Google

mein lieber Robert," sagte er, „was sind das für Sachen? Ich komme, um dir einen netten kleinen Vorschlag zu machen: Du gehst mit Frau und Kindern auf einen, eventuell zwei Winter in den Süden und überläßt mir inzwischen als deinem Adjunkten dein Amt. Was sagst du zu dem Plänchen?"

Robert Berger schüttelte den Kopf und wollte eben den Mund zu einer Erwiderung auftun. Kurz und gelassen schnitt Ernst Philippi ihm das Wort ab. „Mein lieber guter Junge," sagte er, und sein zweiter und sein kleiner Finger begannen einen bedächtigen Triller auf der Bettdecke, „allen Respekt vor dir als Seelsorger, aber wenn du jetzt nicht tun willst, was notwendig ist, bist du ein ganz gewöhnlicher Egoist. Sieh doch deine Frau an; mit ihrer Nervenkraft ist's zu Ende. Sieht sie nicht aus wie ihr eigner Schatten? Hast du denn keine Pflichten gegen deine Familie, nur Pflichten gegenüber dem Amt? Geld? Darüber verlieren wir kein Wort weiter. Es ist da, so bald du es brauchst und wieviel du brauchst, und jetzt ziehst du sofort ein freundliches Gesicht und machst deiner verehrten Frau Gemahlin nach all den schweren Tagen auch eine ordentliche Freude!"

Robert Berger schwieg noch immer. Endlich streckte er seinem Freunde eine arme abgemagerte Hand hin und sprach: „Du hast gesiegt!"

Ernst Philippi öffnete die Tür weit, sein Gesicht strahlte: „Nur herein, Frau Pastorin!" rief er übermütig. „Der Adjunkt von Kronenthal hat seine erste Seelsorge mit Erfolg und Glück durchgeführt."

Isa kniete schluchzend an dem Bett ihres Mannes nieder, die Gatten hielten sich fest umschlungen.

Im Nebenzimmer aber lag Claire lachend und weinend in den Armen des Geliebten.

Doktor Sartorius rieb sich schmunzelnd die Hände. „So weit hätten wir sie glücklich!" brummte er. Dann ging er ins Kinderzimmer, zog die kleinen Mädchen beide auf den Schoß und gab jedem einen herzhaften Kuß. „Nun reisen wir allesamt nach Italien!" sagte er vergnügt, „und Elschen und Marthchen werden große Guckaugen machen und dem Onkel Doktor Sartorius alle Monat eine hübsche Postkarte schicken. Ja, werdet ihr das?"

„Mit Tieren drauf oder mit Menschen?" fragte Elschen, die Ältere, besinnlich.

„Nein, mit Häusern und Städten!" rief Marthchen lebhaft. „Ich schick' Onkel Doktor bunte Postkarten mit Häusern."

„Und ich schwarze mit Menschen und Tieren," entschied Elschen.

Und somit war die Sache vollständig und endgültig erledigt. Bergers hatten wirklich und wahrhaftig beschlossen, nach Italien zu reisen. Die Kunde verbreitete sich mit Windeseile in der Nachbarschaft.

Der Rauschuppensche erschien eines Vormittags und wünschte Robert Berger zu sprechen. Der starke Mann erschrak, als er die abgezehrte Gestalt des Kranken sah. „Das nenn' ich aber vernünftig, daß Sie reisen wollen, lieber Herr Pastor," sagte er und setzte sich. „Wir werden Sie alle mit Sehnsucht und Freude zurückerwarten. Aber einen Vertreter haben Sie auch! Wer hätte dem kleinen blassen Kerl mit dem Schauspielergesicht solch eine Mordscourage zugetraut?"

„Robert Berger öffnete die Augen weit. „Ich weiß ja von gar nichts," sagte er.

„Wie?" ereiferte sich der alte Herr, „daß der Herr Kandidat dem Finkenhorstschen sein Gut und Leben gerettet hat — das wissen Sie nicht?"

„Aber keine Silbe."

„Na, hören Sie mal! Mitten bei nachtschlafender Zeit, als er den Doktor — schockschwerenot! wie heißt er doch? — Doktor Sartorius für Sie aus der Stadt holte, da hat er, der lahme kleine Kerl, wie so'n Indianer sich in 'nen Graben gelegt, hat die Mordsbande mit all ihren saubern Plänen belauscht und ist dann pleine carrière in die Stadt gejagt, hat richtig ein Pikett Kosaken aufgestöbert und sie — wohl zum erstenmal rechtzeitig in Kurland — nach Finkenhorst spediert. Den Viehstall hatte die Halunkenbande schon in Brand gesetzt, ein Teil der Tiere ist auch in den Flammen umgekommen, aber das Wohnhaus steht noch unversehrt auf zwei Beinen, und die Spinetts und all der musikalische Plunder ist auch heil und ganz geblieben."

„Aber — kein Wort davon hat mir Philippi gesagt!" Robert Bergers Augen leuchteten und strahlten.

„Gefällt mir von dem jungen Mann, gefällt mir ganz außerordentlich!" schmunzelte der alte Herr. „Und wissen Sie noch etwas?

Digitized by Google

Daß es Raufuppen nicht ähnlich gegangen ist, hab' ich ihm gleichfalls zu danken. Es war eben ein richtiger Mord- und Raubzug geplant worden, und der ist mal rechtzeitig im Keime erstickt!"

„Gott sei Dank!" seufzte Robert Berger. Er sah ganz verklärt aus.

„Ja — ja, Ihr Freund — einen besseren Vertreter ... Na, ich mag keine Komplimente machen, aber Sie beide sind einander wert!" sagte der alte Herr und verkniff sich mühsam eine heftig aufsteigende Rührung. — „Hören Sie also, lieber Freund und Pastor, ich muß Ihnen da noch etwas mitteilen: Wenn man auf Reisen geht und so weiter, braucht man so'n bißchen Klimbim und dergleichen. Ich kenne das. Also machen Sie mir die Freude und stecken Sie dies Kuvertchen hübsch unter die Decke — ja? Und nein — keine Worte machen! Und kommen Sie uns hübsch kräftig und gesund wieder. Auf unserm brennenden Boden brauchen wir tüchtige Männer!"

Sie schüttelten einander warm die Hände, immer wieder und wieder.

Robert Berger war ganz überwältigt. Der Raufuppensche wischte sich hastig eine Träne aus dem grauen Schnurrbart und fuhr eilends davon.

„Isa, Ernst, Fräulein Claire!" rief Robert Berger mit schwacher Stimme, „kommt alle, alle herein." Er richtete sich auf und sah seinem Freunde lange ins Gesicht, als sähe er ihn zum erstenmal. „Pastor Philippi," sagte er mit strahlendem Lächeln, „ich danke dir, daß du mir mein Amt abnimmst! Kehre ich wieder, so ist's gut, kehre ich nicht wieder — nein, ruhig! es kann einem doch alles mögliche passieren —, so weiß ich's in den besten, treuesten, tapfersten Händen geborgen, und ich kann ebenso ruhig nach Grönland wie nach Italien reisen. Mensch, Freund, Goldjunge, warum hast du mir von nichts erzählt? Die Bescheidenheit geht denn doch über die Bäume!"

Die Freunde umarmten und küßten einander. Claires blasses Gesicht strahlte wie eine helle Blume.

Erschöpft sank der Kranke auf seine Kissen zurück.

Eine Stunde später ließ Robert Berger seinen Freund zu sich bitten. „Mein Herzensjunge, ich hab' mir die Sache reiflich überlegt. Ich bin doch erst in ein paar Wochen reisefähig. Wozu aber sollt ihr beide Zeit verlieren? Da, meine ich, wäre es das Rechte, wenn du mit deiner Braut nach Mitau abreistest und dich dort ordinieren und möglichst bald trauen ließest! Was meinst du dazu?"

Der zweite und der kleine Finger Ernst Philippis fetzten sich sofort in eine rasende Trillerbewegung. Mit einem freudigen Lächeln blickte der Kandidat auf. „Das ist mir sehr recht. Ja, was kann ich mir denn Schöneres wünschen?" sagte er. „Du bist nun, Gott sei's gelobt, überm Berg, alter Junge, und kannst uns entbehren."

Robert Berger drückte ihm die Hand. „Noch eins," sprach er — „nehmt die Kinder mit, meine Frau sorgt sich um ihre kleinen Mädchen, und die sind doch völlig unnütz sozusagen auf brennendem Boden."

„Aber selbstverständlich ..."

„Mir armem Krüppel wird ja die wilde Horde nichts anhaben," fuhr Robert Berger gedankenvoll fort. „Ich habe ja auch schon mein Teil weg; aber die Kinder möcht' ich so bald als möglich aus dieser Stätte der Überfälle und der Brände entfernt haben. Besprich das mit deiner Braut."

„Da ist nichts zu besprechen," sagte Ernst Philippi warm. „Die Sache ist in Ordnung. Wir reisen morgen." — —

Ein großer schwerbepackter Reiseschlitten fuhr über das flache Land in der Richtung zum Annenburgschen Kruge. Ein zweiter Schlitten folgte. Die Barone der benachbarten Güter, bis an die Zähne bewaffnet, hatten es sich nicht nehmen lassen, ihrem stellvertretenden Pastor das Geleit zu geben.

Fünf Wochen später zog das junge neuvermählte Paar in das ihnen so liebgewordene leere Pastorat Kronenthal, und wieder geleiteten es die Barone.

Diese einfache Handlung schloß symbolisch den Kern eines kraftvollen ferneren Zusammenhaltens von Adel, Geistlichkeit und Bürgerschaft in sich, in dem Sinne, wie der alte Raufuppeusche und Ernst Philippi es empfunden und ausgesprochen hatten. Das Deutschtum sollte und mußte sich gegenseitig Halt und Stütze bieten, denn es stand und steht noch immer „auf brennendem Boden".

Digitized by Google

Das Plätzchen am Vierröhrenbrunnen mit dem „Grafen-Eckard“. Nach einem Aquarell von August Schöner in Würzburg.
Zu Dr. J. B. Kittel: Würzburg.

Digitized by Google

Würzburg: Gesamtansicht vom Steinberg.

Würzburg

Ein deutsches Städtebild von Dr. J. B. Kittel

„Kleinod in Frankenlanden" und „Stadt des heiligen Kilian" — das sind zwei von den Ehrentiteln, mit denen man die schöne und ehrwürdige Herbipolis (so lautet die mittelalterliche Übersetzung von Würzburg, zusammengesetzt aus herba = Kraut, Würze und polis = Burg) auszuzeichnen und einerseits den schmucken Charakter der Frankenstadt, anderseits ihren kirchlichen Ursprung anzudeuten suchte. Es gibt aber für Würzburg mindestens noch ein halbes Dutzend solcher geläufiger schmückender Beiwörter, so die „Stadt des Rokoko", obgleich man mit ebensoviel Recht auch von der Stadt des Barocks, der Renaissance, der Hochgotik oder aller sonstigen Stile sprechen könnte. Oder man nennt Würzburg die „Boxbeutelstadt" oder die Stadt „am Stein" mit Bezug auf die Edelweine Würzburgs, oder man zitiert den bekannten schalkhaften Spruch von den „Würzburger Glöckli", die das schönste Geläut haben, und von den „Würzburger Mädli", die als „kreuzbrave Leut" weit bekannt sind.

Und doch schlägt jeder dieser vielfältigen Ehrentitel und Schmucknamen immer nur einen einzelnen Ton in dem vollen Akkord an, der für den Kenner Würzburgs aus dessen einfachem Namen erklingt. Gerade der Zusammenklang so vielfältiger Eigenschaften, die abwechslungsreiche und doch harmonische Mischung der Baustile vieler Jahrhunderte, die innige Vermählung einer üppigen Naturpracht mit einer tiefgründigen Kultur, der überall sichtbare Fortschritt der Zeiten in Kunst und Gewerbe — das macht die besondere Eigenart Würzburgs aus. Wenn heute der Blick des Spaziergängers am Mainufer etwa vom „Alten Krahnen" (s. Einschaltbild), einem Wahrzeichen Würzburgs, über den Main zur alten Brücke und zu der hochragenden, im Morgenduft blauenden alten Burg, der „Feste Marienberg", schweift, so tun sich dem Kenner altfränkischer Geschichte tatsächlich zwölf Jahrhunderte auf, Zeiten voll Sturm und Not, aber auch wieder Perioden glänzender Macht und Herrlichkeit.

Ja, die Feste Marienberg, wenn sie erzählen könnte! Dort oben, auf dem talbeherrschenden Bergvorsprung, war nach uralter Tradition schon in vorchristlicher Zeit ein Heiligtum der germanischen Göttin Hulda, deren Kult von den klugen Verkündern des

Digitized by Google

Christenglaubens in die Marienverehrung umgewandelt wurde. Darum hieß die ehrwürdige Herzogsburg Frankens, die schon Anno 704 urkundlich als „Castellum Virteburch“ aus dem vorgeschichtlichen Dunkel hervortritt, vom frühen Mittelalter ab „Unser lieben Frauen Berg“ oder „Marienberg“ (s. untenstehende Abbild.), und vom nächsten ihrer Türme über der Stadt, dem rechten Turm, glänzt weithin das goldene Kolossalbildnis der Gottesmutter als der „Patrona Franconiae“ über Stadt und Land. Seit jenen Zeiten zu Beginn des achten Jahrhunderts, da die heute noch stehende Festungskapelle, ein frühromanischer Rotundenbau, von dem fränkisch-thüringischen Herzog Hedan errichtet wurde, hat die alte Frankenburg gar manche Schicksale erduldet und gar manche Änderung erfahren. Die Würzburger Fürstbischöfe, an die gar bald die Herzogsgewalt in Franken überging, schlugen hier ihren Wohnsitz auf und gestalteten das feste Bergschloß zur Zwingburg aus, an der die Stürme der mittelalterlichen Bürgerunruhen und des Bauernkrieges zerschellten; und auch später, in den Schweden- und Franzosenkriegen, war die Würzburger Marienburg stets das am heißesten umstrittene Bollwerk. Wall um Wall, Schanze um Schanze, Wert um Werk legte sich um die Hochburg, eine geradezu erstaunliche Menge fester Mauern, Turm- und Torbauten, in deren kunstreicher Architektur sich die Stile aller Jahrhunderte spiegeln. Von köstlichem mittelalterlichem Gepräge ist beispielsweise das Tor (Abbild. S. 647), mit dem der tatkräftige Fürstbischof Rudolf von Scherenberg gegen Ende des fünfzehnten Jahrhunderts den dritten, innern Hof abschloß. Die charakteristischen Formen des eigentlichen Burggevierts stammen aus der Renaissancezeit, als der baulustige Fürstbischof Julius Echter von Mespelbrunn nach dem verheerenden Brande von 1600 große Teile der Festung neu aufführte, wie dies ein Spruch zum Lob des Bauherrn am zweiten Vorwerk kündet:

Dem Vaterland zur Nutz und Ziert
Hat er viel solcher Bäw vollfiert.
Gott geb, daß all dies werd' bewacht
Durch seiner heiligen Engel Macht.

Nach dem Dreißigjährigen Krieg erhielt der Marienberg noch die großartige Umwallung nach Vaubans System mit den gewaltigen Bastionen und Lünetten, die noch heute der Silhouette des Berges ihr Gepräge geben. Gut ein Dutzend Belagerungen und schwere Kriegsstürme hat die alte Feste Marienberg durchgemacht, das letztemal 1866, als preußische Granaten bei einem der letzten Akte des Bruderkrieges in die vielgeprüfte Burg flogen. Friede ist seitdem in den ehrwürdigen Mauern eingekehrt; die Festungseigenschaft ist seit 1867 aufgehoben. Heute aber noch betrachtet der Besucher bewundernd die wehrhaften Türme, die ernst umhegten

Festung Marienberg.

Digitized by Google

Festung Marienberg: Scherenbergtor.

Höfe und reichgeschmückten stolzen Tore. Freudig schweift der Blick auch ins Tal, über das entzückende Stadtbild zu Füßen des Berges, an dessen sonniger Südflanke, der „Leiste", ein köstlicher Edelwein Würzburgs gedeiht.

Übrigens war der Marienberg schon im letzten Jahrhundert der geistlichen Herrschaft, also im achtzehnten, nicht mehr der eigentliche Fürstensitz. Für die Würzburger Fürstbischöfe der Aufklärungszeit, die nicht mehr wie ihre Vorfahren auf gepanzerten Streitrossen zur Burg ritten, sondern in gemächlichen Staatskarossen zu Hofe fahren wollten, paßte das steilgelegene Bergschloß nicht. Sie brauchten einen prunkenden Herrscherpalast unten in ihrer Hauptstadt, und so entstand zur glanzvollen Rokokozeit das Residenzschloß (Abbild. S. 648), das den Ruhm besitzt, das „schönste Schloß Deutschlands" zu heißen. Auf Geheiß zweier in kurzem Zwischenraum sich folgenden Fürstbischöfe aus dem Grafengeschlecht von Schönborn ward in den Jahren 1720 bis 1744 dieses Wunderschloß erbaut, bei dem man wirklich nicht weiß, was man mehr bewundern soll: die vornehme Würde des Außenbaues oder die märchenhafte Pracht des Innern. Beides, Außenbau und Interieur, hat ein einziger genialer Geist entworfen, der Schönbornsche „Hausarchitekt" Balthasar Neumann — nebenbei bemerkt ein Mann von unglaublicher Vielseitigkeit; war er doch nicht bloß ein äußerst fruchtbarer und schaffensfreudiger Architekt, sondern auch als Obrist der fränkischen Kreisartillerie ein tüchtiger Offizier, ferner ein fleißiger Verwaltungsbeamter des fürstlichen und städtischen Bauwesens, weiter ein scharfsinniger Wasserbauingenieur und

Digitized by Google

Brunnenfinder, dem u. a. auch die Hauptquellen in Bad Kissingen ihre Erschließung danken, sodann ein überaus geschmackvoller Gartenkünstler und Pomologe, ein umsichtiger Direktor zahlreicher Industriebetriebe, wie Glasfabriken, Glockengießereien usw., endlich sogar noch ein geistreicher Hochschullehrer der Festungs- und Zivilbaukunst an der Universität Würzburg.

Wer Neumanns Hauptwerk, eben das Würzburger Residenzschloß, von außen betrachtet, ahnt nicht, daß der kühl-vornehme Fürstenbau im Innern solche warme Pracht birgt. Erst im großen Treppenhaus (Abbildung S. 649), das von den Zeitgenossen zu den „Weltwundern" gerechnet wurde, kommt die unumschränkte Phantasie, die dieser geniale Baukünstler besaß, voll zur Geltung. Hier tritt auch bereits Neumanns berühmter Helfer in der Malkunst, Tiepolo, der „letzte große Venezianer", hervor, der das weitgespannte Gewölbe des Stiegenhauses mit farbenschimmernden Kolossalfresken schmückte. Und auch die übrigen, aus Neumanns Zeit erhaltenen Prunkräume, die sich in einer grandiosen Flucht von 167 Metern Länge erstrecken, künden laut den Ruhm ihres Meisters, so u. a. das berauschend farbenprächtige „Spiegelsälchen", die warmtönigen Gobelinräume, der reich mit Stuckaturen dekorierte „Weiße Saal", das silberschimmernde „Grüne Zimmer", vor allem aber der festliche Kaisersaal, an dessen Decke und Wänden von Tiepolos Pinsel die glorreiche Zeit des Kaisers Barbarossa, seine Hochzeit in Würzburg mit der Burgunderprinzessin Beatrix und seine bedeutungsvolle Verleihung der Herzogsrechte von Franken an den Würzburger Bischof, dargestellt sind. Wohl mochte Balthasar Neumann, der Schloßarchitekt, mit Stolz auf sein vollendetes Werk schauen, das der Richtspruch bei Übergabe des Gebäudes am 31. Dezember 1744 mit folgenden, formell zwar herzlich schlechten, sachlich aber gewiß berechtigten Alexandrinerversen rühmte:

O Welt erscholl'nes Werk! Ein Wunder unsrer Zeiten,
An dem Kunst und Natur sich um den Vorzug neiden.
Thürm, Kuppel, Pavillonen hier zeigen ihren Stolz,
Mit vieler Müh' geführet aus rauh-gehau'nem Holz.
Dort kunstverdruckte G'wölber, so außer Circul gehen,
Bald flach, bald hoch gesprengt, wohl aufeinander stehen.
Hier steht auf rauhem Stein von Göttern ein' Figur,
Dort schwebt ein Anmuths Engel in g'schliffener Stucatur.
Hier von des Wirkers Händ man Wunderstuck erblickt,
Dort ein geschickter Pinsel das Aug mit Farb erquickt.
Sogar das harte Eisen muß unterm Hammer liegen
Und sich nur nach Gefall'n des Künstlers lassen biegen.
Es braucht darzu kein Zeugnus, wir haben sichtbar Proben,
Das gantze Werk an sich thut seinen Meister loben.

Das Residenzschloß, das nun seit rund einem Jahrhundert der Krone Bayerns gehört, und in dem auch der jetzige Herrscher

Königliches Residenzschloß: Stadtfront.

Königliches Residenzschloß: Großes Treppenhaus.

des Bayernlandes, der Prinzregent Luitpold, am 12. März 1821 das Licht der Welt erblickte, hat als köstliche Folie den königlichen **Hofgarten**, ein wahres Juwel der Gartenkunst im Kranz der reichen Parkanlagen rings um die Mainstadt. Durch kunstreiche schmiedeiserne Tore, deren wundersames Gerank unter der geschickten Hand des Rokoko-Hofschlossers Degg erstand, tritt der Besucher in den Garten mit seinen leuchtenden Blütenteppichen, den hochsprudelnden Fontänen, malerischen Terrassen, stolzen Laubgängen und traulichen Bosketts, in denen zur Maienzeit bei Flieder- und Rosenduft zahlreiche Nachtigallen ihr Lied erklingen lassen. Balthasar Neumann hat selbst die Anlage dieses Gartenjuwels besorgt, und sein zartfühlender Plastiker, der Rokokobildhauer Johann Peter Wagner, bevölkerte das Parterre des Gartens wie die reizenden Partien am Wall (Abbild. S. 650) mit anmutigen mythologischen Figuren und köstlichen Kindergruppen, in deren heiterm Spiel sich die lebensfreudige Rokokozeit am deutlichsten wi-

Digitized by Google

derspiegelt. Gar wundersam ist es, bei den heitern Klängen der Militärkapellen, die zur Sommerzeit allwöchentlich öfters im Hofgarten konzertieren, längs des alten Walls dahinzuschlendern und hinauszublicken einerseits in das Laubmeer des städtischen Ringparks, der sich um Würzburg zieht, anderseits auf das Turmgewimmel der Altstadt.

„Turmreich" — das ist ja auch solch ein geläufiges Beiwort von Würzburg. Namentlich im Herzen der Altstadt verdichtet sich eine Menge schlanker Türme und origineller Kuppeln zu eigenartigem Gewirr: die Gruppe des Doms und des Neumünsters. Kirchlich ist ja der Ursprung der Bischofsstadt am Main, und so ist es natürlich, daß die Kathedrale sich seit uralten Zeiten besonderer Würdigung erfreute. Der ehrwürdige Sankt-Kiliansdom, dessen langgestreckter Kreuzbau sowohl am Westportal wie am Ostchor mit schlanken, minarettartigen Türmen (Abbild. S. 651) umfaßt ist, kann wahrlich als Muster für die schon erwähnte eigenartige Mischung aller Stilarten bezeichnet werden. Und wie die äußere Grundform der großen romanischen Pfeilerbasilika im Laufe der Jahrhunderte alle möglichen Zu- und Beitaten (u. a. schöne gotische Seitenschiffe, einen stimmungsvollen Kreuzgang mit Sepultur, schließlich sogar ein köstliches Rokoko-Mausoleum, die „Schönbornkapelle") beigefügt erhielt, so ist auch das Innere ein richtiges Museum aller Zeiten und eine Musterkarte aller Stilarten, von den ernsten Formen der romanischen Epoche an bis zur originellen Verzopfung des achtzehnten Jahrhunderts. Der erste Eindruck des mit Altären, Epitaphien, Bildwerken, Bronzetafeln, Stuklaturen, Kunstgittern u. a. geradezu vollgepfropften riesigen Innenraums ist für den fremden Besucher vielleicht geradezu verwirrend. Es gehört etwas Detailstudium dazu, um sich in dieser „Kunst-Rumpelkammer", wie man sich früher unter der Herrschaft des „reinen Geschmacks" verächtlich ausdrückte, richtig auszukennen. Aber längst hat man erkannt, daß eine „Purifizierung" dieser seit einem Jahrtausend aufgestapelten Kunstschätze eine wahre „Kunstsünde" wäre. Man lasse unsern ehrwürdigen Dom, wie er ist! Wer sich nur ein wenig in dieses Kunterbunt von kirchlichen Museumsstücken versenkt, wird sich reich belohnt finden. Namentlich fällt die Reihe der Fürstbischofsdenkmäler an den Pfeilern des

Partie aus dem Königlichen Hofgarten: Am Wall.

Digitized by Google

Der Dom: Chor und Osttürme.

Längsschiffes auf. Wie diese kraftvollen Gestalten mit Mitra und Inful doch oft so energisch auch das Schwert in der Rechten halten! Herbipolis sola judicat ense et stola (Würzburg allein richtet mit Schwert und Stola) — so stand als Wahrspruch der Vereinigung von weltlicher und geistlicher Gewalt auf den Würzburger Münzen; und so übten es auch die Träger dieser Doppelgewalt. Meister Till Riemenschneider, der kunstreiche Würzburger Bildhauer zur Renaissancezeit, hat mit seinem Meißel mehrere dieser stolzen Epitaphien geschaffen, als schönstes wohl das reiche Denkmal des altersgebeugten und doch so klug blickenden Fürstbischofs Rudolf von Scherenberg (Abbild. S. 652), des sorgsamen und getreuen Herrschers (gest. 1495), der das von seinem Vorgänger und Denkmalsnachbar Johann II. von Brunn durch liederliche Finanzwirtschaft und Genußsucht an den Rand des Verderbens gebrachte Hochstift wieder zur Blüte hob.

Es würde Bände füllen, wenn man alle hervorragenden Männer schildern wollte, die hier im kühlen Schoß der Erde ihre letzte Stätte fanden. Da ruhen — um nur einige zu nennen — als ältester Fürstbischof jener Graf von Spitzenberg, der mit Kaiser Bar-

Digitized by Google

Till Riemenschneider: Grabmal des Fürstbischofs Rudolf von Scherenberg im Dome.

barossa zum Heiligen Lande zog und dort in Antiochien starb, dann die große Anzahl der Bischöfe, die in heißem Kampf mit der Bürgerschaft sich ihre Herrschaft befestigten, weiter der friedfertige Mäcen Lorenz von Bibra, der durch Grumbachs Söldner hingemordete Melchior von Zobel, der Universitätsgründer und große Bauherr Julius Echter von Mespelbrunn, der „Hexenbrenner" Ph. Ad. von Ehrenberg und der freigeistige Aufklärungsfürst Ad. Fr. von Seinsheim, von Laien der rechtsgelehrte Ritter Sebastian Echter von Mespelbrunn, ein Bruder des Fürstbischofs, dann im Kreuzgang der kühne Führer der fränkischen Kreistruppen zu Anfang des Dreißigjährigen Krieges, Obrist Baur von Eisenek, ferner der tatkräftige Verteidiger des Marienberg im Bauernkrieg, Markgraf Friedrich von Brandenberg, endlich auch der gleichzeitige fränkische Chronist Lorenz Fries, dessen Grabstätte leider keine Denkschrift mehr besitzt. Im Leichenhof am Dom ruht auch Würzburgs größter Bildhauer, Till Riemenschneider, selbst, der so manches Denkmal zeitgenössischer und früherer Persönlichkeiten schuf.

Auch die Schwesterkirche des Doms, das Gotteshaus des Stifts Neumünster, dessen uralte Basilika einerseits und dessen mächtiger Kuppelbau mit dem rotglühenden Barockportal anderseits gleichfalls die Baugeschichte vieler Jahrhunderte umschließen, birgt so manchen berühmten Toten, vor allem die Leiber der Frankenapostel St. Kilian, Kolonat und Totnan, zu deren Gräbern in der Westkrypta noch heute alljährlich am St.-Kilianstag (8. Juli) viele Prozessionen mit flatternden Standarten aus allen Teilen des Frankenlandes ziehen. Im uralten „Lusamgärtlein" des Stifts Neumünster, dessen romanische Kreuzgangreste (s. untenstehende Abbild.) vor einigen Jahrzehnten wieder aufgefunden und nun in den städtischen Sammlungen geborgen wurden, schläft aber auch von des Lebens Stürmen ein streitbarer Minnesänger: Herr Walther von der Vogelweide — swer dez vergaezze, der tät mir leide! Über dem Sängergrab des „Deutschesten aller Deutschen", der nach ruheloser Wanderfahrt im Stift von Neumünster Aufnahme fand, flüstert Frau Sage eine anmutige Erzählung von einer letzten Stiftung des Sängers für die gefiederten Sangesfreunde, ein Körnerreichnis für die Vöglein

Romanischer Kreuzgang vom „Lusamgärtlein" bei Neumünster. (Grabstätte Walthers von der Vogelweide.)

Stift Haug-Kirche.

in den Schalen ſeines Grabſteins. Die Neuzeit hat dem großen Lyriker des Mittelalters am Chor der Kirche einen Denkſtein geſetzt, worauf die altüberlieferte lateiniſche Grabſchrift des Sängers und deren Verdeutſchung zu leſen:

Digitized by Google

Statue St. Johannes des Täufers am Hofe Großburkhstadt.

Walther, der du im Leben der Vöglein Weide gewesen,
Blume der Wohlredenheit, Mund der Pallas, du starbst.
Daß die himmliche Krone nun deine Tugend erringe,
Spreche, wer dieses liest: Deiner erbarme sich Gott!

Der diese Grabschrift und zugleich zahlreiche Gedichte Walthers uns überlieferte, war Michael vom Loewen, ein trefflicher Historiker des vierzehnten Jahrhunderts. Auch er liegt im Neumünster beerdigt, und sein noch erhaltener Grabstein trägt den schönen und bedeutsamen Spruch: „Daz Dir misseviel an mir, daz bewar Du an Dir!"

Neumünster war aber nur eins der vielen Ritterstifte und Klöster, die in der Kiliansstadt entstanden. Das reichste und angesehenste dieser Stifte (abgesehen vom Domstift) war Stift Haug, dessen mächtige Barockkirche jetzt die Pfarrkirche des nordöstlichen Stadtteils bildet (Abbild. S. 653). Wer vom Bahnhof aus in die Stadt schreitet, wird unwillkürlich von den Kolossalformen der Kuppel und der beiden Türme gefesselt. Noch mächtiger wirkt dies Gotteshaus beim Blick von einem der nahen Berge um Würzburg. Da merkt man deutlich, daß der Meister dieses Baues wohl bei den Architekten der römischen Peterskirche in die Schule ging. Er war ja selbst ein italienischer Meister, Antonio Petrini, dem Würzburg nicht allein die Stift Haug-Kirche, sondern noch viele andre kirchliche und Profanbauten, vor allem die massigen Barockhöfe der Stiftsherren und die gewaltigen alten Festungswerke, verdankt. Sein Hauptwerk, eben Stift Haug, konnte der Meister doch nicht ganz allein vollbringen — so erzählt wenigstens die Sage —, es half ihm dabei der Böse; als aber bei Entfernung des Kuppelgerüstes die Mauern unheimlich krachten, da entfloh der Baumeister erschrocken auf schnellem Rosse. Ob ihn der Teufel doch noch eingeholt, das weiß die Mär nicht zu künden. Wohl aber soll die prächtige Kirche trotz des notorischen Reichtums des alten Stifts bis heute noch nicht bezahlt sein.

Der Wohlstand des alten Stifts Haug, der sich auf die Weingüter am Steinberg und in der ausgezeichneten Weinbergslage „Harfe" gründete — ihr Rebensaft hieß „Gressenwein" (von gressus = Prozession, Kirchgang) —, dieser Wohlstand tritt auch im Schmuck der alten Stiftshöfe in der Heinestraße hervor. So trägt zum Beispiel der ehemalige Stiftshof „Großburkstadt" in malerischer Rokokofassung der Nische eine charakteristische Figur des St. Johannes (s. oben linksstehende Abbild.), des Patrons von Stift Haug — nebenbei bemerkt ein treffliches Beispiel des altwürzburger Häuserschmuckes, der dem Wandrer durch Würzburgs Gassen auf Schritt und Tritt auffällt.

Meist sind es fromme Bildnisse von Heiligen, unter deren Schutz auch die Bürger-

Digitized by Google

schaft von Würzburg ihre Behausungen stellte. Am häufigsten zeigen sich Statuen der Gottesmutter und Patronin Frankens — darunter oft wirkliche Kunstwerke —, womit gläubiger Sinn und Freude am Schmuck des eignen Heims die Häuser in Alt-Würzburg zierte. Unzählig sind namentlich die flotten, reichgezierten und lebendig bewegten Madonnenbildnisse aus der Barock- und Rokokozeit. Doch finden sich auch sehr interessante Stücke aus der Epoche der Gotik, zum Beispiel die Madonna am sogenannten Mordhof (s. nebenstehende Abbild.) in der Augustinergasse u. a. So häufig waren und sind teilweise noch diese Marienbildnisse an Würzburger Häusern und Höfen, daß eine Strophe des altkirchlichen Marienliedes dies mit dem Vers bestätigen konnte:

Zu Würzburg an so manchem Haus
Schaut ein Marienbild heraus —

ein Sprüchlein, das manchmal mit schelmischer Übertragung des Sinns auf die „Würzburger Mädli“ angewandt wird, um deren „madonnenhaftes“ Wesen zu kennzeichnen.

Außer den Bildnissen der Frankenpatronin und sonstiger Schutzheiligen zieren aber auch oft rein architektonische Schmuckformen oder heraldische Embleme die altwürzburger Höfe. Mächtige Erker schweben an ihren Ecken, steile gotische Treppendächer oder schnörkelige altfränkische Giebel charakterisieren die Silhouetten der Gebäude, vornehme Wappenschilde zeigen den altadligen Besitz an, und greuliche Fratzenköpfe über den weitgespannten Torbögen symbolisieren den Hausgeist, der den innern Frieden gegen schädliche äußere Einflüsse zu wahren sucht. Diesem Gedanken entspricht auch oft die architektonische Gestaltung der Höfe, die sich vielfach ernst und kühl nach außen abschließen, innen aber, im Hofraum, gar trauliche und malerische Partien von hohem Reize zeigen. Ein charakteristisches Beispiel für solche malerische Innenräume bietet unter andern der hier abgebildete „Hof zum Wolfhart“ (Abbild. S. 656) mit seiner breiten Steingalerie und dem originellen Treppenturm — ein eigenartiges, trotz des verhältnismäßig geringen bildnerischen Schmuckes recht wirkungsvolles und typisches altwürzburger Hofbild.

Vielfach sind die großen Höfe der Altstadt, namentlich die alten Domherrnkurien, weit prunkvoller. Überaus vornehm und stattlich steigen diese Domherrnhöfe empor, gleichsam wie feste Burgen, als die sie in den stürmischen Zeiten der Bürger- und Bauernunruhen wohl auch gar oft sich bewähren mußten. Die Würzburger Bürger, namentlich die Häcker (Winzer), standen im Mittelalter meist gar nicht gut mit ihren christlichen Herren vom Domkapitel, sie waren stets nach deren reicher Habe und nach den Weinvorräten in den Domherrnkellereien lüstern; ein Sturm auf die Adelshöfe endigte daher nach der Plünderung der Gemächer meist mit einer sehr gründlichen „Leerung“ der Keller, wobei der Einfachheit halber oft gleich die Faßböden eingeschlagen wurden, um das edle Naß in Strömen zu genießen. Darum die festungsartige Außenfront der Adelskurien. Im Innern aber zeigen sich vielfach reizende Gärtchen, rebenumrankte Hallen, malerische Turm- und

Madonna am Mordhof.

Freitreppenanlagen; auch eine Hauskapelle, wie solche zum Beispiel im „Hof Lauda oder Seebach“ (Abbild. S. 657), jetzt der Kongregation der barmherzigen Schwestern gehörig, erhalten ist, fehlte selten.

Von den bürgerlichen Höfen ist weitaus der stattlichste der „Hof zum grünen Baum“ mit dem „Grafen-Eckard“, noch heute ein Teil des Rathauskomplexes am „Vierröhrenbrunnen-Plätzchen“ (s. Einschaltbild). Der eigentümliche Name des altersgrauen Turmbaues stammt von einem Vorbesitzer, dem bischöflichen Beamten Eckard, genannt Graf. Anno 1316 erwarb die Stadtgemeinde den Hof, ließ dann später den Turm erhöhen und die Glocke aufhängen, die gar oft die Bürger zur Versammlung, zum Sturm oder zur Wehr rief. Denn der alte Grafen-Eckard hat gar wechselreiche Zeiten gesehen: stolze Festtage, wie zum Beispiel Anno 1397,

Hof zum Wolfhart.

als die Bürger Würzburgs das Reichsbanner auf ihr Rathaus aufpflanzten und, vom Traum der Reichsfreiheit berauscht, den immer durstigen König Wenzel in dem großen (jetzt der Erneuerung harrenden) Festsaal des Baues mit dem Ehrentrunk der Stadt bewillkommten: aber auch trübe Tage, als zum Beispiel die Schweden an die Rathauspforte pochten und fürchterliche Schatzung forderten. Doch mögen die Zeiten noch so stürmisch und trübe gewesen sein, stets wandte sich der Sinn der Würzburger Ratsherren bald wieder den alljährlich des öftern hier gefeierten Festen mit Tanz, Schmaus und fröhlichem Umtrunk zu, wovon uns Kunde ward einerseits durch die langen — Rechnungen solcher Gastereien, anderseits durch ein launiges Dokument trinkfroher Generationen, das sogenannte „Willkommbuch“ der Ratsschenke. In dieses Buch durfte jeder seinen Namen schreiben, der den „Willkomm“, einen Pokal von über zwei Maß Inhalt, gefüllt mit purem, edlem Steinwein, auf einen Zug leerte. Und das taten so manche wackere Zecher (einer sogar zweimal hintereinander) und zeichneten dann mit mehr oder weniger fester Hand ihren Namen und oft einen Spruch dazu in das Buch — meist getreu dem Sinn des Eingangsgedichtes, das in den dithyrambischen Spruch ausklingt:

Der Rat lebe,
Würzburg lebe,
Wer trinkt, lebe
Und sei willkomb!

Heutzutage wird im „Grafen-Eckard“ nicht mehr gebechert. Aber die altehrwürdige Gebäudegruppe mit dem davorliegenden, in seinem Rokokoschmuck reizend kontrastierenden Vierröhrenbrunnen bietet doch noch ein köstliches Schaustück. Ja, wenn die Abendsonne über den Marienberg her ihre Strahlen sendet und das malerische Bild in Gold säumt, da erinnert dies Bild an manches altitalienische Architekturstück, etwa an den Florentiner Bargello — nur daß hier der deutsche Charakter obwaltet.

Ein Glanzwerk deutscher Bürgerschaft ist auch die Ratskirche, die nahegelegene Marienkapelle am Markt (Abbild. S. 659). Sie ist im Kranz der zahlreichen und vielgestaltigen Würzburger Gotteshäuser die Vertreterin der Gotik, und zwar eine wahre Perle dieses Stils in seiner letzten und höch-

Digitized by Google

Hauskapelle im Hofe Seebach.

sten Ausbildung. Edel steigt ihr schlankes Schiff empor mit den von Till Riemenschneiders Apostelfiguren (darunter einem sprechend ähnlichen Lutherbildnis) geschmückten Pfeilern und überragt von dem rotglühenden, reichdurchbrochenen Turm, über dessen Kreuzblume ein großes vergoldetes Madonnenbild erglänzt. Auch das Innere der schönen Kirche enthält manch Meisterwerk von Till Riemenschneiders kunstreichem Meißel, so u. a. das Kenotaph des Ritters Konrad von Schaumburg (Abbild. S. 658), der auf der Fahrt nach dem heiligen Lande in weiter Ferne starb; der Künstler hatte da offenbar freiere Hand in der Gestaltung, und er gab dem lockenumrahmten Haupt mit der für Riemenschneider bezeichnenden leichten Neigung einen ergreifenden Hauch von Schwermut.

Digitized by Google

Die malerische Wirkung der Marienkapelle wird ganz wesentlich durch den freien Platz davor, den „Grünen Markt“, bedingt. Hier herrscht alltäglich in den Vormittagsstunden ein malerisches Gewimmel von Landleuten in ihren oft noch so originellen altfränkischen Trachten. Der Reichtum der fränkischen Gaue an Produkten aller Art wird da aufgestapelt. Schon in den ersten Monaten des Jahres erscheinen die zarten Frühgemüse aus den hochentwickelten Treibkulturen von Würzburg. Im Sommer kommen dann die großen Zufuhren von Feldgemüsen, namentlich aus den alten „Reichsdörfern“ Gochsheim und Sennfeld im Schweinfurter Gau sowie aus der Gegend von Kitzingen a. M. Der Herbst bringt die großen Einschlagmärkte an Kraut und Rüben, ferner Obst in den besten Sorten des Maintals. Und auch der Winter bietet immer noch starkes Angebot an Feldfrüchten, an Wild u. dgl. Es ist ein malerisches Bild, wie sich dieser Verkehr auf dem von stattlichen alten Bürgerhäusern umsäumten Platze — bemerkenswert ist namentlich das Haus „zum Falken“ mit seiner üppigen Rokokofassade neben der Marienkapelle — rings um den Obelisk des Marktbrunnens abspielt.

Till Riemenschneider: Kenotaph des Ritters Konrad von Schaumburg in der Marienkapelle.

An den Freitagen herrscht ein ähnlicher malerischer Verkehr auch auf dem westlich an den „grünen Markt“ anstoßenden, aber ganz selbständigen und abgeschlossenen Plätzchen des Fischmarkts. Auch hier bildet ein Brunnen (Abbild. S. 660) den Mittelpunkt, eine allerliebste Schöpfung der Rokokozeit; namentlich die beiden Fischerknaben, die mit Angel und Netz den Brunnen krönen, sind ganz reizende Werke der für Würzburg so fruchtbaren Kunstperiode.

An Brunnen aus den verschiedenen Stilepochen der Barockzeit, insbesondere aus der Zopfzeit (Louis VI.), ist in Würzburg kein Mangel, ganz abgesehen von den großen modernen Monumentalbrunnen am Bahnhof (Kiliansbrunnen) und auf dem Residenzplatz (Frankoniabrunnen). Allerdings kann die Stadt in dieser Hinsicht nicht ganz mit den alten und großartigen Brunnenwerken in andern süddeutschen Städten, zum Beispiel Augsburg oder Nürnberg, wetteifern. Hingegen fließen in Würzburg noch andre „Quellen“ von origineller Art. Der Wein, der auf den fränkischen Höhen wächst, insbesondere der Wein von Würzburgs Rebenbergen selbst — „Stein“ und „Leisten“ sind seine berühmtesten Vertreter — spielt ja seit vielen Jahrhunderten eine hochbedeutsame Rolle im Leben und in der Entwicklung der Stadt. Da nimmt es gewiß nicht wunder, daß Gott Bachus in Würzburg gar ehrwürdige und altberühmte Opferstätten besitzt. Die Zahl der Weinhäuser und Weinstuben in Würzburg ist Legion, namentlich wenn man noch die zahlreichen Bäckerstuben hinzurechnet, in denen nach alter Sitte edler Rebensaft einheimischen Gewächses verzapft wird. Und überall gibt's da einen guten, kräftigen Tropfen — keine „neutrale“, charakterlose und glatte

Digitized by Google

Die Marienkapelle am Markt.

„Ware“, sondern einen raſſigen, feſten Frankenwein, deſſen Vorzug eben in der harmoniſchen Verbindung von Körper und Friſche mit geſundem Wohlgeruch und natürlicher Kraft liegt. Hier iſt wohl ſein; darum

Freu'n wir uns, beim Schöppele
Dieſen Tag zu leben!
Zwiſchen „Stein“ und „Käppele“
Träufeln goldne „Töppele“,
Duften edle Reben. (Felix Dahn.)

Unter den altrenommierten Weinhäuſern Würzburgs nimmt kunſthiſtoriſch der „Sandhof“ gewiß einen der erſten Plätze ein. Schon im frühen Mittelalter taucht dieſer große Bürgerhof als Beſitz einer Patrizierfamilie auf, die ſich nach ihm benannte. Die künſtleriſche innere und äußere Geſtaltung in den Formen edler deutſcher Renaiſſance, wie ſie z. B. der ſtimmungsvolle Hofraum mit dem ſchönen Giebelbau und Erker (Abbild.

Digitized by Google

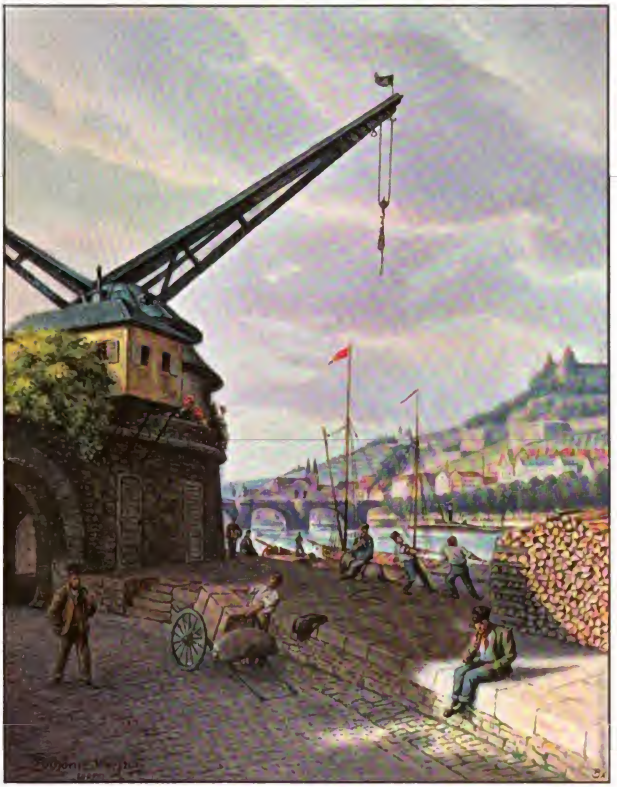
S. 661) zeigt, erhielt der Hof im sechzehnten Jahrhundert durch ein Mitglied eines späteren Würzburger Bürgergeschlechts, den gelehrten und kunstfreundlichen Dr. jur. Joh. Wilh. Ganzhorn. Fast wäre der altehrwürdige Hof den großen Straßendurchbrüchen, mit denen die Neuzeit Luft und Licht ins Innere von Würzburg brachte, zum Opfer gefallen. Dank dem Kunstsinn seines Besitzers wurde aber der größte und schönste Teil des Hofes gerettet; bei den gleichzeitigen Wiederherstellungsarbeiten wurden die großartigen Stuckaturen entdeckt, die den „Georgssaal" des jetzigen Restaurants schmücken.

Kleiner und enger als der Sandhof, aber gerade deshalb voll wonniger Traulichkeit, präsentiert sich ein andres Würzburger Weinhaus, der „Stachel" (Abbild. S. 663), so genannt nach dem stachligen „Morgenstern", der furchtbaren Waffe des Bauernkrieges, die in seinem Wirtsschild schwankt. Mit den Vorgängen im Bauernkrieg wird die alte Weinschenke, die ehedem der „hintere Greffenhof" hieß, auch in Beziehung gebracht. Der Überlieferung nach fanden hier die Beratungen der Bauernführer Götz von Berlichingen, Florian Geyer, Jak. Möhl u. a. mit der Würzburger Bürgerschaft statt. Jedenfalls ist der „Stachel" eines der ältesten und interessantesten Weinhäuser von ganz Deutschland. Überaus stimmungsvoll wirken in dem engen Höfchen die steil gewundene Freitreppe, die breit ausladende Veranda mit massiger Steinbalustrade und die originelle Loggia — das richtige Bild eines altfränkischen bürgerlichen Gasthofes.

Brunnen am Fischmarkt.

Jenseits der alten Brücke, drüben im „Mainviertel", wohin die Würzburger gar gern „in die Fisch'", d. h. zum Fischessen, ziehen, steht auch noch solch ein altes malerisches Weinhaus, zu den „Drei Kronen" benannt. Es ist ein richtiges altwürzburger Gasthaus, auffallend namentlich durch die bemalte Fassade, das schmiedeiserne Wirtsschild mit den drei Kronen und den massigen, weitausbauchenden Erker, dessen Grundspitze auf den Schultern einer originellen kleinen Mannsfigur lastet. Der breite Torbogen, die niedern vergitterten Fenster der Wirtsstube im Erdgeschoß vervollständigen den eigenartigen altfränkischen Eindruck. Übrigens bietet das ganze Plätzchen bei den „Drei Kronen" (Abbild. S. 662) nebst der anschließenden Zellerstraße ein gar malerisches Bild aus „Klein-Würzburg". Neben den behäbigen „Drei Kronen"-Gasthof reihen sich die kleineren Bürgerhäuser, nach altwürzburger Sitte mit Marienbildern geschmückt, die Zellerstraße hinan, deren linke Seite original erhalten ist, während die rechte Straßenfront Neubauten weichen mußte. Am Eingang der Zellerstraße steht rechts der zopfige Dreikronenbrunnen, links weiter oben eine Denksäule, die eine geschichtlich bedeutsame Mordtat bezeichnet. Hier überfielen am 15. April 1558 Söldner des Ritters Wilhelm von Grumbach den Fürstbischof Melchior Zobel von Giebelstadt und verwundeten ihn tödlich — eine Tat, die den Höhepunkt der Fehde zwischen dem Vertreter der Ritterschaft und dem Fürstbischof darstellte. Nach schwersten Drangsalen für Stadt und Land endete diese heiße Fehde mit der Hinrichtung des streitbaren Ritters auf dem Markt zu Gotha; er ward vom Henker gevierteilt am 18. April 1567.

Digitized by Google



Blick vom „Alten Krahnen“ nach der alten Brücke und dem Marienberg. Nach einem Aquarell von August Schöner in Würzburg.
Zu Dr. J. B. Kittel: Würzburg.

Digitized by Google

Erker am Sandhof.

Mit dem Weinbau als einer altherkömmlichen Erwerbstätigkeit in Würzburg stehen auch die großen Wohltätigkeitsstifte der Stadt in enger Beziehung: das Kgl. Juliusspital und das Städtische Bürgerspital, die neben der durch die Kgl. Hofkellerei repräsentierten bayrischen Weinbaudomäne aus Musterweingütern einen großen Teil ihrer Einnahmen erzielen. Die drei öffentlichen Weinbauinstitute von Würzburg („Schatzkästlein" des Weinbaues hat man sie genannt) besitzen würdige Stätten ihrer Wirksamkeit: die Kgl. Hofkellerei in den weiten Gewölben unter dem Residenzschloß, das Städtische Bürgerspital im uralten „Ulmer Hof", das Kgl. Juliusspital im eignen Hospitalgebäude. Dieses, die Stiftung des großen Fürstbischofs Julius Echter von Mespelbrunn (1573 bis 1617), das nach dem Stifter den Namen „Juliusspital" trägt, ist nach dem Stif-

Digitized by Google

tungsbrief für „allerhand Sorten arme, kranke, unvermögliche und schadhafte Leute, die Wund- und andrer Arzneien notdürftig seien, desgleichen verlassene Waisen und dann fürüberziehende Pilgram und dürftige Personen“ bestimmt; das reich dotierte Spital wurde Anno 1580 eingeweiht. Von den ursprünglichen Gebäulichkeiten steht wenig mehr; die Vorderfront des ansehnlichen Gebäudekomplexes stammt aus der Zeit des Klassizismus (Ende des achtzehnten Jahrhunderts), der rückwärtige pompöse „Fürstenbau“ ist nach Petrinis Plänen zu Anfang des gleichen Jahrhunderts erbaut. Erhalten ist uns aber noch der alte Portalstein, der den Fürstbischof selbst und sodann Personifikationen aller der Kranken und Armen zeigt, für die das Spital bestimmt ist. Da sind die „Pilgram“, die müde in die Stadt einziehen, dann Frauen, die nach der Entbindung ihren „verlassenen Waisen“ den Rücken kehren, weiter „kranke und schadhafte Leute“, denen teils der Wundarzt Hilfe gebracht, teils der geistliche Seelsorger Zuspruch spendet, usw. Gerade in der Mitte dieses originellen Torsteins ist auch ein Fläschlein abgebildet; wenn es nicht die Salbflasche des nebenan praktizierenden Chirurgen ist, möchte man es nach der Gestalt fast für einen „Bocksbeutel“ halten, für ein Exemplar jener originellen Flaschen, in die seit jeher die edelsten Frankenweine, insonderheit der vortreffliche Steinwein, gefüllt wurden, und die auch heute noch eine hochgeschätzte Spezialität von Würzburg bilden. Bischof Julius hielt vielleicht auch schon viel von der alten Hausregel „Frankenwein — Krankenwein“; und tatsächlich — wie dies Scheffel poetisch ausdrückte —

... heilt uns am besten ein fröhlicher Sinn,
Und Mainwein und Steinwein sind auch Medizin.

Nur wenige Jahre jünger als das große Hospital ist eine andre für Würzburg hochbedeutsame Stiftung des großen Julius, seine Universität, die „Alma Julia“ (Abbild. S. 664). Baulustig, wie der mächtige geistliche Fürst war, gab er seiner wissenschaftlichen Gründung auch fürstliche Räume. Großzügig erhebt sich der quadratische Bau der „alten Universität“ mit ihren feierlichen Renaissanceportalen, den wirkungsreichen altfränkischen Giebeln, dem ernstgestimmten Hofraum und der eingegliederten Universitäts- oder Neubaukirche; charakteristisch wirkt an dieser namentlich der Mischstil von edlen Formen der Renaissance mit Rücklängen aus

Das „Drei Kronen“-Plätzchen mit der alten Zellerstraße.

Hofraum im „Stachel“ (alter „Greffenhof“).

gotiſchen Motiven; wahrhaft pompös aber iſt namentlich der maſſige, in dunkelrotem Geſtein leuchtende Neubauturm.

Heute dient die „alte Univerſität“ nur noch Sammlungs- und Bibliothekszwecken. Lehrer und Schüler ſind in moderne Räume gezogen, in die am grünen Ringpark reizend gelegene „Neue Univerſität“, die auf ihrem Giebelfeld das bedeutſame Motto des verſtorbenen Theologen Schell „Veritati!“ (Der Wahrheit!) trägt, außerdem in die am Pleicherring liegenden zahlreichen neuen Inſtitute, mit denen die altehrwürdige und doch immer noch jugendfriſche Alma Julia die mediziniſche und naturwiſſenſchaftliche Fakultät, entſprechend den neuen Anforderungen der Wiſſenſchaft, ausgeſtattet hat.

Die Muſenſöhne an der Alma Julia, die Studenten der Univerſität, geben naturgemäß der Stadt Würzburg einen großen Teil ihres ſpezifiſchen Gepräges. Würzburg iſt eine treffliche Univerſitätsſtadt; es kann gegenüber dem neuzeitlichen Zuge nach der Großſtadt gar nicht genug darauf hingewieſen

Digitized by Google

werden, daß eine mittlere Universitätsstadt eigentlich für den Studenten weit günstiger ist als der Besuch einer Hochschule in einer Großstadt — einerseits wegen des viel regeren persönlichen Verkehrs zwischen Lehrer und Schüler, dann aber auch wegen der freundlichen Aufnahme der Studenten. In Universitätsstädten wie Würzburg bedeutet der Musensohn noch etwas, in Berlin dagegen —? Auch die Anregungen und die harmlos-heitern Vergnügungen durch Ausflüge in die Natur lassen sich selbstverständlich in einer Mittelstadt weit günstiger ausnutzen.

Und wie reizend ist doch gerade Würzburgs Umgebung, sei es die nähere oder die weitere. Wie wonnig ist's, beim Strahl der Frühsonne oder des Abends hinaufzusteigen auf eine der Höhen um den Würzburger Talkessel, von denen sich stets ein so entzückender Blick auf Stadt, Main und alte Feste bietet! Geradezu berühmt sind zwei Aussichtspunkte, die einander fast gegenüber liegen: das „Käppele" und der „Stein".

Alte Universität: Hof mit Neubauturm.

Das „Käppele“ auf dem Nikolausberg

Über breite, mit kunstvollen Stationsbildern geschmückte und von hochragenden Platanen überschattete Terrassen steigt man zu der wunderlieblichen Wallfahrtskirche, „Käppele“ genannt, auf den Nikolausberg (s. obenstehende Abbild.). Die Kirche selbst ist eine wahre Perle der Rokokoarchitektur; die originellen Zwiebeltürme, das phantastisch konstruierte Dachwerk, die reiche Gliederung des Komplexes, dann die üppige plastische und malerische Ausstattung des Interieurs verraten dem Kenner gar bald die Hand des genialen Residenzschloßarchitekten Balthasar Neumann, der hier an hervorragender Stelle ein köstliches Muster einer anmutigen und zugleich prächtigen Wallfahrtskirche schuf. Von der Terrasse vor der Klosterkirche senkt sich der Blick entzückt auf die Stadt, die da unten längs des Mains und umspannt von dem Kranz der Anlagen ruht.

Vielleicht noch übersichtlicher ist die Aussicht vom Steinberg (Abbild. S. 645), dem weitberühmten und hochgepriesenen Bergrücken, an dessen Südhang der „König“ aller Rebensöhne, der Steinwein, gedeiht. Zwischen Weinbergsmauern, die vielfach mit Bildstöckchen, Pavillons u. dgl. geschmückt sind, steigt man zur Höhe; aber gar bald öffnet sich der Blick auf die turmreiche Stadt und die ragende alte Feste, auf den brückenüberspannten und schiffbelebten Main und auf die grünen Höhen der Umgebung — eine Aussicht, die in deutschen Landen an Schönheit und Geschlossenheit ihresgleichen sucht, und die dem Beschauer unwillkürlich den scherzhaften Wunsch aus dem Scheffelschen Frankenlied entlockt: „Ich wollt', mir wüchsen Flügel!“ Hier, auf luftigen Höhen, wo des „Bismarckturms“ feste Quadern aufgetürmt sind, und wo die „Steinburg“ ihren schlanken Turm emporstreckt, da läßt sich's wonnig schwärmen und trinken! Vom Tal klingen die berühmten „Würzburger Glöckli“ herauf; ihr Sang lautet nach alter fränkischer Sage: „Vinum bonum!“ (Guter Wein!). Die Sonne, die diesen Feuerwein erzeugt, glänzt über Stadt und Tal; fröhliche Studenten steigen zum Berg hinan, und lustig klingt ihre Würzburger Gaudeamusstrophe:

Vivat et Herbipolis,
Vinum dans amoenum,
Vivant omnes incolae
Urbis jucundissimae
Viridem ad Moenum!

Hoch dir, alte Frankenstadt,
Königin der Weine,
Deinen Bürgern bringen's wir,
Würzburg, aller Städte Zier,
An dem grünen Maine!

Digitized by Google

Caprile mit der Civetta. (Aufnahme von Würthle u. Sohn, Salzburg.)

Bergfahrten in den Dolomiten

Von Ernst Altkirch

Marmolata

Dieſe Nacht, dieſe warme duftererfüllte Nacht, die ihre Kerzen entzündet hatte ...

Ich ſaß auf dem mit Nelken umſäumten Fenſterbrett meines Schlafzimmers, rauchte mit vollen Zügen einen köſtlichen Paſtorentabak und ſchaute nach der königlichen Civetta. Wie ein bläulicher Schleier lag der feine Strahlenſchimmer der Sterne über der Landſchaft.

In den ſchiefen, baufälligen Häuſern mit den maleriſchen Holzveranden brannte hier und da noch ein offenes Feuer, Geſtalten huſchten dran vorbei, die nicht zu erkennen waren, und warfen ſeltſame Schatten auf die Wand. Da leuchtete auf einmal etwas über einer Herdflamme, ich blickte aufmerkſam hin und ſah, wie ſich zwei weiße Frauenarme mit dunklen Zöpfen zu ſchaffen machten, und auf einem ſchimmernden Nacken malte ſich der rötliche Schein des Feuers. Dann wurde die Glut mit einem Deckel plötzlich ausgelöſcht. Vergebens ſuchte ich in der Dunkelheit noch etwas zu erſpähen. Ich neigte mein Haupt über die ſchwer duftenden Nelken, pflückte einige der ſchönſten und ſteckte ſie neben einen Strauß Edelweiß auf den Hut, um mich daheim an dieſe Nacht zu erinnern.

Die erſten Takte einer ſchwermütigen Barkarole „O belle nuit!“ kamen mir in den Sinn, und ſie leiſe ſummend, ſtieg ich die Holztreppe hinab und trat vor das Haus. Ein paar Touriſten ſtanden in der Tür und unterhielten ſich mit einem Grenzſoldaten. Der Albergo alla Poſta liegt an der Fahrſtraße, die von Caprile nach Belluno führt. Das heitere Zirpen einer Mandoline lockte mich in die niedrige Gaſtſtube. Ein Student ſang ſeinen Gefährten ein übermütiges italieniſches Lied vor. Die dunkeläugige Hebe ſtand neben ihm und hörte ihm lachend zu. Sie mußte einmal ſehr ſchön geweſen ſein. Der weiche Mund und die großen lebhaften Augen ließen faſt die häßliche Warze vergeſſen, die ihre ſchmale Naſe entſtellte.

Ich ſetzte mich zu meinem Schwager und ließ mir eine Karaffe Muskateller bringen. Langſam goß ich ihn in das Glas, freute mich an dem goldigen Funkeln und an dem würzigen Duft, den ſelbſt die Zunge ſchmeckt.

Digitized by Google

Dann rief ich die anmutige Signorina zu mir und erkundigte mich nach einem Führer für die Marmolata. Sie versprach, einen solchen zu rufen, und kam bald mit einem großen schwerfälligen Burschen wieder, dem ein dunkler Samtanzug etwas Feierliches und Komisches zugleich gab. Er nannte seinen Namen und reichte mir den Führertarif des italienischen Alpenklubs. Wir sprachen ein paar Worte, wurden rasch handelseins, und ich legte meine Hand in seine breite, schwielige Faust, die darin fast ganz verschwand. Bald darauf trank ich mein Glas aus und ging auf mein Zimmer, denn ich wollte, im Fenster sitzend, noch die wundervolle Nacht genießen, die ich wie auf silbernen Schwingen mir überall nachschleichen fühlte.

„Felice notte!“ rief unten eine weibliche Stimme, eine Tür knarrte, ein Riegel ächzte wie erschrocken, und langsam schritt jemand die grell vom Monde beschienene Straße hinab.

Ich kam mir wie ein verwunschener Prinz vor. Selbst das breite Ehebett, das in meinem Zimmer stand, von kunstvoller eingelegter Arbeit, war wie ein Stück aus einer verzauberten Welt. Hier schliefen gewöhnlich die Wirtsleute, wenn der Touristenschwarm nicht alle Räume füllte. Beim Schein der Kerze staunte ich über die riesenhafte Höhe des Bettes. Wenn ich nicht mit langen Beinen ausgerüstet wäre, hätte ich jedenfalls einen Stuhl nehmen müssen, um mich hinaufzuschwingen. Weich war es nicht, und es schien nur mit Stroh oder Disteln gefüllt zu sein. Als ich meine Uhr in den Nachttisch legen wollte, fand ich dort einen Rosenkranz, ein Heiligenbild und einen Kamm mit schwarzen krausen Löckchen ...

* * *

Das Hochtal von Fedaja! Über die Wogen grüner Matten schweift das Auge, und wie ein blinkender Opal breitet sich ein Hochsee vor uns aus, nicht viel größer als eine Lache, die von Gletscherbächen genährt wird; aber wie in seiner durchsichtigen Flut sich die mächtigen Kalkwände und Eisabstürze der Marmolata spiegeln, ist er ein unergründliches Auge.

Auf der andern Seite ziehen sich steile Wiesenhänge zum Monte Padon hinan, an denen Mäher und Mäherinnen mit bunten Kopftüchern wie Fliegen klebten. Vor einem Heustadel trafen wir einen weißbärtigen Alten

Das Hochtal von Fedaja. (Aufnahme von Wilhelm Müller, Bozen.)

Digitized by Google

St. Ulrich im Grödner Tal.

mit seiner Tochter. „Tabacco da naso — tabacco da naso!“ bettelte er uns an. Wir reichten ihm Zigaretten, aber er wies sie zurück. Als er uns mit freundlichem Grinsen ein ziemlich unsauberes Blechgefäß mit Milch darbot, auf der trockene Tannennadeln und ein paar tote Käfer schwammen, sahen wir uns zuerst ein wenig erschrocken an. Aber ich nahm mir ein Herz und habe es nicht bereut. Die würzige, kühle Milch war ein Labsal seltener Art. Wir gaben den braven Leuten ein Geldstück und schieden voneinander mit zufriedenen Gesichtern.

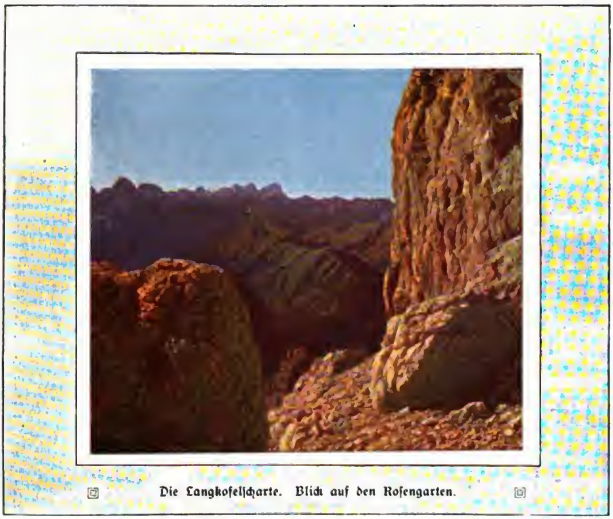
Mitten im langgestreckten Hochtal erhebt sich das Gasthaus Valentini, dessen Front mit den farbigen Schildern der Alpenvereine bedeckt ist. Es hat die Einrichtung einer Hochgebirgshütte; auf der einen Seite liegt das Gastzimmer und auf der andern der Führerraum. An den Fensterläden hingen Steigeisen, damit das Gurtzeug in der Sonne trocknete. Es war so warm, daß ein Schwarm über den Paß bummelnder Touristen vor dem Hause saß. Nur zwei Herren, die führerlos die Marmolata bestiegen hatten, löffelten in der Gaststube die dampfende Erbsensuppe.

Unsre schweren Nagelschuhe polterten über die Diele, die Pickel wurden in die Ecke gestellt, der Rucksack mit den daraufgebundenen Steigeisen sank von der Schulter, und ein vertrautes „Grüß Gott!“ wurde getauscht. Eine kleine dralle Ladinerin erschien, mit lustigen Augen, nur etwas ungewaschen. Wir bestellten ein Viertel Rotwein. Mein Schwager hatte sich zu einer Fahrt in das Sellagebiet entschlossen, und wir tranken ein Glas zum Abschied.

Es war noch nicht Mittag. Die Ladinerin nahm Rucksack und Eispickel und trug sie in einen Schlafraum des ersten Stockwerks. Ich folgte ihr; und die schmale Holzstiege, mit einem Fetzen von Läufer belegt, bog sich und knarrte, als ob sie unter uns zusammenbrechen wollte. Aus der schwarzgeräucherten Küche, in der eine keifende Alte hantierte, drang ein widerlicher Geruch von ranzigem und verbranntem Öl.

Das Zimmer, in dem ich die Nacht zubringen sollte, war so eng und niedrig, daß

Digitized by Google



Die Langkofelscharte. Blick auf den Rosengarten.

ich mit dem Kopf nahezu an die Decke stieß. Ein wackliger Stuhl, ein Tisch mit einer zerstoßenen Waschschüssel, ein handgroßer Spiegel und ein kurzes Bett, in dem ich mich wie ein Igel würde zusammenrollen müssen, bildeten die ganze Einrichtung zwischen vier kahlen, weißgetünchten Wänden.

Das Mädchen warf den Rucksack auf das noch ungemachte Bett und erkundigte sich, ob ich die Marmolata führerlos besteigen wolle. Als ich dies verneinte, fragte sie nach dem Namen des Führers, und als ich ihn genannt hatte, stieß sie mich in die Seiten und rief ausgelassen: „Hela, Agostino Sopelsa?“ Ich nickte etwas betroffen, sie aber tanzte, in die Hände klatschend, zur Tür hinaus und trug die Nachricht sofort der brummenden Alten zu ...

Der Tag war von einer strahlenden Schönheit. Ein leises Singen und Summen durchzog die heiße, flimmernde Luft. Der würzige Geruch des gemähten Heus wurde von dem warmen Hauch, der über die Hänge strich, durch das ganze Tal getragen. Die jungen Weiber, die das hochgetürmte Heu mit Ochsengespannen zu den hinter dem Gasthause liegenden Almhütten führten, trugen ihn in den Haaren, den groben Leinenhemden und geschürzten Röcken.

Ich stieg den Monte Padon ein Stück hinan, bis sich der Eisrücken der Marmolata vor mir ausbreitete, der wie ein schläfriger Drache auf den grauen Felsen lag und mit seinen ungefügen Gliedern die steilen Türme und Wände zu umklammern schien. Sein schuppiger Buckel gleißte wie ein Strom süßsigen Silbers, und die bösen Augen blinzelten nach dem kleinen Menschenvolke, das durch das Hochtal zog.

Das Rauschen der Gletscherabflüsse war immer stärker geworden, durch das blendend weiße Geröll, das an einigen Stellen mit großen Büschen blühender Alpenrosen bedeckt war, rieselten zahllose klare Quellen. Vom Schauen müde, hatte ich mich auf den Rücken gelegt und lugte in den dunkelblauen Himmel. Eine grün und golden funkelnde Fliege umsurrte meine Nase, erst leise und mit seinem Anstand, dann laut und mit einem wahrhaft bäurischen Gebrumm. „Dummes

Digitized by Google

Vieh!" schrie ich und schlug nach ihr. Doch gelang es mir nicht, sie zu treffen, so daß ich erbost den Hut übers Gesicht zog und nicht lange darauf in der brütenden Sonne wie ein Dachs schlief.

Gegen Abend kam mein Führer, ein Seil über der Brust und den schweren Pickel unter dem Arm. Wir plauderten eine Weile vor dem Hause, und er gab seiner Freude Ausdruck, daß wir morgen zum Aufstieg ein besonders schönes Wetter haben würden.

Der Abend war so köstlich wie der Tag. Die fernen Bergkronen leuchteten, goldiges Licht strömte über die Wiesen, das die scheidende Sonne mit vollen Händen spendete, und die im Schatten liegenden Hänge, auf denen weiße Blütendolden wie unzählige heimliche Augen schimmerten, waren von einer satten dunkelgrünen Farbe.

Der Sonnenball sank rasch hinter den Bergen, aber noch lange beherrschte den weiten Horizont ein goldenroter Strahlenschein, der das ganze Hochland verklärte.

Eine Rinderherde kam vorüber, hinter der ein frisches, kräftiges Weib mit ernstem Antlitz schritt. Das melodische Geläut schien die tiefe Ruhe der Einsamkeit zu feiern, und wie eine Prozession verlor sich die Herde im Abend.

Als ich mich umwandte, sah ich meinen Führer mit langen Sätzen hinter der kleinen Ladinerin herlaufen, die mit zwei kupfernen Gefäßen zum Fedajasee ging, um Wasser zu schöpfen. Er nahm ihr die Eimer ab, ich hörte sie lachen, dann ergriff sie zärtlich seinen Arm, und bald waren beide hinter einer Anhöhe verschwunden ...

* * *

Am andern Morgen wurde ich unsanft aus dem Schlafe geweckt. Durch die dünne Decke hörte ich über mir den Führer poltern, dann dröhnten seine schweren Nagelschuhe auf der Holztreppe, und nachdem es eine Weile still gewesen war, kam er die Stiege wieder hinauf, pochte an meine Tür und brummte: „'s ist Zeit!"

Mit einem Satz war ich aus dem Bett, fuhr in die Kniehosen und machte Licht. Es war noch nicht drei Uhr. Ich öffnete das Fensterloch, um den Kopf hinauszustecken.

Die Marmolata vom Monte Padon (Aufnahme von Würthle u. Sohn, Salzburg.)

Das Gletscherfeld der Marmolata. (Aufnahme von Wilhelm Müller, Bozen.)

Ein blauer Nebel durchzog das Hochtal. Der Mond war nicht zu sehen, aber sein fahles Licht erfüllte die Atmosphäre, und über der Marmolata schimmerte ein großer klarer Stern wie eine günstige Vorbedeutung.

In der Gaststube stand bereits der Kaffee auf dem Tisch, und der Führer packte den Rucksack. Die noch schlaftrunkene Ladinerin brachte meine Trinkflasche mit kaltem Tee und Proviant. Im Stehen schlürfte ich den heißen Kaffee und stopfte eine Schnitte Weißbrot in den Mund. Der Führer zog inzwischen die Laterne aus der Ledertasche, entzündete die Kerze, die trübe hinter den grauen Glimmerscheiben flackerte, dann traten wir, die Pickel unter dem Arm, in die Nacht hinaus. Ein kühler Wind fuhr mir über das Antlitz, der die Restwärme der engen, ungelüfteten Räume von den Wangen blies.

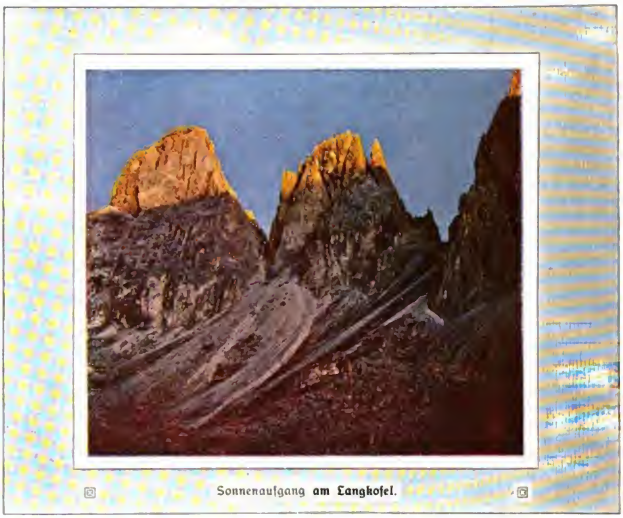
Der Weg führte bei den Almhütten vorbei auf einen schmalen, gewundenen Steig, auf dem das Licht der Laterne hin und her tanzte. Deutlich erkannte ich an den Grashalmen die schweren Tropfen blinkenden Taus. Bald kamen wir auf Geröll und schlüpfrige Felsplatten, das breite, wüste Moränenfeld unter der Kamorzera. Mein Führer schritt scharf aus. In der bleichen Finsternis sah ich nur seine langen Beine. Der Kerzenschein dehnte sie gespenstisch, als ob mir ein Riese vorausstapfte. So stiegen wir im Zickzack rasch aufwärts.

Die Dunkelheit schien allmählich zu entschweben, ein geheimnisvolles Licht zog weite Kreise um uns, und wie eine Geisterburg ragte plötzlich der funkelnde Gletscher vor uns auf. Der Mond stand uns im Rücken, und als ob dort oben ein Fest gefeiert, als ob der letzte Ton der Lustbarkeit soeben verklungen wäre, so leuchtete die Firnkrone einsam und feierlich durch die Nacht.

Wie im Traum stand ich an der zerrissenen Gletscherzunge und starrte hinauf. Mein Führer hatte die Laterne ausgeblasen und sie hinter einem Stein verborgen. Dann nahm er die Steigeisen vom Rucksack, rollte das Seil auf und reichte es mir. Er war ein schweigsamer Mann, doch von einer fast rührenden Fürsorglichkeit, bemühte sich um das kleinste meiner Bedürfnisse und duldete nicht, daß ich von dem eisigen Quellwasser trank, bevor er ein paar Tropfen Kognak hineingegossen hatte.

Langsam querten wir die jähe, apere Sturzwand. Die Pickelhaue Sepelsas sauste

Digitized by Google



Sonnenaufgang am Langkofel.

in das klirrende Eis. Mühelos schlug er Stufen. Die Splitter funkelten im Mondenglanz, und ohne Aufhören schlurrten die losgeschlagenen Eisbrocken den Hang hinab.

Als wir das Gletscherfeld erreicht hatten, erblichen die Sterne, und der silberne Schein des Mondes zerfloß in der Dämmerung. Ein Kranz düstergrauer Gipfel stieg langsam aus dem trägen Nebelmeer. Im Osten formte sich der zarte Dunst zu blauen Streifen, eine gelbe Flamme zuckte hindurch und erlosch wieder. Die Wolken ballten sich zu unruhvollen Gebilden, und daraus erhob sich, als ob ein junges Weib vom Lager aufstehe, die Morgenröte. Weiße Wölkchen kamen gleich Liebesgöttern geflogen, und das Lächeln der schönen Frau durchleuchtete sie und rötete den Firn der den Horizont umsäumenden Gebirge.

Die Luft war klar und durchsichtig geworden. Wie auf Flügeln nahte der Tag. Der rosige Hauch der sich zerteilenden Wolken wurde von den goldenen Strahlen aufgesogen, die durch die Nebelwogen brachen. Das war die Sonne, die mit blendendem Licht bald das Himmelsgewölbe erfüllte.

Unsre Gestalten warfen azurblaue Schatten auf den flimmernden Firn, und die geblendeten Augen mußten hinter der Schneebrille Schutz suchen.

Bedächtig verfolgten wir unsern Weg. Die Ränder der breiten Spalten wurden vorsichtig mit dem Pickel geprüft. An etlichen Stellen klaffte ein unergründlicher Schlund. Eisige Luft wehte uns entgegen, und aus der Tiefe dämmerte ein seltsam smaragdgrünes Licht herauf.

Vor uns dräute der steile Gletscherabsturz der Marmolata di Rocca, eine wild zerrissene Wand von aufragenden Eisblöcken und Nadeln. In den Spalten trieb der geheimnisvolle Spuk herrlich blauer und grüner Farbengebilde sein Wesen. Sie locken wie schmeichlerische Sirenen den Bergwanderer.

Die im Grün der Meereswogen schimmernden Eisblöcke, die gespaltenen Nadeln und Trümmer, die den Schneehang bedeckten, waren ernste Warner vor den jäh zusammenstürzenden Séracs.

Digitized by Google

Das Sellajoch.

Fest wurde der Pickel in den harten Firn gestoßen und kein Wort getauscht, bevor wir nicht an der Felswand des Nordgrates standen. Die ging es steil hinan, von Griff zu Griff, den Pickel in einer Schlinge an der Faust.

Eine fröhliche Kletterei brachte uns auf den Firnrücken, und über ein sanft ansteigendes Schneefeld eilten wir in wenigen Minuten auf den Gipfel. Ein Holzdreieck kennzeichnet ihn auf aperem Felsen dicht neben einer luftigen Wächte. Den Pickel von mir werfend, schwenkte ich jauchzend den Hut. Wir waren die einzigen auf dem Gipfel. Aus der Tiefe glaubte ich leise Glockentöne zu vernehmen, aber Sopelsa schüttelte dazu das Haupt. Es war Sonntag. Darum waren wir auch allein, denn in Tirol versäumt kein Führer die Frühmesse. Die Italiener nehmen es nicht so genau.

Noch einmal klopfte mir der Führer auf die Schultern und bat mich, zu essen und zu trinken. Ich gab seinen Bitten nach und setzte mich neben ihn. Ein weniges nahm ich zu mir. Sopelsa aß dagegen mit gutem Appetit, dann brannte er die Pfeife an und begann mir das regellose Meer der Türme, Zinnen und Spitzen zu deuten, zwischen denen noch der graue Nebel wogte. Dort der Cristallo und Sorapiß, dazwischen die Drei Zinnen, dann die Marmarole, der Antelao und Pelmo, in der Nähe Ombretta, Vernel, Langkofel und Boë, ein zahlloses Heer, über das die Marmolata, die Königin der Dolomiten, als jugendschöne Herrscherin gebietet.

Sopelsa war in der warmen Sonne gesprächig geworden; unter der dunkelblauen Tiefe des Himmels saßen wir dicht nebeneinander, unsern Pfeifen graue Wölkchen entlockend. Als der Führer endlich zum Aufbruch mahnte, wurde mir das Herz schwer, und ich meinte von einem geliebten Wesen Abschied nehmen zu müssen ...

Auf meinem Bücherbrett steht ein vertrockneter Strauß Edelraute und Edelweiß, den ich beim Abstieg an verborgener Stelle pflückte. Oft fällt mein Blick auf ihn, und immer ist es mir, als ob er das Geschenk einer hehren Frau wäre, die mir ihn zur Erinnerung an glückliche Stunden gab.

Digitized by Google

Die Marmolata di Rocca. (Aufnahme von Wilhelm Müller, Bozen.)

Langkofel und Sella

Ein paar Jahre zuvor hatte ich mit einem Maler und einem Musikanten, guten Freunden, bereits die Nachbarn der Marmolata, den Langkofel und die Sella, besucht. Als wir aus dem sonnigen Sankt Ulrich im Grödner Tal um die achte Stunde aufgebrochen waren und durch das Saltriëtal einer hinter dem andern hertrollten, machte uns der Asti spumante, den wir im „Schwarzen Adler" getrunken hatten, noch schwere Köpfe. Wir brummten und schimpften, jeder auf seine Weise, vor uns hin, der Rucksack und das Seil begannen zu drücken, und wütend schleuderte ich drei Champagnerpfropfen, die ich in meinen Rocktaschen gefunden hatte, in den schäumenden Bach, der uns den Weg wies.

Bald war das Schimpfen verstummt. Der Geruch der Föhren und Zirben war so tief und köstlich geworden, daß wir uns wunderbar erquickt und frei fühlten. Das Marschtempo wurde verdoppelt, und wir stiegen über saftige Wiesen aufwärts, die so dick und weich wie Perserteppiche waren. Die Baumriesen um uns streckten sich immer mächtiger in die Höhe, daß wir zuweilen stehenblieben, um durch ihre wetterharten Zweige hindurch bis zu ihrer Spitze zu blicken. Ein südlich blauer Himmel breitete sich über ihnen aus, und ich wähnte zu sehen, wie der schwere Himmelsmantel hin und wieder die Kronen streifte und an ihnen eine Weile hängenblieb. Eine starke Quelle entspringt hier am Rande des Confinbodens, der mit seinen herrlichen Nadelholzbeständen einem alten Park gleicht.

Auf einmal gewahrten wir den Langkofel in seiner ganzen Wucht und Schönheit vor uns. Ich habe nie wieder von dem Anblick eines Gebirges einen größeren Eindruck empfangen als damals. Der Atem stockte mir, und meine Augen weiteten sich, als ich dies kühne und gewaltige Felsengebirge vor mir aufgetürmt sah. Mattrot und silberweiß schimmerten im Sonnenlicht die aufstrebenden Türme und Zinnen, in den jäh abstürzenden Wänden glitzerte hier und da eine Eisrinne, und im Kar blinkte eine große Stelle, die Firnschnee bedeckte. Gotische Riesentürme hat man in dem Langkofel gesehen, und unter ihnen sind die Fünffingerspitze und die Grohmannspitze Kletterberge, die nur von sehr geübten Felsgängern bestiegen werden können.

Die breiten Schuttströme des Langkofels ergießen sich bis auf die hellgrünen Confin-

Digitized by Google

Der Marmolatagipfel. (Aufnahme von Wilhelm Müller, Bozen.)

wiesen, und zwischen dem grauen Dolomitgestein wuchert die Zirbe, deren kleine Zapfen noch nach Jahren einen kräftigen Harzgeruch ausströmen. Die Alpenrose umblüht auf weite Strecken die kantigen Trümmer und Blöcke, daß diese unter dem dunklen Grün der Zweige und dem Purpur der Blüten kaum noch sichtbar sind. Und das wohlige Gesumm der Bienen erfüllt die Luft ...

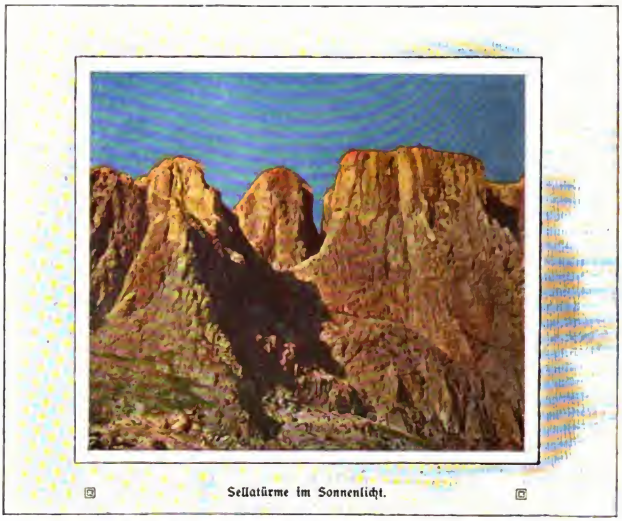
Als wir den Santnerweg erreicht hatten, fanden wir die zerstreuten Überreste der durch eine Lawine zerstörten Hütte, die unter der Langkofelkarspitze gestanden hatte. Starke Balken waren vollständig zersplittert, und mit dem Eispickel hieb ich aus einem Pfosten einen schmiedeisernen Nagel von der Länge eines viertel Meters, der von der Gewalt der Lawine zerbrochen war, wie wir in den Händen ein Streichholz zerbrechen.

In dem brüchigen Gestein war's ein unbehagliches Wandern, die Sonne brannte auf unsre Köpfe, und der Schweiß rann von der Stirn und der offenen Brust. Der Weg ist gut, aber immer steiler zieht er sich zur Scharte hinauf, die zwischen der Langkofel- und der Fünffingerspitze eingebettet liegt. Inmitten der mächtigen, fast senkrechten Felswände verlangsamten wir unsre Schritte, und das Wort blieb auf unsern Lippen stocken. Der kleine Grohmanngletscher mit seiner schmutzig grünen Farbe reichte tief herab. An etlichen Stellen wölbte sich über den Schutthalden noch ein alter, zäher Lawinenrest, und wir stapften eine ganze Zeit durch weichgewordenen Firnschnee. Die Langkofelscharte liegt 2683 Meter hoch, und man genießt von ihr einen überraschenden Blick auf die Sella, die Marmolata und den Rosengarten. Der Wind pfiff um unsre Ohren und trieb uns einen feinen Staub in die Augen. Hinter einem großen Felsblock ließen wir uns zu kurzer Rast nieder.

Ein bequemer Serpentinsteig führt zum Sellajoch weiter. Eine Weile stürmt und rutscht man über kleines Geröll, und den Pickel fest eingestemmt, sauft man wie der Wind darüber hinweg. Dann kommt man auf breite Matten.

Im Sellajochhospiz war es noch still. Wir erfrischten uns auf unsern Zimmern, ließen uns einen gehäuften Teller Kaiserschmarren munden und schlenderten darauf zu ein paar Almhütten. Bei der ersten trafen wir eine runzlige Alte, die auf den Armen und selbst im Gesicht behaart wie ein Fabelwesen war. Da sie uns sehr un-

Digitized by Google



Sellatürme im Sonnenlicht.

gnädig empfing, beeilten wir uns, aus ihrem Bereich zu kommen. Bei der nächsten Hütte war ein etwa zwanzigjähriges Mädchen mit Holzspalten beschäftigt. Sie trug blaue Hosen von grobem Tuch, und ihre Bewegungen waren nicht ohne Anmut. Der Maler machte ihr mit vieler Mühe begreiflich, daß er sie in sein Skizzenbuch zu zeichnen beabsichtige. Sie ging darauf mit etwas blödem Lächeln ein, aber die Arbeit durfte nicht ruhen. Während der Musikant sich mit Holzspalten abgab, trug ich Wasser von der nahen Quelle herbei und reinigte mit Sand und einem Strohwisch mächtige Milchsatten.

Es war Abend geworden. Der Fuß des Langkofels hüllte sich in einen weichen veilchenblauen Schleier, über die Zacken und Türme aber floß eine matte goldgelbe Farbe. Die Spalten, die die scheidende Sonne nicht berührte, schimmerten silbergrün, und die Wolkenflocken, die an den Zinnen hingen, waren so zart und weiß wie frisch gefallener Schnee. Als wir uns in der Glasveranda des Hospizes niederließen, hatten wir das gewaltige Gletscherfeld der Marmolata vor uns, das purpurn wie das Kleid einer Königin leuchtete. An den Tischen saßen kräftige Bergsteigergestalten aus allen Ländern. Bekanntschaften wurden rasch geschlossen, und man plauderte von Touren und Erlebnissen. Eine schmucke Italienerin brachte die Erbsensuppe, es gab frisches Kümmelbrot, und der Rotwein war leicht und mild. Durch die trägen Rauchwolken, die aus zahlreichen Pfeifen quollen, sah ich das Kleid der Königin Marmolata immer blasser und blasser werden. Aber während es in der Tiefe schon dunkel war, erstrahlte das Gletscherfeld noch lange in märchenhafter Schönheit.

Als wir am andern Morgen in aller Frühe aufbrachen, herrschte noch Zwielicht, und ein grauer Nebel lag über den taunassen Wiesen. Auf die Türme des Langkofels fielen die ersten Strahlen der aufgehenden Sonne, die wie rotes Gold waren. Den Hintergrund bildete ein samtener Himmel, von dem sich der Bergriese in der kalten klaren Luft wunderbar plastisch abhob.

Eine Viertelstunde wanderten wir gen Canazei, dann stiegen wir über Wiesen auf-

Digitized by Google

Sellatürme am Abend.

wärts, um in das Val Lastíes zu gelangen, durch das ein etwas langwieriger Weg auf das Plateau der Sella führt. Um ihn abzukürzen, kletterten wir über den steilen Firnhang, der aus dem obern Val Lastíes schneller, wenn auch mühevoller, auf den Rücken des Gebirges führt.

Die Sella ist das seltsamste aller Dolomitgebirge. In breiten, schweren Formen aufgebaut, die aus der Ferne mit einem Sarkophag verglichen werden können, ist sie eine Welt für sich. Ihr düsterer Ernst und ihre Einsamkeit sind so gewaltig, daß wir meinen, uns auf einem Stück Erde zu befinden, das seit grauer Vorzeit sich ganz unberührt bis in unsre Tage erhalten hat. Auf den tief eingerissenen, geröllerfüllten Tälern lastet ein unheimliches Schweigen, höchstens ein Vogel flattert mit klagendem Geschrei an den Wänden entlang. Der höchste Gipfel der Sella ist die Boë, ein breiter, stumpfer Kegel, der leicht zu besteigen ist. Auf der Nordseite aber befindet sich eine ganze Anzahl Gipfel, wie der Saß dal Lec, die Mesules, die Gamsburg und andre, welche die Klettertüchtigkeit des Bergsteigers auf eine harte Probe stellen.

Wir waren die ersten auf der Bamberger Hütte, die am Fuße der Boë liegt. Damals war sie noch unbewirtschaftet, und wir mußten Wasser von dem Abfluß des Schneefeldes holen und Holz spalten. Der Maler machte Feuer, aber eine halbe Stunde dauerte es, bevor es zum Brennen kam, und jeder hantierte so lange mit einem Blasebalg vor dem engen Ofenloch, bis ihm der Rücken schmerzte. Wir hatten uns ehrlich abgearbeitet, als wir das selbstbereitete Mahl genießen konnten. Dann belegten wir drei Matratzen, griffen zum Seil und zogen auf Heldentaten aus.

Die Cresta Strenta und die Eisseespitze sind gutmütige Gesellen, und wir hatten unsre Freude an der luftigen Grawanderung. Am Nachmittag spazierten wir auf die Boë; es war so warm, daß wir uns neben dem Holzdreieck ausstreckten und unsre Pfeifen anbrannten. Der Blick auf die Marmolata ist unvergleichlich schön, und als wir vom Schauen müde waren, schliefen wir alle drei

Digitized by Google

Gesamtbild der Marmolata. (Aufnahme von Würthle u. Sohn, Salzburg.)

eine volle Stunde in der windstillen Höhe von 3152 Metern.

Als wir zur Hütte zurückkamen, fanden wir in ihr ein ganzes Dutzend Menschen, die der schöne Tag hinaufgelockt hatte. Der Speiseraum war angenehm durchwärmt, und es roch nach Sauerkraut und Tiroler Würstchen. Am Herd bereitete sich eine Bergsteigerin, die Manschesterhosen trug, ihre Erbsensuppe. Die Hängelampe brannte bereits, und die Silhouette der kleinen schlanken Gestalt, die sich im Dunkeln hielt, dazu die in einer Ecke plaudernden und rauchenden Führer und die stehenden oder sitzenden Touristen, die Tee oder Glühwein schlürften, das alles erfüllte den einfachen Raum mit Stimmung und Behagen.

Nach dem Abendessen hüllte ich mich in den Wettermantel, trat vor die Hütte und setzte mich auf eine Bank. Gar lind war die Nacht, nichts regte sich, nur den Abfluß des Schneefeldes hörte man leise rauschen. Der nächtliche Himmel wölbte sich mächtig über dem stillen Plateau, auf dem sich schwarz und drohend die Boë erhob. Am Firmament stand Stern bei Stern, groß und rund gleich Goldstücken oder Edelsteinen; ruhig und ohne ein Flimmern hingen sie am Mantel der Nacht, man meinte nach ihnen greifen zu können. Mildes, silbernes Licht lag über dem grauen Dolomitgestein, und auf einem Felsblock saß vorgebeugt ein Mensch. Seltsam war das Leuchten seines langen weißen Bartes, und wenn er die Hand ausstreckte, schien er den Himmelsmantel mit den klar blinkenden Sternen um sich zu ziehen. Ich glaubte den Herrgott zu schauen, wie er groß und einsam in der Wüste sitzt und über die Taten der Menschen nachdenkt.

In der Hütte ging es sehr lustig zu. Der Bruder der Bergsteigerin war noch gekommen, eine hagere Aszetengestalt mit dem lockigen Haupt eines Priesters. Während er allein an einem Tische saß und bedächtig den Löffel zum Munde führte, betrachtete ich ihn lächelnd. Selten gewahrt man unter Bergsteigern eine derartige Gestalt, und ich konnte meine Augen nicht wegwenden von dem schönen, durchgeistigten Haupt am vergitterten Fenster, zu dem der blauschwarze Himmel mit ein paar großen Sternen hereinlugte. Der Einsame, den ich draußen auf einem Felsblock erblickt hatte, saß jetzt auch in der Hütte unter einem schön geschnitzten großen Kruzifix. Er wartete ge-

Digitized by Google

duldig auf die Suppe, die ihm sein Führer bereitete, und während er seinen langen Bart strich, schauten die Augen traumverloren zur Decke.

Bis in die zehnte Stunde wurde geraucht und getrunken, man rückte zusammen, plauderte über Berge, das Meer und Italien, und eine Weile zankte man sich ganz ernsthaft über Wagner. Ich war mit dem Aszeten ins Gespräch gekommen, und die Rede brachte uns wie von selbst auf die deutschen Mystiker. Die Schwester hatte sich zu mir auf die Bank gesetzt, rauchte mit mir eine Zigarette, und einige ihrer Bemerkungen über Rahel und Bettina erfreuten mir das Herz.

Die Stunden verflossen schnell, und als wir uns zu Bett gelegt hatten, konnte ich lange nicht einschlafen. In eine Decke gewickelt, stand ich auf und trat ans Fenster. Die schweigende Nacht in ihrem tiefblauen Glanz war voll geheimer Wunder, einen Regen von Sternschnuppen sah ich fallen, der Schweif eines Kometen erstrahlte ganz schwach, und als ich den Kopf gegen die Scheiben drückte, vernahm ich das eintönige Gemurmel des Schneewassers wie süße Musik.

Um vier Uhr war schon wieder Leben in der Hütte. Wir brachen kurz nach fünf Uhr auf, um durch das wilde Val de Mesdi nach Colfosco abzusteigen. In das Mittagstal dringt täglich nur auf kurze Zeit die Sonne, und man muß es bereits in aller Frühe durchwandern, da es sehr steingefährlich ist. Als wir eine steile Eisrinne gerade verlassen hatten, stürzte sich blökend eine Herde brauner dickwolliger Schafe auf uns, so daß wir Mühe hatten, an dem mit Geröll bedeckten Hang nicht zu Fall zu kommen.

Colfosco ist ein kleiner freundlicher Ort mit einer alten Kirche an der Berglehne, und auf den Gebirgsstock der Sella hat man von hier noch einmal einen unvergeßlichen Blick. Auf dem grünen Talboden steht sie wie ein von Riesenhänden aufgetürmtes Felsenschloß da, und die rotgelben Zinnen ragen gleich uneinnehmbaren Türmen in die flimmernde Luft.

Wehmut des Abends

Da wieder nun ein Tag verscheidet,
Dem ich nur schwer entsagen mag,
Ruft meine Seele, die da leidet:
Entfliehe nicht, du schöner Tag!

Er aber lächelt und entschwindet,
Beglückend einen neuen Raum.
Im Abendsilbergrau erblindet
Des Purpurmantels letzter Saum.

So muß ich's täglich neu erfahren,
Wie mich Vergänglichkeit betrübt.
Die Tage wachsen still zu Jahren.
Viel übt, wer so das Scheiden übt!

Doch wächst aus diesen sanften Leiden
Auch wundersam geheimer Mut:
Ich lerne so mit Lächeln scheiden
Vom Tag, wenn einst die Stunde ruht.

Wer also scheidet, scheidet gut.

Franz Karl Ginzkey

Digitized by Google

Das Balkonzimmer

⊛ Novelle von H. Wietfeldt ⊛

Wir hatten ein gutes Diner gehabt und saßen beim Kaffee im Zimmer der Hausfrau — ein kleiner Kreis vertrauter Freunde.

Das Feuer im Kamin prasselte, das Flämmchen unter der Kaffeemaschine schimmerte durch rot und grünes Glas.

„Ach, bitte, noch nicht die Lampe!" bat man, „es plaudert sich so schön beim Dämmerlicht."

Der alte Major, sonst der Lebhafteste unsers Kreises, war still geworden. Darum befragt, gab er eine zerstreute Antwort.

Jetzt ging der Mond auf. Sein ruhiger, weißer Schein legte sich wie verklärender Friede über die roten zuckenden Lichter, die der Kamin emporstrahlte.

Da sprang der Major auf. „Das ist doch zu wunderbar," rief er, „so etwas noch einmal zu erleben! Dieses Schauspiel: das himmlische Licht, das sanft und still herabstrahlt, und das irdische, das gierig nach oben züngelt, sich in eigner Glut verzehrend. Und fernab, wie aus dem geheimnisvollen Reich der Geister, das rot und grün schimmernde Sternlein. Ich habe es geradeso gesehen in einer denkwürdigen Nacht."

„O bitte, bitte, erzählen!" klang es von allen Seiten.

Der alte Herr fuhr sich mit der Hand über die Stirn. „Es sind fast vierzig Jahre darüber hingegangen — nie habe ich darüber gesprochen."

„Aber jetzt, wo nun einmal die Geister der Vergangenheit beschworen, wir alle in Spannung sind — o bitte — bitte!" so schwirrten die Stimmen durcheinander.

„Ich darf es ja jetzt ruhig erzählen," sagte der Major, „sie sind alle tot, die in dieser Geschichte vorkommen — alle tot, außer mir."

Die jungen Mädchen rückten nahe an ihn heran. Wir alle freuten uns, den guten Erzähler wieder zum Reden gebracht zu haben.

* * *

Also die Geschichte fängt damit an, daß ich nach J. versetzt wurde, einem weltabgeschiedenen Städtchen in Westpreußen.

Wie das kam? — Erlassen Sie mir die Beichte! Auch wie es mir dort gefiel, gehört nicht hierher. Heute erzähle ich bloß von jener einen Nacht.

Mein Vater hatte mich einem ehemaligen Regimentskameraden empfohlen, der das Erbe seiner Väter bewirtschaftete, sechs Meilen von dem Schauplatz meiner segensreichen Tätigkeit, und ich war herzlich eingeladen worden. Also eines schönen Herbsttages, so gegen Ende Oktober, erstehe ich mir mietweise eine Droschke samt Kutscher und muntern Gäulen und fahre los. Ich fahre zwischen Wiesen, zwischen Feldern und Wäldern, fahre — Wie kann ein Weg nur so endlos lang sein?

Schließlich aber sehe ich doch zwischen buntbelaubten, schon halb entblätterten Bäumen einen weiß angekalkten Bau von riesigen Dimensionen.

„Palazz," erklärte mein Kutscher, mit der Peitsche darauf weisend.

Nüchtern und schmucklos erhob sich der „Palast" immer deutlicher vor meinen Blicken. Es fiel mir auf, wie wenig Fenster dieser Bau hatte. Ich zählte deren nur acht an der schier endlos langen Vorderfront in jedem der beiden Stockwerke. Nach westeuropäischen Begriffen hätten vierundzwanzig dahin gehört.

Als der Wagen vor der Freitreppe hielt, sprangen vier Hunde und drei Diener mir entgegen. Der eine der Diener bemächtigte sich meines Gepäcks und verschwand damit. Der zweite wollte mich aus dem Wagen heben, was ich nicht für nötig fand; der dritte aber sprang vor mir die Stufen hinauf, riß die mächtigen Flügeltüren auf, um mich schlanken Jüngling hindurchzulassen, und eilte dann, mich seinem Herrn zu melden, während der zweite mir in dem weiten Vestibül aus dem Mantel half.

Der Hausherr erschien. Es war ein rüstiger Fünfziger, dessen rabenschwarzes Haupt- und Barthaar schon von Silberfäden durchzogen war.

Er begrüßte mich in liebenswürdiger Weise und geleitete mich durch einen Speisesaal, der wohl hundert Personen Platz gewährte, in einen ebenso großen Salon, wo eine kleine Gesellschaft von fünf bis sechs Herren und zwei Damen versammelt war.

Digitized by Google

Hans Herrmann: Holländischer Blumenmarkt.

Er stellte mich den Damen vor. Zuerst natürlich seiner Frau.

Eine hochblonde imponierende Schönheit von hoheitsvollem Liebreiz. Toilette glänzend, Haarfrisur höchst künstlich: Locken, Löckchen, Puffen, Rollen, und in dieser goldschimmernden Pracht ein paar Sterne von Brillanten.

Ich stand wie geblendet, führte aber doch den obligaten Handkuß mit Grazie aus, wie ich mich deutlich entsinne. Auch entsinne ich mich, wie über des Hausherrn wetterbraunes Gesicht ein Schein stolzer Befriedigung glitt, als er meine staunende Bewunderung gewahrte.

Dann ward ich der Tochter vorgestellt. Sanfter Mondschein nach strahlendem Sonnenlicht. Die schlanke Kleine fiel sehr ab neben ihrer wunderschönen Mutter. Ihr zartes Gesicht erschien fast geisterhaft blaß unter einer Krone schwerer schwarzer Flechten.

Nun ward ich mit den Herren bekannt gemacht. Sie hatten alle unaussprechliche Namen auf sky und schienen ältere Jahrgänge zu sein.

Wir waren gleich in lebhafter Unterhaltung. Die Gräfin plauderte mit Verstand und Anmut, ihr Gatte zeigte lebhaftes Temperament, die andern Herren waren auch gewandte Gesellschafter. Bloß die Tochter sagte nichts. Man ging zu Tisch. Die Hausfrau nahm meinen Arm und wies mir den Platz zu ihrer Rechten an. Im Speisesaal ward ich noch der französischen Lehrerin und zwei hochgewachsenen Backfischen vorgestellt, die entschieden schon lange Kleider und aufgesteckes Haar verdient hätten. Die eine versprach ganz das Ebenbild der Mutter zu werden.

Gerade, als wir uns setzen wollten, öffnete der Lakai feierlich die Flügeltüren zum Vestibül und rief: „Graf Iswolsky."

Der verspätete Gast war ein junger, auffallend schöner und eleganter Herr, der mit der Sicherheit eines verwöhnten Lieblings auf die Hausfrau zutrat und ihre Hand küßte, darauf sich mit den übrigen begrüßte und dann wie selbstverständlich den Platz zur Linken der Gräfin einnahm. Zu meiner Rechten saß die junge Komtesse.

Da Iswolsky bald nicht allein seine Tischdame, sondern auch den Hausherrn und die ganze Tischgesellschaft mit Tagesneuigkeiten auf das lebhafteste unterhielt, so fand ich Zeit, mich um die schweigsame Komtesse Stefanie zu bemühen. Je länger ich sie ansah, desto schöner fand ich sie. Ihre Gesichtszüge waren von edelstem Schnitt und die elfenbeinweiße Haut so zart, daß man an Stirn und Schläfen das feine blaue Geäder durchschimmern sah. Tiefschwarz wölbten sich die Augenbrauen über den meist gesenkten Lidern mit den langen, seidigen Wimpern. Schlug sie die Augen aber einmal auf, so war es jedesmal wie ein neues Wunder für mich, in die Pracht dieser tiefblauen Sterne zu schauen. Es waren die Augen einer Seherin, einer dem Tode geweihten Heiligen. Als dürfte die bunte Alltagswelt dieses überirdische Licht nicht entweihen, senkten sich die dunklen Wimpern schattend darüber.

Das laute, muntre Gespräch an der Tafel schien auch nicht an die Seele der kleinen Heiligen zu dringen. Sie erwachte bei jeder Anrede wie aus einem Traum, gab aber dann gute und treffende Antworten.

Ich berauschte mich förmlich an dieser duftigen, so eigenartigen Schönheit. Aufs eifrigste bemüht, ihr zu gefallen, tastete ich im Gespräch versuchend hin und her, bis es mir endlich glückte, Töne anzuschlagen, die ihr vertraut waren, und wo sie, die anfängliche Scheu vergessend, lebhafter wurde.

Nach aufgehobener Tafel verschwand die Erzieherin mit den schönen reifen Backfischen, und nachdem der schwarze Kaffee im Salon serviert war, machte man einen Spaziergang durch den herbstlichen Park.

Ich suchte wieder an Stefanies Seite zu kommen und freute mich, wie offen sie sich jetzt gab.

„Wie schön," sagte sie, auf das bunte Laub deutend, „hat sich die Natur heute noch geschmückt! Wie eine Himmelsbraut, deren Locken morgen fallen, und die ihre glänzende Kleidung dann mit einer weißen Kutte vertauscht. Vielleicht liegt morgen früh schon Reif auf den Bäumen. Ich fühle den kommenden Frost immer schon voraus."

Ihre feinen Nasenflügel bebten. Es war, als wittre sie etwas uns andern Sterblichen Verborgenes.

Gegen Abend ward musiziert. Der Graf spielte die Geige, und seine Gattin begleitete ihn auf dem Flügel. Ihre glänzende Technik setzte mich in Erstaunen.

Dann sollte Stefanie singen. Sie zierte sich nicht, aber ich merkte, wie ungern sie es

Digitized by Google

tat. Die Mutter beugte sich zu ihr und küßte sie, als sie sie ans Instrument zog. Ruhig und ernst erhob sich die tiefe, klangvolle Altstimme über den rauschenden Wogen und Kaskaden der Begleitung.

Nie ist mir ein Lied so zu Herzen gegangen wie diese schwermütige slawische Weise. Stefanie brauchte keine Noten. Sie stand neben der Mutter, ihre rätselhaften Blicke in weite Ferne gerichtet.

Am Schluß wurde lebhaft applaudiert. Stefanie verneigte sich errötend, was ihr so entzückend stand, daß mein junges Herz in hellen Flammen emporloderte.

Nach dem Abendessen wurden Spieltische aufgeschlagen. Der Hausherr forderte mich zu einer Partie auf.

Ich lehnte dankend ab. „Mich bindet ein Versprechen," sagte ich, als man in mich drang. Da gab man mich frei und ließ mich als Zuschauer dabeistehen.

„Vielleicht ziehen Sie die Gesellschaft der Damen vor?" sagte der Hausherr. „Die sind wohl im Zimmer meiner Frau. Iswolsky, der Damenfreund, leistet ihnen gewiß schon Gesellschaft."

Langsam ging ich über das spiegelglatte Parkett des langen Saales in das dahinter liegende, etwas kleinere Gemach. Ich dachte immer an Stefanie. Aber sie war nicht da. Nur die Gräfin und Iswolsky saßen bei einer Schachpartie.

Ich sah, wie Iswolsky die Hand der Gräfin in der seinen hielt. Bei meinem Eintritt fuhr er empor, als wollte er nach dem Schwert an seiner Linken greifen. Er trug ja keins; es war diese Bewegung wohl eine Art Atavismus.

Mir war es äußerst peinlich, so als Störenfried zu erscheinen, und ich fand glücklich einige banale Redensarten über das Schachspiel, während ich an einen schicklichen Vorwand dachte, mich wieder zu entfernen.

Die Gräfin rettete die Situation, indem sie mich mit meiner Kartenabstinenz neckte und mir versprach, mich durch einen guten Punsch zu entschädigen. Sie ergriff die neben ihr stehende Glocke. Elektrische Klingelzüge gab es damals noch nicht.

Wie aus der Erde gewachsen, stand ein Riese in Schnürenrock und hohen Stiefeln neben ihr, dem sie ihre Befehle gab. Er verschwand ebenso plötzlich, wie er gekommen war.

Ich konnte nicht umhin, mein Staunen über diese rätselhafte Erscheinung auszusprechen. Da lachte die Dame herzlich und deutete auf den Rahmen der Tür. Jetzt erst fiel es mir auf, wie dick die Wand zwischen beiden Gesellschaftszimmern war. „Sehen Sie sich die Holztäfelung genau an, Herr Leutnant, dann finden Sie vielleicht die Spalten der schmalen Tür, die auf den Gang der Dienerschaft führt. Solch doppelte Wände und unsichtbare Türen hat das ganze Haus. Hie und da gibt es auch doppelte Fußböden, Fallturen, geheime Treppen. Die kenne ich natürlich nur vom Hörensagen. Als ich mir einmal solche Fallür öffnen ließ, blickte ich in einen Abgrund voll Spinngeweben und Fledermäusen. Da hatte ich genug. Man flüstert auch von einem menschlichen Gerippe in einem der jetzt unbenutzten Gänge. Man baute dieses Haus wohl so sonderbar, um in Zeiten politischer Wirren Waffenvorräte, vielleicht auch Menschen darin zu verstecken. Zu andern Zeiten dienten jene verborgenen Räume auch möglicherweise Schmuggelwaren als Lagerplatz. Heute stellen wir die Waffen und Panzer unsrer Vorfahren als Wanddekoration auf; und durch die geheimnisvollen Wege, die das Blut todwunder Flüchtlinge tranken, trägt man jetzt dustendes Gebäck und dampfenden Punsch."

Ich folgte ihren Augen, wie sie dieses sagte, und sah wirklich den Diener mit belasteter Silberplatte aus der Wand erscheinen.

Das Schachspiel wurde beiseitegeschoben. Wir tranken, plauderten, rauchten. Die Gräfin war bezaubernd in ihrer Unterhaltung. Doch ihr blühendes Antlitz erschien mir jetzt trivial, da mir Stefanies durchgeistigte Züge immer vor der Seele standen. Ich bemerkte jetzt auch, daß die Gräfin Puderquast und Tuschepinsel in Bewegung gesetzt hatte, um Reklame für ihre Reize zu machen. Es kam mir fast vor, als wollte sie Iswolsky foltern durch ihre Liebenswürdigkeit gegen mich. Dieser konnte trotz aller weltmännischen Gewandtheit eine gewisse Ungeduld nicht verbergen. Ich merkte, daß er mich verwünschte. Sobald eine kleine Pause im Gespräch es gestattete, erhob ich mich und bat um die Erlaubnis, mich zurückziehen zu dürfen.

Die Gräfin klingelte abermals, und wieder erschien der schnauzbärtige Riese. „Onuphri," befahl die Dame, „leuchte dem Herrn in sein Schlafgemach, das Balkonzimmer."

Digitized by Google

Ich verabschiedete mich, während Onuphri die drei Kerzen eines schweren Armleuchters entzündete.

Dann folgte ich ihm, wie er mir in devoter Weise halb rückwärts schreitend vorausging.

Wir kamen durch den Salon, an dessen einem Ende die Herren, in ihr Spiel vertieft, keine Notiz von mir nahmen. Wir gingen durch den Speisesaal, das Vestibül die Treppe zum obern Stock empor.

Der Korridor oben war nicht erleuchtet. Die drei Kerzen vor mir flackerten und warfen scheue, tanzende Lichter in die Dunkelheit. Meine Phantasie, durch die Erzählungen der Gräfin aufgeregt, sah ängstliche Schatten an den Wänden vor uns herhuschen, sah Falltüren und geheime Gänge zwischen den Wänden uns entgegengähnen. Endlich öffnete mein Leitstern eine Tür und ließ mich eintreten.

Schneidende Kälte wehte mich an. Fenster und Glastüren waren weit geöffnet. Im Kamin prasselte ein lustiges Holzfeuer.

Onuphri stellte den Leuchter auf einen Tisch und entzündete verschiedene Kerzen, während ich auf den Balkon trat. Ich sah in schwindelnde Finsternis hinab, trat wieder ins Zimmer und befahl dem Diener, Fenster und Tür zu schließen und die Gardinen vorzuziehen. Darauf zog er mir die Stiefel aus, bekleidete meine Füße mit weichen Lederschuhen und entfernte sich.

Jetzt fing die Kaminwärme an zu wirken. Ich schaute im Zimmer umher und staunte über den Luxus und Komfort, mit dem es ausgestattet war. Dieses eine, allerdings sehr große Zimmer enthielt alles, was ein zivilisierter Europäer zum Leben braucht. Da, am Fenster, stand ein großer wohlausgestatteter Schreibtisch, dahinter an der Wand eine kleine Bibliothek auf hohen Regalen. Dann folgte an der rechten Seitenwand eine Saloneinrichtung, die in der innern Ecke des Zimmers mit dem Kamin abschloß. An der Innenwand befand sich eine tiefe Nische, die, durch wachsleinene Vorhänge von dem übrigen Zimmer abgeschlossen, Bade- und Waschcinrichtung enthielt. Jenseits der Korridortür stand an derselben Innenwand das Bett, ein wahrhaft fürstliches Prunklager, durch japanische Wandschirme vor profanen Blicken geschützt. Daran reihten sich an der linken Seitenwand Kleiderschränke, eine Kommode, ein prächtiger Toilettentisch, ein Notenständer, ein Harmonium und schließlich in der Ecke neben der Glastür ein Betschemel mit Heiligenbild. Es war eine Madonna in Lebensgröße, vor der ein Lämpchen in rot und grünem Glase braunte. Die Augen der heiligen Jungfrau sahen mich ernst und prüfend an; sie folgten mir, wohin ich den Blick auch wenden mochte. Es waren die rätselhaften Augen Stefanies, es war auch ihre reine Stirn, es waren ihre edlen, feinmodellierten Gesichtszüge.

Ich schalt mich einen Toren, daß ich überall nur ihr Bild sah, wollte es verbannen und dachte wieder an die unheimlichen Erzählungen der Gräfin. Ob hier wohl auch eine Geheimtür war? Ich untersuchte die Wände, konnte aber nichts entdecken. Vielleicht hinter dem Heiligenbild oder hinter dem Pfeilerspiegel? Das Gefühl, daß sich nachts so eine unsichtbare Tür auftun und ein paar Kerle von der Gestalt Onuphris eindringen und mich berauben konnten, war nicht behaglich.

Ich fand meinen Koffer ausgepackt, Kämme, Bürsten, Flakons auf dem Toilettentisch ausgelegt, meine Jagdausrüstung an einen Ständer gehängt.

Von der größten Aufmerksamkeit, von allem nur erdenklichen Behagen umgeben, konnte ich gewisse unheimliche Vorstellungen doch nicht los werden. Ich legte meinen geladenen Revolver auf das Bettischchen, entkleidete mich, löschte die Kerzen und versank in den schwellenden Kissen, leider aber nicht in den ersehnten Schlummer.

Die flackernden Flammen des Kamins malten sonderbare Lichter und Schatten an die Decke des Zimmers. Dieses unruhige Spiel regte mich auf. Von fern aber, mir gegenüber, strahlte das farbige Licht der ewigen Lampe und beleuchtete die stillen, hoheitsvollen Züge der heiligen Jungfrau.

Nun aber ward es auch draußen hell. Der Mond war aufgegangen, durchleuchtete die dichten weißen Vorhänge und malte die Umrisse der Fenster auf den Teppich.

Plötzlich — was war da? Mein Haar sträubte sich, deutlich sah ich einen Schatten am Fenster hingleiten, langsam und geräuschlos, den Schatten eines Menschen. Ich sprang empor. Die Hand umspannte den Revolver.

Der Schatten war vorübergezogen.

Digitized by Google

Hatte mich meine Einbildungskraft getäuscht? Ich sah nichts mehr.

Da! — da! — oh, es war kein Phantasiegebilde — da war derselbe Schatten wieder! diesmal an der Balkontür. Jetzt stand er still.

Ich mußte dem Einbrecher zuvorkommen. Die Waffe in der Hand, schlich ich der Wand entlang, damit der Schein des Kaminfeuers nicht etwa meinen nahenden Schatten an die Glastür werfen und den Bösewicht warnen konnte.

Leise mich an dem Toilettentisch, dem Harmonium, dem Betpult vorbeischiebend, sah ich deutlich, wie die Gestalt draußen an der Tür sich hob und beugte, ich hörte ein Tasten und Drücken. Nun war ich angelangt. Ganz behutsam schob ich mit der Linken den Vorhang ein wenig zur Seite; um meinen Gegner zu erkennen, hob ich in der Rechten den Revolver, bereit, loszudrücken — — da — hilf Himmel! da sah ich eine weiße Engelsgestalt auf dem Balkon. Der Mond beleuchtete ein frommes, blasses Gesicht. Ich sah zwei große, angstvoll starrende Augen — —

Es war Stefanie.

Ich dachte nicht an meine fragwürdige Toilette, nicht an den möglichen Zweck ihres Besuches. Ich zog den Vorhang beiseite, riß die Tür auf und barg mich dahinter. Voll flutete das Mondlicht nun herein. Unhörbar glitt die junge Gräfin über die Schwelle, glitt auf ihren nackten weißen Füßchen längs der Fensterwand hin und stand jetzt an einem der Bücherregale. Ihre langen schwarzen Flechten hingen über das Nachtgewand herab; sie hatte die Arme erhoben und tastete an einer Bücherreihe.

Klopfenden Herzens hatte ich indessen die Glastür so geräuschlos wie möglich geschlossen und ließ mich von dem zurückgezogenen Vorhang verhüllen.

Jetzt hielt sie ein Buch in den Händen, ließ das Mondlicht voll darauf scheinen und schob, augenscheinlich zufriedengestellt, das Buch wieder an seinen Platz.

Ich hielt den Atem an. Was wird nun geschehen?

Da ging sie leisen, träumenden Schrittes quer durch das Zimmer auf das Bett zu, legte sich hinein, zog die purpurseidene Decke um die Schultern — und schlief. —

War das ein Abenteuer!

Ohne Zweifel war die junge Gräfin eine Schlafwandlerin.

Wie hatte ich mich nun aber zu verhalten?

Vor allem mußte ich an das Nächstliegende denken: Toilette machen. Ich schlich also an das Bett, nahm meine in dessen Nähe zusammengelegten Kleidungsstücke an mich und verschwand mit ihnen in dem Badekabinett.

Als ich darauf völlig angekleidet heraustrete und mich umschaue, wird es mir klar: dieses ist das Zimmer der jungen Komtesse, in das man mich einquartiert hatte.

Wie hing das zusammen in einem so geräumigen Hause?

Was sollte ich nun beginnen? Hinuntergehen? Als Schreckensbote vor der Gräfin stehen, sie womöglich in den Armen ihres Liebhabers überraschen? Oder an den Kartentisch treten und den Grafen auf ein Wort beiseite rufen?

Sollte ich damit nicht lieber warten, bis die Gesellschaft sich trennte?

Ich schaute hinaus. Wie war sie auf den Balkon gekommen? Ich hatte ja ihren Schatten am Fenster gesehen, das gar nicht auf den Balkon mündete.

Der Vollmond hatte sie wohl aus der Ruhe gelockt; sie war durch ihr Fenster hinausgestiegen und auf dem schmalen Sims des zweiten Stocks bis an den Balkon gegangen.

Entsetzlicher Gedanke!

Wenn ich sie jetzt allein ließ — vielleicht verlockte der Mond sie zu demselben gefahrvollen Rückweg?

Ich beschloß also, bei ihr zu wachen, bis ich Schritte im Korridor hören würde, die mir anzeigten, daß die Gesellschaft sich zur Ruhe begab.

Ich zündete die Kerzen auf dem Sofatisch an und suchte nach Lektüre. Vielleicht gab das Buch mir Aufklärung, nach dem sie so angstvoll gesucht hatte.

Es war leicht zu finden. Die dünne Staubschicht, die die Fächer des Regals bedeckte, war an einer Stelle weggewischt. Ich zog das Buch hervor, das ihre Hände soeben umschlossen hatten. Es war ein Gebetbuch: „Tägliche Andachten einer christlichen Jungfrau" stand in gepreßter Schrift auf dem Rücken des Umschlags.

Sie hat ihr Abendgebet nicht gelesen, das fromme Kind, dachte ich, das ließ sie nicht ruhen.

Digitized by Google

Eigentlich ohne zu wissen warum, zog ich das Buch doch aus seinem Futteral, lüftete den Umschlag und sah einen Maroquindeckel mit der Aufschrift „Journal“. Es war ihr Tagebuch, das unter falscher Flagge segelte. Ja, so eine kleine Heilige verschmäht manchmal auch die Kriegslist nicht.

Mir durchaus nicht der Indiskretion bewußt, die ich beging, saß ich bald in der Sofaecke, ganz vertieft in die Lektüre dieses französisch geschriebenen Tagebuchs, das mir alle Rätsel lösen sollte. Deutlich erinnere ich mich folgender Stellen:

„Endlich wieder daheim! O dieses Nizza! Mama schwelgte in Vergnügen, und ich lag einsam auf dem Balkon, nur Karolla zur Gesellschaft.

Man findet aber, der Aufenthalt hätte mir gut getan. Ich glaube, das ist nur die Freude, wieder daheim zu sein. Daheim in meinem Zimmer!

O welche Überraschung hat der gute Papa mir gemacht! Er hat mir ein Heiligenbild malen lassen: die heilige Jungfrau, die die Züge meiner süßen verstorbenen Mutter trägt. Ich kenne sie ja nur aus dem Bildnis in Papas Zimmer. Ihre Arme haben mich nie umschließen können, ihre Lippen haben mich nie geküßt. Wie oft weinte ich Tränen der Sehnsucht nach dieser nie gekannten Mutterliebe. Nun wachen ihre Augen über mir, sie folgen mir überall. Abends, ehe ich einschlafe, grüße ich von meinem Bett aus das liebe Bild, und morgens fällt mein erster Blick darauf. Nun bin ich nicht mehr einsam.“

An einer andern Stelle stand: „In Nizza lernten wir einen interessanten Herrn kennen, der in unsrer Nachbarschaft begütert ist, aber seit Jahren im Auslande lebt. Er arrangierte hübsche Ausflüge, an denen Mama sich beteiligte, und von denen sie mir jedesmal ganz begeistert erzählte. Heute erschien dieser Graf Iswolsky bei uns; sein Gewissen trieb ihn, sich nach seinem verlassenen Schloß umzuschauen, sagte er scherzend. — —

Zufällig hörte ich heute, was ich nicht hören sollte. Ich habe wirklich nicht lauschen wollen. Papa sagte ärgerlich, der Graf käme ihm zu oft. Da lachte Mama und sagte: ‚Wer eine schöne Tochter hat, darf sich nicht wundern, wenn die Freier einem das Haus einlaufen.‘

Das Herz stand mir still vor Schreck, wie ich das hörte. Meinte Mama mich damit? Jagdwiga ist schön, aber sie zählt doch noch nicht mit. Wäre es möglich, daß Graf Iswolsky an mich denkt, an das unbedeutende, schwächliche Geschöpf? Er, der glänzende Kavalier voll Kraft und Lebenslust. Er beachtet mich kaum, wenn er kommt. Vielleicht bin ich zu schüchtern? — O, wenn es wahr wäre! — —

Es ist keine Täuschung. Ich fand Mama in leisem Gespräch mit Iswolsky, das plötzlich verstummte, als ich dazutrat. Ich sah, wie der Graf verlegen wurde. Er, der gewandte Weltmann, verlegen mir gegenüber!

Nachher sagte Mama, sie hätten gerade von mir gesprochen. Iswolsky war im Begriff, sich zu erklären, meinte sie, da blieb durch meine Dazwischenkunft das Wort ungesprochen. Künftig sollte ich mich nie ungerufen zu ihnen gesellen. Es stellen ihm so viele Mütter nach, sagte sie, es wäre ärgerlich, wenn andre uns den Rang ablieſen, er ist eine so glänzende Partie!

Ach, Mama, wie siehst du das Leben prosaisch an! Eine glänzende Partie — was frage ich danach! Aber ihn, den schönen, lebensprühenden Mann, ihn bewundre ich, zu ihm sehe ich auf wie zu einem Halbgott. —

Jetzt habe ich gehört, daß Iswolsky Schulden hat und darum auf seinem Schloß haust. O, nun liebe ich ihn erst mit ganzer Glut, nun ich weiß, daß er mir nichts bietet als seine Person, seine glänzende, ritterliche Persönlichkeit. O, wenn er nun kommt, will ich versuchen, ihm ohne Scheu zu begegnen, ihm zu zeigen, wie sehr ich ihn liebe. O Madonna, o meine Mutter, ist es erlaubt, so unbeschreiblich glücklich zu sein? —

Heute, als Papa im Begriff stand, auf mehrere Tage zu verreisen, erhielt er einen Brief, der ihn sehr erfreute. Der Sohn eines Jugendfreundes meldete sich zu Sonntag mittag an. Am Montag soll große Jagd bei uns sein. Papa gab Mama den Auftrag, das beste Fremdenzimmer für ihn herrichten zu lassen. ‚Die Fenster müssen aber vorher nachgesehen werden,‘ sagte er, ‚ich glaube, an der Wetterseite, wo die Fremdenzimmer liegen, sind sie alle schadhaft. Die Deutschen schlafen immer bei offenem Fenster. Es würde meinem Hause zur Unehre gereichen, wenn mein deutscher Gast irgendeinen Defekt bemerkte. Also ich verlasse mich darauf, daß alles in Ordnung kommt.‘

Digitized by Google

Mama kümmerte sich aber gar nicht um die Sache.

Da faßte ich einen kühnen Entschluß, rief Kasimire und ging mit ihr und Gregor in die Logierzimmer. Die Fenster waren alle zugenagelt, weil sie beim Öffnen auseinanderfallen würden. Da befahl ich Gregor, den Tischler zum Ausbessern zu bestellen, und bin nun ganz stolz auf meine Tatkraft. —

Heute mittag wird der deutsche Leutnant erwartet. Mama und ich saßen noch allein am Frühstückstisch, da kam Kasimire ganz verstört herein. Sie hatte mit Kamtja das Bett beziehen wollen, da sah sie, daß die Fenster ausgehoben waren und das Parkett unter Wasser stand, da es ja einige Tage heftig geregnet hatte.

Mama wurde furchtbar böse. ‚Wer hat eigenmächtig solchen Befehl gegeben?‘ fragte sie, und ihr ganzer Zorn entlud sich auf mich, die ich mich als Schuldige bekannte. ‚Der Deutsche wäre wahrlich nicht erstickt bei geschlossenen Fenstern!‘ schrie sie ganz außer sich. ‚So leere Fensterhöhlen darf niemand von der Jagdgesellschaft sehen, am wenigsten Papa.‘

Gregor stürzte zum Tischler. Der hatte die Fenster Freitag abend zum Maler gebracht, der Jude konnte am Schabbes nicht streichen, hatte es gestern nach Sonnenuntergang getan. Nun kleben die Fensterrahmen und riechen nach Ölfarbe.

Unsre gute Kasimire wußte Rat. Man sollte die für den Winter bestimmten Doppelfenster in die leeren Öffnungen nageln. Unsre polnischen Gäste werden damit wohl zufrieden sein, mit Ausnahme von Iswolsky. Dessen Zimmer ist ja aber unten und steht immer für ihn bereit. Aber dem Deutschen dürfen wir so etwas nicht bieten.

Wir hörten Papa kommen — da zischte Mama mir zu: ‚Eile auf dein Zimmer und räume es dem Götzen deines Vaters ein! Dein Heiligenbild kann auch einmal einen Ketzer bestrahlen.‘

Nun sitze ich vor meiner Gottesmutter und klage ihr mein Leid, während Kasimire meine Toilettengegenstände zusammenpackt und in der Schwestern Zimmer bringt, wo ein Bett für mich aufgestellt ist. O du heilige Jungfrau! Wird der Fremde seine Knie vor dir beugen und sein Ave sprechen? Oder ist er ein Verächter deiner Göttlichkeit, wie leider so viele Deutsche?

Was er auch tun möge — deine gütigen Augen werden auch ihm folgen: warnend, wachend, fürbittend.“ — —

Hier brach das Tagebuch ab. Ich hüllte es sorgsam in den Umschlag ein, schob es in das Futteral und tat es an seinen Platz zwischen den andern Büchern.

Nun war mir alles klar, die ganze Tragik dieses Mädchenlebens. O dürfte ich meine Arme schützend um das holde Kind breiten! Aber sie würde meinen Schutz wie meine Liebe verschmähen.

Jetzt war mir auch klar, was ich tun mußte: klingeln und dem aus irgendeinem Versteck hervorspringenden Diener befehlen, mir Kasimire herbeizuschaffen. Das schien so eine Art von Faktotum im Hause zu sein. Mochte der Kerl denken, ich erwartete die würdige Duenna zum Rendezvous.

Aber dieser vernünftige Plan scheiterte an einem Umstand: ich fand bloß einen Glockenzug, und den zu meinem Schreck über dem Bett.

Stefanie atmete sanft und leise wie ein tief schlafendes Kind. Es wäre ein Frevel gewesen, mich über sie zu beugen und sie vielleicht tödlich zu erschrecken.

Die Sache aber länger verzögern durfte ich auch nicht. Es war bereits halb zwei Uhr geworden, kein Laut war hörbar. Die Räumlichkeiten waren mir unbekannt. Vielleicht hatten sich die Gäste schon zur Ruhe begeben, ohne diesen Korridor zu betreten. Morgen früh aber, wo alles zeitig zur Jagd aufbrach, durfte man Stefanie nicht in meinem Zimmer finden oder vielmehr mich nicht in dem ihren. Ich beschloß also, aufs Geratewohl hinunterzugehen und ein lebendes Wesen aufzusuchen, ergriff den Leuchter und näherte mich vorsichtig der Tür.

Da hörte ich einen leisen Schrei. Wie angewurzelt blieb ich stehen und sah Stefanie aufrecht im Bett sitzen und mich entsetzt anstarren.

„Verzeihen gnädigste Komtesse,“ sagte ich, „man hat mich irrtümlich in dieses Zimmer gewiesen, ich stand schon im Begriff, es wieder zu verlassen.“ Dabei verbeugte ich mich und wollte mich entfernen.

„Nein, nein, bleiben Sie, Herr Leutnant, ich bitte Sie um alles in der Welt! Sie sind vollkommen im Recht, dieses Zimmer ist für Sie bestimmt. Ich weiß wirklich nicht, wie ich hierhergekommen bin. Viel-

Digitized by Google

leicht im Traum. Ich träume zuweilen so angstvoll. Bitte, Herr Leutnant, wollen Sie mir da unter dem Toilettentisch meine kleinen Pelzschuhe herreichen und aus dem Schrank einen Regenmantel."

Ich tat, wie sie mir befahl, dann trat ich zurück.

Einen Augenblick später stand sie angekleidet vor mir. „So, Herr Leutnant, nun leuchten Sie mir von der Tür aus ein wenig auf den Korridor, dann finde ich schon allein mein Zimmer."

Ich hatte den Leuchter in der linken Hand und stand an der Tür, die ich ihr öffnen wollte. Da ergriff sie meine Rechte, sah mich mit ihren wunderbaren Augen tief an und sagte: „Ich fühle es, Sie sind ein guter Mensch, ich kann Ihnen vertrauen; nicht wahr, Sie sagen zu niemand im Hause etwas von diesem Abenteuer?"

Ich versprach es ihr und drückte meine Lippen auf die kleine kalte Hand.

Da huschte sie an mir vorbei, ich folgte mit dem Licht, und bald war sie in dem Schatten des Korridors verschwunden.

Und nun ist meine Geschichte zu Ende.

* * *

Atemlos hatten wir gelauscht. Als der Major nun schwieg, konnten wir uns jedoch noch nicht recht zufrieden geben.

„Wie war es am andern Tage?" fragte eins der jungen Mädchen.

„Wir fuhren zur Jagd!" entgegnete der alte Herr trocken.

„Und Stefanie?"

„War krank. Man hatte den Arzt kommen lassen. Ich habe sie nicht wiedergesehen."

„Aber nachher?"

„Hat sie sich mit Iswolsky verlobt." Seine Stimme klang rauh, wie er dieses sagte. „Böse Zungen erzählen, der Graf hätte Iswolsky zu den Füßen seiner Frau gefunden, und da hätte ihm diese lächelnd zugerufen: ‚Du kommst gerade im richtigen Augenblick, Marian! Iswolsky bittet kniefällig um Stefanies Hand. Ich dachte sie ihm verweigern zu müssen wegen seiner derangierten Verhältnisse — was meinst du dazu?' Der alte Graf war so verliebt in seine Frau, daß er ihr glaubte oder zu glauben vorgab, und seine Tochter verlobte, um allen Klatsch zum Schweigen zu bringen und den lästigen Hausfreund anders zu engagieren."

„Aber Stefanie?"

„Naturen wie die ihren gehen an seelischen Konflikten zugrunde. An dem Tage, da es ihr klar wurde, wem die Leidenschaft ihres Verlobten galt, verfiel sie in ein heftiges Nervenfieber, dem sie bald erlag. Man sprach in der Gegend viel von der prunkvollen Bestattung."

Durchs Leben!

Sie hielten einander fest bei der Hand,
Jung er und jung auch sie,
Die Glocken läuteten durch das Land,
Sie beteten Ave-Marie.
Und am Wege die blühenden Triebe
Nickten zum Beten der Liebe.

Sie hielten einander fest bei der Hand
Im großen Kampfe ums Sein;
Die Stürme wanderten durch das Land,
Und der Abend brach dämmernd herein;
Sie kämpften und beteten leise
Ein Ave-Maria zur Reise.

Es war eine todstumme Frühlingsnacht,
Da schritten zwei Menschen hinaus,
Sie hatten miteinander ein Leben durchwacht,
Sie gingen miteinander nach Haus.
Ein zitterndes Ave — sie kamen —
Der Tod nickte lächelnd sein: „Amen."

L. v. Kleist

Digitized by Google

Zu Bismarcks Gedächtnis

Von Prof. Dr. Horst Kohl

Am 30. Juli d. J. begeht das deutsche Volk die zehnte Wiederkehr des Tages, an dem Fürst Otto von Bismarck zu seinen Vätern einging. Denkmal um Denkmal hat ihm die Dankbarkeit seiner Volksgenossen errichtet. Hunderte von Bismarcktürmen künden von Deutschlands Bergen herab den Ruhm seines Namens, und in die deutsche Walhalla, die Ludwig I. von Bayern einst bei Donaustauf als dauerndes Denkmal deutscher Größe gründete, hält nach Ablauf der zehnjährigen Bewährungsfrist die Büste des ersten deutschen Reichskanzlers ihren Einzug. Zu stiller Wehmut ist der Schmerz geworden, der unsre Herzen bei der Todesnachricht zerriß; den Kummer über den Verlust mildert uns die Freude an dem stolzen Bewußtsein, daß wir ihn so lange den Unsern nennen und seines Wirkens uns erfreuen durften. Denn was wir sind, sind wir durch ihn geworden: ein großes Volk mit großen Zielen, aber auch mit großen, noch ungelösten Aufgaben. Er wies uns die Bahn, die wir im zwanzigsten Jahrhundert gehen müssen, um würdige Erben des Kapitals an Macht und Ansehen zu werden, das er als Frucht seiner Arbeit im Dienste des Vaterlandes uns hinterließ. Die folgenden Seiten sollen einer Betrachtung seines Wirkens und Wesens gewidmet sein; ein Rückblick auf die Zeit der Vorbereitung mag sie einleiten.

Die Anfänge des neunzehnten Jahrhunderts standen unter dem Zeichen Napoleons I. Aus der Revolution hervorgegangen und durch sie emporgehoben, wurde er der Vollstrecker ihrer Bestrebungen, für unser deutsches Volk ein Wohltäter wider Willen. Denn das Deutsche Reich in seiner Zersplitterung war ein Gebilde ohne Leben und Lebenskraft, ein Chaos von weltlichen und geistlichen Souveränitäten ohne jedes innere Band, gleich machtlos gegen Angriffe von außen wie gegen innere Stürme. Es war charakteristisch für die Zerfahrenheit und Unhaltbarkeit der Verhältnisse, wenn sich Preußen, nächst Österreich der mächtigste der deutschen Staaten, durch den Basler Frieden von allen Verpflichtungen loslösen durfte, die ihm aus seiner Zugehörigkeit zum Reich erwuchsen, um hinter einer schielenden Neutralität eigensüchtige Bestrebungen zu verfolgen und aus der Schwächung oder Vernichtung seiner natürlichen Bundesgenossen unmoralischen Gewinn zu erhoffen. Aber diese Zurückhaltung Preußens in den entscheidenden zehn Jahren vom Basler Frieden bis zur Schlacht bei Austerlitz förderte den Prozeß der Auflösung, der jeder Neubildung vorausgehen mußte, und setzte Napoleon in den Stand, das alte Reich in seinem Rechtsbestande aufzulösen und das halbe Deutschland in eine Präfektur des französischen Kaiserreichs umzubilden. Der Zusammenbruch des preußischen Staates durch den Doppelschlag von Jena und Auerstädt vollendete das notwendige und heilsame Werk der Zersetzung, aber er weckte auch die schlummernden geistigen und sittlichen Kräfte der deutschen Nation zu der großen Tat der Selbstbefreiung. Unter den schmetzlichen Hammerschlägen der Fremdherrschaft wurde „das zerschlagene Eisen der Friderizianischen Monarchie zu dem Stahl geschmiedet, der 1813 diese Fremdherrschaft mit starker Elastizität zurückschleuderte". Wenn Fürst Bismarck am 31. Juli 1892 auf dem Marktplatz zu Jena seiner Überzeugung Ausdruck gab, daß ohne Jena in unsrer Geschichte vielleicht Sedan nicht seinen glorreichen Platz gefunden hätte, so hat er damit auf den engen geschichtlichen Zusammenhang hingewiesen, der zwischen der Zertrümmerung des morsch gewordenen Baues und dem Neubau von 1870/71 besteht. Das Preußen von 1813 war noch nicht reif, die Führung des deutschen Volkes zu übernehmen, ebensowenig war das deutsche Volk zu der Erkenntnis reif, daß enger Zusammenschluß unter Beschränkung der Souveränität der Einzelstaaten das Erfordernis nationalen Lebens sei. Die Zeit des Deutschen Bundes von 1815 bis 1866 war für beide Teile eine Zeit der Läuterung und Klärung, der Rüstung und des Kampfes. Je näher die Entscheidung rückte, um so schärfer umrissen trat aus dem Nebel der bundestägigen Gegenwart das Bild des Mannes der deutschen Zukunft hervor, Ottos von Bismarck.

Als preußischer Parlamentarier begann er 1847 seine Laufbahn, als deutscher Reichskanzler beendete er sie 1890, zum nationalen Heros erhob ihn die Dankbarkeit und Pietät seiner deutschen Volksgenossen. Die Politik riß ihn, der nach Herkunft und Erziehung zum preußischen Landjunker bestimmt zu sein schien, in ihre Bahnen und hielt ihn fest mit eisernen Banden, seitdem er, dem Drängen seines Königs folgend, die Vertretung Preußens am Frankfurter Bundestag übernahm, bis zu dem Tage, da er den Abschied aus den höchsten Ämtern des Reichs unerbeten erhielt, ja bis an den Tod — denn der zur Muße verurteilte Greis mußte die Erfahrung machen, daß „die Politik" als die „stärkste

Digitized by Google

Forelle in seinem Fischteiche“ alle andern aufgefressen, in ihm die Luft an „Wald und Feld und deren Zukunft“ ertötet hatte. Es war bedeutsam für die Entwicklung seiner diplomatischen Fähigkeiten, daß das Vertrauen des Königs ihn gerade auf denjenigen Posten stellte, der ihn sowohl mit dem Mikrokosmus der deutschen wie dem Makrokosmus der auswärtigen Politik in Verbindung brachte. In Frankfurt ging ihm die Erkenntnis auf, daß Österreich Preußen im Bunde nie als gleichberechtigt anerkennen werde, sondern in dem Deutschen Bunde ein Hinterland Österreichs erblicke, das verpflichtet sei, alle seine militärischen und finanziellen Kräfte in den Dienst österreichischer Interessen zu stellen; hier sah er die deutschen Dinge in ihrem europäischen Zusammenhange, sah, wie die mittleren und kleinen Staaten huldigend zu der neu aufsteigenden Sonne des zweiten Kaiserreichs ausblickten und ihre Bereitschaft, in einem neuen Rheinbund als Frankreichs Vasallen die französische Vorherrschaft in Europa zu stützen, unzweideutig kundgaben. Damit waren für die preußische Politik die beiden Ziele bezeichnet, denen sie zustreben mußte: sie mußte Preußen die Bahn freimachen zur Lösung seiner deutschen Aufgabe, *wenn nötig, durch einen Krieg mit Österreich*; sie mußte die *Auseinandersetzung mit Frankreich* ins Auge fassen, um die Zustimmung Europas für die Neuordnung der deutschen Verhältnisse zu gewinnen. Sehen wir, wie Otto von Bismarck die beiden Aufgaben löste und dann dem geeinten Deutschland die *Weltstellung* schuf, die ihm die Teilnahme an der *Weltpolitik* des zwanzigsten Jahrhunderts erst ermöglichte.

Den Krieg mit Österreich hat Bismarck nicht von vornherein als Mittel zum Zweck in Aussicht genommen; er war mit Absichten des Friedens nach Frankfurt gekommen, ja, er hatte sich gerade durch die Wärme, mit der er zur Zeit der Olmützer Verhandlungen die friedliche Auseinandersetzung mit Österreich angeraten hatte, der preußischen Regierung für den schwierigen Posten eines Gesandten am Bundestag empfohlen. Aber seine Rücksichtnahme auf Österreich fand ihre Begrenzung in seiner preußischen Gesinnung. Noch wiegte er sich in der Einbildung, daß Österreich bereit sei, sich ehrlich mit Preußen in die Leitung Deutschlands zu teilen und darum am Bundestage nichts beantragen werde, worüber es sich nicht zuvor mit Preußen verständigt habe. Doch schnell genug sollte er erfahren, daß das dem Fürsten Schwarzenberg in den Mund gelegte Wort, man müsse Preußen erst erniedrigen, dann vernichten, mehr als eine gelegentliche Entgleisung eines Preußen nicht wohlgesinnten österreichischen Diplomaten, daß es der Grundgedanke der österreichischen Bundespolitik sei. Seit dieser Erkenntnis stand er unentwegt auf der Hut, um jeden Übergriff Österreichs in die preußische Machtsphäre, jeden Versuch zur Erweiterung der Präsidialrechte, jeden Mißbrauch der Mehrheit am Bunde zur Erreichung rein österreichischer Zwecke abzuwehren. Dadurch gelang es ihm, die Neutralität des Bundes und Preußens während des Krimkrieges durchzusetzen und damit Rußland einen Dienst zu erweisen, der ihm den Wert der preußischen Freundschaft greifbar vor Augen stellte; aber er selbst erschien seitdem der österreichischen Politik als der Feind, der mit allen Mitteln der Verdächtigung verfolgt und zum Störenfried der idyllischen Ruhe am Bundestag gestempelt werden müsse. Man mochte in Berlin dem Drängen Österreichs nicht nachgeben, zumal man sich der Einsicht nicht verschließen konnte, daß einzig das hochgespannte Ehrgefühl des preußischen Diplomaten Bismarck leite; aber man konnte sich doch auch nicht verhehlen, daß der Krieg mit Österreich dem preußischen Bundestagsgesandten mehr und mehr als das einzige Mittel erschien, um Preußen aus den unhaltbaren Verhältnissen herauszubringen, die seinen Aufschwung zur Macht hemmten.

Diese Fanfarenstöße aus der Kriegstrompete aber klangen mißtönig in die frommen Weisen der Friedensschalmei, die von der österreichischen Partei am preußischen Hofe geblasen wurde. Sie wollte einen Krieg gegen Österreich um jeden Preis vermieden sehen, sie wollte wenigstens Österreich den guten Willen zeigen und opferte Bismarck auf dem Altar der Bundestreue: seine *Versetzung nach Petersburg* wurde von ihm selbst als eine amtliche Mißbilligung seiner Haltung am Bundestag aufgefaßt — nicht ganz mit Recht, da nach der Meinung des Prinzregenten das in der Abberufung Bismarcks liegende Zugeständnis an Österreich durch seine Versetzung auf den obersten Posten der preußischen Diplomatie jeder persönlichen Kränkung für den verdienten Gesandten entkleidet wurde.

In Petersburg war Bismarck zunächst den deutschen Streitigkeiten entrückt, aber in ihrer ganzen Bedeutung trat die *deutsche Frage* an ihn heran, als ihn das Vertrauen König Wilhelms I. in die Leitung der auswärtigen Politik berief und ihm durch die gleichzeitige Ernennung zum Ministerpräsidenten die Verantwortung für die gesamte Politik des preußischen Staates aufs Gewissen legte. Kaum hatte er von dem neuen Amt Besitz ergriffen, so stellte er die Frage der Zukunft, indem er die Herstellung freundlicher Beziehungen zu Österreich nur dann für möglich erklärte, wenn der Präsidialstaat das bisher befolgte System der Majorisierung Preußens am Bunde aufgebe und einer aufrichtigen Bundespolitik sich befleißige. Man kann nicht sagen, daß seine Mahnung williges Gehör gefunden hätte. Noch in demselben Jahre (1863) mußte er die Erfahrung machen, daß Österreich den preußischen Staat plump zu übertölpeln suchte,

Digitized by Google

indem es die Reform des Deutschen Bundes ohne vorherige Verständigung mit Preußen in Fluß zu bringen suchte, und zwar nur im Sinn einer Verstärkung der österreichischen Direktorialgewalt. Es war der erste in heißem Kampf errungene Sieg Bismarckscher Staatskunst, daß es ihr gelang, einen ablehnenden Bescheid auf die Einladung Preußens zum Frankfurter Fürstentage durchzusetzen und dadurch das glänzende Schauspiel zur schalen Komödie herabzuwürdigen; ein zweiter, fast noch größerer, daß er das durch die Ablehnung schwer gekränkte Österreich vermochte, in freundlichem Dualismus mit Preußen die schleswig-holsteinische Frage zu lösen, und durch die enge Verbindung mit dem Kaiserstaat die Einmischung Europas in diese rein deutsche Angelegenheit abwehrte. Daß die Freundschaft in bittere Feindschaft umschlug, weil beide Staaten sich über die Teilung der Siegesbeute nicht einigen konnten, war weniger die Schuld Preußens als Österreichs. Denn während Preußen für den Erwerb der in seinem Machtbereich gelegenen Herzogtümer Österreich billige Entschädigung an Geld und militärische Unterstützung in europäischen Verwicklungen zu gewähren bereit war, gönnte Österreich Preußen keinen Zuwachs an Macht und suchte durch die Unterstützung des bisher von ihm selbst bekämpften Augustenburger Projekts Preußen vor ein neues Olmütz zu stellen.

Der lang gemiedene Krieg kam zum Ausbruch und fand ein Preußen, das seiner Aufgabe gewachsen war. Der Sieg auf dem Schlachtfeld von Königgrätz brachte die Entscheidung. Österreich schied sich von Deutschland und überließ Preußen die Führung in dem in neuen Formen zu organisierenden Teil nördlich vom Main. Schwieriger aber als der Sieg, der auf der Überlegenheit der Waffenrüstung und den sittlichen Eigenschaften des preußischen Heeres beruhte, war die Aufgabe, aus den Trümmern des Bundes einen haltbaren und festgefügten Neubau aufzurichten und die nur durch wirtschaftliche Interessen mit dem Norden verbundenen Staaten südlich vom Main bei Deutschland zu erhalten. Es war eine staatsmännische Leistung ersten Ranges, und sie bleibt Bismarcks persönlichstes Verdienst, wenn ihn auch das nach dem 1866er Kriege mächtig aufschwellende deutsche Nationalgefühl dabei kräftig unterstützte: er, der wie kein zweiter in der Volksseele zu lesen wußte, verstand es, hier den Überschwang einzudämmen, dort den Furor teutonicus wild aufstürmen zu lassen, ganz wie er es in dem Wechsel der politischen Konstellationen bedurfte, um sein letztes Ziel, die Vereinigung von Nord und Süd zum Deutschen Reich unter der Zentralgewalt des deutschen Kaisertums, zu erreichen. Wo der Hauptgegner der Umformung Deutschlands zum Nationalstaat zu suchen sei, das hatte das Telegramm Napoleons III. gelehrt, durch das er in der Nacht vom 3. bis 4. Juli 1866 den streitenden Parteien seine Vermittlung aufdrängte, um Preußen den Erfolg seiner Waffen zu kürzen und Österreich in den Unterhandlungen mit Preußen einen starken Rückenhalt zu gewähren. Die Zerreißung Deutschlands in einen nördlichen, unter Preußens Führung gestellten und einen südlichen, international selbständigen Teil war der erste Erfolg der Napoleonischen Einmischung; daß es der einzige blieb, dafür sorgte Bismarcks Staatskunst. Was auf dem offenen Wege international gewährleisteter Verträge nicht zu erreichen war, wurde auf dem geheimen Wege militärischer Schutz- und Trutzbündnisse fast noch wirksamer erreicht. Denn Preußen erschien nun nicht mehr als der Feind, sondern als der Hüter der Souveränität der deutschen Südstaaten, ja als ein wärmerer Freund ihrer territorialen Unversehrtheit als Frankreich, das um die Preisgabe süddeutschen Gebiets gegen die Ausdehnung des preußischen Einflusses über die Maingrenze hinaus nichts einzuwenden gehabt haben würde. Seitdem Bismarck durch die Bekanntgabe dieser Verträge, die die Heere des gesamten Deutschland für den Fall eines französischen Angriffs unter die Oberleitung des Königs von Preußen stellten, und durch die geschickte Benutzung des im Deutschen Reichstag kräftig sich regenden Nationalgefühls die Erwerbung Luxemburgs für Frankreich, wie vordem durch die Weigerung tätiger Unterstützung die Einverleibung Belgiens unmöglich gemacht hatte, war der Krieg zur Demütigung Preußens für Frankreich nur eine Frage der Zeit: die auf Prestige gegründete Herrschaft Napoleons III. konnte Nackenschläge, wie sie der Imperator laureatus in der für das gekränkte Selbstgefühl der Franzosen so wichtigen Frage einer Entschädigung Frankreichs empfangen hatte, nicht ruhig hinnehmen, wenn sie nicht selbst den Grund ins Wanken bringen wollte, auf dem sie erbaut war. Frankreich fühlte, wie es mehr und mehr die Führung in der Welt verlor, wie sich das Zentrum Europas von Paris nach Berlin zu verschieben begann, und suchte diesen Prozeß durch den Krieg von 1870/71 aufzuhalten. In einer beispiellosen Folge von Niederlagen sank der Thron der Napoleoniden in Trümmer, und von der Zinne des Versailler Königsschlosses aus erhob der deutsche Kaiseraar seine Schwingen zu mächtigem Fluge. Berlin wurde zur deutschen Reichshauptstadt, zum Zentrum der europäischen, ja für die Ära Wilhelms I. der Weltpolitik. Und das in der Hauptsache durch Bismarcks Verdienst, der den Sieg von 1870/71 nicht nach französischer Art zur Begründung einer auf gewalttätiger Bedrohung ruhenden Vorherrschaft mißbrauchte, sondern das in seinen territorialen Wünschen „saturierte" Deutschland mit seiner starken Rüstung zur Hü-

Digitized by Google

terin des Weltfriedens machte und in den Streitigkeiten der Völker als „ehrlicher Makler" sich ein Vertrauen erwarb, wie es vor ihm noch keiner der großen Staatslenker besessen hatte. Verstärkt wurde das deutsche Gewicht durch die enge Verbindung mit Österreich und Italien, nicht zu Zwecken der Eroberung, sondern einzig und allein zur Abwehr von Störungen des europäischen Friedens, zu denen im Westen überspannte Nationalisten, im Osten eine durch diplomatische Mißerfolge blamierte Regierung die so leicht mißleiteten Massen zu drängen suchte.

Die Weltstellung, die Deutschland unter Bismarcks Leitung gewann, erforderte auch neue Mittel zu ihrer Aufrechterhaltung. War seine europäische Stellung durch ein starkes Landheer gesichert, so bedurfte seine Stellung in der Welt zu ihrer Sicherung einer starken Flotte. Die Zeiten waren vorüber, da ein Palmerston verächtlich erklären konnte, daß er die deutschen Farben auf dem Meere nicht anerkennen werde und alle englischen Schiffe Weisung hätten, die unter deutscher Flagge segelnden Schiffe als Seeräuberschiffe aufzubringen. Freilich, was von Armeen gilt, daß sie nicht aus der Erde gestampft werden können, gilt noch mehr von Kriegsflotten: aber ein stattlicher Anfang zu einer deutschen Flotte wurde schon zu Bismarcks Zeiten gemacht, und nach äußerm und innerm Wert stellte sie sich würdig, wenn auch nach ihrer Zahl nicht ebenbürtig neben ihre älteren Schwestern fremder Nationalität. Es wurde England nicht leicht, sich an den neuen Anblick zu gewöhnen, noch weniger leicht wurde es ihm, dem germanischen Vetter vom Lande Anteil an Grund und Boden fremder Länder und Zonen zu gewähren und ihn als gleichberechtigten Genossen auf dem Gebiete der Kolonisation anzuerkennen. Aber Bismarcks ehrliches Bestreben, die Rechte fremder Völker zu achten und nur die unanfechtbaren Besitztitel deutscher Kaufleute unter den Schutz der deutschen Flagge zu stellen, milderte den aus der Eifersucht geborenen Zorn der englischen Staatsmänner, daß sie geschehen ließen, was sie nicht hindern konnten. Aus den bescheidenen Anfängen ist im Laufe von vierundzwanzig Jahren ein stattliches Gebiet erwachsen, das deutsche Tapferkeit gegen jeden feindlichen Angriff behaupten und deutscher Fleiß, deutsche Zähigkeit und Strebsamkeit zu fröhlichem Gedeihen bringen wird.

Doch nicht bloß auf dem Felde der auswärtigen Politik hat Bismarck sich bewährt, auch auf dem der innern Politik war er der Meister. Auf vier Punkte möchte ich hier die Aufmerksamkeit meiner Leser richten: 1) auf die Erweiterung der Volksrechte durch Einführung des allgemeinen und direkten Wahlrechts bei gleichzeitiger Festigung des monarchischen Prinzips; 2) auf die Neuregelung des Verhältnisses zwischen Kirche und Staat; 3) auf die Entwicklung des deutschen Handels zum Welthandel durch eine umfassende Reform unsrer Wirtschaftspolitik, und 4) auf die Anerkennung der Staatspflicht zur Lösung des sozialen Problems.

Es ist nicht leicht, in Zeiten wie der unsrigen, wo eben erst die Revolution in unserm östlichen Nachbarreiche wahnwitzige Greuel verübt hat und von gewissenlosen Agitatoren aufgehetzte Massen für sich das freie und gleiche direkte Wahlrecht fordern, ja bei den mancherlei übeln Erfahrungen, die wir selbst damit gemacht haben, die Einführung dieses Wahlrechts in Deutschland als eine Kulturtat zu preisen. Und doch stehe ich nicht an, sie Bismarck als ein großes Verdienst anzurechnen. Denn noch immer hat der für einen großen Staatsmann gegolten, der das Notwendige zur rechten Zeit tat. Bismarck bekannte sich damit offen zu dem konstitutionellen System, als dessen Gegner er bisher in Preußen gegolten hatte, und berief dadurch das gesamte Volk zur Teilnahme an Gesetzgebung und Finanzverwaltung des Deutschen Reichs. Über die Erwägungen, die ihn dabei leiteten, hat er sich mit aller nur wünschenswerten Offenheit ausgesprochen: sie waren politischer und ethischer Natur. Das freie Wahlrecht hatte schon der Reichsverfassungsentwurf von 1849 den Deutschen in Aussicht gestellt, aber die Reaktion, die nach der Revolution zur Herrschaft gelangte, glaubte eine Freiheit nicht gewähren zu dürfen, von der sie nach den Äußerungen der 1848er Demagogie nur einen Mißbrauch befürchtete. Indem Bismarck sich auf den Boden der nationalen Bewegung von 1848/49 stellte, erklärte er das deutsche Volk für politisch reif, sein Geschick in die eigne Hand zu nehmen, und machte den Kampf gegen Österreich, den Vorkämpfer der Reaktion und Volksunterdrückung, zu einem Streit zwischen Konstitutionalismus und Absolutismus. An dem deutschen Volke war es, zu beweisen, daß es die politische Reife besaß, die der leitende Staatsmann Preußens ihm zuerkannte. Bismarck hat nie gezweifelt, daß das deutsche Volk, sobald es einsehen sollte, daß das ihm gewährte Wahlrecht eine schädliche Einrichtung sei, stark und klug genug sein werde, sich davon freizumachen. Heutzutage wagt keine unsrer großen politischen Parteien eine Beseitigung des freien Wahlrechts ernstlich zu beantragen, ja einsichtige und patriotisch denkende Männer fordern seine Einführung auch in den Einzelstaaten und können sich dabei auf die Autorität Bismarcks berufen, der in dem allgemeinen Wahlrecht nicht bloß theoretisch, sondern auch praktisch ein berechtigtes Prinzip anerkannte. Wer weiß, ob Deutschland nicht durch die rechtzeitige Gewährung ähnlichen Stürmen entgangen ist, wie sie Rußland jetzt noch durchzittern. Dem Staatsmann liegt die Pflicht ob, die Spannung der Dämpfe rechtzeitig zu mindern, ehe durch eine Explosion unberechenbarer

Digitized by Google

Schaden angerichtet wird; Bismarck erfüllte sie, indem er allen Deutschen mit den durch das Gesetz festgestellten Ausnahmen und Beschränkungen das Recht gewährte, ihre Wünsche und Hoffnungen bei der Wahl der Abgeordneten zum Reichstag zu bekunden. Jedes Recht aber legt auch Pflichten auf, und in der Erkenntnis dieser Wechselbeziehung von Recht und Pflichten liegt ein wichtiges Moment der Erziehung einer Nation zu politischer Mündigkeit. Was die Gegenwart uns noch nicht als erreicht zeigt, müssen wir von der Zukunft hoffen. Wir dürfen dann aber auch hoffen, daß uns die Monarchie erhalten bleibt in der Kraft, die ihr Bismarck verliehen hat. Denn nur diejenige Monarchie hat auf die Dauer Bestand, die sich mit dem Gedankengehalt ihrer Zeit in Einklang setzt und dadurch sich die Führung sichert. So hat die Erweiterung der Volksrechte durch Einführung des allgemeinen Wahlrechts die Monarchie in Deutschland nicht nur nicht erschüttert, sondern geradezu befestigt, weil sie nach allem, was geschehen war, als ein Vertrauensvotum an die Nation erschien, als ein freigebiges Geschenk königlicher Gnade. Die royalistischen Ultras in Preußen haben Bismarck einen schweren Vorwurf daraus gemacht, daß er den Sieg von 1866 nicht zur Wiederherstellung des altkönigl ichen Absolutismus oder doch zu einer Restauration auf ständischer Grundlage benutzt habe. Gewiß wäre die Macht dazu vorhanden gewesen, denn die Konfliktsmehrheit des Abgeordnetenhauses hatte allen Boden im Volke verloren, und der Stern des Königtums strahlte heller als je zuvor. Aber was wäre damit gewonnen worden? Keine Ausgleichung, sondern eine Vertiefung der Gegensätze, keine dauernde Stärkung der Monarchie, sondern eine Kriegserklärung des gesamten Liberalismus in Deutschland gegen das preußische Königtum, die zu den schwersten Erschütterungen führen mußte. Aber Bismarck wußte besser, was die Zeit forderte. Er stellte sich auf den Boden des Konstitutionalismus, erkannte durch die Bitte um Indemnität das Budgetrecht der Kammer an und löste in der Verfassung des Norddeutschen Bundes das Versprechen ein, das er im Namen des Königs von Preußen in der Zirkulardepesche vom 10. Juni 1866 gegeben hatte. Der Erfolg entsprach seinen Erwartungen. Mochten royalistische Heißsporne darüber zürnen, daß Bismarck das preußische Königtum zum Führer des Liberalismus gemacht habe: was es an Ansehen in den Augen dieser Minorität verloren hatte, das gewann es an Vertrauen in den Herzen des Volkes. Nie ist das Königtum in Deutschland volkstümlicher gewesen als in der Zeit Wilhelms I., und doch wurde durch niemand die Hoheit des Königtums von Gottes Gnaden kräftiger gewahrt als durch Bismarck, der bei allen die Gesamtheit des Volkes bewegenden Fragen dem Königtum die Führung zuwies und jedem Versuche, seine verfassungsmäßigen Rechte zu beschränken, mit unbeugsamer Entschlossenheit entgegentrat. Die Trauer, die beim Tode Kaiser Wilhelms I. die ganze Nation wie eine große Familie erscheinen ließ, war das beredteste Zeugnis für die monarchische Gesinnung unsers Volkes; sie ist als Erbschaft der großen Zeit dem Erben der Kaiserkrone zugefallen, und wenn sich auch bei uns unter den Einwirkungen der roten Internationale revolutionäre und republikanische Elemente breitmachen, so ist doch zu hoffen, daß im Falle des Kampfes der Kern der Nation treu zu der konstitutionellen Monarchie stehen wird, die sich durch die ihr innewohnende Stetigkeit und Einheitlichkeit noch immer als die beste aller Regierungsformen erwiesen hat.

Dieser Monarchie aber hat Bismarck eine größere Freiheit der Bewegung verschafft durch die Neuregelung des Verhältnisses zwischen Kirche und Staat. Hier ist seine Tätigkeit in erster Linie dem preußischen Staate zugute gekommen, da das Reich nach seiner Verfassung Normen für die Beziehungen zwischen Staat und Kirche nicht aufzustellen vermag; aber indem Bismarck in Preußen den Bestrebungen, die Kirche von der Aufsicht des Staates zu befreien, entgegentrat, hat er auch der deutschen Kultur einen gewaltigen Dienst geleistet. Der preußische Staat hatte in seiner Verfassung den Kirchen des Landes die völlige Freiheit und Unabhängigkeit vom Staate eingeräumt, ihnen nur Rechte gewährt, keine Pflichten auferlegt. Da die katholische Kirche nur dort sich frei fühlt, wo sie das Zepter führt, so hatte sie daraus das Recht hergeleitet, über die katholischen Provinzen des preußischen Staates zu herrschen, und durch zahlreiche Gesetzesverletzungen bewiesen, daß sie durch die Verfassungsartikel 15, 16 und 18 alle Gesetze und Bestimmungen des preußischen Landrechts für aufgehoben erachte. Klöster um Klöster war gegründet und der Staat mit einem Netz von kirchlichen Genossenschaften überzogen worden, das ihm den Lebensatem abzuschnüren drohte, seitdem Papst Pius IX. durch die Enzyklika vom 5. Februar 1873 alle gegen die kirchlichen Anschauungen verstoßenden Gesetze des preußischen Staates für unverbindlich und ihre Befolgung durch katholische Untertanen für ein strafbares Vergehen erklärt hatte. Die Antwort darauf war die Aufhebung der Artikel durch den Preußischen Landtag; sie gab der preußischen Regierung die Freiheit zurück, ihre Beziehungen zur Kirche auf dem Wege selbständiger Gesetzgebung zu regeln und die Religionsgesellschaften unter die Aufsicht des Staates zu stellen. Vieles von dem, was der Staat damals forderte, hat noch Fürst Bismarck bei der Revision der sogenannten Maigesetze aufgegeben, weil sie nur als Kampfgesetze

Digitized by Google

gedacht waren, die den Gegner zur Nachgiebigkeit zwingen sollten. Geblieben aber ist die Streichung jener drei Verfassungsartikel, so daß dem Staate bei jeder Erneuerung des Kampfes die Freiheit zu neuen gesetzgeberischen Aktionen zusteht — ein unschätzbarer Gewinn, da jede zur Erreichung eines bestimmten Zweckes beantragte Änderung des staatlichen Grundgesetzes in den Augen der davon Betroffenen den Charakter einer Rechtsbeugung oder Vergewaltigung zu tragen pflegt.

Wie auf dem Gebiete der Staatspolitik, so hat sich Bismarck auch auf dem der Wirtschaftspolitik als großer Pfadfinder und Pfadweiser bewährt. Bismarck fand, als er in das preußische Ministerium eintrat, das System des Freihandels als herrschendes Prinzip vor; er war zuwenig Fachmann, um sich in den Fragen der Handelspolitik ein selbständiges Urteil zu erlauben, und hatte auch nicht die Zeit dazu, da ihn erst der Kampf um die bedrohten Kronrechte in Preußen, dann die Auseinandersetzung mit Österreich und Frankreich, schließlich der Aufbau und Ausbau des neuen Reiches vollauf in Anspruch nahmen. Er vertraute auf die überlegene Einsicht des Präsidenten des Reichskanzleramts Delbrück, der jahrelang der leitende Geist des preußischen Handelsministeriums gewesen war und als eine Autorität ersten Ranges in allen Fragen der Finanz- und Wirtschaftspolitik betrachtet wurde. Die Nachteile des Systems wurden Bismarck erst aus dem Rückgang der Reichsfinanzen klar; er gewann den Eindruck, daß Deutschland durch den Freihandel der Auszehrung verfiel. Denn es überließ schrankenlos den deutschen Markt dem Ausland, während dieses den eignen Markt gegen die Einfuhr fremder Produkte durch hohe Schutzzölle verschloß, war also um des Ideals und der Theorie willen bereit, dem „Moloch des Freihandels“ seinen Wohlstand zu opfern. Diese Erkenntnis weckte bei Bismarck den Entschluß zur Tat. Der Abgang Delbrücks, der jeder Änderung der bisherigen Wirtschaftspolitik sich versagte, machte 1876 die Bahn für die Reform frei. Es war in der Tat die Arbeit eines Titanen, doppelt schwierig zu vollenden, weil Bismarck gleichzeitig gegen die starken, jeder Schutzzollpolitik sich widersetzenden Parteien des Reichstags wie gegen den üblen Willen und die Bequemlichkeit der einzelstaatlichen Finanzminister, vornehmlich des preußischen, zu kämpfen hatte. Aber der Erfolg hat sein Werk herrlich gekrönt. Unter dem Schutzzoll, der, ohne ein Prohibitivzoll zu sein, der deutschen Produktion auf landwirtschaftlichem und industriellem Gebiete den heimischen Markt sicherte, sind Handel und Industrie zum Wettbewerb auf dem Weltmarkt erstarkt, und wenn heutzutage der deutsche Handel der gefürchtete und verhaßte Nebenbuhler des englischen, das Made in Germany aus einer Warnung vor deutschem Fabrikat zu einem Ehrentitel deutscher Fabrikation geworden ist, so gebührt der Dank dafür Otto von Bismarck, der mit dem Scharfblick des praktischen Arztes die Sonde in die Wunde einführte und zur rechten Zeit den großen Heilungsprozeß einleitete. Die Rückkehr zu den Bismarckschen Grundsätzen in den letzten Handelsverträgen, die in der Caprivianischen Periode zum Nachteil für Deutschland verlassen worden waren, beweist mehr als viele Worte ihre Bedeutung für unsre deutsche Wirtschaftspolitik auch im zwanzigsten Jahrhundert.

Wie Bismarck durch die schöpferische Tat deutscher Industrie, deutschem Handel und Gewerbe die Bahn zu ungeahntem Aufschwung erschloß, so hat er durch die Anerkennung der Staatspflicht zur Lösung des sozialen Problems der großen Masse der deutschen Arbeiterschaft eine Wohltat erwiesen, die als eine Kulturtat ersten Ranges bezeichnet werden muß. Auch hier haben ihn ethische und politische Momente geleitet. In der Fürsorge des Staates für seine hilfsbedürftigen Mitglieder sah er nicht bloß eine Pflicht der Humanität und des Christentums, sondern auch eine Aufgabe staatserhaltender Politik, die das Ziel zu verfolgen hat, auch in den besitzlosen Klassen der Bevölkerung die Anschauung zu pflegen, daß der Staat nicht bloß eine notwendige, sondern auch eine wohltätige Einrichtung sei. Er forderte gesetzgeberische Maßregeln zum Schutze der wirtschaftlich Schwachen wie der durch Unfall, Krankheit oder Alter in ihrer Arbeitsfähigkeit beeinträchtigten Arbeiter und ließ sich auch durch das Bedenken, daß damit in die Gesetzgebung ein sozialistisches Element eingeführt werde, von der Betretung dieses Weges nicht abhalten. Nach seiner Meinung handelte es sich dabei auch nur um eine Weiterentwicklung der aus der christlichen Gesittung erwachsenen modernen Staatsidee, nach der dem Staate neben der Pflicht des Schutzes bestehender Rechte auch die Aufgabe obliegt, durch zweckmäßige Einrichtungen und durch Verwendung der Mittel der Gesamtheit das Wohlergehen aller seiner Mitglieder, und namentlich der schwachen und hilfsbedürftigen, positiv zu fördern. Hehrer und erhabener ist diese Pflicht des modernen Staates zur Übung „praktischen Christentums“ nirgends ausgesprochen worden als in der Kaiserlichen Botschaft vom 17. November 1881, diesem Evangelium für die Armen und Bedrückten, und daß sie Fürst Bismarck, dem starken Widerstand zum Trotz, den ihm auf der einen Seite die Selbstsucht des Manchestertums und Kapitalismus, auf der andern Seite die nimmersatte Begehrlichkeit gewissenloser Demagogen bereitete, durch den Reichstag zur Anerkennung brachte, muß als eine seiner größten Leistungen auf dem Gebiete der innern Politik und in ihrer Bedeutung für die deutsche Kultur als ein bleibendes Verdienst

Digitized by Google

anerkannt werden. Deutschland übernahm mit seiner Gesetzgebung zum Schutz der Arbeiter gegen Krankheit und Unfälle, zur Fürsorge für die durch Alter und Invalidität erwerbsunfähig Gewordenen die Führung in der Reihe der Kulturstaaten, und welche herrliche Frucht daraus hervorgegangen ist, das lehrt die Dankbarkeit der Hunderttausende, die jährlich in Krankheit und Elend, Alter und Hilflosigkeit Renten vom Reich erhalten.

„An der Frucht erkennet man den Baum," sagt die Heilige Schrift, „an seinen Werken erkennet man Wesen und Wert des Mannes." Und darum soll eine Würdigung der sittlichen Persönlichkeit Bismarcks und der vorbildlichen und erzieherischen Bedeutung seiner staatsmännischen Tugenden für unser deutsches Volk diese Betrachtung beschließen. Der Grundzug seines Wesens war eine unbedingte Wahrhaftigkeit. Bismarck war wahr gegen sich und andre. Er unterschied sich dadurch von den Diplomaten der alten Schule, die ohne die Lüge ihr Handwerk nicht treiben zu können glaubten. In der Tat ist es noch niemand gelungen, ihm eine Lüge nachzuweisen, weder im privaten noch im politischen Leben; noch überall, wo man es versucht hat, ist der Schild seiner Ehre fleckenlos befunden worden, so daß der Ausspruch, den der Greis am 20. August 1893 den Thüringern gegenüber tat: „Das Lügen habe ich auch als Diplomat nicht gelernt", voll zu Recht besteht. Und wie könnte es anders sein: das Genie bedarf nicht der kleinen Winkelzüge der Lüge, es ist mit ihr unvereinbar. Man wende nicht ein, daß Bismarck Napoleon gegenüber nicht bei der vollen Wahrheit geblieben, daß die „dilatorische Behandlung der französischen Wünsche" doch im Grunde nur eine verhüllte Ablehnung und darum von Unwahrhaftigkeit nicht frei gewesen sei. In Wirklichkeit bestätigt eine vorurteilslose Prüfung der Dokumente durchaus die Behauptung Bismarcks, daß er im politischen Leben immer bestrebt gewesen sei, wahr zu bleiben. Darum wies er die Forderung deutschen Landes mit einer Unzweideutigkeit zurück, die Napoleon von jeder Wiederholung zurückschreckte, war aber bereit, Frankreich keine Schwierigkeit zu machen, wenn es auf die Gefahr eines Krieges hin sich in Belgien und Luxemburg schadlos hielt, und diese Bereitschaft zu freundlichem Entgegenkommen hört man auch aus der ruhigen und sachlichen Erwiderung heraus, mit der er Bennigsens Interpellation in der Luxemburgischen Frage am 1. April 1867 beantwortete. Die französischen Diplomaten haben die Fehler, die sie selbst gemacht hatten, dem norddeutschen Kanzler ins Konto geschrieben, weil er sich weislich hütete, für Frankreich die Kastanien aus dem Feuer zu holen und das preußische Heer für französische Eroberungsgelüste einzusetzen. Und was ist denn von dem Vorwurf übriggeblieben, daß Bismarck die Emser Depesche gefälscht und durch die Fassung, die er ihr gab, die Franzosen zur Kriegserklärung gereizt habe? Nichts; denn was er tat, war sein gutes Recht, und was noch mehr ist, es entsprach der Wahrheit und dem Empfinden der großen Mehrheit unsers Volkes. Die Art, wie die Emser Vorgänge zur Kenntnis der Öffentlichkeit zu bringen seien, hatte der König dem Ermessen seines Kanzlers anheimgestellt; die Art, wie Bismarck es tat, dankte ihm damals und dankt ihm heute noch das deutsche Volk, soweit es sich das Gefühl für nationale Ehre bewahrt hat. Was ihn damals bestimmte, die Franzosen vor die Alternative demütigenden Zurückweichens oder der Kriegserklärung zu stellen, war nicht die Frivolität eines Raufboldes oder leichtsinnigen Händelsuchers, sondern das feine Gefühl für die schwer gekränkte nationale Ehre und das Bewußtsein seiner Verantwortlichkeit für die zukünftige Entwicklung Deutschlands — Tugenden also, von denen wir nur wünschen können, daß sie allen Staatsmännern Deutschlands jederzeit zu eigen sein möchten.

Dieses Bewußtsein seiner Verantwortlichkeit aber entsprang ihm aus der ganzen Auffassung seines Berufes. Da Bismarck ein religiöser Mensch war — ich meine das Wort im Sinne der Anerkennung einer höheren göttlichen Macht, die aller Menschen Geschicke leitet —, so fühlte er sich in jeder Stellung, die ihm ohne sein Zutun übertragen wurde, als „Gottes Soldat", der nach bestem Wissen und Gewissen zu handeln verpflichtet sei, damit er vor dem Herrn der Heerscharen bestehen könne. Die Scheu vor der Verantwortung, die er selbst einmal als eine Krankheit unsrer Zeit bezeichnet hat, war ihm fremd, er hatte vielmehr den Mut der Verantwortung im höchsten Maße, empfand aber auch das Aufreibende solcher Verantwortlichkeit. Er pflegte die Lage eines verantwortlichen Staatsmannes wohl mit der Lage eines Mannes zu vergleichen, der an der Börse ununterbrochen Geschäfte macht, die weit über sein Vermögen gehen, deren Verlust er nicht decken kann, wenn er sie verliert, und bei denen außer dem direkten und materiellen Verlust eigne Ehre und Ruf, die Wohlfahrt des ganzen Landes auf dem Spiele stehen. Ihm genügte nie die königliche Unterschrift, die für bequeme Minister die willkommene Deckung ihres Mangels an Triebkraft und Mut zu sein pflegt; die wiederholten Kabinettskrisen, die in den Jahren 1869 bis 1888 die Bitte um Entlassung aus seinen Ämtern hervorrief, waren im letzten Grunde immer Beweise der Unabhängigkeit, mit der er seine ministerielle oder reichskanzlerische Verantwortlichkeit gegenüber dem Widerspruch seines königlichen Herrn vertrat, um die durch die verfassungmäßigen Bestimmungen ihm auferlegte Gewissenspflicht der alleinigen Verantwortlichkeit üben zu können.

Digitized by Google

Darum hätte er auch nie der Minister eines Fürsten sein können, der den Ehrgeiz hatte, sein eigner Kanzler sein zu wollen: nach seiner Meinung konnte im Staate nur einer die höchste Verantwortung tragen, und dieser eine war im Reiche der Kanzler, der nach dem Wortlaut der Verfassung für alle mit der kaiserlichen Unterschrift versehenen Regierungsakte durch seine Gegenzeichnung die moralische Verantwortung übernimmt, im Königreich Preußen der Ministerpräsident, dem nach der Order von 1852 die Aufgabe obliegt, in dem Staatsministerium und seinen Beziehungen zum Monarchen diejenige Einigkeit und Stetigkeit zu erhalten, ohne welche eine ministerielle Verantwortlichkeit, wie sie das Wesen des Verfassungslebens bildet, nicht durchführbar ist. Ihm war diese Bestimmung kein toter Buchstabe, sondern der Kernpunkt des konstitutionellen Systems, mit dem er ehrlich Frieden geschlossen hatte, nachdem die preußische Krone selbst die Erde auf den Sarg des altköniglichen Absolutismus geworfen hatte. Es ist ihm nicht leicht geworden, die innere Umkehr zu vollziehen, die aus dem schroffen Verteidiger eines unbeschränkten Gottesgnadenkönigtums den verfassungstreuen Staatsmann machte. Die bittern Tränen, die der starke Mann unter krampfhaftem Schluchzen am 2. April 1848 vergoß, als er sich weigerte, seinem Könige für die Selbsterniedrigung der Krone vor der Revolution zu danken, beweisen, wie fest der Glaube an die Heilsamkeit des fürstlichen Absolutismus in seinem Herzen damals wurzelte. Erst nachdem ihm die Erkenntnis aufgegangen war, daß der Konstitutionalismus die beste Bürgschaft des Königtums, ein konstitutioneller König fast noch mehr als ein absoluter ein „König von Gottes Gnaden“ sei, versöhnte er sich innerlich mit dem Geschehenen und wurde nun innerhalb der durch die Verfassung gezogenen Schranken der Vorkämpfer eines starken und selbstbewußten, aber auch verfassungstreuen Königtums. Ein Royalist vom Scheitel bis zur Sohle, war er seinem Könige „treu bis in die Vendée“; wo er die Rechte seines Königs bedroht sah, stellte er sich stets vor den Thron und wies mit scharfem Wort die Anmaßung in die Schranken. Er fühlte sich in solchen Augenblicken als kurbrandenburgischer Vasall, der keine höhere Ehre kennen darf, als für seinen Landesherrn zu streiten und, wenn es sein muß, zu sterben. Kann er in solcher Treue uns ein Vorbild sein, so auch in dem Freimut, mit dem er auch vor dem Thron seine Meinung vertrat. Nie hat er den Mächtigen der Erde geschmeichelt, nie sie in dem Wahne ihrer Gottähnlichkeit bestärkt, wie es die Art gefälliger Höflinge ist. Er betrachtete es als eine Pflicht des wahren Royalisten, in aller Ehrerbietung, aber doch auch mit aller Energie selbst dem Fürsten Opposition zu machen, wo die eigne bessere Einsicht ihn dazu drängte. Was man zu den Zeiten Caprivis „Bismarcks Fronde“ nannte, war in Wahrheit ein Ausfluß seines ehrlichen Royalismus, der mit dem Freimut des unabhängigen Mannes zu reden sich erlaubte, wo die byzantinischen Anbeter der Majestät es rätlicher fanden, zu schweigen oder im geheimen zu räsonieren. Doch allen seinen Tugenden gab erst ihren rechten Wert die höchste seiner staatsmännischen Tugenden, die Liebe zum Vaterlande. Solange dieses Vaterland Preußen war, solange galt seine Liebe dem Staate der Hohenzollern allein, dem schon die Ahnen seines Geschlechts Jahrhunderte hindurch in Treue, wenn auch immer mit dem stolzen Selbstgefühl eines schloßgesessenen Geschlechts, gedient hatten; nach 1866 streifte er den Borussen ab und wurde zum Deutschen, der mit dem feinsten Verständnis für deutsche Art und Unart die Gegensätze zwischen den Stämmen und Staaten auszugleichen bemüht war und in allem, was er tat, nur das eine Ziel verfolgte, die durch Blut und Eisen geschaffene „Einigung Deutschlands zu befestigen, zu fördern und so zu gestalten, daß sie aus freiem Willen aller Mitwirkenden dauernd erhalten werde“. Er konnte wirklich ohne Ruhmredigkeit sich den stolzen Sinnspruch wählen: Patriae inserviendo consumor! (Im Dienste des Vaterlandes verzehrt sich meine Kraft!), denn in jeder Periode seines Lebens hat er gewollt und erstrebt, was er für das Vaterland am nützlichsten hielt, und die Salus publica sich zum einzigen Leit- und Polarstern seines Wirkens genommen.

So ist er uns zum Vorbild und Erzieher geworden, und nicht bloß den Lebenden, die wir noch seine Zeitgenossen gewesen sind, sondern auch den künftigen Geschlechtern; darin dem großen Reformator Luther ähnlich, der aus einer vierhundertjährigen Vergangenheit herüberragt in unsre Gegenwart und unserm Geschlecht vertrauter ist als seinen Zeitgenossen, denen der Streit der Meinungen oft genug die Klarheit des Blicks für die alles überragende Größe des einzigen Mannes und für das Unsterbliche seines weltgeschichtlichen Wirkens trübte. Luther und Bismarck — sie gehören zusammen, auch wenn sie durch Jahrhunderte voneinander getrennt sind: denn das Werk der Befreiung Deutschlands vom fremden Einfluß, das Luther auf dem Gebiete der Religion und des Geistes begann, hat Bismarck auf dem der Politik zu Ende geführt. An uns und unsern Nachkommen wird es sein, das große Erbe, das zwei so hervorragende Träger deutscher Kultur uns hinterlassen haben, zu erhalten und auf dem Grunde, den sie gelegt haben, den stolzen Bau, der mancherlei Unfertigkeiten noch aufweisen mag, weiterzuführen und im Innern wohnlich zu gestalten, uns zu Nutz, Deutschlands Feinden zum Trutz!

Digitized by Google

Drei Gedichte von Käte Cajetan-Milner

Schiffe

Immer nur seh' ich
Mit Fahnen und Wimpeln
Viele kleine
Verworrene bunte
Emsige Schiffe
Den Strom hinabziehn;
Sehe die Sonne,
Die ihnen milde
Einen verheißenden
Schimmernden Weg baut.
— — — — — — — —

Aber ich weiß:
Aus dunkelnder Ferne
Wird am Abend
Mit vollem Segel
Näher rauschen
Ein trotziges Fahrzeug,
Das mich beim Glanze
Nächtlicher Sterne
Über ruhig entschlummerten Wellen
Langsam und stolz
Hinaus auf das Meer trägt.

Großmutter

Die Glocken fallen. Leise tönt die Uhr
Und immer leiser fernes Hufeschlagen,
Von Zeit zu Zeit gedämpfte Stimmen nur,
Die heimlich sich im Dämmerschein befragen.

Dann schweigen wir. — Es ruhn im bleichen Licht
Auf mir zwei glänzend graue Augensterne,
Ich seh' ein mildes Greisenangesicht
Durchlächeln eine grenzenlose Ferne

So warten wir, bis rings die Welt verschneit
Und sich ins Dunkel tauchen unsre Wände. —
Die Glocken fallen. — Leise nimmt die Zeit
Mir von der Stirne die geliebten Hände.

Liebe

Ach, wie wollt' ich eine kranke
Heimatlose Seele hegen,
Meine Hände würd' ich leise
Auf verschloßne Türen legen,

Alle Riegel sollten springen.
Ach, wie sachte würd' ich schreiten
Und die scheu verhangnen Fenster
Meinem jungen Lichte weiten.

Unter schattentiefen Bäumen
Wollt' ich einen Platz bereiten
Und die bange, lichtentwöhnte
In sein kühles Dämmern leiten,

Bis die Sonne höher stünde
Und sie selbst in meinem Garten
Lichterschloßne Blüten fände,
Die beseligt ihrer warten,

Bis ein Lächeln unter Tränen
Leuchtend meinem Tag geblieben:
O, wie könnte ich die bange
Tagesmüde Schwester lieben!

Digitized by Google

Fürst Bismarck. Nach dem im Besitz von Prof. Horst Kohl befindlichen Pastell von Franz von Lenbach.
(Copyright bei Kupfer u. Herrmann in Berlin.)

Digitized by Google

Felsenhügel in Muansa.

Meine Reise mit dem Kolonial-Staatssekretär nach Ostafrika

Von Geh. Baurat F. Baltzer in Berlin
Mit sechzehn Abbildungen nach eignen Aufnahmen des Verfassers

II

Weiterfahrt auf der Ugandabahn von Nairobi nach Port Florence

Am 13. August traten wir mittags nach zwölf Uhr in Nairobi die Weiterreise auf der Ugandabahn an. Gleich hinter Nairobi beginnt mit dem Anstieg in die Kikuyuberge der technisch interessanteste Teil der Bahn, die eigentliche Gebirgsstrecke (Steigung 1:50) zur Ersteigung der Ränder des großen Afrikanischen Grabens. Die Paßhöhe des Gebirges wird auf 2340 Meter Seehöhe zwischen den Stationen Lamorn und Escarpment erreicht. Die Umgebung der Bahn ist malerisch, das Land überall gut angebaut; wir fahren zwischen Negerdörfern und Farmen hindurch. Die bewaldeten Gipfel der Hügel treten näher an die Bahn heran, bald kommen wir in dichten tropischen Urwald, dessen Baumriesen mit unentwirrbaren Lianen und gewaltigen Schlingpflanzen aller Art bedeckt sind.

Auf der Wasserscheide erweitert sich der Blick, und bei dem nun folgenden Abstiege bietet sich dem Auge ein Bild von unbeschreiblicher Pracht und überwältigender Großartigkeit: zur Linken vor uns liegt, 2000 Fuß tief unter der Bahnlinie, der breite Ostafrikanische Graben, hier Rift Valley genannt, der sich vom Sambesi im Süden nördlich bis nach Ägypten verfolgen läßt, hier aber im Lande der ehemals kriegerischen speerbewaffneten Massai — heute sind es friedliche Hirten geworden — seine eigenartigste Gestaltung aufweist. Die vulkanischen Bergkegel von Susva und Longonot, die aus der Grabensohle emporsteigen, begrenzen malerisch den Hintergrund; die Seen von Naivasha, Elmenteita und Nakuru, gleichfalls vulkanischen Ursprungs, erglänzen beim Schein der versinkenden Sonne wie Silberspiegel in der Ferne. Der weitere Abstieg der Bahn bringt uns fortgesetzt herrliche Fernsichten entlang dem Hange, dem sie folgt. Bei Naivasha, 1900 Meter über dem Meere, erreichen wir die Grabensohle, und das von großen Viehherden meist kleineren Schlages belebte Weide- und Steppenland beginnt wieder. Der Graben hat hier eine Breite von

Digitized by Google

Empfang in Bukoba. Ehrenkompagnie in Parade.

40 bis 50 Kilometern, seine Sohle wechselt in ihrer Höhenlage von 1560 bis 1900 Meter; sie steigt von Süden her allmählich bis zum Sattel am Berge Longonot, südlich des Naivashasees, und senkt sich von hier mit verschiedenen Geländewellen, denen die genannten Seen von Naivasha, Elmenteita und Nakuru entsprechen, nördlich bis an den See von Baringo. Den westlichen Rand des Grabens bildet, ungefähr dem Kikuyugebirge parallel gerichtet, im Lande der jagenden Wandorobo das etwas höhere Mau gebirge, das zwischen den Stationen Molo und Londiani bei Kilometer 788 auf 2545 Meter Seehöhe von der Bahn überschritten wird.

Der steile Anstieg beginnt hinter Nakuru, die Landschaft wird wilder und zerrissener, tiefe Schluchten mit rauschenden Wildbächen wechseln ab mit Waldlichtungen und einsamen schroffen Berghängen. Die Linie windet sich in scharfen Krümmungen durch enge Felseinschnitte hindurch; gelegentlich beginnt die schwer keuchende Lokomotive, übrigens ein amerikanisches Erzeugnis aus den bekannten Werken von Baldwin in Philadelphia, mit den Triebrädern zu schleudern, die Schienen mögen feucht oder durch Laubfall glatt geworden sein; der Funkenflug bei der Holzfeuerung der Maschine wird immer stärker, der Atem droht ihr auszugehen, und der Zug hält von Zeit zu Zeit, bis das Dampfroß wieder Kraft zur Weiterfahrt gesammelt hat.

Endlich erreichen wir den höchsten Punkt der Bahn bei Mau und atmen in vollen Zügen die köstliche frische Bergluft. Der Abstieg zum See vollzieht sich in raschem Falle, die Bahn senkt sich innerhalb der nächsten 95 Kilometer um 1200 Meter bis zur Station Muhoroni; hier gewinnt sie das flache, ziemlich ebene Vorland des Viktoriasees. Die Linienführung auf diesem steilen Abstieg macht zwischen den Stationen Londiani, Lumbwa und Fort Ternan ausgedehnte künstliche Längenentwicklungen notwendig, und eine Anzahl hoher und langer Stahlviadukte über scharf eingeschnittene Felsschluchten, die wir in den großen Windungen und Kehren der Bahn auf der gegenüberliegenden Talseite bemerken, ermöglichen es uns, die in der großen Berglandschaft sonst fast verschwindende Bahnlinie auf weite Entfernungen mit dem Auge in ihrem interessanten Verlaufe zu verfolgen. Wir sehen hier ein Stück großartiger Ingenieurkunst vor uns. Alle diese

Digitized by Google

Haus des Residenten von Bukoba.

eisernen Überbauten der Viadukte sind in Form der amerikanischen Gerüstbrücken (Trestleworks) ausgebildet und auch von einer nordamerikanischen Brückenbauanstalt geliefert worden, weil zu jener Zeit in den betreffenden Fabriken Englands gerade erbitterte Streiks herrschten. So machen sich diese großen wirtschaftlichen Kämpfe der Heimat in ihren Folgen dauernd sogar tief bis in das Innere von Afrika hinein geltend! Hier begegnen wir auch dem einzigen Tunnel der Bahn, der, in den Felsen gesprengt, nur 150 Meter lang ist. Die Station Fort Ternan war, wie schon der Name andeutet, früher ein militärischer Stützpunkt und von besonderer Bedeutung während der Unterdrückung des Sudanesenaufstandes in Uganda im Jahre 1897. Hinter Ternan beginnt wellenförmiges Waldgelände, durchsetzt von vereinzelten Bergkegeln, die in ihrer Form lebhaft an die südafrikanischen „Kopjes" erinnern.

Dann kommen wir in das Land der kriegerischen Nandi, deren gleichnamige Bergkette der Bahn in weitem Abstande auf unsrer Rechten folgt, bis ihre Ausläufer sich nach dem Viktoriasee hin verlieren. Von Muhoroni an wird das Land ganz flach und die Luft schon erheblich wärmer; wir sind hier im Gebiet der schlanken Kawirondos, die unter allen Stämmen noch heute am meisten an dem Zustande paradiesischer Nacktheit festhalten — trotz aller gegenteiligen Bemühungen übereifriger Missionare. Man sieht prachtvolle Gestalten unter diesen ungemein abgehärteten Landeskindern. Denn so heiß es hier unter dem Äquator bei Tage, so kühl kann es nachts werden — der Viktoriasee liegt auf 1112 Meter Meereshöhe —, die Kleiderlosigkeit läßt also bei diesem scharfen Temperaturwechsel auf eine große Abhärtung der Haut schließen. Die Eingeborenen kommen hier wie auf den meisten Stationen scharenweise, jung und alt, zum Zuge gelaufen, um sich die vielen fremden weißen Männer anzusehen. Da können wir dann in Muße unsre ethnographischen Studien machen. Dem Versuch, sich ihnen mit der photographischen Kammer zu nähern, weichen sie leider vielfach durch rasche Flucht aus, weil sie einen „faulen Zauber" dahinter argwöhnen.

Am 14. August, nachmittags drei Uhr, läuft unser Zug in Port Florence oder Kisumu ein; wir sind an unserm Ziel, an dem berühmten Binnensee, dem Victoria-

Digitized by Google

Njansa, früher Ukereweſee genannt, deſſen Fläche, nur übertroffen vom Kaſpiſchen Meer, ſo groß iſt wie das Königreich Bayern; aus ſeinem Waſſer erhält der Nil ſeinen Zufluß: das im Altertum lange vergeblich geſuchte „Caput Nili“ liegt vor uns, ein Gebiet im innerſten Afrika, das noch vor wenigen Jahren der weißen Raſſe faſt völlig unbekannt war. Wenn wir an die unſäglichen Mühen und Gefahren der erſten Forſchungsreiſenden in dieſen Landen, eines Livingſtone und Speke, denken, ſo fühlen wir faſt eine Art Beſchämung ob unſers mühelosen Vordringens im bequemen Salonwagen.

Der Zug führt uns von dem obern Hauptbahnhof alsbald hinunter an das Geſtade des Sees auf einer hölzernen Landebrücke, an der der Dampfer „Clement Hill“ zur Aufnahme unſrer Reiſegeſellſchaft feſtgemacht hat. Im benachbarten Trockendock liegt der „Winifred“, ein älterer Dampfer des Seedienſtes, zur Ausbeſſerung; daneben wird ein neues, größeres Trockendock angelegt, und ein neuer Dampfer iſt auf der Helling im Bau — beides erfreuliche Anzeichen dafür, daß der Seeverkehr fortgeſetzt eine Erweiterung der Betriebseinrichtungen für den Ausfuhrdienſt erfordert; die Gütermengen aus dem fruchtbaren Hinterlande des Sees, beſonders aus unſern deutſchen Stationen Bukoba, Muanſa und Schirati, werden nach Port Florence verſchifft, um dann mit der Ugandabahn nach der Küſte zu gehen. Dieſe Gütermengen haben in den letzten Jahren ſtändig zugenommen — einzig und allein das Verdienſt der Bahn.

Port Florence

Port Florence, von den Eingeborenen Kiſumu genannt, am nordöſtlichen Abſchluß der Bucht von Kawirondo, am Victoria-Njanſa gelegen, erfreut ſich keines beſonders günſtigen Klimas: wir ſind hier ſchon im Bereich der mörderiſchen Schlafkrankheit, die in den Dörfern an der Weſtküſte und auf den weſtlichen Inſeln des Sees ſo verheerend gewirkt und ſchon ganze Ortſchaften entvölkert hat. Die Regierung hat daher auch hier in weitem Umfange das niedrige Dickicht und Geſtrüpp am See beſeitigen laſſen, das

Bukoba. Muſikbande des Sultans von Kahigi.

Digitized by Google

Bukoba. Hofnarr des Sultans von Kahigi.

der verderblichen Stechfliege — Glossina palpalis — Unterschlupf bietet; diese aber überträgt nach den Forschungen des Geheimrats Dr. Robert Koch durch ihren Stich die Keime der tödlichen Krankheit, nachdem sie sich mit dem Blut von Krokodilen und andern großen Eidechsen, die am Seeufer leben, vollgesogen hat. Daher denn auch der Vorschlag, durch Ausrottung der Krokodile die Schlafkrankheit zu bekämpfen. Neuerdings hat sich das Atoxyl, ein Arsenpräparat, als wirksamstes Mittel gegen die Schlafkrankheit erwiesen.

Am Spätnachmittage unsrer Ankunft besichtigten wir noch die Eingeborenenstadt mit ihren zahlreichen Inderläden und kehrten dann an Bord unsers Dampfers „Clement Hill" zurück, der uns nun für einige Tage, bis zum 21. August, als schwimmendes Gasthaus beherbergen sollte. Am folgenden Morgen, 15. August, besuchten wir in aller Frühe den vor der Stadt liegenden Eingeborenenmarkt; wir fanden da ein höchst interessantes Leben und Treiben: zahlreiche Gruppen von Kawiroudos, die aus ihren umliegenden Dörfern zum Besuch des Marktes in die Stadt gekommen waren und ihre Markt- und Handelsgeschäfte abschlossen; alles hohe, elastische, muskulöse Gestalten, Männer, Frauen und Kinder in paradiesisch-klassischer Nacktheit, die tiefschwarze Hautfarbe in der Sonne förmlich leuchtend, vielfach Schmuck von Metallringen oder Draht in enganliegenden Windungen am Arm und am Schienbein oder über den Fußgelenken.

Hierauf wurden mit den englischen Regierungsbeamten noch Besprechungen und Besichtigungen in dem auf dem nahen Hügel gelegenen Europäer- und Beamtenviertel vorgenommen; wir besahen die Regierungswerkstätten und einige Neubauten, zu deren Ausführung die Regierung Steinbrüche angelegt hat und im Eigenbetriebe benutzt; der Kalkstein kommt von Lusinga, einer benachbarten Insel im See. Ein Einblick in die Strafverzeichnisse des dortigen Bezirksamts belehrte uns darüber, daß auch die englische Strafjustiz in der Kolonie eine ansehnliche Zahl von Prügelstrafen zu verhängen pflegt. Ein wegen völliger Durchseuchung mit Moskitos und andern Ungeziefer aufgegebenes stattliches Dienstwohngebäude zeigte uns, daß die

Digitized by Google

Engländer sich schnell und ohne kleinliche Bedenken entschließen, eine unhaltbar gewordene Sache preiszugeben. Der Vormittag endigte mit einem Frühstück im Hause des englischen Subcommissioners, d. h. Bezirksamtmanns. Hier vom Hügel aus hatte man eine herrliche Aussicht auf den Victoriasee, und man möchte glauben, daß es sich hier oben für den Weißen wohl ganz gut leben ließe. Zu beiden Seiten des Hauseingangs vor der Veranda waren zwei mächtige Flußpferdschädel aufgestellt, was uns den dortigen Reichtum des Sees an diesen Ungetümen vor Augen führte. Nachmittags lichtete der „Clement Hill" die Anker, um die Rundfahrt auf dem See anzutreten.

Die Fahrten auf dem See werden nur bei Tageslicht gemacht, und durch häufiges Loten muß das Fahrwasser festgestellt werden; die Seekarten und die ganze Vermessung des Sees sind noch unvollkommen, von einer Befeuerung der Küsten ist noch keine Rede. Quer über die Mitte des Sees, so wird uns berichtet, sei noch nie ein Dampfer gefahren, man habe sich noch nie weiter von den Küsten hinweggetraut, die Mitte des Sees sei noch unbekannt. Die Dampfer gehen daher stets nach Sonnenuntergang unter Land vor Anker und liegen nachts still. Morgens liegt häufig dichter Nebel auf dem See, und die Weiterfahrt kann dann nicht eher vonstatten gehen, als bis der Nebel sich zerteilt hat. Daher leiden die Fahrten an einer gewissen Unsicherheit des Fahrplans, doch wird stets die Ankunft in Port Florence so gelegt, daß der Anschluß an den betreffenden Dampfer nach Europa mittels der Ugandabahn noch erreicht wird. Im übrigen nimmt man es glücklicherweise in Afrika noch nicht so genau mit dem Fahrplan und mit der Zeit wie bei uns. Unser „Clement Hill" ist zu Anfang des Jahres 1907 in Dienst gestellt; er ist ein schmuckes jachtartiges Fahrzeug von 866 Registertonnen, bietet Raum für sechzehn Reisende der ersten und zwölf in der zweiten Klasse; er hat Doppelschrauben und läuft mittels seiner 600 Pferdestärken zehn Knoten (= 18,5 Kilometer) in der Stunde. Die beiden älteren, etwas kleineren Dampfer „Winifred" und „Sybil" von je 600 Registertonnen sind seit dem Jahre 1903/04 in Betrieb. Die Dampfer wurden in England erbaut, dann in Teilen mit der Ugandabahn hinausgesandt und in

Wache in Bukoba.

Digitized by Google

Hof der Boma in Bukoba.

Port Florence zusammengesetzt. Der gesamte Dampferdienst ist der Eisenbahnverwaltung als besonderer Dienstzweig angegliedert. Die Schiffsoffiziere sind Engländer, der Oberst steward und die Kellner sind Goanesen, die Mannschaften sind Goanesen, Inder und Schwarze. Der Dienst an Bord, die Verpflegung, die Kabinen und die Badeeinrichtungen entsprechen allen Ansprüchen, die man hier stellen darf. Der Dampfer ist elektrisch beleuchtet und hat elektrisch angetriebene Fächer im Speisesaal und sogar in den Kabinen. Nach bestimmtem Fahrplan erfolgen regelmäßige Rundfahrten in zehn Tagen um den See von Port Florence aus in östlicher Richtung nach Karungu, Schirati, Uferewe, Muansa, Bukoba, Entebbe und Jinja und umgekehrt in westlicher Richtung mit Anlaufen an denselben Plätzen; dabei bleibt in den Hafenstationen meist Zeit genug für den Reisenden, um an Land zu gehen und die einzelnen Plätze anzusehen. Auch der Dampferdienst ist wie die Bahn eine außerordentliche Verbesserung des Verkehrs gegen früher, wo man in den aus Rinden zusammengenähten langen schmalen Kanus der Eingeborenen sich langsam von Küstenpunkt zu Küstenpunkt rudern lassen mußte und die Reise natürlich nur bei gutem Wetter wagen konnte. Der See ist bisweilen auch von Stürmen heimgesucht, und es gibt einzelne Gebiete, auf denen fast regelmäßig bestimmte Winde herrschen, und wo infolge des Seegangs der Dampfer ganz achtbare Schaukelbewegungen annimmt; gewöhnlich dauert dies aber nur einige Stunden, weil das Schiff bei weiterer Fahrt dann wieder seine Richtung ändert und unter Landschutz kommt.

Entebbe

Am 16. August, nachmittags gegen zwei Uhr, näherten wir uns Entebbe, der Hauptstadt und dem Sitz des britischen Gouverneurs von Uganda. Die Stadt liegt ganz im Grünen, unsern Blicken vom See aus völlig entzogen durch herrliche Bäume, mit denen das Ufer umrahmt ist. Der Staatssekretär wird an Land durch eine Ehrenkompagnie, diesmal nicht von Askaris, sondern von indischen Spahis, empfangen. Es sind sehr würdevolle hochgewachsene Krieger in etwas vorgerücktem Alter, der Kopf mit

Digitized by Google

Bären- oder Lammfellmützen bekleidet, was sehr martialisch aussieht, aber in dem äquatorialen Klima sonderbar anmutet. An der Landestelle steht eine Anzahl von Jinrikschahs zu unsrer Beförderung, die sich aber von der japanischen Bauart durch größere Breite und Schwere ungünstig unterscheiden; die Last wird dadurch dem Wagenzieher leicht zu groß, und die Schnelligkeit der Beförderung leidet empfindlich darunter, um so mehr, als es der Schwarze von vornherein bei weitem nicht mit dem japanischen Jinrikschahkuli an „Geläufigkeit" aufnehmen kann. In Entebbe gibt es so gut wie keinen Handel, die Stadt ist der Sitz der Schutzgebietsverwaltung; wir sehen zahlreiche geschmackvolle Privathäuser, alles Wohnungen der Gouvernementsbeamten, inmitten gut gehaltener Gärten mit Tennisplätzen und angrenzenden Parkanlagen, nach englischem Geschmack mit großen Rasenflächen. Diese entwickeln sich hier sehr gut, denn die Luft ist ungemein feucht, und die tropische Vegetation entfaltet sich zu reichster Pracht. Ein großer botanischer Garten mit sehr schönen Bäumen und zahlreichen tropischen und subtropischen Versuchspflanzen gibt uns zum erstenmal Gelegenheit, die Kaffee- und Kakaofrüchte am Baum zu sehen; wir wandeln in Alleen von Nachtschatten, die in dunkelblauer Blütenpracht stehen. Am Gouvernementsgebäude prangt eine Laube von violett-roter Bougainvillia in einer geradezu märchenhaften Blütenfülle. Die Hauptstraße des Ortes führt nach Kampalla, der Eingeborenenhauptstadt von Uganda, wo der sogenannte König von Uganda mit seiner halbwilden Hofhaltung thront. Entebbe ist der Punkt, von wo man die Reise nach Khartum nilabwärts antritt. In nordöstlich gerichteter Fahrt gelangt man mit einem kleinen Dampfer von Entebbe in wenigen Stunden nach dem Napoleonsgolf und zu den Ripon fällen, wo sich die Fluten des Viktoriasees zwar mit geringem Falle von nur 3,60 Metern Höhe, aber in ungeheuren Wassermassen, man sagt 830 Kubikmeter in der Sekunde, zum eigentlichen Nil ergießen. Die Breite des Falles beträgt 260 Meter. Der Nil nimmt hier den Beginn seines Laufes, dessen Länge bis zur Mündung das achtbare Maß von 6240 Kilometern erreicht!

Im Anschluß an den Besuch des Klubs von Entebbe vereinigte uns ein Abendessen im behaglichen Hause des deutschen Konsuls,

Auf dem Markt in Bukoba.

Wanjamwesi vor dem Bezirksamt Muansa.

der dort zugleich das Geschäftshaus Hansing u. Ko. vertritt. Zauberhaft schön war am Abend zwischen zehn und elf Uhr der Heimweg durch die ambrosische Tropennacht bei tageshellem Vollmond, die laue Luft voller metallisch zirpender Grillen, die Blüten balsamische Düfte ausstrahlend, die riesenhaften Bäume im Mondschein geisterhaft beleuchtet. Am andern Morgen, 17. August, lag dichter Nebel auf dem See, es war geradezu kühl zu nennen, nichts mahnte an die Nähe des Äquators. Plötzlich gegen acht Uhr teilte sich der Dunstschleier, die Sonne brach durch die Nebelschwaden, und wir sahen noch einmal am Ufer die Tropenherrlichkeit von Entebbe. Alsbald fuhren wir in südwestlicher Richtung weiter und gelangten in die Nähe der Sesse-Inseln; wir behielten das Festland rechts in Sicht und fuhren an den Inseln zu unsrer Linken vorbei. Unser aller Gedanken beschäftigten sich mit unserm berühmten Landsmann Dr. Robert Koch, der hier auf diesen benachbarten Eilanden so nahe von uns als ein Wohltäter der Menschheit die furchtbare Krankheit zu bekämpfen sucht. Da unser Kurs ziemlich weiten Abstand von den Inseln hielt, war es uns natürlich unmöglich, auch nur irgendeine Spur von seiner Station zu entdecken, geschweige denn ihn selbst zu sehen. Dagegen hatten wir später den Vorzug, die Rückreise von Mombassa bis Marseille auf demselben Dampfer mit Herrn Geheimrat Koch zurückzulegen und so mancherlei von seinen interessanten Erfahrungen und Beobachtungen aus seinem eignen Munde zu hören. Abends achteinhalb Uhr erreichten wir an der Westküste des Sees Bukoba, nachdem wir kurz vorher die deutsche Grenze überfahren hatten, die den See parallel mit dem Äquator quer durchschneidet.

Bukoba

Am 18. August, an einem herrlichen afrikanischen Morgen, sehen wir auf flachem Vorland Bukoba vor uns. Schon Emin Pascha hatte am 1. November 1890 diesen Platz besucht. Der tagsüber von Süden wehende Wind hat im See eine noch am Morgen anhaltende kräftige Dünung erzeugt; wir müssen daher vom Fallreep aus vorsichtig und schnell in die kleinen Ruderboote springen, die uns in etwa zwanzig Minuten nahe bei der Zollstelle an einer kleinen, durch einen kurzen Molenbau geschützten Landestelle an

Digitized by Google

Rast bei Urima.

Land bringen. Hier hat sich bereits emsiges Leben entwickelt, nicht nur die Askarikompagnie des deutschen Residenten von Bukoba, des Hauptmanns von Stümer, sondern auch die Truppe des einige Stunden von hier ansässigen großen Sultans von Kahigi mit seiner schwarzen, etwas wilden Musikbande hat sich zum Empfang des Staatssekretärs in ihrer besten Gala „aufgebaut". Der Sultan selbst, seine Umgebung um mehr als Haupteslänge überragend, steht vor der Front, ihm zur Seite ein schwarzer Leibdiener, der ihm beständig mittels eines europäischen Frottierhandtuches seinen prächtigen rotseidenen Überwurf auf den Schultern zurechtrückt und vor dem Herabfallen schützt. Das profane Handtuch stört höchstens in unsern Augen die Feierlichkeit des Augenblicks, es scheint unentbehrlich, damit die unedlen Hände des niedern Dieners nicht mit dem kostbaren Gewande des hohen Herrn in Berührung kommen. Die Truppen des Sultans wie auch unsre Askaris sind alles stattliche Leute von recht guter Haltung, die Sultanstruppen mit alten Vorderladern bewaffnet. Der Platz, wo der Staatssekretär ans Land steigt, ist freigelassen; nachdem das Zeremoniell des feierlichen Empfanges beendet ist, setzt sich der ganze Zug nach der Boma hin in Bewegung: voran der Staatssekretär mit seiner Begleitung und dem Residenten von Bukoba, dann folgt die Askaritruppe und der Sultan mit seinen Soldaten und Musikern, ferner einige Araber, Inder und Eingeborene. Überall, wohin wir kommen, steht eine dichtgedrängte Volksmenge, die uns mit freudigem Lärmen empfängt und sich zu beiden Seiten des Weges unserm Zuge anschließt, so daß dieser lawinenartig anschwillt. Es ist eine freiwillige, höchst eindrucksvolle Kundgebung, die sich hier als die Freude über den noch nie gesehenen hohen Besuch äußert. Besonders lebhaft beteiligt sich der weibliche Teil der Bevölkerung: die Frauen und Mädchen, alle aufs schönste herausgeputzt, bewerfen den Staatssekretär und sein Gefolge von allen Seiten mit Reis, stürzen in dichten Scharen wie die Furien auf den Zug los und verüben mit ihrer Zunge durch einen schnalzenden Ton einen fast metallisch klingenden, lang anhaltenden Lärmruf, der ihren begeisterten Beifall ausdrücken soll. Alles folgt der Militärmusik; das Geschrei und Getümmel und der Staub ist unbeschreiblich.

Unser Ziel ist die Boma, in der sich zugleich das Amtshaus und die Wohnung des

Digitized by Google

Die Träger der Karawane treffen im Zeltlager von Kavalle ein.

Residenten befindet. Die einzelnen Dienstgebäude und Kasernen der Boma sind um drei Seiten eines geräumigen Hofes angelegt, die vierte, nach dem See zu offene Seite enthält nur das Amtshaus des Residenten; von der über den Dienstzimmern liegenden Wohnung im Obergeschoß hat man eine herrliche Aussicht auf den See; das untere Geschoß ist ganz in Schlingpflanzen eingehüllt, was, wie unsre Abbildung S. 699 zeigt, dem ganzen Hause ein freundliches Aussehen verleiht. Alsbald naht der Sultan von Kahigi mit seinen Söhnen und einem großen Gefolge von Soldaten und Musikern, um dem Staatssekretär seine Ehrerbietung zu erweisen. Zwei mit den vorschriftsmäßigen Handtüchern versehene Leibtrabanten sind natürlich wieder mitgekommen. Die Kapelle in ihrem höchst phantastischen Aufzuge, einige in Pantherfelle gehüllt, erinnert mit ihren absonderlichen Musikinstrumenten, denen sie unter fortgesetzten bacchantischen Tanzbewegungen ohrenbetäubende Töne entlockt, lebhaft an männliche Mänaden. Auch der Hofnarr fehlt nicht: auf seiner Hirtenflöte verübt er die sonderbarsten Weisen und legt sich zum Schluß mit den eindringlichsten Blicken und Gebärden aufs Betteln um einen Backschisch, wobei er fortgesetzt auf den mitgeführten großen Bettelsack hindeutet. Nachdem wir dieser eigenartigen, echt afrikanischen Huldigung beigewohnt, treten wir einen Rundgang an durch alle Gebäude und Anlagen der Boma: die malerisch unter schattigen Bäumen gelegene Kasernenwache, der große, von einer Mauer umfriedigte Garten, in dem zwei schön gefiederte zahme Kronenreiher einherstolzieren, der mächtige, mit rauschenden Palmen und andern edlen Bäumen besetzte Hof, an dessen Seiten die verschiedenen Gebäude angelegt sind — alles dies von dem langjährigen Residenten und Stationsleiter nach eigensten Plänen und mit seinen eignen Leuten unter erfolgreicher Mitwirkung einiger geschickter weißer Unteroffiziere aufgebaut und in recht gutem baulichen Zustande erhalten. Da sieht man, was es für die Entwicklung eines solchen Platzes zu bedeuten hat, wenn der leitenden Stelle einmal dieselbe Person für eine Reihe von Jahren erhalten bleibt, ein Fall, der in unsern Kolonien bisher leider zu den seltenen Ausnahmen gehört hat. In den Decken einiger Räume und Hallen sind einzelne recht gefällige Stroh- und Bastflechtarbeiten der Eingeborenen mit Geschick verwertet, eine geradezu

Digitized by Google

vorbildliche Leistung: so wird die schlichte Kunstfertigkeit der Eingeborenen in aufsprechendster Weise in den Dienst des Europäers gestellt und mit den einfachsten Mitteln in einer dem Boden des Landes entsprungenen Technik ein nützlicher Zweck erreicht. Die Bauausführung ist im übrigen durchaus schlicht und einfach, zur Abdeckung der Dächer und der luftigen Veranden, die ja in jenen Breiten Ostafrikas an keinem Hause fehlen dürfen, wird in weitestem Umfange verzinktes Wellblech verwendet; dieses edle Industrieerzeugnis wird auf diese Weise immer mehr zu einem geradezu selbstverständlichen Baustoff für jedes Europäergebäude in Deutsch-Ostafrika. — Dann ging es noch in den Versuchsgarten, in dem Kaffeepflanzen und Eukalyptusbäume sowie alle Arten europäischer Gemüse gezogen werden, und endlich in die Stadt und auf den Markt, wo wieder die üblichen großen Inderläden beweisen, daß der deutsch-ostafrikanische „Wertheim" heute unfehlbar stets und überall ein Inder ist. Damit soll nicht gesagt sein, daß das nicht seinen guten Grund hätte. Unsre Abbildung S. 704 von der uns umflutenden Menschenmasse zeigt die Mannigfaltigkeit der Gesichter und der Trachten: bei Bessergestellten überwiegt der Kaftan, aber die europäische schwarze Frackweste, die ihre Abkunft aus einem Trödlerladen nicht weit vom Berliner Mühlendamm seligen Angedenkens kaum verleugnen kann, macht sich schon geltend. Sein glücklicher Besitzer ahnt es nicht, welch komische Figur er hier nahe am Äquator damit macht. Auch der Schwarze, bloß mit einem Stehkragen um den Hals angetan, ist uns schon mehrfach begegnet. Man sieht, wie schnell der von der Kultur beleckte Schwarze sich selbst zum Zerrbild stempelt, eine Erfahrung, die man ja auch in den Vereinigten Staaten von Nordamerika zur Genüge gemacht hat. Übrigens verdient hervorgehoben zu werden, daß sich das Volk höchst zurückhaltend und gesittet benahm, obschon der Besuch des Staatssekretärs für Bukoba offenbar einen Feiertag ersten Ranges bedeutete.

Am Nachmittag machten wir in glühender Sonnenhitze, anfangs durch richtigen Wüstensand, später auf gutem Wege, einen steilen

Bülowfelsen bei Salaue (Kuwaru). Mein Diener und Maulesel mit Askari.

Ankunft der Karawane bei Mjalala.

Anstieg und etwa zweieinhalbstündigen Marsch zu den Weißen Vätern in Marienberg, etwa zwölf Kilometer nördlich von Bukoba gelegen. Es kostete manchen Schweißtropfen, denn wir waren alle noch nicht gut einmarschiert. In Marienberg fanden wir eine sehr umfangreiche Missionsstätte mit ansehnlicher Kirche und Kapelle; die weißen Väter, alle würdige Herren, betreiben hier eine sehr praktische Religionsübung nach dem Grundsatz, daß bei den Schwarzen das „labora!“ vor das „ora!“ gesetzt werden muß, indem sie ihre Gläubigen vor allem zur Arbeit zu erziehen suchen; sie haben eine Tischler- und Zimmerwerkstätte eingerichtet, bringen ihnen die Ziegelherstellung bei und ähnliche nützliche Sachen. Sie haben anscheinend eine stattliche Gemeinde um sich geschart. In großer Höflichkeit sandte uns die Mission eine Jinrikschah und zwei Maultiere halbwegs entgegen, die für den glücklichen Benutzer — zu denen auch ich gehörte — eine willkommene Abkürzung der Marschtätigkeit bedeuteten. Der Rückweg am Spätnachmittag von Marienberg herab nach Bukoba und zu unserm auf dem See ankernden Dampfer brachte uns das zauberhafte Bild der afrikanischen Lufstimmung kurz vor und nach Sonnenuntergang mit seiner unbeschreiblich schönen Farbenskala, die sich fortgesetzt alle Minuten ändert und allmählich vom Azurblau zum Schwefelgelb wandelt, bis alles in dunkles Bleigrau erlischt und nach kurzer Dämmerung in schwarze Nacht versinkt. Dabei vom Berge herab der Blick auf den See mit seinen umrahmenden Höhen, die an seiner Westküste, südlich Bukoba, ganz nahe an die Uferlinie herantreten.

Ziemlich ermüdet nach dieser ersten Fußreise in dem schwarzen Erdteil, langten wir wieder auf unserm gastlichen Dampfer an, und es wurde beschlossen, für den folgenden Tag, wo ein nahezu zehnstündiger Marsch zum Besuch des Sultans von Kahigi bevorstand, unsre Reittiere und die erforderlichen Träger auszubooten, um sie ihrer Zweckbestimmung gemäß für unsre Beförderung ausnutzen zu können. Das Aus- und Einbooten der Maultiere erwies sich allerdings als nicht ganz einfach, denn so ruhig auch der See von weitem her erschien, so stark war doch zeitweise die Dünung, und es bedurfte der größten Umsicht und Geschicklichkeit in der Handhabung des Verladekrans, mit dem der große Leichter der Station aus-

Digitized by Google

gestattet ist, um bei der plötzlich auftretenden heftigen Bewegung zwischen Dampfer und Leichterschiff das Überladegeschäft glücklich zu Ende zu führen. Die kleine Landestelle an der Zollstation gestattet nur das Anlegen kleiner Boote; wenn stürmisches Wetter ist, muß daher jeder Landungsverkehr unterbleiben. Das ist ein Mißstand, auf dessen Beseitigung man früher oder später durch Schaffung geeigneter Landungsanlagen wird Bedacht nehmen müssen.

Nachdem wir am 19. August frühzeitig an Land gefahren waren, sammelte sich die Reisegesellschaft und brach gegen sieben Uhr morgens unter militärischer Bedeckung auf zum großmächtigen Sultan von Kahigi. Der vordere Teil unsers Zuges bot das Bild einer größeren Landpartie, teils zu Fuß, teils zu Maultier, nur der Hauptmann von Stümer ritt seine zierliche arabische Fuchsstute aus Aden; der hintere Teil des Zuges war das Bild eines feldmäßigen Reisemarsches einer Askarikompagnie von einhundertundzwanzig Mann mit einer kleinen Musikkapelle; dazu kamen dann noch die Diener, Burschen und Träger in größerer Zahl. Bei gutem Wege und bergauf ritten die Europäer meistens; bergab und auf schlechtem Wege zog man vor, abzusitzen und die Führung des Reittieres dem Askari zu überlassen. Das wurde unter anderm auch nötig auf einer fallsüchtigen Holzbrücke, die über einen jetzt vertrockneten Wasserlauf führt. Der Weg stieg anfangs steil auf die beherrschenden Höhen hinauf, dann ging es eben weiter, bis das Gelände bei der Annäherung an die Bucht von Kahigi wieder wellig wurde und schließlich steil abfiel. Diese geräumige Bucht soll geschütztes, tiefes Fahrwasser haben und würde vielleicht noch einmal als Landestelle (von Bukoba) anstatt der jetzigen in Betracht zu ziehen sein; sie liegt freilich etwas unbequem weit von der jetzigen Boma; mit Segelboot oder Dampfpinasse würde man indes den Weg leicht zurücklegen können. Auf unserm Wege begegnen wir vielen Landleuten und Trägern mit Lasten; besonders Häute und Felle bilden häufig die Traglasten, deren Schwere

Kinder auf dem Felsen vor dem Lager bei Mſalala.

Zeltlager bei Mfalala.

uns vielfach in Erstaunen setzte. Auch aus der belebten Umgegend fanden sich viele Neugierige ein, den bana Kuba Uleia (großen Herrn aus Europa) zu sehen. Nach vier-einhalbstündigem Marsche näherten wir uns dem Wohnsitze des Sultans, und der Zug ordnete sich zu feierlichem Einmarsche. Der Sultan erschien diesmal in europäischer Tracht — ohne die üblichen Handtuchhalter — mit großem Schlapphut und empfing uns mit seinen Söhnen und seiner großen Musikkapelle nebst Hofnarr, von der uns ein Teil schon bekannt geworden war. In den verschiedenen sich aneinanderreihenden Höfen, an deren Seiten die strohgedeckten Stein- und Lehmhütten des Hofhaltes errichtet waren, war eine gewaltige Volksmenge in den buntesten Trachten versammelt, die einen höchst malerischen Anblick darbot; sie ordnete sich alsbald zu einem großen Massentanze, einer sogenannten Goma, mit Musikbegleitung, der mit bewundernswerter Ausdauer durchgeführt wurde, bis alles, Männer und Weiber, von Schweiß troff. Diese Tänze der reigenartig zu einzelnen Gruppen vereinigten Schwarzen boten für unsern Geschmack höchstens einen ethnographischen Genuß. In einem Rasthause, dessen hübsche Decke aus Bambus und Bastgeflecht den Stümerschen Bauausführungen als Anregung gedient haben mag, fanden wir Unterkunft und betraten dann unter Führung des Sultans seinen Palast, einen massiven Bau, der auf besondere architektonische Wirkungen keinen Anspruch erhebt. Der Sultan überraschte uns in seinem Hauptempfangszimmer durch Vorzeigung einiger Sehenswürdigkeiten, auf die er stolz zu sein schien: eine europäische Bettstelle, eine Weckeruhr und eine Sparbüchse, einige Petroleumlampen, eine Nähmaschine und Konservenbüchsen mit dem zugehörigen Büchsenöffner, alles auf einem mit grellrot gemusterter Decke behangenen Tische aufgebaut, an den Wänden zwei abscheulich verblichene, mindestens fünfundzwanzig Jahre alte Öldruckbilder unsers Kaiserpaares. Dann zeigte er uns noch einige rauchige Hütten seiner Frauen und schließlich diese selbst, an Zahl vier; durch besondere Schönheit waren sie nicht ausgezeichnet. Ob das aber alle waren? ...

Der Sultan macht den Eindruck eines Biedermannes; er stand schon mit Emin Pascha in guten Beziehungen; seine Untertanen, die auf 31 000 geschätzt werden, weiß er gut im Zaum zu halten. Unser Resident hält gute Freundschaft mit ihm und bedient sich seiner

Digitized by Google

Eingeborene im Lager von Mſalala.

in geſchickter Weiſe zur Mitwirkung bei der Beherrſchung des ausgedehnten Bezirks von Bukoba, der nicht weniger als 333 000 Einwohner umfaſſen ſoll; beſonders behilflich iſt der Sultan beim Einziehen der Steuern, wobei er ſeine reichliche Proviſion erhält, nämlich fünfundzwanzig Prozent des Ertrages. Auf dieſe Weiſe hat er auch ſelbſt ein Intereſſe daran, daß kein Steuerpflichtiger vergeſſen und die Steuer richtig eingehoben wird. Nach beendetem Rundgang ſtärkten wir uns durch ein Mittagsmahl, das der wackere Koch unſers Reſidenten aus Bukoba zubereitet hatte; unterdeſſen labten ſich unſre Askaris, Diener und Träger an dem vom Sultan geſpendeten Ochſen nebſt einigen Böcken, die kurz vorher geſchlachtet worden waren. Gegen zwei Uhr nachmittags wurde der Rückmarſch angetreten, auf dem uns der Sultan mit großer Herzlichkeit noch eine Strecke weit das Geleit gab. Gegen halb ſieben Uhr trafen wir wieder in Bukoba ein; die ganze Marſchleiſtung des Tages betrug etwa 45 Kilometer.

Muanſa

Am nächſten Morgen, 20. Auguſt, verließ der „Clement Hill“ bei Morgengrauen die Reede von Bukoba; wir bekamen bald tüchtige Wellen, als unſer Boot mit ſüdöſtlichem Kurſe in den breiten Windſtrich des Spekegolfes gelangte. Das kräftige Rollen verlor ſich erſt wieder, als wir am Nachmittag in die Bucht von Muanſa einliefen; wir fuhren an mehreren kleinen Inſeln vorbei, auf denen ſich mächtige Granitblöcke, hoch übereinander getürmt, bemerkbar machten. Gegen fünf Uhr legten wir in Muanſa an der hölzernen Landebrücke an und wurden von den Herren des Bezirksamts, von der Askaritompagnie der Station ſowie von den Zöglingen einer Schwarzenſchule feierlich empfangen, die aus kräftigen Kehlen ihr „Heil dir im Siegerkranz“ erklingen ließen.

Muanſa liegt an einer tief ins Land einſchneidenden Bucht, weſtlich vom Spekegolf, gegenüber der Inſel Ukerewe, nach der der See früher benannt war, ehe ihn die Engländer in „Victoria-Njanſa“ umgetauft hatten. Die Lage von Muanſa iſt, wie unſre Bilder erkennen laſſen, höchſt maleriſch, die erwähnten, auf allen Bergkuppen zerſtreuten Granitfelſen verleihen Muanſa und ſeiner Umgebung ihr beſonderes Gepräge. Ein etwa ſiebzig Meter hoher ſteiler Bergkegel, mit koloſſalen, oben abgerundeten Granitblöcken überſät, liegt inmitten des Ortes,

Digitized by Google

Anton Schöner: Prof. Reinhold Begas.

Digitized by Google

nahe am Landepier. Dort sollte die neue Boma aufgebaut werden. Die Eingeborenenstadt liegt weit ausgebreitet am See, die Lehmhäuser machen sich durch ihre mächtig ausladenden, nach vier Seiten abgewalmten saubern Strohdächer weithin bemerkbar. Dazwischen leuchten die wenigen europäischen Wohn- und Geschäftshäuser von Stein mit ihren weißgetünchten Umfassungswänden aus dem tiefen Grün der Bäume hervor. Die Straßen sind geradlinig angelegt, zum Teil schon befestigt und mit Baumreihen bepflanzt, alles macht einen neuen, freundlichen und saubern Eindruck. Auch haben wir nahe dem Seeufer, im Schatten hoher alter Bäume, ein eindrucksvolles Bismarckdenkmal, ein Bronzemedaillon in einen großen obeliskförmigen Stein eingelassen, selbstverständlich das Ziel jedes Vaterlandsfreundes, der das Glück hat, dieses ferne neue deutsche Land zu betreten. Muansa ist ein für den Europäer nicht ganz ungefährlicher Platz, weil das Wasser am Seeufer, das zugleich als Trinkwasser dient, vielfach durch die Eingeborenen verseucht ist; Brunnen gibt es noch nicht, die Schwarzen waschen ihre Wäsche im See und verschmutzen sein Wasser auch noch in andrer Weise. Daher herrscht vielfach Dysenterie, ferner aber auch Malaria infolge der Moskitos, die hier trotz 1120 Meter Meereshöhe nicht auszurotten sind; sie finden besonders eine gute Brutstätte in einem kleinen offenen Rinnsal, das durch die Stadt seinen trägen Lauf nimmt.

Wir sind hier im Lande der Wasukuma, eines kräftigen, leistungsfähigen Volksstammes von guter körperlicher Entwicklung. Die vor dem Bezirksamt zu einer Gerichtshandlung (Schauri) versammelten Schwarzen konnte ich auf meine Platte bannen: einige zeichnen sich durch ungewöhnliche Größe aus, aber alle machen in ihrer Haltung einen vorteilhaften Eindruck. Der Handel und die Tätigkeit der Eingeborenen hat sich in den letzten Jahren auch hier durch die Ugandabahn lebhaft entwickelt; der Ausfuhr über den See und mit der Bahn unterliegen besonders Häute und Felle, Erdnuß, Wachs, Kautschuk und in geringem Umfange neuerlich auch bereits Baumwolle. Der Wert der Ausfuhr hat betragen im Jahre 1904: 423000 Mark, 1905: 1353000 Mark, 1906: 1958000 Mark. Für das Jahr 1907 wird eine Zolleinnahme von 300000 Rupien oder 400000 Mark erwartet; im Jahre 1902 hatte sie 7885 Rupien betragen. Wenn diese Aufwärtsbewegung anhält, so wird Muansa in kurzem eine blühende Station werden. Vor allem muß zu dem Zwecke auch die Zollanlage und die Boma nahe der Landestelle gründlich ausgebessert und erweitert werden. — In dem Hofe der Boma liegt ein junger Leopard an der Kette, zahlreiche zahme Papageien im Freien bilden die Liebhaberei der Stationsbeamten und Unteroffiziere; in der Regenzeit soll auch noch kürzlich einmal ein Löwe auf der Veranda der Offiziersmesse seinen Besuch gemacht haben.

Wir übernachteten im Moskitoschutze unsrer Kabinen auf dem „Clement Hill" und blieben so vor jeder Ansteckungsgefahr gesichert. Der folgende Morgen, am 21. August, war mit den Vorbereitungen zum Abmarsch nach Tabora, der an diesem Tage beginnen sollte, ausgefüllt; außerdem wurden die Zoll- und Handelsverhältnisse der Station mit den dortigen Beamten eingehend erörtert. Mittags gehen wir den Hügel hinauf zur Offiziersmesse, von der man einen entzückenden Fernblick hat auf die Stadt und Umgegend, insbesondere den grünumränderten See mit seinen Felseninseln. Die Seeufer sind mit dichtem Schilf und Rohr bedeckt, und die Landeskundigen versichern, daß es hier von Krokodilen und Flußpferden wimmle; wir haben aber kein einziges zu sehen bekommen, auch auf der ganzen weiteren Reise nicht.

Der Marsch nach Tabora

Am Nachmittag des 21. August begann die große Fußreise, in der Suahelisprache „Safari" genannt, ins Innere. Die Träger waren bereits um ein Uhr aufgebrochen, um noch bei guter Zeit ins Lager zu kommen. Wir sollten nach drei Uhr folgen, da wir auf unsern Reittieren eine etwas schnellere Gangart anschlagen konnten und der Marsch bis zu unserm ersten Ziel, dem Lager bei Bukumbi, nur kurz war, im ganzen neun Kilometer.

Der ganze Weg von Muansa bis Tabora auf der gewöhnlichen Karawanenstraße, entlang der Telegraphenlinie, 315 Kilometer — ungefähr so weit wie von Berlin über Hannover nach Bückeburg —, wird nach Gouvernementsverordnung in siebzehn Reisetagen zurückgelegt. Wir erreichten Tabora

Digitized by Google

aber bereits am 1. September mittags ein Uhr, also in elfeinhalb Tagen; unsre Marschleistung mit durchschnittlich 27,4 Kilometern für den Tag ohne Rasttage übertraf also die übliche Reisegeschwindigkeit nicht unerheblich, und diese Leistung war um so achtungswerter, wenn man bedenkt, daß eine große Karawane von nahezu fünfhundert Mann naturgemäß viel schwerer zum Aufbruch zu bringen und auf dem Marsche zusammenzuhalten ist als eine kleine. Anderseits standen uns Reittiere und der Nachdruck militärischer Machtmittel zur Verfügung, um uns unser Ziel planmäßig erreichen zu lassen.

Die Mitglieder der amtlichen Reisegesellschaft waren sämtlich mit Mauleseln versehen, die die Schutztruppe in Daressalam gestellt hatte; da wir aber keine Reservetiere hatten, so fühlte jeder einzelne die Verpflichtung, seinen Maulesel besonders im Anfang möglichst zu schonen. Unterwegs und auch selbst in Tabora wären Ersatztiere nirgends zu haben gewesen; wer also unterwegs mit seinem Tier niederbrach, wäre genötigt gewesen, den ganzen Rest der anstrengenden Reise zu Fuß zurückzulegen. Wir sind daher fast sämtlich, besonders auf der ersten Hälfte der Reise, d. h. von Muansa nach Tabora, in den ersten drei bis vier Morgenstunden fast ausschließlich marschiert und setzten uns erst gegen zehn oder elf Uhr aufs Reittier, wenn die Füße gar zu arg zu brennen anfingen. So haben Reiter und Maulesel die ganze Reise sehr gut ausgehalten. Die Maulesel sind im allgemeinen ebenso ausdauernd und zäh wie anspruchslos in bezug auf ihre Nahrung. Am leistungsfähigsten sollen die kleinen grauen Maskatesel sein, die aber hoch im Preise stehen. Unsre Maulesel waren sehr hartmäulig, so daß das Reiten auf ihnen keineswegs einen „Reitgenuß“ darstellte. Die Askaris, denen die Pflege und Bedienung der Maulesel oblag, ließen es in bezug auf richtiges Satteln, Gurten und Aufzäumen an der nötigen Sorgfalt fehlen, ja man kann ihnen nach dieser Richtung jede Gewissenhaftigkeit und Zuverlässigkeit absprechen; man mußte stets selbst zum Rechten sehen.

Der erste Marsch dauerte nur von drei viertel vier bis ein viertel sechs Uhr nachmittags; der Weg war gut und abwechslungsreich. Unser Zeltlager war neben der Straße unter Bäumen zwischen haushohen Granitblöcken aufgeschlagen, die wie auf den Hügeln so auch im Tal aufgeschichtet lagen, an der Oberfläche glatt und rund geschliffen, anscheinend durch Einwirkung von Wasserkräften, die in grauer Vorzeit diese Felstrümmer durcheinander gewirbelt hatten. Jahrtausende zuvor hatte sie vielleicht eine vulkanische Wirkung zur Erdoberfläche emporgeschleudert. Der Sonnenuntergang und die rasch hereinbrechende Nacht unter dem afrikanischen Tropenhimmel waren besonders reizvoll für uns Nordländer, die wir im allgemeinen so wenig von der Sonne zu sehen bekommen und so selten den Zauber einer Nacht im Freien genießen.

Am folgenden Morgen, 22. August, wurde um fünf Uhr, noch völlig im Finstern, die klangvolle Suahelireveille geblasen, dann nach etwas abgekürztem Verfahren die Morgentoilette gemacht, in Eile gefrühstückt, und um sechs Uhr war schon alles marschbereit, während noch die letzten Zelte abgebrochen und die letzten Lasten fertiggemacht wurden. Wir folgten der Karawanenstraße entlang dem Telegraphendraht; das Gelände war vorwiegend flach, der Weg noch immer recht gut und sehr belebt. Bisweilen hatten wir noch Ausblicke auf die letzten ins Land vordringenden Ausläufer der Bucht von Muansa, die Granitfelsen mit ihren seltsamen Auftürmungen wurden allmählich seltener. Vormittags halb neun Uhr erreichten wir das Dorf Usagara und unsre Spitze nachmittags ein viertel drei Uhr das Ziel des Tagemarsches bei dem Dorfe Misungi in der Landschaft Urima. Zu der Strecke von 33 Kilometern hatten wir siebeneinviertel Stunden Zeit gebraucht, also in der Stunde durchschnittlich viereinhalb Kilometer zurückgelegt. Abends im Zeltlager ging die Temperatur auf dreizehn Grad Celsius zurück. Am 23. nahm das Land zu beiden Seiten unsers Weges völlig den Charakter der Steppe an. Wir gelangten in der Landschaft Nera, an einigen zum Teil gänzlich ausgetrockneten Wasserstellen und Tümpeln vorbei, gegen halb zehn Uhr morgens zu der Baumwollpflanzung von Wiegand; der Ort wird Pambani (d. h. Baumwolldorf) genannt. Der deutsche Verwalter berichtete von sehr befriedigenden Ergebnissen des Baumwollbaues; für ein Pfund entkernte Baumwolle zahle man dort an die Arbeiter nur neun Heller (= zwölf Pfennig) an Gestehungskosten; der Ertrag des Hektar Baumwollandes, für das

Digitized by Google

die Arbeit von etwa fünfzig Eingeborenen erforderlich sei, schwanke je nach der ihm zuteil gewordenen Regenmenge von hundert bis zu fünfhundert Pfund Baumwolle von hoher Wertigkeit, für die bis zu 1,03 Mark für das Pfund auf dem europäischen Markt gezahlt werde. Nach eingehender Besichtigung der mit giftstrotzenden Euphorbienhecken eingefriedigten Anlagen marschierten wir ein viertel zwölf Uhr weiter und gelangten in glühender Sonnenhitze drei viertel zwei Uhr nachmittags an unser Ziel Panduši in Kavalle im Sultanat von Buhungu-Kira. Wir hatten 33,2 Kilometer zurückgelegt.

Die Hügelketten zu unsrer Seite traten ganz zurück, und das Gelände wurde völlig flach, der Boden war vielfach der bekannte „schwarze" afrikanische Boden, ein dunkler Moorboden, als Erzeugnis der Verwitterung von Pflanzenresten, der in der damaligen trocknen Jahreszeit nach allen Seiten kreuz und quer gerissen war. Über diese tiefen und zum Teil recht breiten Spalten zu gehen, wurde für uns mit der Zeit ungemein ermüdend; die getretene Spur war stets der übliche, kaum zwanzig Zentimeter breite, sich fortgesetzt schlängelnde Negerpfad, auf dem die Karawane, auf mindestens sechs bis acht Kilometer Länge auseinandergezogen, im „Gänsemarsch" einhertrottete. Der folgende Tag, 24. August, brachte uns einen Marsch von nur fünf Stunden mit 26,5 Kilometern Leistung von morgens sechs bis elf Uhr vormittags. Unser Zeltlager schlugen wir in der Landschaft Salaue bei Kuwaru auf, unweit den als „Bülowfelsen" bezeichneten, etwa zehn bis zwölf Meter hohen, aufrecht stehenden Felsen, die, wie von unsichtbarer Hand aufgerichtet, ein großes Tor zu bilden scheinen. Das wackere Maultier an der Hand des Askaris mit meinem Diener „Musah" soll auf dem Bilde als Maßstab dienen für die Größe der Felsen. Am 25. August hatten wir zur Abwechslung ein tiefes Wasserloch zu überschreiten, was für die ganze Karawane natürlich einen erheblichen Aufenthalt bedeutete. Daß sich hier trotz der anhaltenden ungeheuren Trockenheit und Hitze noch Wasser in solcher Menge halten konnte, läßt auf die Ergiebigkeit der natürlichen Zuflüsse schließen. Das Wasser war sehr sumpfig und so tief, daß die Maultiere völlig abgesattelt werden mußten, um sie durch das Wasser zu bringen. Unsre schwarzen Askaris und Träger, die zu zwei oder drei Mann uns Europäer einzeln hinübertrugen, kamen bis an die Brust ins Wasser, während wir trocknen Fußes hinübergelangten; die Sache verlief ohne Zwischenfall. Die einzige Schwierigkeit besteht ja darin, daß man beim Durchschreiten des Wassers den Boden nicht sehen kann, also stets vorsichtig, am besten mit einem Stock vorauftasten muß, ob sich nicht etwa tiefe Löcher vorfinden, die man besser vermeidet. Auf unsrer ganzen Reise blieb dies infolge der allgemeinen Dürre das einzige Wasserloch, das wir auf dem Rücken von Schwarzen zu überschreiten hatten; hätten wir die Reise in der Regenzeit gemacht, so hätten wir an einzelnen Tagen wohl stundenlang durch überschwemmte Gebiete zu marschieren gehabt, und man begreift, daß dies die Reise ungemein erschwert und verlängert hätte.

In den Dünen

Ich sah die Wolken wandern
Wohl über das weite Meer;
Die Möwen sah ich fliegen,
Ein Segel weiß, drüber her.

Ich sah die Wogen zerschellen
Mit Donnergetöse am Strand.
Ich sah eine Jungfrau stehen
Im einsamen Dünenland.

Sie schaute mit brennenden Blicken
Hin über die brandende See.
Still fielen die Tränen hernieder;
Im Winde verhallt es: Ade!

L. Rafael

Digitized by Google

Naturwissenschaftliche Rundschau

Die Agrikulturchemie als Förderin der landwirtschaftlichen Entwicklung des letzten Jahrhunderts

Von Dr. P. Krische

In diesen „Monatsheften“ sollen von mir von Zeit zu Zeit kurze Berichte über die in der heutigen Menschenkultur eine ziemliche Bedeutung einnehmenden Fortschritte der Agrikulturchemie und verwandter Gebiete gebracht werden. Als Einleitung zu dieser regelmäßigen Rückschau möchte ich für die Leser der „Monatshefte“ zunächst einen kurzen Überblick über die bisherigen Forschungen der Agrikulturchemie geben.

Im Altertum und Mittelalter, selbst in den ersten Jahrhunderten der neueren Zeit, machte man sich über Natur und Ernährung der Pflanzen und Tiere die abenteuerlichsten Vorstellungen. Da die Frage über den stofflichen Aufbau der leblosen und belebten Dinge das weite Forschungsgebiet der Chemie ausmacht und diese zuerst in Frankreich und England gegen Ende des achtzehnten Jahrhunderts wissenschaftlich betrieben wurde, so ist es natürlich, daß in diesen beiden Ländern zuerst agrikulturchemische Fragen in rein wissenschaftlicher Form behandelt wurden. So brachte der Genfer Pflanzenphysiologe Nicolas Theodore de Saussure (1767—1845) zuerst den die früheren Anschauungen vollständig umstoßenden Nachweis, daß die Pflanze ihren Kohlenstoffgehalt hauptsächlich der Kohlensäure der Luft entnimmt, obwohl in dieser nur 0,03 Prozent (Volumprozent) Kohlensäure enthalten sind. In dem im Jahre 1813 von dem großen englischen Chemiker Humphry Davy (1778—1829) veröffentlichten Werke „Elements of agricultural chemistry“ war bereits eine achtenswerte Summe wissenschaftlicher agrikulturchemischer Kenntnisse niedergelegt.

Vor jener Zeit beruhten die Kenntnisse über Ernährung und Wachstum der Pflanzen und Tiere lediglich auf Erfahrungen und Beobachtungen in der freien Natur, da erst mit dem Ende des achtzehnten Jahrhunderts ein systematisches Forschen und Beobachten unter der zuverlässigen Kontrolle mit der Wage aufkam. Man wußte zwar, daß die durch Fäulnis aufgelösten Pflanzen und Tiere einen vorzüglichen Nahrungsstoff für die Gewächse geben, die man damit zu einem höheren Grad der Fruchtbarkeit bringen kann; man wußte auch, daß sich in den verfaulten Gewächsen nicht so viel Nahrungsteile befinden wie in dem tierischen Auswurf; worin diese Nahrungsteile aber eigentlich bestanden, wußte man nicht und kam über den im Grunde nichtssagenden Begriff „Nährstoff“ nicht hinaus. Die besondere Wirkung der verschiedenen Düngerarten schrieb man ihren öligen, salzigen, wässerigen und erdigen Teilen zu. Fetter Dünger war ein Dünger mit vornehmlich öligen Teilen; hitziger Dünger, solcher von Pferden und Federvieh, hatte mehr salzige Teile. Daß Mineraldünger, wie Holzasche, Salpeter, Mergel, eine düngende Kraft haben, wußte man nicht, glaubte vielmehr, daß ihre Wirkung darauf beruhe, daß sie den zähen, öligen Schleim des Düngers auflösen, und darauf, daß sie Feuchtigkeit anziehen und so das Wachstum der Pflanzen befördern. Es dauerte lange, bis die im chemischen Laboratorium erworbenen theoretischen Kenntnisse über die Ernährung der Pflanzen praktisch in der Landwirtschaft Verbreitung fanden, und das kam mit dadurch, daß ein zwar an einige chemische Beobachtungen anknüpfender, im ganzen aber mehr praktischen wirtschaftlichen Erwägungen folgender außerordentlicher Aufschwung der Landwirtschaft zunächst in England eintrat, der dann durch Albrecht Thaer mit großem Erfolge einen bedeutenden Umschwung in der deutschen landwirtschaftlichen Praxis herbeiführte. In dieser für die Geschichte der modernen deutschen Landwirtschaft allerwichtigsten Umgestaltung der landwirtschaftlichen Betriebsform, welche in Thaers großem, berühmtem, in alle europäischen Sprachen übersetztem Werk „Grundsätze der rationellen Landwirtschaft“ niedergelegt ist, wurde von Thaer, unabhängig von den Forschungen französischer und englischer Chemiker, eine neue Richtung der Agrikulturchemie herbeigeführt, die den Humus als notwendigsten und wichtigsten Pflanzennährstoff bezeichnet. Unter diesem Humus verstand Thaer das Produkt der Verwesung, das vegetabilische und sämtliche mineralische Stoffe, welche

Digitized by Google

zur Erbauung einer neuen Pflanze erforderlich sind, enthält. Später wurde dieser Begriff des Humus dahin gefaßt, daß er ein besonderer Träger der Bodenkraft sei, ein nicht näher bestimmbarer verbrennlicher Stoff organischen Ursprungs. Diese von Thaer gar nicht ins Auge gefaßte Erklärung des Begriffs Humus, deren unwissenschaftliches Gepräge später von Liebig mit Recht gegeißelt wurde, veranlaßte einige Zeit, die Tätigkeit Thaers geringer zu schätzen, als sie es verdiente. Heute steht Thaer trotz seiner nicht mehr anerkannten Humustheorie als Begründer der Landwirtschaftslehre und als Reformator der deutschen Landwirtschaft wieder im vollen Licht ungeschmälerter Anerkennung da, und man faßt die Ablösung seiner Humustheorie durch die Liebigschen Forschungen mehr als einen Ausbau eines allgemein richtigen Gedankens statt als unwissenschaftlich und verkehrt auf.

So wichtig nun auch die Einführung rationeller Wirtschaftsformen durch die Praktiker ist, die Schaffung einer klaren Grundanschauung und damit einer festen Grundlage für Verbesserungsbestrebungen ist doch immer dem Forscher vorbehalten, der die Theorie geistvoll aufzustellen, kritisch auszubauen und praktisch maßvoll anzuwenden vermag. Die Bildung klarer Grundbegriffe über die Ernährung der Pflanzen und der Tiere konnte darum nur von einem Forscher der chemischen Wissenschaft aus erfolgen. An der Spitze unsrer jetzigen Anschauungen auf diesem Gebiete ragt vor allem der bewundernswürdige Forschergeist Justus von Liebigs hervor, der mit seinem Werke „Die organische Chemie in ihrer Anwendung auf Agrikultur und Physiologie" der Auffassung über den Aufbau der Pflanzen die Bahn wies, in denen sie sich der Hauptsache nach noch heute bewegt. Anknüpfend an Saussure lehrte er in seinem Werke, daß die Pflanzen ihre Körper nur aus anorganischen Verbindungen — Kohlensäure der Luft, Mineralsalze (Kali-, Phosphorsäure- und Kalksalze), Ammoniak, Salpetersäure und Wasser des Bodens — aufbauen. Ferner lehrte er, daß die mit den Ernten durch die Pflanzen dem Boden entzogenen Mineralsalze durch auf chemischem Wege hergestellte mineralische Verbindungen (künstliche Dungmittel) ersetzt werden können, um einer Erschöpfung des Bodens vorzubeugen. Diese Lehre war nicht nur inhaltlich dadurch von großer Wichtigkeit, daß sie die Grundlage der modernen Lehre vom landwirtschaftlichen Dungwesen schuf, sondern auch durch die energische und weitsichtige Art, wie Liebig ihre Befolgung in seinen zahlreichen Schriften immer und immer wieder in großzügiger Form forderte. Durch diese temperamentvolle Art zu schreiben setzte er es zum erstenmal durch, ein allgemeines Interesse für diese Frage zu erregen und das Bewußtsein von der großen wirtschaftlichen Bedeutung einer rationellen Düngung zu wecken. Indem er immer und immer wieder die unheilvollen Folgen einer dauernden Bodenerschöpfung für das ganze Menschengeschlecht prophezeite, anderseits die erträgliche Zukunft der an Zahl beständig wachsenden Bevölkerung der Erde davon abhängig machte, daß die Produktion des Bodens gesteigert werde, wußte er allmählich, trotz harter Bekämpfung, die Anerkennung seiner Grundsätze in der praktischen Landwirtschaft durchzusetzen. Zwar gab es anfangs über die praktische Anwendung der theoretisch festgelegten Grundbegriffe verschiedene Streitfragen, so namentlich die zwischen Liebig und andern Agrikulturchemikern, wie Gilbert und Stöckhardt, ob die Düngung mit Mineralsalzen oder mit Stickstoff notwendiger sei. Vielfach war auch, wie das bei allen Neuerungen der Fall ist, etwas übers Ziel hinausgeschossen, so z. B. die Zeit des Eintritts und die Folge der Bodenerschöpfung grau in grau gemalt worden. Derartige Kleinigkeiten treten aber ganz vor der Tatsache zurück, daß auf Liebig die neueste Epoche der landwirtschaftlichen Forschung zurückzuführen ist, welche namentlich durch eine vollständige Umwandlung der Stellungnahme des landwirtschaftlichen Berufs wissenschaftlichen Fragen und Forschungen gegenüber gekennzeichnet ist. Dies äußerte sich zunächst dahin, daß von den landwirtschaftlichen Körperschaften Versuchsanstalten zum weiteren Ausbau der agrikulturchemischen Forschungen geschaffen wurden, da auf Grund der von Liebig unermüdlich vertretenen Anschauung erkannt wurde, „daß nur die naturwissenschaftliche Forschung bei landwirtschaftlichen Fragen zutreffenden Aufschluß gibt und besonders das Studium der Chemie landwirtschaftlichen Grundprobleme zu erklären vermag". Liebig, der in der kleinen hessischen Landesuniversität Gießen das erste chemische Versuchs- und Unterrichtslaboratorium modernen Stils, und zwar auf dem Seltersberge, errichtete, nach dem nun die aufstrebenden Chemiker aller Nationen pilgerten, schuf damit das Vorbild nicht nur für die bald überall entstehenden und allmählich sich erweiternden chemischen Unterrichtslaboratorien, sondern auch für die Einrichtung der um die Mitte des vorigen Jahrhunderts und später errichteten zahlreichen landwirtschaftlichen Versuchsanstalten.

1851 wurde die Versuchsstation Möckern bei Leipzig gegründet. Ihr folgten ähnliche Anstalten zu Gr.-Kmehlen (1855, später nach Salzwedel, 1865 nach Halle verlegt), Breslau (1856), Göttingen-Weende (1857), Dahme (jetzt Berlin, 1857), Marburg (1857) usw. Der weitere Ausbau in der pflanzenchemischen Agrikulturchemie erfolgte dann in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts vornehmlich in diesen landwirtschaftlichen Versuchsanstalten. Eine große Zahl von Forschern war daran beteiligt, von denen hier nur einige, wie Nobbe, Hellriegel, Wagner,

Digitized by Google

Maercker, Tollens, unter kurzer Skizzierung ihrer wichtigsten Arbeiten aufgezählt werden können.

Friedrich Hermann Hellriegel, Bernburg (1831 bis 1895), entdeckte 1886, daß zahlreiche Schmetterlingsblütler an ihren Wurzeln eine Art Zusammenleben mit gewissen Bakterien führen, die bei ihnen in den sogenannten Wurzelknöllchen, knollenartigen Wucherungen der Wurzelgewebe, enthalten sind, und die den elementaren Stickstoff der Luft aufzunehmen, zu verarbeiten und so den Pflanzen zuzuführen vermögen. Weitere Forschungen über das Wirken dieser sogenannten Stickstoffsammler wurden dann namentlich durch Friedrich Nobbe, Tharandt (geboren 1830), veröffentlicht, der auch außerdem durch seine Untersuchung der landwirtschaftlich wichtigen Samenarten die moderne Samenkunde begründete und das für die landwirtschaftliche Praxis hochwichtige Samenkontrollwesen einführte.

Max Maercker, Halle (1842—1901), befaßte sich hauptsächlich mit landwirtschaftlichen Düngungsfragen, indem er mit fast allen gebräuchlichen landwirtschaftlichen Kulturpflanzen Düngungsversuche ausführte, und Paul Wagner, Darmstadt (geboren 1843), wandte sich gleichfalls hauptsächlich dem landwirtschaftlichen Dungwesen zu, indem er namentlich studierte, wieviel von den zur Düngung verwandten Nährstoffen in den geernteten Früchten enthalten ist, wieviel von den Pflanzen also bei ihrem Aufbau von den Düngergaben verwertet wurde. Dem Studium über die Natur der in den Pflanzen vorhandenen chemischen Bestandteile widmete sich namentlich Bernhard Tollens, Göttingen (geboren 1841), in seinen gründlichen Studien der Kohlehydrate.

Auch auf dem Gebiete der Zoochemie (Tierchemie), auf dem Liebig bahnbrechend gewesen war, wurden die durch sein Werk „Die Tierchemie oder die organische Chemie in ihrer Anwendung auf Physiologie und Pathologie" gegebenen Anschauungen, nach denen er die tierischen Nährstoffe in wärmeerzeugende Respirationsmittel (Kohlehydrate und Fette) und in blut- und fleischerzeugende Stoffe (Eiweißsubstanzen) teilt, weiter ausgebaut. So stellten Theodor Ludwig Wilhelm Bischoff und Karl von Voit (1818—1901) die Gesetze der Ernährung der Fleischfresser fest, indem sie nachwiesen, daß der Stickstoff des Harns und Kots einen zuverlässigen Maßstab für den Eiweißumsatz im tierischen Organismus bildet. Max von Pettenkofer, ein weiteres Mitglied der durch den später in München wirkenden Liebig gegründeten weltberühmten „Münchner Physiologischen Schule", erfand dann den sogenannten Respirationsapparat, welcher noch heute den Mittelpunkt für Untersuchungen des Stoffwechsels bildet und genau die Menge der von einem Tier eingenommenen und durch Lunge und Verdauungsapparat ausgeschiedenen Gase und Stoffe angibt. Mit diesem Apparat haben dann Wilhelm Henneberg und Friedrich Karl Adolf Stohmann auf der Versuchsstation Weende bei Göttingen und in neuester Zeit namentlich Otto Kellner, Mödern, und Max Lehmann, Göttingen, die moderne landwirtschaftliche Fütterungslehre begründet und ausgebaut, welche namentlich klare Vorstellungen über den Nährwert (Produktionswert) der einzelnen Futterstoffe festgestellt hat und nachzuweisen vermag, bei welcher Fütterung sich die Arbeit oder der Fleischansatz oder die Milchabgabe beim landwirtschaftlichen Nutzvieh am billigsten stellt. Was die Ernährung der Pflanze betrifft, so weiß man jetzt, daß, abgesehen von den Stickstoffsammlern, die Pflanzen nur chemische Verbindungen aufnehmen können, und zwar zwölf sogenannte Pflanzennährstoffe: 1) Wasser, 2) Kohlensäure, 3) Stickstoff als Ammoniaksalz, Salpetersäure und als organischen Stickstoff, 4) Phosphorsäure, 5) Schwefelsäure, 6) Kieselsäure, 7) Chlor, 8) Kali, 9) Kalk, 10) Magnesia, 11) Natron und 12) Eisenoxyd. Aus diesen Nährstoffen baut sich der Pflanzenkörper auf, und zwar dienen das Wasser, die Kohlensäure und der Stickstoff zur Bildung der organischen Substanz und die Phosphorsäure, die Schwefelsäure, die Kieselsäure, das Chlor, das Kali, der Kalk, die Magnesia, das Natron und das Eisenoxyd zur Bildung der unorganischen Substanz. Von diesen Nährstoffen ist ein Teil in der Regel im Boden überreichlich vorhanden, aber einen Teil verfügt der Boden dagegen nicht in so reichlichen Mengen. Das sind natürlich die kostbarsten Pflanzennährstoffe, um deren schonende Inanspruchnahme oder um deren Ersatz sich der Landwirt in erster Linie zu kümmern hat, also namentlich Stickstoff, Phosphorsäure und Kali, bisweilen auch Kalk. Der Stickstoff spielt eine große Rolle bei der Eiweißbildung der Pflanze und ist für die Produktion von Eiweiß maßgebend und unersetzlich. Die Rolle der Phosphorsäure ist noch nicht recht aufgeklärt; nur so viel steht fest, daß sie mit dem Stickstoff zur Eiweißbildung nötig ist und beim Aufbau des Eiweißes eine Rolle spielt. Während die Phosphorsäure oder der Phosphor ein unzertrennlicher Begleiter des Eiweißes ist, steht das Kali, über dessen Rolle im Pflanzenkörper man sich gleichfalls noch nicht recht klar ist, in engen Beziehungen zu den Kohlehydraten. Jedenfalls ist die Produktion von Stärke und Zucker von dem Vorhandensein von Kali abhängig, und Kali ist überhaupt ein durchaus unentbehrlicher Pflanzennährstoff, da es nicht gelingt, die Pflanze ohne Kali zum Wachstum zu bringen.

In den natürlichen Düngern, hauptsächlich in dem wichtigsten natürlichen Dünger, dem Stallmist, sind zwar die drei Hauptnährstoffe Kali, Phosphorsäure und Stickstoff vorhanden, aber durchaus nicht in genügender Menge. Durch jede Ernte werden die Nährstoffe, welche von den

Digitized by Google

Pflanzen aus dem Boden aufgenommen sind, diesem entzogen. Ein großer Teil kehrt zwar in den Stallmist zurück, das sind hauptsächlich die in dem als Streu benutzten Stroh und dem Viehfutter enthaltenen Nährstoffe, da das Vieh den größten Teil der mit der Nahrung aufgenommenen Pflanzennährstoffe wieder ausscheidet. Die in den landwirtschaftlichen Verkaufsprodukten (dem zum Verkauf gelangenden Teil der Ernte) enthaltenen Nährstoffe gehen dagegen dem Boden dauernd verloren, und diese müssen daher, um einer allmählichen Erschöpfung des Bodens an den nicht allzu reichlich vorhandenen Hauptnährstoffen vorzubeugen, ersetzt werden. Dazu sind die künstlichen Dungmittel da, die sich in stickstoffhaltige, phosphorsäurehaltige und kalihaltige Dungmittel teilen. Die wichtigste Forderung des modernen Dungwesens ist nun, bei dem Nährstoffersatz nicht nur einen Nährstoff zu geben, sondern stets den Ersatz in Form der sogenannten Volldüngung auszuführen, indem man sowohl eine Stickstoffgabe wie eine solche von Phosphorsäure und Kali verabfolgt. Als Stickstoffdünger kommen in Betracht: Chilesalpeter, schwefelsaures Ammoniak, Kalksalpeter, Stickstoffkalk und Kalkstickstoff. Die wichtigsten Phosphorsäuredünger sind Superphosphat, Thomasmehl, (Thomasschlackenmehl), Knochenmehl, Guanoarten, Rohphosphate. Die wichtigsten Kalidünger sind die verschiedenen Kalisalze, Kainit, vierzigprozentiges Kalidungsalz, Chlorkalium, schwefelsaures Kali. Die besten Bedingungen festzustellen, unter denen die höchste Rentabilität mit höchster Produktion sich vereinigen läßt, bildet jetzt den wichtigsten Gegenstand der pflanzenchemischen agrikulturchemischen Forschungen, da man sich zum Ziel gesetzt hat, nach Möglichkeit den Bedarf des eignen Volkes an Brot und Fleisch selbst zu erzeugen. —

Als ältester und den Lebensunterhalt verschaffender Beruf des Kulturmenschen stand die Landwirtschaft von jeher in besonderm Ansehen. Wenn später gern Landbau und Wissenschaft als entgegengesetzte Betätigungen aufgefaßt wurden, und wenn dies heute noch gern in humoristischen und satirischen Schriften mit Vorliebe ausgesprochen wird, so ist das ein sehr billiges, aber nicht mehr sich an Tatsachen haltendes Vergnügen. Die agrikulturchemische Arbeit des letzten Jahrhunderts hat diesen Gegensatz getilgt, und der heute im Zeichen der agrikulturchemischen Wissenschaft stehende landwirtschaftliche Beruf bedeutet ebensogut ein Zusammenwirken von geistig-wissenschaftlicher und praktischer, erfahrungsgemäßer Arbeit wie jede andre auf angewandter Wissenschaft beruhende Tätigkeit.

Die Sorgen

Der Sorgen, der Sorgen geflügelte Schar,
Sie war mir Geleite durch Tag und durch Jahr.

Und ob ich enteilte, ob ich mich verkroch,
Die Sorgen, die Sorgen, sie fanden mich doch.

Wie Sturm von den Bergen ins Niederland bricht,
So stürzten sie auf mich und ließen mich nicht.

Da fand ich am Wege ein liebliches Kind,
Das zeigte dem Grübler sich gütig gesinnt

Und labte den Flüchtling, gehetzt und bestaubt.
Es lag ihr im Schoße mein schwermüdes Haupt.

Wo tief in der Stirne die Falte mir stand,
Da strich sie darüber mit sinnender Hand.

Und bin ich gezogen und ist sie dahin,
Noch spür' ich der zärtlichen Hin er Bemühn

Und wie mir im Herzen ein Brennen erlischt.
Sie hat mir die Sorgen hinweggewischt ...

Ernst Zahn

Digitized by Google

Junge Liebe

Skizze von Fritz Flechtner

Professor Kleinwächter schiebt die Zigarre ärgerlich in den Mundwinkel und schraubt mit der freigewordenen Linken so scharf an seiner Arbeitslampe, daß sie hoch aufblakt und ein Regen von Ruß auf seine Bücher und Papiere niederfällt. Das tut er heute schon zum drittenmal, aber es hilft nichts. Ein paar Augenblicke, und die Flamme ist wieder heruntergesunken.

Er legt Federhalter und Zigarre beiseite und hebt den obern Teil der Lampe aus dem Gestell. Das Bassin ist beinahe leer.

„Natürlich, die alte Bummelei!"

Er stößt den Stuhl zurück und geht nach der Klingel an der Tür. Ein dreimaliges Drücken: das Zeichen, daß das Mädchen von dem Herrn Professor gewünscht wird.

Er geht nach dem Schreibtisch zurück und schraubt die Lampe ganz hinunter. Dann setzt er sich in seinen Stuhl und sieht dem Flackern der Flamme zu. Er liebt es, diesen Todeskampf zu beobachten. Es ist wie das Sterben eines Menschen. Da — noch ein Aufleuchten — wie das letzte Aufbäumen vor dem Tode — die Lampe ist erloschen.

Einige Minuten sitzt er ganz still, in seinen Stuhl zurückgelehnt.

Da fällt ihm ein: er hat doch geklingelt. Warum kommt Marie nicht?

Er steht auf, gibt nochmals das Klingelzeichen. Diesmals bleibt er bei der Tür stehen. Niemand kommt. Er ruft hinaus — keine Antwort.

Unsanft schlägt er die Tür zu.

„Natürlich — alles wieder ausgegangen. Wenn das Mädchen gebraucht wird, ist es nie da!"

Er geht an den Schreibtisch zurück, legt im Dunkeln die Blätter, die er beschrieben, zusammen und wirft sie in die Schublade, die er verschließt.

Dann sieht er auf, nach dem Fenster hin, aber die Jalousie ist heruntergelassen, fest geschlossen. Er tritt an das andre Fenster, das nicht verhängt ist. Im Hause gegenüber brennt kein Licht. Ist es denn noch so früh? Freilich, er zündet seine Lampe schon beim ersten Dämmern an; nur sehr selten, feiertagsweise, pflegt er Dunkelstunde zu halten.

Sein Blick hat flüchtig die Fensterreihen gestreift, dabei ist es ihm vorgekommen, als ob in der zweiten Etage, der gleichen, die er hier bewohnt, ein schwarzer Schatten hastig vom Fenster zurückgetreten wäre. Aber er achtet nicht weiter darauf. Er setzt sich in einen bequemen Lehnstuhl, der in der Nähe des Ofens steht, zündet eine Zigarre an und schließt träumend die Augen.

Da ist es ihm plötzlich, als habe er im Nebenzimmer ein Geräusch gehört. Er horcht auf. Nichtig, jetzt wieder. Es klingt, als ob ein Stehender unruhig von einem Fuß auf den andern tritt.

Nebenan ist das Arbeitszimmer seines ältesten Sohnes. Aber der ist doch mit der Mutter und den andern Kindern spazieren gegangen! Da, zum drittenmal, das gleiche Geräusch!

Der Professor erhebt sich, macht vorsichtig die Tür auf und geht nach dem Nebenzimmer. Das Ohr an die Tür gelegt, lauscht er. Nichts ist zu hören. Ganz leise öffnet er, gerade nur so weit, um den Kopf hindurchstecken zu können. Da sieht er am Fenster eine Gestalt stehen, das Gesicht an die Scheiben gepreßt, den Blick in das Dunkel draußen gerichtet. Es ist sein Sohn Theodor.

Ebenso leise, wie er gekommen, geht er nach seinem Zimmer zurück. Hier setzt er sich wieder in den Lehnstuhl am Ofen. Er streicht die Asche von der Zigarre — ein paar kräftige Züge — sie brennt wieder.

Ein Träumer, der Junge! denkt er. Das ist er schon immer gewesen, aber ganz besonders in der letzten Zeit. Oft sitzt er in sich versunken, sieht und hört nichts, und wenn man dann mit ihm spricht, so sieht er zwar auf, aber man merkt, sein Blick haftet nicht an dem Gegenüber — er geht ihm durch und durch, geht in weite, weite Fernen.

Digitized by Google

Wovon mag er jetzt wohl träumen, während er so in die Nacht hinausstarrt? Nacht? — Der Professor sieht auf. Im Hause auf der andern Straßenseite sind jetzt viele Fenster erleuchtet, aber gerade gegenüber im zweiten Stockwerk ist es noch dunkel, wie vorher.

Aber — was ist das? Steht da nicht jemand am Fenster, genau so, wie sein Sohn hier nebenan? Vorsichtig geht der Professor nach dem Fenster. Zurückgelehnt, um nicht gesehen zu werden, bleibt er stehen. Richtig — da drüben ist jemand. Ein großer dunkler Schatten — mehr ist nicht zu erkennen.

Auf einmal ist dieser verschwunden. Der Professor tritt mehr zurück. Ist er gesehen worden? Nein, nicht möglich. Er schiebt sich einen Stuhl heran, und vornübergebeugt sitzend starrt er hinüber.

Ein paar Minuten vergehen, dann wird es drüben hell. Es ist jemand mit einer Lampe ins Zimmer gekommen, hat sie in der Mitte hingestellt; jetzt tritt dieser Jemand vor, auf das Fenster zu. Einen Augenblick ist die Gestalt im Lichtkreis der Lampe, und da — ein feines Lächeln huscht über des Professors Mienen — es ist ein Mädchen.

Sie bleibt am Fenster stehen, das Gesicht ganz nahe an den Scheiben, die rechte Hand auf das Fensterkreuz gelegt. Vom Gesicht ist nichts zu erkennen, nur so viel sieht man, daß es ein ganz junges, schlankes Mädchen ist.

Und wieder lächelt der Professor.

Nebenan ist es ganz still.

Nach einigen Minuten tritt die Gestalt drüben etwas zurück, streckt den einen Arm nach der Seite — aha! denkt der Professor, der Schaukasten wird geschlossen!

Die Stores schlagen zusammen, nur ein Schatten ist noch zu sehen. Aber es muß wohl etwas in Unordnung geraten sein, denn noch einmal werden die Vorhänge zurückgeschoben, dann wieder zu und noch einmal auf, aber dieses letzte Mal nur ein wenig, gerade in der Mitte; ein Kopf kommt hindurch, wohl um zu sehen, ob die Widerspenstigen nun endlich ordentlich geschlossen sind.

Dann erscheint die Gestalt am andern Fenster. Hier scheint die Arbeit noch schwerer zu sein; man sieht, wie das junge Mädchen sich anstrengt, aber die Stores wollen und wollen nicht zusammengehen.

Da — was ist das? Jetzt geht es mit einem Male und mit einem Ruck.

Und zum drittenmal lächelt der Professor.

Neben der ersten Gestalt ist plötzlich eine zweite aufgetaucht: kleiner, aber rundlicher, und diese hat wohl so schnell das Werk vollbracht, das der großen, schlanken so gar nicht gelingen wollte.

Der alte Herr horcht auf. Nebenan ist es lebendig geworden. Da geht jemand mit hastigen Schritten auf und ab. Jetzt — ein klirrendes Geräusch, wie wenn Glocke und Zylinder leicht zusammenstoßen.

Er zündet sich die Lampe an, denkt der Professor. Er hat Licht, und ich muß im Dunkeln sitzen.

Aber er ist doch nicht ärgerlich — im Gegenteil. Er zündet sich eine neue Zigarre an, setzt sich in seinen Lehnstuhl und denkt an das, was er eben als zufälliger Zuschauer gesehen hat.

* * *

Der Professor sitzt und träumt, und seine Gedanken gehen weit zurück in die eigne Jugendzeit. Er gedenkt eines Tages — er war fünfzehn Jahre alt, just so alt wie sein Sohn, Obersekundaner, so wie dieser jetzt. Er hatte den Nachmittag über fleißig gearbeitet; als es dunkelte, wollte er die Lampe holen, um in der Arbeit fortzufahren, aber er fühlte sich ermüdet, wollte ein wenig ruhen.

Ans Fenster war er getreten, hatte hinausgesehen.

In den gegenüberliegenden Häusern blitzte hier und da ein Licht auf. Da — geradeüber — an einem Fenster stand etwas Schwarzes, regungslos.

Flüchtig war der Blick hinweggeglitten, aber er kehrte wieder, blieb haften. Wer war es? Nichts Deutliches war zu erkennen, nur das sah er: ein Mädchen war es, groß und schlank hob die Gestalt zwischen den weißen Gardinen sich ab.

Er wollte nicht hinübersehen, aber immer wieder zog es den Blick an. Und mit einem Male war etwas in ihm aufgestiegen, ein Unbekanntes, ein Gefühl, süß und schmerzlich zugleich, eine Sehnsucht nach etwas Fernem, Namenlosem.

Digitized by Google

Und er stand und stand, bewegungslos wie die Gestalt drüben, das Gesicht an die Scheiben gepreßt, schwer atmend.

Dann war die Gestalt verschwunden, die Lampe kam. Der Schatten trat nochmals an das Fenster; die Vorhänge wurden zugezogen — alles ganz so wie heut'.

Lange noch hatte er so gestanden und hinübergesehen. Vielleicht, daß die Gestalt noch einmal vortreten würde; aber sie kam nicht.

Am nächsten Abend das Gleiche. Und so ging es Tag für Tag. Immer zur Zeit der Dämmerung, ehe die Lampe kam. Noch nie hatte er sie bei Tage gesehen; er hatte auch nicht den Wunsch danach, seine Sehnsucht galt den wenigen Minuten, wo sie sich so gegenüberstanden und das dämmernde Licht geheimnisvolle Rätsel um sie wob.

So war es gegangen — wochenlang.

Und dann — eines Abends — er saß mit Eltern und Geschwistern beim Essen, zerstreut, in sich gekehrt, noch immer dem Gefühl hingegeben, das ihn in den Minuten am Fenster erfüllte, und das er sich noch nicht zu erklären vermochte.

Ein Kichern der Schwestern schreckte ihn auf. Sein Name war genannt worden.

„Du, sieh nur, wie der Theo wieder sitzt! Der träumt gewiß von seiner Flamme!"

Es sollte geflüstert sein, aber er hatte es verstanden. Blutrot war er geworden. Hastig würgte er ein paar Bissen hinunter.

Auch der Vater hatte die Worte aufgefangen. Seine Stirn runzelte sich. „Was habt ihr da zu tuscheln? Flamme! was für eine Flamme?"

„Ach nichts, gar nichts," hatte seine Schwester erwidert. „Ich sagte nur so."

Der Vater schlug auf den Tisch. „Was das heißen soll, will ich wissen. Wer hat eine Flamme?"

„Na, wer, der Theo natürlich!" klang es trotzig.

Immer noch hielt er den Kopf gesenkt, würgte und würgte. Er fühlte, wie alle ihn ansahen. In die Erde hätte er versinken mögen vor Scham. Dann stieß er hervor: „Das ist nicht wahr, du lügst!"

Die Schwester fuhr auf. „Und du hast doch eine! Und was für eine! Heut' hab' ich sie gesehen, ganz nahe. Puh! Scheußlich ist sie — so 'ne lange Bohnenstange — und Schweinsaugen hat sie."

Er war aufgesprungen und hinausgerannt nach seinem Zimmer. Dort hatte er sich hingeworfen und schluckte und würgte; aber wie er auch rang und sich quälte, er konnte die Tränen nicht zurückhalten, die nun hervorbrachen, unaufhaltsam wie ein entfesselter Bergstrom.

Wie er dann aufgestanden war, da hatte er das Gefühl gehabt, als wäre ihm etwas Hohes und Heiliges genommen, etwas, das ihn über die andern Menschen, über den Alltag erhoben hatte.

Von dem Tage an war alles vorbei gewesen. Tags drauf, wie es anfing zu dämmern, ging er aus. Und so tat er alle Abend. Aber einmal, wie er zu Hause bleiben mußte, trat er ganz unwillkürlich ans Fenster und sah hinüber.

Da — die Gestalt! Er fuhr zurück, ging weit ins Zimmer hinein.

Und wie er wieder hinübersah, brannte schon die Lampe, und die Vorhänge waren geschlossen.

Das war das Letzte!

— — — — — — — — — — —

Der Professor ist aufgestanden. Hastig schreitet er zur Tür. Dreimal gibt er das Glockenzeichen.

Marie kommt hereingestürzt. „Um Gottes willen, Herr Professor sitzen ja noch im Dunkeln."

Aber er schilt nicht.

Die Lampe kommt. Er läßt sich in seinen Schreibstuhl nieder. Aber er greift nicht zur Feder. Seine Hände falten sich.

„Davor will ich ihn bewahren — dieses Erste, Schönste soll man ihm nicht nehmen! Weh dem, der daran rührt!"

Digitized by Google

Hans Hoffmann. (Nach einer Aufnahme von Louis Held, Hofphotogr. in Weimar.)

Ein Sechzigjähriger

Zu Hans Hoffmanns sechzigstem Geburtstage (27. Juli 1908). Von Wilhelm Arminius

Wenn dem Leser diese Zeilen zu Gesicht kommen, steht Hans Hoffmann, der deutsche Dichter, an der Schwelle des sechzigsten Geburtstags.

Pommern nennt er sein Stammland, in einem Pfarrhause zu Stettin ist er aufgewachsen. Er hat Germanistik studiert und mit heißem Bemühen die schwere Kunst der Pädagogik auszuüben versucht — bis zu seinem dreißigsten Jahre. Doch erfolglos. — Dann hat ihm — auf Grund eingereichter Novellen — die „Deutsche Rundschau" ihre Arme geöffnet, und er ist in ihrem Leserkreise bald ein gern und oft gesehener Gast geworden.

Er durfte sich deutscher Dichter nennen.

Im Laufe der folgenden dreißig Jahre hat er zwölf Novellenbücher in die Welt gesandt, vier größere Erzählungen, einen zweibändigen und einen dreibändigen Roman, eine Gedichtsammlung, ein Epos, zwei Märchenbücher und eine Biographie Wilhelm Raabes.

Viele dieser Bücher haben eine zweite Auflage erlebt: Die Geschichten aus Hinterpommern — Landsturm und Der Hexenprediger die dritte, die Bilder und Skizzen Von Frühling zu Frühling die vierte, Das Gymnasium von Stolpenburg, eine Novellensammlung aus dem Gymnasialleben, sogar die fünfte.

Wenn seine Leserzahl — auf die Zahl der lesenden Deutschen bezogen — auch noch klein ist, so kann man doch bereits behaupten, um Hans Hoffmann sammle sich eine Gemeinde.

Digitized by Google

Es ist erfreulich, daß wir dies zu seinem heurigen Ehrentage aussprechen können. Wir fügen eine Gratulation hinzu: Deutsches Volk, beglückwünsche dich dazu, daß du deinen Dichter seit einiger Zeit zu erkennen anfängst! Denn es ist dein Dichter ganz und gar, weil keine undeutsche Faser an ihm ist vom Scheitel bis zur Sohle, vom Gröbsten bis zum Feinsten, im wuchtigen Ernst wie im tändelnden Scherz.

Mit der Erkenntnis eines Dichters stellt sich ja der Einzelmensch immer ein gutes Zeugnis aus. Er zeigt, er hat einmal wieder über sich, d. h. über den Teilmenschen, hinausgegriffen zu einem Vertreter der Menschheit, wie es der echte Dichter ist. Und über sich hinauszugreifen, muß es ja jeden drängen. Denn es ist bekannte Wahrheit, daß der Mensch nur zur Hälfte sich selbst gehört, und daß die andere Hälfte Ausdruck ist. Sich auszudrücken mit seiner ganzen Wesenheit, ist aber nicht jedem gegeben. Wie sehr der Teilmensch auch danach ringt, ihm wird der Mangel eigner Befähigung dazu bald auffallen.

Den vollendeten Ausdruck, den er erstrebt, soll er vom Dichter empfangen.

Es ist also der Beglaubigungsschein eines Dichters, wenn von ihm gesagt wird, er gebe vollendeten Ausdruck. Es ist ein Beglaubigungsschein sicherlich für Hans Hoffmann.

Aber es ist nur der eine Ausweis.

Der andre ist, daß der Dichter nicht seinen Reichtum zu verkündigen hat, sondern den Reichtum aller Welt; und der dritte, daß er von diesem Allreichtum verkündet, was keiner vor ihm gesagt hat.

Mit diesen von Emerson aufgestellten drei Forderungen sind wir bei der Dreiheit von Form, Stoff, Charakter angelangt; bei der Form, die in sich vollendet, d. h. schön sein soll, bei dem Stoff, der Reichtum zeigen muß, und bei der Dichterseele, die man seinen Charakter nennt, und die sich eigenartig zu geben hat.

Hans Hoffmann, auf diese drei Forderungen hin betrachtet, zeigt, daß er sie alle drei erfüllt.

Aber es stellt sich dabei etwas Merkwürdiges heraus. Denn, was die Form angeht, so ist das Schöne eine Offenbarung geheimer Naturgesetze. Was den Stoff betrifft, so interessiert uns nur der Mensch wirklich, und auch am Menschen nur seine Überlegenheiten. Und was die Seele des gestaltenden Dichters betrifft, so ist es eigentümlich und längst ausgesprochen, daß der Künstler ebenso überrascht über die Wirkungen seines Kunstwerks ist wie wir, die Leser, und daß wir uns sträuben, die besten Empfindungen, die jedes Kunstwerk in uns erregt, dem Urheber dieses zuzuschreiben.

Sollten da nicht in der Tiefe von Form, Stoff und Menschenseele Zusammenhänge vorhanden sein?

Man kann diese Frage dahin bejahen, daß in gewissem Sinne alle drei eins sind.

Der Dichter ist der Mensch der Schönheit, seine Wesenheit ruht in dieser Tatsache. Das Schöne und Edle aber stammt nicht von der Oberfläche, es fließt aus dem Urquell, aus dem alle Geschöpfe stammen. Der, dem ein Gott gab, zu sagen, was er leidet — d. h. was er empfindet —, wurzelt also tatsächlich in unergründbaren Tiefen. Dies gibt ihm seine Kraft.

Aber Kraft zu zeigen, darf ihm nicht genug sein. Die Kraft muß erst ihre schönste Blüte, die Anmut, hervorbringen. Dann ringt uns der Dichter nicht nur Achtung ab, dann lockt er uns; und was mehr ist, dann erfreut er uns. Dann fällt hinter seiner Erscheinung der Stoff als etwas allzu Derbes ab, es tritt die schöne Form hervor. In dieser Form aber wieder leuchtet wie in einem köstlichen Spiegel etwas ungreifbar Zartes, Köstliches — seine Menschenseele, sein Dichtercharakter.

Gerade Hans Hoffmann bestätigt diese Ausführungen. Gerade bei ihm stößt man immerfort auf solche unergründbaren Zusammenhänge. Sie liegen in der Tiefe seiner deutschen Mannesseele begründet.

Wolle ihn einmal beim Stoffe fassen!

Gewiß, die fünfte Auflage des Gymnasiums zu Stolpenburg bedeutet zunächst, daß die Herren Oberlehrer nach seinem Buch gegriffen haben, also stofflich vorgegangen sind. Wie richtig die Witterung war, konnten sie nicht wissen, aber angeführt sind sie nicht. Entdeckt haben sie sich sicherlich, wiedergefunden in all ihrer Eigenart als ideal beseelte Führer zu dem Ziele hoher Auffassung von dem Wahren, Guten, Schönen, die in dem Zwiespalt zwischen Gelehrtenwesen und der Ausübung der schweren Kunst der Pädagogik Ecken und Kanten und

Digitized by Google

allerlei Züge wunderlicher, aber auch ergreifender Art herausgestellt haben. — Nicht systematisch ist das vorgebracht; in seiner zwanglosen Weise aber dennoch so bezeichnend, daß man meinen könnte, es wäre auch erschöpfend geschehen. Jedenfalls hat unser Dichter darin gezeigt, daß er sehr wohl das Zeug dazu besaß, einen Milieuroman strengster Fassung, wie sie in neuerer Zeit realistisch nüchtern erschienen sind, zu schreiben, wenn — er dazu aufgelegt gewesen wäre!

Die größere Buchzahl der Geschichten aus Hinterpommern, die in die Welt gegangen ist, besagt weiter, daß die Bewohner eines gewissen Landstriches geglaubt haben, besondere, ihnen naheliegende Schilderungen darin zu finden. Auch dies hat sie nicht getäuscht. Nicht nur in diesem Buche, auch in Von Frühling zu Frühling, in Landsturm, Tante Fritzchen, Von Haff zu Haffen gibt der Dichter wahrhaft intim wirkende Darstellungen seiner pommerschen Heimat, die der Ostsee Wellen umrauschen; Darstellungen, die allerdings meist künstlerisch untergehen in der Erzählung und so nur dazu da sind, diese Erzählung zu gründen oder zu färben.

Beide Arten — Schul- wie Heimatbücher, wenn wir sie so nennen wollen — erklären aber noch immer nicht, wie seine zahlreichen andern Novellenbücher mit ihren Stoffen aus Italien (Unter blauem Himmel), von Gotland (Brigitta von Wisby), von Korfu (Aus dem Phäakenlande — Neue Korfu-Geschichten) u. a. so haben ansprechen können. Ist etwas mehr Sensationelles darunter, wie beispielsweise Landsturm, so ist dies allerdings leicht zu erkennen und scheidet daher aus der Betrachtung von selber aus.

Um sich eine Beliebtheit zu erringen, wie sie tatsächlich vorhanden ist, muß ein andrer Faktor mitwirken. Und da mag wohl doch hinzukommen, daß Hans Hoffmann sein Hauptinstrument: die deutsche Prosa, vollbewußt mit großem Glück poetisch erhöht hat.

Seine Bilder und Erzählungen, seine Märchen, seine Skizzen mit ihrer bilderreichen, gedrängten und doch klaren Sprache, die formvollen, stark individuellen Fassungen seiner Gaben, sie führen beim Lesen ganz von selber in die Regionen, wo fern dem Gemeinen das Schöne und Edle wohnt. Sein tiefgehendes, anerzogenes Sprachgefühl hat ihm einen klassisch zu nennenden Stil erworben, der beweglich genug geblieben ist, um alles auszudrücken, was der Dichter geben will: Schalkhaftigkeit und wuchtigen Ernst, zarte Grazie, Ironie und derben Realismus.

So eignen sich die Hoffmannschen Werke wie keine andern fast durchweg zum Vorlesen und erzeugen mit ihrer wohl abgestimmten Mischung von Schilderung, Darstellung, Empfindung und Gedanken wie mit ihrer wohligen Schmeichelei des hörenden Ohres einen Genuß, den man zum Schluß vergebens auf irgendeine Formel zu bringen versucht. Was der Dichter gegeben hat, war eben Schönheit nach jeder Richtung hin — Schönheit mit Grazie verbunden, die nicht weiter zu umschreiben, zu begrenzen und zu bestimmen ist, weil sie in sich ruht.

Es kann wohl sein, daß dies fast absolut Schöne, aus dem vielleicht am meisten noch die Schalkhaftigkeit als Merkmal hervorsticht, so sehr es einerseits geholfen hat, seiner gestimmte Gemüter zu ihm hinzuziehen, doch der Grund gewesen ist, seine Einbürgerung beim breiteren guten deutschen Publikum zurückzuhalten. Der Deutsche mittleren Schlages will Bestimmteres. Wie befriedigt es ihn, wenn er sich gestehen kann: „Diese Novelle war schön moralisch!" Wenn er schmunzeln kann: „Wetter, aus dieser Erzählung hat man wieder sein was gelernt!" Oder wenn er bloß stark und deutlich empfindet: „Hier habe ich mich in guter Gesellschaft bewegt! Dieser Dichter hat mich brav unterhalten!" u. a. m.

Von allem solchem bleibt bei Hans Hoffmann — wie bei allen Bildnern des absolut Schönen — kein hervorstechender Eindruck. Gottlob! — Ob er moralisch wirken könnte — man überdenke nach dem Genusse still die köstliche Reise nach Athen (aus dem Gymnasium zu Stolpenburg) oder Sturmwolken (aus Von Frühling zu Frühling)! Ob er Wissensdurstige zu bereichern vermöchte — man befrage sich über diesen Punkt nach der Lektüre der historischen Geschichten aus Hinterpommern, des Romans Wider den Kurfürsten und des Eisernen Rittmeisters!

Aber was soll das Hervorholen einer einzelnen Wirkung, wo mehr, viel mehr auf den Leser übergeht: nämlich eine Harmonie von Wirkungen!

Digitized by Google

Seine bedeutsamen wie auch seine einfachsten, manchmal sogar kleinen Einfälle, die oft reizvoll eine dichterische Kindesseele entschleiern, sind jedenfalls stets durch die Kunst gehoben und stets bis auf die Höhe der Kunst gebracht. Erzähle, aufmerksamer Leser, am Schluß der Lektüre einmal das weiche bestrickende Spätglück oder gar das geniale Irrlicht, und du wirst merken: nein, der Stoff ist es nicht gewesen, was dich gefesselt hat; es war etwas andres. Und du antwortest dir gewöhnlich: das Poetische.

Mit Erlaubnis: das Wort gilt hier als arger Lückenbüßer! Der Kenner antwortet: das Kunstwerk als Ganzes.

Und das ist es, wohin wir zielten. Während andre große Dichter sich in manchen Werken hinreißen ließen, aus Liebhaberei bestimmten Richtungen des Stoffes nachzugehen: dem Politischen, dem Lehrhaften, dem Nationalen u. a. (man denke an Gottfried Kellers spätere Werke, aber auch an seinen Grünen Heinrich!), gibt Hans Hoffmann fast in jeder seiner Schöpfungen — wir nehmen nur ganz wenige aus — ein Kunstwerk.

Kunstwerke aber ringen sich durch; Kunstwerke sind bleibend.

Er wäre nach dieser Hinsicht durchaus nicht mit Rosegger zusammenzustellen, wie geschehen ist. Er gehört viel näher zu Theodor Storm und C. F. Meyer, von denen er freilich durch das Subjektive seiner Art anderseits weit absteht. Diese seine besondere Art läßt es verstehen, daß seine Kunstwerke vor dem Anspruch höchster Vollendung in bezug auf innere Wahrscheinlichkeit nicht immer gleichmäßig bestehen, daß er zuzeiten kleine Teufelsschwänzchen hervorsehen lassen muß, wo sie eigentlich nicht hingehören — eine Liebhaberei, die direkt mit seiner Schalkhaftigkeit zusammenhängt.

Diese Störungen seiner Kunstwerke sind also nicht als dichterischer Mangel anzusehen. Sie sollen aber auch keine vom Verfasser aufgeklebte Schönheitspflästerchen sein. Höchstens liegt eine kleine bewußte Herausforderung darin, ein gewisses Spiel mit dem treugläubigen Leser — also ein Übermut beim bewegten Tummeln der Kräfte. Beispiele für das Gesagte mögen sich am meisten finden in den Arbeiten Der eiserne Rittmeister — Ruhm — Allerlei Gelehrte — Der Teufel vom Sande.

Mit diesen künstlerischen Ausstellungen, die zugleich Feststellungen persönlicher Eigenart sind, berührten wir nach Stoff und Form schon leicht den dritten Faktor jeder dichterischen Wirkung, so auch derjenigen Hans Hoffmanns, des Dichters Seele, die gestaltende. Was und wieviel trägt sie zur Schaffung des Kunstwerks bei? Was und wieviel bei Hans Hoffmanns Produktionen?

Da ist es verwunderlich, daß wir mit dieser Frage wieder zum Ausgangspunkt zurückkehren. Für „gestaltende" Seele wäre ebensowohl das Wort „formende" zu verwenden. Aber wiederum ist es ja nicht das Versmaß, das ein Gedicht, nicht die Form, die ein Kunstwerk ausmacht, sondern es ist die versmaß- oder formbildende Ausstrahlung einer Dichterseele. Diese trägt, weil sie leidenschaftlich lebendig nach dem Erscheinen drängt, das Wie der Gestaltung, d. h. den eignen Baustil, bereits in sich. Und damit haben wir auch den Charakterausdruck des Dichters.

Stoff — Form — Seele des Kunstwerks — der Charakter im Dichter besitzt alle drei, der Charakter im Dichter gibt alle drei, der Charakter im Dichter eint alle drei. Die Dichtung entspringt aus dem Dichter als Persönlichkeit.

Wägt man hiernach die Dichter, so wird man finden, welch nahe Verwandtschaft sich herausstellt zwischen Hans Hoffmann und unsern großen, längst ins Herz geschlossenen Poeten Wilhelm Raabe und Gottfried Keller z. B. Es gibt nicht viele deutsche Dichter, bei denen man im Genuß der Werke so bald auf den „Charakter", auf die „Persönlichkeit" stößt, wie bei ihnen. Und es ist bemerkenswert: diesen Charakter sucht die tastende, verlangende Seele des Teilmenschen, diesen Charakter begrüßt sie mit traulichem Wohlbehagen, an diesen Charakter lehnt sie sich an. Dichter mit solchen „Charakteren" sind spezifisch deutsch und werden von den Besten geliebt.

Verschieden sind sie natürlich, diese Charaktere — recht verschieden.

Sie können aus den Dichtungen erstehen, langsam, widerwillig, weil schwer belastet mit Golderzen der Tiefe. So bei unserm prächtigen Wilhelm Raabe. — Sie können gewissermaßen auf freiem, offenem Felde erwachsen wie die Ackerfrucht, bei derbem Landvolk, das für sich selber steht, wie bei dem Schweizer Dichter mit dem lautern Sinn: Gottfried Keller. — Sie können als duftiger

Digitized by Google

Geist dem Kunstwerk entsteigen, es überschweben, um dahin zu geleiten, wo ihr Element ist, der Äther; wie bei Hans Hoffmann.

Dies Ätherische über den Schöpfungen dürfte vielleicht das Ureigenste bei diesem Dichter sein, das am höchsten zu Wertende, denn es ist die Grazie seiner dichterisch-maßvollen Bewegungen. Ist ein starker voller Baum herrlich anzusehen, so ist seine Blüte das Köstlichste an ihm.

Hoffmann hat seinem Volke geschichtliche Bilder von fester Grundlage und großer Mannigfaltigkeit geschenkt in den Werken Brigitta von Wisby und Wider den Kurfürsten. Er hat diese Geschichtserzählungen mit Zügen rein menschlicher Bildung verschwenderisch ausgestattet — entzückende Partien zeugen davon, wie auch künstlerisch vollgewichtig zu nehmende Charaktere. So namentlich in dem zur Zeit der Freiheitsbewegung spielenden Roman Der eiserne Rittmeister neben dem Helden die meisterhafte Gestalt des Physikus Gugelmann, die voll von eigenartigem Menschentum steckt. Aber gerade diese bodenständigen Werke tragen trotz der eingestreuten guten Laune und Schelmerei an den Fittichen allzuviel Erdenschwere, als daß ihr Flug ins reine Licht von starker Schwungkraft und von großer Dauer wäre.

Hans Hoffmann muß sich lösen dürfen von der Wahrheit, die erlauscht, erlesen oder sonstwie von ihm nur übernommen ist. Er muß völlig seine eignen Wege gehen dürfen — sein Dichtergenius wird dann bald über dem Irdischen schweben.

Ist ihm die Gelegenheit zu solcher Freiheit geboten, wie in den Gedichten Vom Lebenswege (einem Bande, der erst dreizehn Jahre nach seinen ersten Novellen herauskam), darf er sein erlebtes Menschentum über die Wichtigkeiten dieser Erde setzen, so ist sogleich das Behagen zu spüren, mit dem er in allen Gang- und Tonarten bildnerisch tätig ist. Es ist am eignen Behagen zu spüren, das man als Leser empfindet. Er spielt dann wohl manchmal auch hier in bloßer Lust am Spiel, in köstlicher Schelmerei, in spottender Ironie, im ganzen aber verhüllt die Tändelei doch nur das Abschieben einer widerwärtigen Last oder gar eines Alps, der sonst erdrückend geworden wäre. So sehr seine Art dem Hervorkehren der einfachen „Laune“ zuneigt, die auf der Grenze zwischen leichtem Scherz und wahrem Humor liegt, so maßvoll hält sie sich doch meistens nach der Seite des Humors. Sein Inneres ist eben doch geweiht von dem heiligen Ernst des Mannes, der sich bewußt bleibt, daß er anders ist als alle Pflichtenmenschen, daß er ein Künstler, ein Poet ist.

Als solcher hat auch er die Welt bereits verteilt gefunden, als er hoffte, wenigstens ein bescheidenes Teilchen — das Brot eines Philologen — zu erlangen.

Die Zeit will Mut, die Zeit will Kraft,
Und beides hab' ich nie geschafft —

gesteht er sich selbst und ebenso in klagender Erkenntnis:

Lust, Lieb' und Schönheit machen doch das Leben nicht!
Und keiner lacht hinweg das strenge Wort der Pflicht.

Aber in den Versen, die Diogenes überschrieben sind, deutet er dennoch — unter allem Getändel — sehr bestimmt und bewußt darauf hin, daß er einer ist und was er nötig hat:

Laßt mich allein! Laßt mich in meiner Tonne!
Ich brauche Wein und Sang und Jubel nicht.
Nein! Auch kein Geld. Nein! Auch kein Leibgericht.
Nein! Selbst nicht jenes lieblichste Gesicht:
Ich ruh' in tief'rer, wunderbarer Wonne.
Ihr kennt sie nicht, die Freuden stark und mild,
Ihr seht es nicht, das himmlische Gebild,
Den Glanz, der segnend mir ins Auge quillt.
Ich bitt' euch, Freunde, geht mir aus der Sonne!

„Werde, der du bist!“ ist nicht umsonst das Motto seiner Gedichtsammlung. Sein Werden ist nicht ein Vorwärtsdringen in eine fremde Welt hinein, es ist ein Rückwärtsgreifen in sich. Er weiß, er faßt immer mehr, je tiefer er dringt. Er weiß:

Es ist das Schlimmste nicht ein großer, jäher Schmerz:
Er stärkt und stählt auch wie Gewittersturm das Herz.
Wenn schwache Bäumchen er zerbricht,
Die starken zaust, doch stürzt er nicht.

Und er sagt sich in Gedenken falscher, trüber Zeiten wiederum sehr deutlich:

Miserabel spielt' ich die ehrenvolle
Propheten- und Heldenvaterrolle!
Was helfen Mimik und Gebärden?
Was man nicht ist, kann man nicht werden.

Digitized by Google

Läßt er aber alles bloß Angenommene, nur lose Aufgeheftete von sich, gibt er sich dem Drange seiner innersten Natur — der Freiheit, zu schweifen, wohin es ihm beliebt — hin, dann entsteigen seiner Seele Empfindungen von höchster Zeugungskraft, Bilder von weicher südländischer Schönheit, Träume von bestrickender Süße. Alles ist ihm aufgelöst in Klang und Duft und steht doch so klar und so rein vor des Lesers innerm Auge. Eine große Liebe durchdringt ihn und legt auf seine Lippen Töne von heimlichster Innigkeit, eine gewaltige Sehnsucht „zu der Schönheit Reich" erhöht ihm Mut und Kraft und führt ihn dahin, wo er vor „kühlen, reinen Göttern" beten kann. Entsündigt selbst von alter Schuld, befreit von wilder Reue, werden seine Augen „von der großen Sonne gnadenvoll zu Freuden" aufgerufen und „schaffend Schönes zu gestalten, wird sein letztes tiefstes Glück".

Glücklich, wie er so geworden, innerlich erfüllt von der klingenden Harmonie, vermag er das Glück des Schaffenden auch auszustrahlen. Auf seinen Versen glutet die Farbe roten warmen Herzblutes, von ihnen her flimmert das Gold innern seelischen Lichts, duftet es von heimlichen Blüten, die ein volles Leben des Schmerzes, der Enttäuschung, der Liebe, der Reue, der Hoffnung zur Entfaltung gebracht haben.

Eins der Gedichte endet:

Und meine Sehnsucht wandelt heimlich immer
In der Phäaken lichtgetränkten Spuren.

Da ist es nicht verwunderlich, wenn der den Versen entströmende Hauch von weichem Rhythmus, liebenswürdiger Schalkheit, tiefem mitgehendem Verstehen alles Menschlichen — diese zarteste Ausstrahlung einer feinen und edlen Menschenseele — auch in die Korfu-Novellen übergeht, die uns den jugendlich schwärmenden, den sich nach der Seite der Schönheit hin auslebenden Hans Hoffmann zeigen.

Es ist noch lange nicht genug gewürdigt, wie sich der Dichter in diesen Erzählungen — Aus dem Phäakenlande, Neue Korfu-Geschichten — eine neue eigne Spielart geschaffen hat, die neben den Heyseschen „Italienischen Novellen" durchaus ihren Platz behauptet. Sich zu versetzen in den eigentümlichen Geist der in voller südlicher Schönheit, in entgegendrängender Fülle der Naturgaben gedeihenden Menschen, ist ihm ein tiefer Genuß, der seiner innersten Anlage wie seiner zum Teil in der Antike wurzelnden Bildung entspringt. Da gedeiht sein Drang nach göttlicher Ungebundenheit, seine Wein- und Lebensfreude. Seine Lust zum Fabulieren erquickt sich täglich neu an der sonnigen Landschaft und bringt die eigensten und merkwürdigsten Werke hervor — Dichtungen, die manchmal anmuten wie jene südländischen Blumen, die bestrickend sind in ihrer fremdartigen Lieblichkeit, süß berauschend mit dem ihnen entsteigenden Duft.

Es ist ein ganz andrer Trieb gewesen, der den Dichter von den Träumen dieser Korfu-Geschichten zu den Träumen seiner Märchen geführt hat, die als Bozener Märchen und Ostsee-Märchen vorliegen. Aber es ist dieselbe Menschenseele, die dahinter lebt. Hier wie dort herrscht souveränes Schalten mit frei gewählten Stoffen; der Weg eines Menschenlebens, der nicht nach den Jahren, wohl aber der innerlichen Reife nach zu spüren ist, liegt dazwischen.

Wir verübeln es niemandem, der uns sagt: Der aus diesen Märchen herausschauende Hans Hoffmann ist uns der liebste! Dieser märchenhaft lächelnd mit dem Irdischen spielende, über dem Irdischen stehende Dichter! Dieser alle Herzensergüsse Beherrschende — der aus seiner Eigenschaft, Mensch zu sein, die Folgerung schöpft, auch im lichten Himmel wie in der Dämmertiefe, in den unterirdischen Wasserbauten der Nixen und Necks wie in den Luftschlössern der Feen zu Haus zu sein! Dieser aus derber menschlicher Liebe und grobem menschlichem Zank, aus üblen Gewohnheiten (wie unangenehme Plapperhaftigkeit und störende Streitsucht) die reizendsten, verlockendsten Nippes Formende, als wäre die gemeine Alltäglichkeit vor allem dazu bestimmt, Trägerin der zartesten Poesie zu werden. Dieser (in der Novelle „Die heilige Kümmernis") selbst Gott-Vater, Maria und den Teufel in seine künstlerische Filigranarbeit Verflechtende, um nur ja das Loblied auf sein Ideal — die von allem Irdischen losgelöste Schönheit — trotz aller Naivität eines echten und rechten Märchens so hoch wie möglich erschallen zu lassen!

Solchen Auslassungen, wenn sie zu hören sein sollten, stimmen wir gern bei. So mannhaften Anblick es gewährt, einen festen Streiter in Harnisch und Eisenhaube gegen

Digitized by Google

Ernst Müller-Braunschweig: Ruth St. Denis als Hoghi. (Bronzeplastik.) Zu Dr. Karl Storck: Musikalische Rundschau.

Digitized by Google

eine Unwelt ſich wehren und ſie bekämpfen zu ſehen, ſo lieblich und herzerfreuend iſt es dem in den Maſchen eines Werkellebens befangenen Leſer, zu bemerken, wie eine ſieghafte Seele hoch über Alltagsſorge und Not auf die gemeine Welt hinab blühende Kränze ſtreut, darauf Strahlen göttlichen Lichts fallen.

Hans Hoffmann hat in dreißig Jugendſammeljahren Grund gelegt zu dem, was zu ſchaffen ihm vorbehalten war. Er hat in dreißig Schaffensjahren geſagt und geſungen, wovon ſeine Seele erfüllt geweſen, er iſt durch irdiſch Freud' und Leid, durch Glücksträume und Enttäuſchungskummer gegangen bis zum heutigen Tag. Er ſelbſt wird nicht tun, was er in einem Gedicht ſagt: „Mit ſechzig mag man knurren gut und gern —", denn er wird keinen Grund dazu haben! Den Sechzigjährigen wird die Anerkennung all derer beglücken, denen er ſeines Geiſtes und ſeiner Seele Schätze hingeſtreut hat — ein Beſchenkter und ſelber ein ſeliger Geber.

(Im nächſten Heft folgt ein Aufſatz von Hans Hoffmann ſelbſt: „Stoffe und Modelle".)

Gedichte von Hans Hoffmann

Abſchied

Nicht ohne Abſchied ſoll der Menſch vom Menſchen gehn.
Es mag ein Wunder leicht beim letzten Gruß geſchehn:
Ein Herz war lange dumpf und kalt;
Nun weicht's der Tränen Allgewalt,
Und ungeahnet ſchauſt du drin
Tiefinnerliches Regen.
So bricht die Knoſpe zitternd auf
Bei warmem Frühlingsregen.

Nicht ohne Abſchied ſoll der Menſch vom Menſchen gehn:
Wer weiß, iſt's doch vielleicht auf Nimmerwiederſehn!
Da klingt ſo mild das letzte Wort,
Der letzte Gruß im Herzen fort;
Und ſoll dein Aug' denn nimmermehr
Dem Auge ſein begegnen:
Dich wird ſein letzter Händedruck
Auf alle Tage ſegnen.

Neue Hoffnung

Roſige Wolken,
Schattet mir wieder,
Wolken der Liebe,
Lieblich das Haupt.

Unter dem Fenſter
Knoſpet der Flieder;
Heimlich ſchon hat ſich
Die Linde belaubt.

Quellendes Auge,
Senke dich nieder:
Sei denn der Blick dir
Ins Freie geraubt!

Statt der Gedanken
Regen ſich Lieder;
Gläubiger wirſt du,
Als längſt du geglaubt.

Bäume, die alten,
Blühen dir wieder,
Die dir noch eben
Der Winter entlaubt

Unter dem Fenſter
Knoſpet der Flieder;
Heimlich ſchon hat ſich
Die Linde belaubt.

(Aus den Gedichten „Vom Lebenswege"; zweite Ausgabe. Stuttgart, J. G. Cottaſche Buchhandlung Nachfolger.)

Digitized by Google

Muſikaliſche Rundſchau

Von Dr. Karl Storck

Gaſtſpiel der Kaiſerlich Ruſſiſchen Hofoper und des Ballets — Ruth St. Denis — Pizzis „Rokaiba“ — Lola Artôt und Franz Egenieff — Reynicks „Donna Diana“ — Meyerbeers „Hugenotten“ im Königl. Opernhauſe zu Berlin — Weingartners Muſik zu Goethes „Fauſt“

Ein groß angelegtes dreiwöchiges „Gaſtſpiel des Enſembles der Kaiſerlich Ruſſiſchen Hofoper St.-Petersburg und Moskau“ gab uns Gelegenheit, die ruſſiſche Nationaloper kennen zu lernen. Daß die Vorſtellungen in fremder, uns unverſtändlicher Sprache ſtattfanden, behinderte die Erkenntnis des eigentlich Nationalen kaum. Denn das Nationale iſt in die Oper nicht durch den Text hineinzubringen, ſondern nur durch die Muſik. Der beſte Beweis dafür iſt die alte italieniſche Oper. Zur Zeit ihrer Weltherrſchaft hat ſie die Geſchichts- und Sagenſtoffe dieſer Völker immer in den Kreis ihrer Muſik gezogen. Das iſt auch in Rußland geſchehen, wo ſeit 1737, mit der Einrichtung der Oper überhaupt, die Italiener eine unangefochtene Herrſchaft übten. Petersburg und Moskau waren ſeitdem zwei jener Reſidenzen mehr, an die gefeierte italieniſche Komponiſten und Dichter für etliche Jahre wallfahrteten, um die dort erworbenen Reichtümer daheim nachher in der behaglichen Muße des Rentners zu verzehren. Einer dieſer Italiener, Catarino Cavos, hat auch bereits 1799 einen „Iwan Suſannino“ zur Aufführung gebracht, denſelben Stoff, der als „Das Leben für den Zar“ in Michael Glinkas Vertonung 1836 den Grundſtock zu einer wirklichen ruſſiſchen Nationaloper legte. Die Wahl der ruſſiſchen Sprache tat es dabei nicht, obwohl die damals in der guten Geſellſchaft übliche Verhöhnung dieſes Werkes als „Kutſcheroper“ verdächtig an Karls V. Bezeichnung der Sprache des Landes, deſſen Kaiſer er ſich nannte, erinnert. Auch die geſamte Anlage der Opern Glinkas bedeutet nichts Neues. Sie zeigt den Zuſchnitt der großen Oper, wie ſie ſich unter dem Einfluß unſrer Klaſſiker entwickelt hat. Arien, Chöre, Enſembleſätze aller Art, Tänze bilden in ſich geſchloſſene Muſikſtücke. Die Verbindung beſorgt ein Rezitativ, das vornehmlich an der Art Glucks und ſeiner Nachfolger geſchult iſt. Aber Glinka ſchöpfte zuerſt in fruchtbringender Weiſe aus dem reich ſtrömenden Quell der ruſſiſchen Volksmuſik. Sein Biograph Weimarn urteilt darüber mit Recht: „Er faßt die Begriffe ruſſiſche Muſik und ruſſiſche Oper tiefer als ſeine Vorgänger. Er beſchränkt ſich nicht darauf, nur die Melodie der volkstümlichen Lieder mehr oder weniger genau nachzuahmen, nein, er erforſcht den ganzen Inhalt der ruſſiſchen Volksgeſänge in ihrer Ausführung durch das Volk — dieſe Aufſchreie, dieſe plötzlichen Übergänge vom Getragenen zum Lebhaften, vom Leiſen zum Starken, dieſe wechſelnden Lichter und Überraſchungen jeder Art. Endlich die beſondere, auf keinerlei hergebrachten Regeln beruhende Harmonie und muſikaliſche Periodenbildung, mit einem Worte: er deckt das ganze Syſtem der ruſſiſchen Melodik und Harmonie auf, wie er es aus der Volksmuſik ſelber geſchöpft, und wie es noch keine der ihm vorhergehenden Schulen zum Ausdruck gebracht hat.“

Es war dabei weſentlich, daß Glinka keineswegs dieſe Volksmuſik bloß als Vorratskammer thematiſchen Materials anſah, ſondern auch die eigenartige Harmoniſierung der ruſſiſchen Volksmelodien in die Kunſtmuſik übernahm. Das iſt ihm in Chören und Tänzen wundervoll gelungen, während die eigentlichen Arien faſt ganz den Zuſchnitt der italieniſchen Arien zeigen. In der Hinſicht ſind ſeither Fortſchritte gemacht worden. Die Melodienbildung als Ganzes hat ſich bei den ſpäteren ruſſiſchen Kompoſitionen an der inzwiſchen entwickelten Inſtrumentalmuſik geſchult und von da aus nun auch den Einzelgeſängen einen nationalen Charakter verliehen. Im allgemeinen aber iſt mir Glinkas Werk die wertvollſte unter den ſechs Opern, die uns die ruſſiſche Geſellſchaft vorgeführt hat. Sie iſt echt volkstümlich in ihrem Gehalt, der ein geſchichtliches Ereignis aus echt ruſſiſchem Geiſt heraus behandelt; nicht nur volkstümlich, ſondern auch vaterländiſch.

Gerade das eigentlich Volkstümliche fehlt den Stoffen der andern fünf Opern, die wir kennen gelernt haben. Ich möchte nicht ſagen, das Ruſſiſche; denn wer wollte beſtreiten, daß die Erſcheinung Puſchkins ruſſiſch iſt? Trotzdem gehört er mit dem Weſen ſeiner künſtleriſchen Perſönlichkeit zu Byron. Von dieſem ſtammt der Weltſchmerz, die Ironie, von ihm überhaupt die Seele, die hier dem ruſſiſchen Körper eingepflanzt

Digitized by Google

und durch dieſen Körper auch, ich gebe es zu, beeinflußt wird. Aber Puſchkins künſtleriſche Art iſt wie bei Byron bewußt unvolkstümlich, eigentlich l'art pour l'art. Ich weiß, daß Puſchkins Werke in Rußland bekannt ſind, ſo weit die Schulbildung reicht. Sie ſind auch volkstümlich, aber ſicher nicht der Helden dieſer Geſchichten wegen — man könnte eigentlich ſagen, des Helden, nämlich Puſchkins ſelbſt —, ſondern durch die Nebenperſonen, die echt ruſſiſche Volkstypen ſind, durch das ganze Drumherum.

Aus dieſem allgemeinen Bekanntſein der Werke und der Perſonen Puſchkins erwächſt eine Eigentümlichkeit der ruſſiſchen Operntextbücher, die ihrem Verſtändnis im Auslande ſchwer im Wege ſteht: ſie ſetzen dieſe Bekanntſchaft mit dem Urbilde beim Hörer der Oper voraus. Alle dieſe Opern geben eigentlich nur loſe Szenen. Bei den Perſonen aber fehlt die ins einzelne gehende Charakteriſtik. Man erkennt aus jeder dieſer ruſſiſchen Vorſtellungen, daß die einzelnen Darſteller in den Perſonen viel mehr geben, als was aus dem Textbuche zu gewinnen war. Sie ſtellen eben die Geſtalt hin, wie ſie dem ruſſiſchen Volke aus der Urdichtung vertraut iſt. Ich habe dieſen Punkt bereits früher an dieſer Stelle behandelt, als ich über die Aufführung von Tſchaikowſkys „Pique Dame“ im Königlichen Opernhauſe berichtete. Dieſes Werk wie des gleichen Komponiſten „Eugen Onegin“ wurde uns auch von den Ruſſen geboten. Wertvolle Muſik, wie es ſich bei Tſchaikowſky eigentlich von ſelbſt verſteht, aber ach! nicht in einer Zeile wirklich dramatiſch. Lyriſche und malende Stimmungskunſt. Die Lyrik findet zuweilen einen gewaltigen leidenſchaftlichen Ausdruck. Die Stimmungsmalerei ſchafft vor allem entzückende Bilder eines feinen Geſellſchaftslebens, bei dem der Einſchuß der anerzogenen franzöſiſchen Kultur einen pikanten Gegenſatz zum Ruſſentum bildet.

Auch Rubinſteins „Dämon“ iſt in Deutſchland bekannt. Er iſt in der Anlage ganz oratorienhaft und hat mich eigentlich ſchwer enttäuſcht, da die Oaſen in der weiten Wüſte eines immer gewandten, aber niemals bedeutenden Tönemachers noch ſeltener ſind als in ſeinen meiſten andern Werken. Die Oper hat einige prächtige geſchloſſene Sätze und einmal auch einen ſtarken Dialog. Hier iſt das Ruſſentum ganz äußerlich in fertigen, dem Volksleben entnommenen Stücken ins internationale Geſamtbild hineingeſetzt.

Für Rubinſteins Oper bot eine Dichtung von Lermontoff, dem Geiſtesverwandten Puſchkins, den Stoff. Dagegen waren die beiden Werke, die für Berlin und vielleicht für Deutſchland neu waren, wieder aus Puſchkins Dichtungen gewonnen. Eduard Naprawniks „Dubrowity“ iſt eine echte Kapellmeiſteroper. Sehr gewandt gemacht, ein Stück in Stücken, die recht wahllos,

Michael Glinka. (Nach einer Vorlage aus der Verlagsanſtalt F. Bruckmann A.-G. in München.)

wenn auch wirkungsvoll, nebeneinandergeſtellt werden, aber nirgend von perſönlicher Eigenart. Manches iſt ſehr hübſch. Eine feine lyriſche Stimmung liegt über einzelnen Szenen; das Orcheſter klingt weich und farbig, und ein Totenchor iſt voll der dumpfen Ergebenheit und der weichen Trauer, die wir als echt ruſſiſch empfinden.

Wertvoller iſt Dargomiſchſkys „Ruſſalka“ (Die Waſſernixe). Der Komponiſt (1813 bis 1869) hat eine große Entwicklung durchgemacht. In den erſten Werken getreuer Schüler Roſſinis, hielt er es zuletzt für nötig, nach Mozart noch einen „ſteinernen Gaſt“ zu ſchaffen, um am Don-Juan-Stoff den übrigens recht oberflächlich erfaßten Rezitativſtil Wagners zu erproben. Die 1856 entſtandene „Ruſſalka“, das ruſſiſche Seitenſtück zur „Undine“, ſteht etwa in der Mitte. Man denke daran, daß ſie ungefähr gleichzeitig mit Gounods „Margarete“ (1859) entſtanden iſt, und hat dann den Stil dieſes Werkes. Freilich kann der Ruſſe an urſprünglicher muſikaliſcher Begabung und Schlagkraft mit dem Franzoſen nicht wetteifern. Aber einige Chorſätze ſind ſehr hübſch; eine in herkömmlicher Weiſe dreiteilig angelegte große Arie ausdrucksvoll und zwei ausgedehnte, leider zu lange Szenen ſind in einem dramatiſch wirkenden Rezitativ gehalten.

Es iſt ganz natürlich, daß unter den geſchilderten Umſtänden mit dieſen ruſſiſchen Opern in Berlin kein durchſchlagender künſtleriſcher Erfolg zu gewinnen war. Ein ſtarker Publikumserfolg wäre nur durch die Mitwirkung hervor-

Digitized by Google

Peter Tschaikowsky. (Nach einer Vorlage der © Photographischen Gesellschaft in Berlin.)

ragender Gesangskünstler zu erreichen gewesen. Diese aber fehlten unter den russischen Gästen. Es waren durchweg tüchtige Leute, die im heimischen Tagesdienst ganz gut ihre Stellung ausfüllen mögen. Rein stimmlich genommen war viel gesundes und reiches Material vorhanden; es fehlte aber die letzte künstlerische Feile. Die beiden Künstler, die sich einer großen künstlerischen Schulung erfreuen, sind über ihre Blütezeit hinaus. Sicher war die kaiserliche Solosängerin Medea Fiegner früher eine Sängerin ersten Ranges. Heute hilft ihr ihre große technische Kunst nur noch die Schäden der Stimme zu verdecken. Auch der Tenorist Davidoff hat die Frische und den eigentlichen Klangreiz der Stimme eingebüßt. Über prachtvolles Material verfügt die jugendschöne Maria Kousnetzowa, deren technische Ausbildung aber in Einzelheiten schlechthin alles zu wünschen übrigläßt, so daß neben wundervollen Naturtönen ganz Mißlungenes steht. Volle Anerkennung verdient der prachtvolle Alt der Frau Sbrueva. Auffallend war, daß den tiefen Männerstimmen die eigentliche Durchschlagskraft fehlte. Der Baß Petroffs ist wundervoll, wie Orgelklang in weichem, langsamem Gesang. Bei hochdramatischem Ausdruck kann er Brülltöne geben, aber das Mark fehlt. Das gilt auch von den verschiedenen Baritonen, die sich vorstellten. Sie alle erreichen eine glänzende, nur zuweilen durch gaumige Tonbildung beeinträchtigte Höhe; ihre tiefen Töne aber klingen dumpf und matt. Über diesen achtbaren Durchschnitt hinaus geht der Bassist Wariaghin, ein als Darsteller und Sänger hochbegabter Künstler, dem nur die letzte Kultur seines von Natur prächtigen Materials abgeht, so daß sein Gesang etwas eintönig wirkt. Der Bariton Baklanoff aber, der leider nur einmal auftrat, hätte die Mittel, ein Sänger von Weltruf zu werden, wenn er auch in der künstlerischen Schulung seinem großen Landsmann Schaliapine nacheifern wollte.

Alle diese Sänger zeigten ein natürliches Darstellertalent. Schönes Maß in den Bewegungen, die mit erquickender Natürlichkeit der Musik sich anschließen. Man erkennt immer wieder: die eigentliche musikalische Anlage dieser Leute liegt im Rhythmus. Den wahrte auch der Chor, der im übrigen, wie die Regie, ziemlich schablonenhaft auftrat. Als Orchester war leider das Berliner Mozartorchester gewonnen, das, ohnehin unfertig, dem schwierigen Operndienst um so weniger gewachsen war, als der Dirigent Kruschewsky — in Petersburg leitet er das Ballett — völlig versagte.

Am glänzendsten offenbarte sich die rhythmische Begabung der Russen im Ballett, das bei allen Aufführungen den stärksten Erfolg hatte. Dieser nahm einen ganz ungewöhnlichen Umfang an, als das Kaiserlich Russische Ballett vom Marientheater in Petersburg, etwa fünfundzreißig Künstler stark, drei besondere Vorstellungen gab, in denen einige größere Balletwerke (Giselle von Adam; Pachita, Schwanenteich von Tschaikowsky) und eine große Zahl von Charaktertänzen aufgeführt wurden. Dieses Petersburger Ballett wahrt die klassische französische Tanzkunst in besonderer Reinheit. Durch Jugend, Schönheit, Elastizität und vor allen Dingen die Rhythmik, die sich buchstäblich bis in die Fingerspitzen erstreckte, machte uns diese erstklassige Künstlerschar vollkommen vergessen, daß wir sonst so oft diese Ballettkunst als veraltet empfunden hatten. Allerdings, das Höchste, was diese Künstler zu bieten hatten, waren die Volkstänze, in denen die hohe körperliche Gewandtheit, die diese verlangen, zur prachtvollsten Kunstbewegung stilisiert erschien. Wenn für uns künstlerische Anregungen aus diesem Gastspiel erwachsen, so werden sie unsrer Ballettkunst zugute kommen. Man wird einsehen, daß aller Glanz der Ausstattung dieser nicht helfen kann, noch viel weniger freilich — assyrische Altertumswissenschaft. Könnte das „Altertum" unserm Berliner Ballett helfen, so stände es ja ohnehin an erster Stelle.

Freilich so wie unsre Großeltern, die bei Fanny Elslers kleinen Füßchen an Goethe dachten, werden wir von dieser Tanzkunst kaum mehr Anregungen geistig-seelischer Art empfangen. Dazu muß eine Kunst selber Ausdruck seelischen Lebens sein. Im Tanz habe ich das nirgendwo mehr gefunden als bei Ruth St. Denis, die wieder

Digitized by Google

eine lange Reihe von Vorſtellungen indiſcher Tänze bot. Zu den bereits früher hier gewürdigten ſind einige neue gekommen, unter denen die Darſtellung eines „Yoghi“ die Palme verdient. Körperkunſt gewiſſermaßen als Entkörperung: ein Aufgehen des Einzelnen im All. Der Bildhauer Ernſt Müller hat in einer kleinen Bronze die charakteriſtiſche Haltung dieſes Tanzes in dem wundervollen Linienſpiel des ſchlanken ſehnigen Körpers feſtgehalten.

* * *

Auch die Neuarbeit unſrer eignen Bühnen galt in der Berichtszeit zumeiſt ausländiſcher Kunſt. So brachte die Komiſche Oper in Berlin als einzige Neuheit das einaktige „lyriſche Drama“ Roſalba von Emilio Pizzi. Die Romanen werden uns im Theater wohl immer überlegen ſein, gerade weil ſie im Drama ſo weit hinter uns zurückbleiben. Und da, ſolange das Theater im weſentlichen Unterhaltungskunſt iſt, viel mehr Verbrauch für Theater vorhanden iſt als für Drama, ſo werden wir wohl immer über eine unerfreulich ſtarke Einfuhr fremden Theatergutes zu klagen haben. Es ſei denn, daß, wie ich ſchon oft an dieſer Stelle betont habe, bei uns ſich unter der Einwirkung der allgemeineren literariſchen Kultur auch jenes mehr formale Verhältnis zur Kunſt einſtellt, das jetzt den romaniſchen Völkern die Übergegenheit gibt im künſtleriſchen Mittellande. Wir Deutſche herrſchen ja zweifellos und eigentlich unbeſchränkt im Hochlande der Kunſt. Aber dort, wo die Kunſt vor allem Verſchönerung iſt unſers täglichen Lebens, ſtehen wir weit zurück. Es gehört dazu die bewußte Auffaſſung der Kunſt als Spiel, während wir Sein und Leben, nicht Schein erwarten.

Wenn ich dieſes Textbuch des außerordentlich geſchickten Luigo Illika zur Hand nehme, ſo iſt es auch nicht in einer einzigen Zeile ein Muſikdrama, eigentlich auch nirgends ein Drama. Das heißt, weder das innere noch das äußere Geſchehen iſt von Lebensnotwendigkeit erfüllt, iſt wirklich tieferes Abbild des Lebens. Es wird hier eine novelliſtiſche Begebenheit, die am beſten den Inhalt einer kleinen altitalieniſchen Novelle abgeben würde, in der von ſeltſamen Fällen der Liebe die Rede iſt, zu einem Bühnenſtück erweitert. Drei Perſonen treten darin auf. Zunächſt Roſalba, eine wunderbar ſchöne Sängerin, die jetzt die Geliebte des jungen venezianiſchen Dichters und Muſikers Firmiani iſt. Einer römiſchen Buhlerin Tochter, von der Mutter dem eignen Beruf zugeführt, ſtößte ſie einſt dem Ezio Colonna, der auch Dichter und Muſiker war, eine heftige Leidenſchaft ein. Firmiani liebt ſie als echter Italiener, ſieht in Schönheit Tugend, und ſo ſcheint er an dieſe bei ſeiner Geliebten zu glauben. Ihr ſelbſt iſt es, als ſei

Anton Rubinſtein. (Nach einer Vorlage der Photographiſchen Geſellſchaft in Berlin.)

ſie rein geworden dadurch, daß ſie jetzt zum erſtenmal wirklich liebt. Firmiani dichtet ein Lied; Roſalba ſingt es nach einer Weiſe, die Colonna ihr einſt gewidmet hat, ihr als „neuer Venus, die der Luſt in Rom heimliche Tempel baut“. Firmiani ſcheint dieſe Melodie ſo zu ſeiner Dichtung zu paſſen, daß ihm die Geliebte nur Künderin iſt des eignen melodiſchen Empfindens. Verwirrt durch den Verrat, den ihr ihr Gedächtnis bereitet hat, täuſcht ſie ihm auch vor, ſie habe ihm im Traume dieſe Melodie abgelauſcht. Firmiani gewinnt mit dieſem Liede den Preis und will Roſalba zu ſeinem Weibe machen. Während ſie von ihm fern iſt, um ſich für das heutige Feſt, das dem ſiegreichen Poeten geweiht iſt, zu ſchmücken, hört Firmiani auf der Straße Lärm. Ein Mann iſt überfallen. Der verwundete, völlig verwahrloſte Menſch gibt ſich ſeinem Retter Firmiani als Dichter Ezio Colonna aus Rom zu erkennen. Ein Weib habe ihn zugrunde gerichtet. Er iſt auf der Suche nach dieſem Weibe, das hier in Venedig nunmehr ſein Weſen treibt. Roſalba iſt ihr Name. Der entſetzte Firmiani muß ſich von der Wahrheit dieſer Behauptung überzeugen, als Colonna auch vor Roſalba auf ſeiner Behauptung beſteht und ihr ſchließlich ſein altes Lied ſingt, in deſſen Melodie Firmiani zu ſeinem Entſetzen die Weiſe des Liedes erkennt, mit dem er eben den Sieg erfochten. Aber Colonna, der davonſtürzt, behält mit ſeiner Behauptung recht, daß Firmiani ſich doch dem Zauber des ſchönen Weibes nicht werde entziehen können. Er will ſie töten und fällt ſtatt deſſen in ihre Arme. Und nun ſter-

Digitized by Google

Ernst Müller-Braunschweig: Ruth St. Denis als Yoghi. (Bronzeplastik.) Rechte Seitenansicht.

ben sie beide, und zwar an Liebesschmerz und Blumenduft, indem sie sich hineinträumen in seliges Liebeserinnern und in den Glauben: „die Liebe verzeiht, nimmt jeden Fehl von hinnen, sie richtet auf und heiligt selbst die Buhlerinnen".

Ich sehe in diesem Stück das Theater und nicht das Drama. Nicht wegen des Schlusses, der um jeden Preis ein Sterben in Schönheit und ohne Gewaltsamkeit verlangt, sondern auch in der Art, wie alle jene Konflikte beiseite gelassen werden, zu denen diese Handlung Anlaß gibt. Vor allen Dingen die doch schier unwiderstehlich lockende Szene, wie Firniani in seinem guten Glauben eine fremde Melodie als die eigne ausgibt, so daß sich da nun ein tragischer Zustand von selbst einstellt. Der bewußt arbeitende Theatraliker vermeidet eben auch das Zuviel. Es soll hier eine Stunde Theater gespielt werden, eine Reihe schöner Empfindungen geweckt, eine noch größere Reihe schöner Worte deklamiert werden. Das ist der Zweck. Und das Publikum wird gerührt, ergriffen; sein Sinne sind voll vom Anblick schöner Menschen, schöner Gesten, einer schönen Szenerie — das ist genug. Erst recht, wenn dazu Musik kommt. Daher nun auch bei den Italienern die Musik alles zudecken muß, alles Theater Oper wird. Die unmusikalischeren Franzosen, die andern Vertreter dieser bewußten Theaterkultur, haben die schöne Rhetorik und die witzige Plauderei, die Causerie.

Über die Musik muß ich doch wohl einige Worte sagen. Emilio Pizzi ist, wie Mascagni, Leoncavallo und die andern Jungitaliener, Schüler von Puccini. Immer deutlicher ergibt sich, wie gewaltig der Einfluß dieses Mannes für die Entwicklung der italienischen Oper geworden ist. Das hatte sich für uns in Deutschland verwischt, weil die Schüler früher bekannt geworden waren als der Meister. Aber jetzt, da uns auch Puccinis Werke vertraut geworden sind, sehen wir, daß er die Waffen geschliffen hat, mit denen die andern sich glänzendere Siege erfochten, als ihm jemals einer beschieden war. Die Mischung der breiten Kantilene, die ihre weiten Bogen gleichstimmig mit einer hervorstechenden Orchestergruppe vorträgt, auf der einen Seite, das Arbeiten mit kleinen Stimmungswerten, eine Art pointilistischer Musik, auf der andern Seite: das sind die wichtigsten Hilfsmittel. Als drittes kommt die wilde Brutalität des leidenschaftlichen Vortrags dazu. Darauf hat Pizzi verzichtet. Die andern Mittel beherrscht er ohne jede persönliche Eigenart. Das Werk hat einen starken Erfolg gehabt, obwohl sicher niemand im tiefsten ergriffen war.

Lola Artôt de Padilla war als schöne Sängerin der schönste Schmuck des reizvollen Bühnenbildes. Sie siegt durch Erscheinung und Spiel und hat so viel natürlichen Reiz, so viel zweifellose Anlage in der Stimme, daß man immer wieder darüber hinwegsieht, daß hier doch in der Ausbildung für große Aufgaben noch nicht genug geschehen ist. So würde ich mich sehr freuen, wenn sich die Nachricht bewahrheitete, daß die Künstlerin jetzt auf zwei Jahre der Bühnentätigkeit entsagen will, um sich ganz Studien zu widmen. An natürlicher Anlage für eine wirklich vornehme Erfüllung der mannigfachen Aufgaben, die die Spieloper gerade für jugendliche Liebhaberinnen bietet, darf sich mit ihr kaum eine andre messen. Aber gerade die frühe Virtuosität an einer großstädtischen Bühne, wo jeder Erfolg zahlreiche, rasch aufeinander folgende Wiederholungen eines Stückes bedingt, muß mörderisch sein für eine auch in körperlicher Hinsicht noch nicht völlig gestützte Stimme. So wollen wir der scheidenden Sängerin ein „Auf gesundes Wiedersehen!" zurufen. — Neben Fräulein Artôt war hervorragend Franz Egenieff als verkommener Dichter. In diesem Künstler besitzt die Komische Oper einen der vornehmsten Sänger der deutschen Bühne. Die prachtvolle Baritonstimme ist vorzüglich geschult, das immer groß gehaltene Spiel trifft sicher jede Aufgabe, zumal aber gerade zwiespältige oder leidende Charaktere.

Digitized by Google

Oft will mir scheinen, als sei gerade die komische Oper dazu berufen, für uns so viel von jener schon erwähnten romanischen Theaterkultur einzufangen, als in unserm Gesamtkunstleben wohl vorhanden sein sollte. Oder, wie ich mich auch ausdrücken könnte, als ob die romanische Theatralik gerade für unsre komische Oper von Wert werden könnte. In einem oft berufenen Briefe Schillers an Goethe vom 29. Dezember 1797 meinte der Dichter: „In der Oper erläßt man wirklich jene servile Naturnachahmung, und obgleich nur unter dem Namen von Indulgenz, könnte sie auf diesem Wege das Ideale auf das Theater stellen. Die Oper stimmt durch die Macht der Musik und durch eine freie harmonische Reizung der Sinnlichkeit das Gemüt zu einer schöneren Empfängnis; hier ist wirklich auch im Pathos selbst ein freieres Spiel, weil die Musik es begleitet, und das Wunderbare, welches hier einmal geduldet wird, müßte notwendig gegen den Stoff gleichgültiger machen." Schillers Hoffnung ging dahin, daß das „Trauerspiel in einer edleren Gestalt" sich aus der Oper entwickeln sollte. Und überhaupt waren seine Hoffnungen so auf große Kunst eingestellt, daß das, was er sich hier von der Oper erhoffte, im wesentlichen durch Richard Wagners Musikdrama erfüllt scheint. Wenn wir uns dagegen die Antwort Goethes ins Gedächtnis rufen, der meinte, Schillers Hoffen „habe bereits in Mozarts ‚Don Juan' seine Erfüllung gefunden", so finde ich hier doch auch den Weg vorgezeichnet zu einem bewußt künstlerischen Genuß des Theaters als Lebensspiel.

Ich glaube, daß gerade das ältere *spanische Lustspiel* eine reiche Ausbeute für wirksame Texte zu komischen Opern bieten würde. Das Geschehen ist hier meistens sehr lustig, die Verwicklung packend, sobald man die meist recht gewagten Voraussetzungen einmal annimmt. Die Charaktere sind durchweg von Anfang an festgelegt, so daß sie sich nur gegenüber verschiedenen Situationen auszuleben und nicht eine eigentliche Entwicklung durchzumachen brauchen. So ergeben sich in rascher Folge jene lyrischen Höhepunkte der Handlung, die für die Entwicklung geschlossener musikalischer Formen außerordentlich günstig sind. Die Verbindung zwischen diesen musikalischen Höhepunkten müßte dann durch eine leichte musikalische Plauderei ausgefüllt werden. Vielfach würde sich wohl auch gerade für unsre heutige so geistreiche Orchestertechnik ein vielversprechendes Betätigungsfeld eröffnen. Es wäre sehr erwünscht, wenn die Aufführung des dreiaktigen Lustspiels „Donna Diana" von E. N. von Reznicek an der Königlichen Oper zu Berlin das Augenmerk unsrer Opernkomponisten wieder auf das spanische Lustspiel lenkte. Der Stoff, den Reznicek nach der Vossischen Übersetzung des Lustspiels Moretos sich gestaltet hat,

Ernst Müller-Braunschweig: Ruth St. Denis als Yoghi. (Bronzeplastik.) Linke Seitenansicht.

ist etwas dürftig, aber doch ausreichend, um zu unterhalten, dabei außerordentlich reich an musikalischen Gelegenheiten. Donna Diana, des Herrschers von Barcelona Tochter, will von der Ehe nichts wissen, trotzdem das ganze Land ihre Vermählung wünscht. Von den drei Prinzen, die um ihre Hand werben, hat der eine, Don Cäsar, wahre Liebe zu der spröden, auf ihre Wissenschaft stolzen Prinzessin gefaßt. Aber sein Liebeswerben hat wenig Erfolg. Da ermahnt ihn der Hofnarr, die Prinzessin mit ihren eignen Waffen zu schlagen. Es erhebt sich nun ein lustiges Spiel zwischen den beiden, indem Don Cäsar Gleichgültigkeit heuchelt, während die Prinzessin im verletzten Stolz alle Minen der Koketterie springen läßt, um den Abtrünnigen wieder zu ihren Füßen zu sehen. Aber aus dem Spiel wird auf dem Umwege über die Eifersucht nun wirkliche Liebe. Da die beiden andern Prinzen schon zuvor sich mit den Nichten des Herrschers verlobt haben, der Narr seine Närrin findet, sind es zum Schluß richtig vier glückliche Brautpaare, schier zuviel für eine einzige Oper.

Digitized by Google

Lola Artôt de Padilla. (Nach einer Aufnahme von F. O. Lundt in Berlin-Halensee.)

Rezniceks Kompoſition iſt ſchon vierzehn Jahre alt und nimmt in der Reihe der Bemühungen zur Schöpfung einer neuen deutſchen komiſchen Oper eine vornehme Stelle ein. Bis jetzt hat jedenfalls Reznicek am allermeiſten die Notwendigkeit eines beſondern Orcheſterſtils für dieſe komiſche Oper erkannt, bei dem die für unſer heutiges Ohr unentbehrlichen Reize der Farbigkeit und einer vergeiſtigten Kontrapunktik nicht in der Maſſigkeit des Auftrags, ſondern in der Ausnutzung des ſtets wechſelnden Nebeneinanders der Farbenſkala unſrer Inſtrumente und der Zierlichkeit und feinen Durchführung des kontrapunktiſchen Linienſpiels liegen muß. Reznicek hat auch ſeither als Dirigent und Komponiſt die Pflege des kleinen Orcheſters ſich angelegen ſein laſſen. Die Partitur zu ſeiner Oper ſprüht von Geiſt und funkelt von inſtrumentalem Glanz. In höchſter Lebhaftigkeit ſpielen die Orcheſterinſtrumente miteinander, indem ſie ſich das thematiſche Material ganz oder zerteilt zuwerfen, ſtets nach ihrem Charakter umwandeln, manchmal ſich förmlich darum balgen. Da ſteckt außerordentlich viel Laune darin, von einer andern Färbung als in Verdis „Falſtaff“ und in den Werken Ermanno Wolf-Ferraris. Allerdings iſt nachher der Zuſammenklang der mit Vorliebe hohen Bläſer mit vielfach gezupften Streichinſtrumenten dem Durchdringen der Stimme oft überraſchend ungünſtig. Wenigſtens war das bei der Aufführung unſers Opernhauſes der Fall, die allerdings viel unter der Schwerblütigkeit des Dirigenten Edmund von Strauß litt, ſo daß ich nun doch ein endgültiges Urteil in der Richtung nicht recht wage. Bedauerlich iſt, daß Reznicek die eigentliche Urſprünglichkeit der thematiſchen Erfindung abgeht. Eine Fülle von Anklängen drängt ſich ſtörend oder wenigſtens ablenkend auf. Auch das Vorherrſchen von Tanzrhythmen wirkt auf die Dauer etwas eintönig; ein Tanzintermezzo, das ja gewiß muſikaliſch ſehr hübſch iſt, ſteht außer jedem Zuſammenhang mit dem Geſchehen der Oper, wirkt als Modenachahmung des Intermezzos in Mascagnis „Cavalleria“, wo aber dieſes Einſchaltſtück im innigſten Zuſammenhang mit der dramatiſchen Erfindung ſteht. Die vielfach vorhandene ironiſche Stimmung ſuchte Reznicek dadurch auszulöſen, daß er Triſtanklänge neben eine Art von Johann-Strauß-Muſik ſtellte. Aber die parodiſtiſche Unterlage dafür iſt denn doch nicht ſcharf genug herausgearbeitet. Wir haben da das wunderbare Vorbild Mozarts in „Così fan tutte“, wie überhaupt gerade dieſes Werkchen von den Anhahnern einer neuen komiſchen Oper nicht genug ſtudiert werden kann.

Es iſt ſehr zu bedauern, daß die Aufführung in der Königlichen Oper dem Werke nicht beſſer diente. Eigentlich hat nur der unermüdlich arbeitende und immer mit vollen Kräften der Sache dienende Baptiſt Hoffmann als Narr ſeine Aufgabe vollgültig erfüllt. Die ſtarke Beteiligung von Ausländern an unſrer Königlichen Oper hat die ſchädliche Folge einer vielfach geradezu beleidigenden Mißhandlung unſrer Sprache, was bei einer komiſchen Oper, in der in der Regel ſehr viel vom Verſtändnis des Textes abhängt, doppelt ſtörend wirkt. Auch die Inſzenierung des Werkes war nicht günſtig, trotzdem ſie ſehr hübſch ausſah. Es war eben zu viel Pracht aufgewendet. Ein breiter ſchwerer Goldrahmen um ein Aquarellbild.

Schwerlich wird das geiſtreiche und unterhaltſame Luſtſpiel ſich lange halten. Um ſo nachhaltiger nutzt die Königliche Bühne den Erfolg aus, den ihr die vorangehende Einſtudierung gebracht hat: Meyerbeers „Hugenotten“. Es war in erſter Reihe ein Erfolg der Ausſtattung, die hier ja nie zu glänzend ſein kann, diesmal außer dem Reichtum aber auch Geſchmack aufbot. Vor allem die Maſſenbilder wirkten prachtvoll. An zweiter Stelle ſtanden die Darſteller, unter denen Emmy Deſtinn (Valentine) und Karl Jörn (Raoul) ſtimmlich glänzten, und ein Teil des Erfolges wird wohl auch auf das Werk ſelber kommen. Man ſollte es eigentlich nicht für möglich halten, aber es iſt doch Tatſache, daß fünfundzwanzig Jahre nach Richard Wagners Tode dieſe nun ſiebzigjährige Effektoper noch immer weite Kreiſe zu bannen imſtande iſt. Man könnte ganz ruhig die Kritik.

Digitized by Google

die Robert Schumann 1837 in seiner „Neuen Zeitschrift für Musik“ gegen das Werk richtete, wieder abdrucken lassen. Es bliebe alles zu Recht bestehen, vor allen Dingen auch das, was er gegen das Publikum sagt. Nur der Schluß stimmt nicht ganz. Nachdem er das Gute hervorgehoben hat, meint Schumann: „Was aber ist das alles gegen die Gemeinheit, Verzerrtheit, Unnatur, Unsittlichkeit, Unmusik des Ganzen? Wahrhaftig, und der Herr sei gelobt, wir stehen am Ziel, es kann nicht ärger kommen, man müßte denn die Bühne zu einem Galgen machen, und dem äußersten Angstgeschrei eines von der Zeit gequälten Talentes folgt im Augenblick die Hoffnung, daß es besser werden muß.“ Es ist ja besser geworden, aber diese Besserung hat nicht angehalten. Und gerade das ist so betrüblich, daß ein Volk, dem Richard Wagner geworden, wieder diese Kost vorgesetzt bekommt, sie in möglichst reicher Aufmachung an der vornehmsten Stätte als etwas ganz Besonderes vorgesetzt bekommt. Hat man doch diese Oper nun nicht bloß an verschiedenen großen Festtagen vorgeführt, sondern sie als besondere Leistung den französischen Studenten bei ihrem Besuch gezeigt, ebenfalls besonders dazu die Direktoren der Pariser Großen Oper eingeladen. Dagegen ist nun wohl nichts zu tun; unsre Intendanten sind treue Diener ihrer Herren, in diesem Fall des Geschmacks oder der sonstigen Absichten des Kaisers.

Aber es ist doch gut, sich noch rasch die Arbeitsleistung unsrer Oper während der verflossenen Spielzeit zu vergegenwärtigen. Außer Meyerbeers „Hugenotten“ kam als andre große Neu-

Franz Egenieff. (Nach einer Aufnahme von Otto Becker u. Maaß in Berlin.)

E. N. von Reznicek. (Nach einer Aufnahme von Emil Hasse in Berlin.)

einstudierung Verdis „Aida“. Auch diese wurde mit allen Mitteln zur Prachtoper herabgedrückt, als welche sie ja bei einer besondern Gelegenheit entstanden ist. Doch wäre es diesem Werke gegenüber möglich und, angesichts der gesamten künstlerischen Stellung Verdis, Pflicht, das wahre Musikdrama, das in diesem Werke steckt, herauszuarbeiten. — Dann gab es zwei Neuheiten: des Italieners Puccini „Madame Butterfly“, die dank der glänzenden Ausstattung und der guten Aufführung sich noch immer auf dem Spielplan behauptet, und des Franzosen Massenet „Madame Thérèse“, die längst in den Fluten ihrer eignen Wässerigkeit ertrunken ist. Was soll nun das alles? Wozu diese Pflege der Ausländerei, die kein Mensch uns dankt, mit der am allerwenigsten aber der Kunst gedient wird? Nun hat die Berliner Hofoper seit vielen Jahren keiner bedeutenden deutschen Bühnenneuheit zum Leben verholfen. Schlimmer aber ist es noch, wenn in ihrem Spielplan infolge ganz äußerlicher Wirkungsmittel ältere Werke einen breiten Raum einnehmen, die wir nur als kulturschädlich bezeichnen können. Eine erneute Pflege Meyerbeers ist das Schlimmste, was unserm Musikleben widerfahren kann. Leider bereitet sich in Berlin infolge der Prunksucht des jetzigen Intendanten diese erneute Pflege der „großen“ Oper, wenn nicht alles täuscht, vor. Da auch in unsrer Komischen Oper die Ausländerei Trumpf ist, muß man schon nach auswärts gehen, wenn man von den neusten Leistungen deutscher Musikdramatiker etwas hören will.

Aus diesem Bestreben heraus war ich an den Osterfeiertagen in Weimar, allerdings nicht um

eine neue Oper zu hören, sondern zu einer Vorführung des Goethischen „Faust", bei der aber die neue Musik von Felix Weingartner eine große Rolle spielte. Ich habe über das eigentlich Dramatische dieser Aufführung nicht zu berichten. Der Weimarer Oberregisseur Karl Weiser hat zum Grundsatz seiner Bearbeitung gemacht, möglichst wenig zu bearbeiten. Mit Recht, wie mir scheint, wenn auch leicht einige szenische Zusammenziehungen mehr möglich gewesen wären. Ich zweifle auch gar nicht, daß diese Verteilung des Goethischen „Faust" auf vier jeweils etwa dreistündige Aufführungen eine dankbare Zuhörerschaft fände, wenn diese Aufführungen an sich bedeutsam genug sind. Doch scheint das Weimarer Schauspiel, wie es jetzt ist, nicht imstande, solche Aufgaben zu lösen. Abgesehen davon, daß dem Personal bedeutende Persönlichkeiten fehlen, daß die sprachliche Kultur schier alles zu wünschen übrigläßt, bewegte sich die Inszenierung wie die an sich sehr reiche Ausstattung ganz in herkömmlichen Bahnen. So sei also hier nur von der Musik die Rede.

Goethe hat bekanntlich der Musik in seinem „Faust" außerordentlich wichtige Aufgaben zugedacht. Bei einzelnen Teilen, wie in der Helena-Episode, schwebte ihm ein völliges Übergehen in die Oper vor. Man wird darum wohl auch ohne starke Zuhilfenahme der Musik kaum einen Versuch wagen, die gewaltige Dichtung auf die Bühne zu bringen. Nach meiner Überzeugung, die durch die Weimarer Aufführung aufs neue bestärkt worden ist, kann die Aufgabe der Musik hier sogar kaum weit und groß genug angesehen werden. Die Musik ist imstande, die Mannigfaltigkeiten der Welten, in die die Faustdichtung uns führt, zur höheren Einheit zusammenzuzwingen. Sie vermag jene Einstimmung des Empfindens zu vollziehen, vermöge derer durch die tausend Einzelheiten hindurch die tiefe seelische und geistige Einheitlichkeit der Dichtung herausgefühlt wird. Damit aber die Musik diese hohe Aufgabe, die gewaltigste deutsche Dichtung für unser Volk als lebendig wirkendes Bühnenbild zu gewinnen, erfüllen kann, muß man sich zuvor genau über die Stellung klar werden, die sie in diesem Werke einnehmen kann. Sie läßt sich nach meinem Gefühl in einem Wort festlegen: Goethes „Faust" ist in musikalischer Hinsicht das größte Melodrama der gesamten Literatur. Ich meine damit, daß die Musik beim „Faust" nicht als ursprünglich schöpferische Macht an der Gestaltung des Stoffes beteiligt ist, sondern nur als dienende Kraft. Und zwar dient sie dem Worte, das für Goethe das Mittel war, sein Werk zu dichten, zu gestalten. Die Musik ist hier vor allen Dingen Ausdrucksform des Wortes. Ich brauche bloß an die eingestreuten Lieder zu erinnern, an den „König in Thule", den Tanz bei der Linde, Mephistos Ständchen, die Lieder des Lynkeus, an die Gesänge der himmlischen Chöre beim Schluß. Die natürliche Ausdrucksweise eines Liedes ist der Gesang, nicht das gesprochene Wort. „Nur nicht lesen, immer

Szene aus E. N. von Reznicceks „Donna Diana". Nach der Aufführung im Königlichen Opernhause zu Berlin. (Aufnahme von Zander u. Labisch in Berlin.)

Gartenszenerie aus Meyerbeers „Hugenotten". Nach der Neuaufführung im Königlichen Opernhause zu Berlin. (Aufnahme von Zander u. Labisch in Berlin.)

singen, und ein jedes Blatt ist dein", hat Goethe selbst die Geliebte gemahnt. Das alles ist eine Musik, von der man, um wieder mit Goethe (Brief an Kayser vom Dezember 1779) zu reden, „supponiert, daß der Singende sie irgendwo auswendig gelernt und sie nun in einer oder der andern Situation anbringt".

Die zweite große Gruppe Musik in Goethes „Faust" wird hervorgerufen durch die Gelegenheiten des äußern Lebens. Es sind hier eine Fülle merkwürdiger Geräusche, die eine große Rolle spielen. Man denkt unwillkürlich an eine Symphonie Bruckners, wenn das Herannahen der Sonne durch ungeheures Getöse verkündet wird (II. Teil, 1. Akt). Damit aufs innigste zusammen hängt die Musik als Ausdrucksmittel des Wunderbaren, des Un- und Überirdischen. Uns die Fülle von Fabelgestalten glaubhaft sich mitteilen zu lassen, reicht die gewöhnliche Menschenrede nicht aus. Da bedarf es jener ungeheuren Skala von Tönen und Mitteilungsformen, die Gesang ist. Und dann endlich kommt jene Gelegenheit, die für den Komponisten beinahe am bedeutsamsten ist, wo er gewissermaßen am eigentlichen Gesamtbau mithelfen kann. Das sind die vielen Stellen, in denen die Handlung und Entwicklung Pausen erheischt, die durch das Wort nicht auszufüllen sind. Welch ungeheure Vorstellung ruft es in unsrer Phantasie wach, wenn wir uns Faust mit Mephisto vom Hexensabbat des Brockens dahinjagen denken nach Gretchens Gefängnis! Goethe gibt uns von dieser schauerlichen Nachtfahrt durch die Lüfte nur jenes in sechs Zeilen zusammengedrückte Augenblicksbildchen des Vorbeifluges am Rabenstein. Welch gewaltige Aufgabe für die Musik, diese Fahrt vom Hexenberg ins Gefängnis und ihre ungeheuren seelischen Erschütterungen für Faust uns zu vermitteln! Dann scheint mir, um auch ein Beispiel aus dem zweiten Teil herauszuheben, in der Dichtung jene wichtigste Stelle für die Loslösung Fausts von der Macht Mephistos, sein Gang zu den Müttern, nicht so scharf herauszukommen, daß es der Zuhörerschaft wirklich bewußt wird, wie bedeutungsvoll diese erste ganz selbständige Handlung Fausts ist, bei der ihm Mephisto nicht mehr helfen kann. Auch das ist eine Stelle, wo der die Musik uns verweilen lassen kann, so daß sie nicht so rasch vorübergeht.

Aber, und darauf kommt es an, so unendlich zahlreich die Gelegenheiten zur Musik im „Faust" sind, so bedeutsam ihre Mitwirkung immer wieder ist, „Faust" darf niemals Musikdrama werden, sondern es muß immer bei Musik im Drama bleiben. Die Musik ist hier letzterdings nichts als ein Deklamationsmittel, als ein Mitteilungsmittel des Dichters, und darum darf es auch nicht darauf ankommen, aus dieser Musik ein musikalisches Ganzes zu gestalten, sondern das Ganze bleibt die Dichtung, in der die Musik in Stücken mitwirkt, je nachdem sie gebraucht wird.

Es ist das große Verdienst Felix Weingartners, in dramaturgischer Hinsicht die Beteiligung der Musik an Goethes „Faust" durchweg glücklich abgemessen zu haben. Meisterhaft vor allen Dingen ist die Art, wie bei ihm Musik einsetzt und verklingt. Das geschieht schier unmerklich. Oft schwebt die Rede auf einem einzigen Ton, der in seiner charakteristischen Färbung von höchstem Stimmungsreiz ist. In den

Digitized by Google

Felix Weingartner. (Nach einer Aufnahme von E. Bieber, Hofphotographen in Berlin u. Hamburg.)

Stimmungskräften, in der Fähigkeit zu untermalen wird man überhaupt nun auch die Eigenwerte dieser Musik Weingartners zu suchen haben. Bis auf die Blocksbergszene, bei der der Charakter der Musik völlig vergriffen ist, wird man der Musik eine bedeutende Stimmungskraft nachrühmen können. Dagegen wird sie fast unerträglich durch die ganz schroff zutage tretende schöpferische Ohnmacht Weingartners, dessen ganze Thematik von einer manchmal geradezu erschreckenden Unoriginalität ist. Und dann dieses furchtbare Nebeneinander von Anlehnungen bei Mendelssohn, Berlioz, Schumann, Wagner, Liszt, Bruckner usw.

Die Eigentümlichkeit der musikalischen Aufgabe in Goethes „Faust" hat mich auf einen Gedanken zu ihrer Lösung gebracht, der im ersten Augenblick wohl etwas Unkünstlerisches haben mag, bei schärferer Prüfung aber doch Stich hält. Es hat ja eine große Reihe von Künstlern es versucht, eine Musik zu diesem Werke zu schaffen, soeben erst wieder Max Schillings für München. Es sind fast immer nur einzelne Teile gelungen: die Ostermusik des Fürsten Radziwill ist sehr schön, Lassens Szene unter der Linde meisterhaft, die volkstümliche Feierlichkeit von Zelters Melodie zum König in Thule ist nicht wieder erreicht worden. Zu den dämonischen Stellen hat Berlioz eine Musik von ganz satanischer Gewalt geschrieben; Schuberts Lynkeus-Melodie ist von wunderbarer Schönheit, Schumanns Vertonung der Schlußszene atmet ekstatische Glut. Ich sehe kein Hindernis, alle diese in sich meisterhaften Vertonungen von Einzelszenen bei einer Aufführung des „Faust" zu verwerten. Gewiß sind sie stilistisch untereinander sehr verschieden, aber doch nicht mehr, als diese betreffenden Szenen der Dichtung voneinander unterschieden sind. Und wir wollen gar keine Musik haben, die das Ganze zusammenholt. Wir brauchen nur eine Musik, die der einzelnen Szene dient. Das Zusammenhalten des Ganzen wird in diesem Werke durch den Gedanken bewirkt, durch die großartige Entwicklung Fausts. Was wir dann brauchten, wäre ein bedeutendes dramaturgisches Talent, als das sich jetzt eben Weingartner gezeigt hat, das die Fülle von Kleinarbeit lieferte. Aus der Musik Weingartners wäre da viel zu brauchen, manches freilich müßte noch neu geschaffen werden. Aber, wie dem auch sei, mir scheint es jetzt die Hauptsache zu sein, daß man das, was musikalisch wirklich gut gelungen ist, nun einmal bestehen läßt. Denn sonst kommen wir nie zu Ende. Ich kann mir einen wirklich genialen schöpferischen Musiker nicht denken, der sich damit begnügt, wenn er die gesamte Dichtung des „Faust" erfaßt hat, dieser Dichtung bloß zu dienen; er muß dann gleich Liszt nach wirklich geschlossenen musikalischen Wirkungen streben. Dagegen bietet die einzelne Szene in sich sehr wohl die Gelegenheit zu diesem musikalisch geschlossenen Kunstwerke.

Jedenfalls scheint mir ein Versuch in der angegebenen Richtung mit Verwendung der bedeutsamsten und glücklichsten Vertonungen nicht gewagter als die jetzige Art, die ganze ungeheure und so außerordentlich vielseitige musikalische Arbeit immer wieder aufs neue einem einzelnen Komponisten anzuvertrauen. Die Hauptsache ist, daß Goethes Dichtung Volksgut werde; im schönsten Sinne des Wortes kann sie das mit Hilfe der Bühne werden. Um das zu erreichen, dürfen wir gern den Vorwurf einer Stillosigkeit in Kauf nehmen, die wahrscheinlich verschwinden wird, sobald das Werk lebendig vor uns hintritt. Wer gewahrt an unsern alten Domen die Stillosigkeit, die dadurch entstand, daß verschiedene Geschlechter — alle in ihrer Weise, aber nach besten Kräften — daran bauten? Das Ganze ist schön geworden, und in dieser Schönheit des Ganzen wachsen die scheinbar so unvereinbaren Einzelheiten zusammen.

Digitized by Google

Literarische Rundschau

Altes und Neues — Literarische Notizen — Zu unsern Kunstblättern (Anton Schöner — Franz von Lenbachs letztes Bismarckbildnis — Hans Herrmann)

Altes und Neues

Wenn uns heute ein so frischer, lebensfroher, gesunder und durch und durch deutscher Sänger erstünde, wie es der eine ganze Weile über die Achsel angesehene Scheffel war, ihm würden die Herzen im Fluge zuströmen. Leider sieht einstweilen die Gestirnung des literarischen Himmels nicht danach aus. Es wird noch eine Zeitlang so weitergehen mit Abnormitäten, Perversitäten und Nervosität[en], und die „süßen Alten" werden gegenüber den „bittern Jungen" immer mehr zu Ehren kommen. Nicht von ungefähr begegnet man heute in unsrer Buch- wie Zeitschriftenliteratur so vielen „Wiedererweckungen", Blütenlesen aus halb oder ganz vergessenen altmodischen Dichtern, die nun mit diesem verminderten Gepäck zu einem Ruhm gelangen, der ihnen zu Lebzeiten kaum beschieden war. Da wird es nicht verwundern, wenn die kürzlich abgeschlossene, von Johannes Proelß bei Bonz in Stuttgart herausgegebene Gesamtausgabe von Scheffels Werken jetzt eine Ergänzung erfährt in einem eignen Bande, der allein den „Nachgelassenen Dichtungen" gehört. Weit umfangreicher, als selbst von denen, die dem Dichter am nächsten standen, erwartet werden konnte, erwies sich nach des Dichters Heimgang seine literarische Hinterlassenschaft. Da fand sich, abgesehen von den „Reisebildern" und den „Episteln", teils in seinem Nachlaß daheim, teils in der Welt verstreut, gedruckt und ungedruckt, ein reicher Schatz von Dichtungen der verschiedensten Art, die noch in keinem der von ihm selbst bestellten Bände enthalten waren. Das meiste und bedeutendste davon, die „Reisebilder", die „Fünf Dichtungen", die „Gedichte aus dem Nachlaß" und „Aus Heimat und Fremde", kam dann nach und nach unter der Obhut von Scheffels Sohn oder von Proelß an die Öffentlichkeit und bildet nun den Hauptinhalt dieses der sechsbändigen Gesamtausgabe gleich einer treuen Ährenleserin auf dem Fuße folgenden Nachlaßbandes. Vielleicht hat das Verlangen danach, das in der Presse, u. a. auch an dieser Stelle laut wurde, dem Herausgeber und dem Verlage Mut dazu gemacht. Doch findet sich auch einiges Neue, noch nicht bekannte, das Scheffels Sohn bei der ersten Redaktion des Nachlasses ausgeschaltet hatte, weil er die biographische oder literarhistorische Bedeutung der Blätter noch nicht kannte, oder weil er glaubte, aus Rücksicht auf dritte die Veröffentlichung einstweilen unterlassen zu müssen. Auch Proelß hat die Kritik gegen diese Paralipomenen nicht unterdrückt, einiges aber doch dem Licht der Öffentlichkeit zurückgegeben. Wir sind ihm dafür dankbar. So, wenn wir jetzt die warm empfundenen Zeilen lesen dürfen, die 1878 Scheffels Antwort auf die prächtige Sorrentiner Epistel Paul Heyses waren, worin dieser fünfundzwanzig Jahre nach dem gemeinsamen Zusammensein in Sorrent jene goldene Zeit heraufbeschwor, als dort beide Dichter in der Rosa magra zusammen hausten und sich ihre eben vollendeten Dichtungen mitteilten, den „Trompeter" und die „Arrabiata":

Alles nimmt ein End' hienieden,
Auch das Reiten durch die Wälder,
Auch das Schäkern auf den Dächern
Und der Zauber und der Liebreiz
Junger Sorrentinerinnen ...

Ach, unsterblich schwebt Erinnerung
Um Besuvins' Golf und Küste,
Und mir war, als trüge Südwind
Einen Strom Orangenblüte
Mir in die umschneite Klause,
Als ich Pauli Brief nach Karlsruh'
Vor dem Weihnachtschristbaum las.

Auch die in Briefe an Friedrich Eggers eingestreuten Verse aus der Studentenzeit heißen wir willkommen, obgleich sie gewiß nicht zu den vollendeten gehören und eigentlich nur — wofür es ja auch sonst schon Zeugnisse genug gibt — Scheffels reges Freundschaftsbedürfnis neu belegen. Aber wer marschierte im Geiste nicht mit, wenn so frohgemute Wanderverse erklingen. Und nun vollends lieb und erwünscht wird es allen Freunden der Scheffelschen Muse sein, daß wir hier auch die „Lieder eines fahrenden Schülers" wieder begrüßen dürfen, die der Zwanzigjährige auf der großen Fußreise von Berlin nach Mecklenburg, nach der Insel Rügen, zur Weser und zum Harz sang.

Digitized by Google

Denn hier erleben wir doch eigentlich die Geburt des Poeten Scheffel, seine Befreiung aus lyrischer Konvention und zagem Zweifel zu herzhafter Selbständigkeit. Mit Recht bemerkt Proelß, daß schon hier alles das keimt, was Scheffels späteres ernstes Streben als Dichter zur Blüte gebracht hat. Der Meister Josephus konnte sich selbst nicht entschließen, diese Zeugnisse seiner lyrischen Anfängerschaft nach ihrem ersten Erscheinen in den „Fliegenden Blättern" (1847) nochmals in Druck zu geben; für die Nachwelt haben sie einen ganz andern Wert, und so stehen sie denn hier und jubeln von der wanderfrohen schönheitsdurstigen Stimmung des für die Ideale des Vormärz begeisterten süddeutschen Studenten, der vorurteilslos seine Liebe dem deutschen Norden zuwendet und auf dem Kyffhäuser den „frommen Wunsch" eines einigen deutschen Vaterlandes träumt:

... Ach könnt' ich wie der Kriegsgott Mars
Stark wie zehntausend schrei'n,
Dann schrie ich nimmermüden Mund's
Von hier ins Land hinein ...

Und wären sie versammelt all
Die Schläfer ringsumher:
Dann wollt' ich, daß ich Flügel hätt'
Und eine Lerche wär!

Dann flög' mit schmetterndem Gesang
Dem Zuge ich voran
Und kündete dem Vaterland
Des Tags Erwachen an! — —

Der Literatur von heute fehlte eine „Menschlichkeit", wenn es in ihren Reihen nicht Leute gäbe, schlaue Erfolgjäger und gewiegte Konjekturenriecher, die von dem Umschlag des Geschmacks ins „Altmodische" alsbald Witterung bekommen und sich dem edlen Wild flugs auf die Spur gemacht hätten. Da steht heute in weiten Leserkreisen das Genre Heimatkunst in Ehren, ost so in Ehren, daß das bloße Aushängeschild genügt, um Leser und Käufer in Scharen über die Schwelle zu locken. Keine Frage: es gibt köstliche Früchte und berufene Gärtner dieser Pflanzung — aber leider: es gibt auch viele unberufene Mitläufer der Mode, die sich nur gerade notdürftig ihre Äußerlichkeiten, ihr Beiwerk und ihren Aufputz angeeignet haben, in der gesegneten Zuversicht, die Seele dazu werde sich schon von selber finden. Einer dieser Zuversichtlichen ist Georg Engel, der seit einigen Jahren die Vaterkant als seine Heimat entdeckt hat und nun in Dramen und Romanen mit ihr ringt wie einst Jakob mit dem Engel, daß sie ihn segne. Aber das Biest ist hartnäckig und tut's nicht. Auch Engels neuester Roman „Der Reiter auf dem Regenbogen" (Berlin, Vita; geh. 5 M.) hat sich trotz alles Schöntuns nur wieder einen Korb von der Spröden geholt. In das Innere der Landschaft und der Menschen ist er hier so wenig gedrungen wie in seinem vielgerühmten „Hann Klüth". Man kann Max Dreyers enger, aber durchaus echter norddeutscher Heimatpoesie, wie sie etwa im „Thm Peter" gesund und doch ein wenig sentimental sich offenbart, kein größeres Unrecht tun, als wenn man sie in einem Atem mit Engel nennt. Das soll uns nicht dagegen blind machen, daß dieser im Grunde weit mehr Zeug zum „Romancier" hat als jener. Die Dreyerschen Menschen haben fast alle zuviel vom Blut ihres Dichters mitbekommen; sie sind nicht objektiv und mannigfaltig genug, um sich recht aneinander reiben und gegenseitig Feuer und Flammen aus sich herausschlagen zu können. Dagegen weiß Engel ganz genau, wie man eine spannende Romanhandlung auf die Beine bringt; weiß ganz genau, was der Leser verlangt und wie wohl es ihm tut, wenn sich die Charaktere — die Guten und die Bösen, die Verschlagenen und die Naiven, die Träumer und die Realisten — so gut und glatt auseinanderhalten lassen wie hier. Jetzt kommt der — aha, da wird es lustig! Nun taucht der wieder auf — oh, da setzt es Tränen! Dabei soll gar nicht vertannt werden, daß Engel um eine gründliche Erschöpfung und ehrliche Gestaltung seines nicht alltäglichen Problems ehrlich bemüht ist. Die Tragik des Idealisten und Schwärmers, der auf dem Regenbogen der Phantasie stracks in den Himmel hineinreitet, möchte er aufdecken, die Tragik eines Mannes, der seinen Mut und seine Kraft an Phantastereien und Illusionen vergeudet und, als er endlich eine seiner würdige Aufgabe findet, von den ewigen Enttäuschungen schon zu sehr zerrieben ist, als daß er noch die nötige Spannkraft und Freudigkeit dafür aufzubringen vermöchte. Eine Aufgabe, die mehr als einen geschickten Macher und Könner, die einen ganzen zum Höchsten geweihten Dichter verlangt! Engel ist denn auch im Vorhof des Problems geblieben; Offenbarungen aus dem Innersten und Verborgensten einer außergewöhnlichen, mit allen Freuden, den unendlichen, allen Schmerzen, den unendlichen, begnadeten und geschlagenen Menschenseele gibt er uns nicht, geschweige denn, daß er irgendwo mit leisem Finger, so daß wir selbst erschauern müßten, an die letzten Rätsel des Lebens rührte.

Das tut nun eigentlich auch Otto Ernst nicht, und so kann ich beim besten Willen nicht gut in die Lobeshymnen einstimmen, die Semper dem Jüngling, der Fortsetzung von „Asmus Sempers Jugendland", in Nord und Süd, links und rechts von der Elbe gesungen werden. (Leipzig, Staackmann; geh. 5 M.) Dennoch ist der fröhliche Erfolg dieses fröhlichen Buches leicht zu begreifen. Der Überdruß an den Ärgernissen und Bitternissen gewisser „psychologischer" oder auch „sozialer" Roman und Novellenbücher hat sich mittlerweile so gehäuft, daß schon die Gewißheit, einmal wieder bei Lebenslust und Da-

Digitized by Google

seinsfreude, bei Behagen und Zufriedenheit Gast sein zu dürfen, völlig ausreicht, einem Buche in zwei Monaten zwanzigtausend Leser zuzuführen. Und dies Gefühl genügt auch, um schließlich selbst immer die wieder zu fesseln, die ab und zu bei gar zu breitgesonnenem Garn wohl Lust bekommen, wider den Stachel zu lecken und mit einem derben „Himmel, wie breitspurig!" dreinzufahren. Ich kenne einen Humoristen allerersten Ranges in unserm Vaterland, der hat unter den wenigen „modernen" Büchern — wenn er das Wort „modern" gebraucht, so kommt es mir immer vor, als faßte er es mit der Feuerzange an — auch diesen „Semper den Jüngling" gelesen. Nun ja, er sprach nicht ohne Respekt davon. Er ist ja selbst einer von denen, die die „heilige Andacht zum Unbedeutenden" haben, und „Sonne" hat er so viel in sich, daß er noch ein ganzes Geschlecht damit vergolden könnte, wenn er sie nur scheinen lassen wollte. Aber hier hat er doch die Hände überm Kopf zusammengeschlagen und ein übers andre Mal gefragt: „Kinder, wie könnt ihr's bei all dem Kleinkram nur aushalten? Interessiert euch denn das wirklich?" Nun, der so fragte, ist eben nicht durch die Wüsten und Moore der ausgeklügelten Perversitäten gestiegen, die wir andern jahre-, jahrzehntelang für die Romandichtung der Gegenwart haben gelten lassen müssen. Sonst würde er begreifen, wie froh und glücklich ander Anblick dieser Oase macht. Selbst dann noch, wenn sie sich heimlich vielleicht gestehen, daß es allenfalls nur eine Fata Morgana ist, was da aufsteigt. Und noch eins wollen wir nicht vergessen: es ist Glaube, Lebensgläubigkeit in dem Buch. Von all den ironischen Zweiflern und Grüblern, Fragern und Verneinern, die uns an die Abgründe und vor die dunklen Schluchten dieses Daseins führen, unterscheidet es sich durch die frohgemute Gewißheit, die in ihm lebt, durch das fast möchte man sagen: beneidenswert naive Zutrauen, das dieser Jüngling-Held dem Bildungsideal schenkt. Da mitzusteigen, ist gewiß nicht jedem beschert, aber ein starker Glaube hat noch immer eine starke Werbekraft gehabt, und die bewährt sich auch hier. Wer an sich glaubt, an den glauben die andern; wer selber ehrlich begeistert ist, von dem lassen sich auch die andern begeistern.

Idylle, Idylle und wieder Idylle! Ist das nun die natürliche und notwendige Sphäre des Kindheits- und Entwicklungsromans, oder gibt es auch dafür eine tragisch-heroische Betrachtungsweise, die einstweilen nur aus Kleinseligkeit, aus Trägheit des Herzens zu kurz kommt? Nun, es ist wenigstens unter den Romanschriftstellern von heute einer, der von dieser Seite an den Stoff heranzutreten wagt oder besser: wieder wagt. Schon Voltaire hat sich in einem seiner Romane mit dem Problem des ursprünglichen, unbewußten Menschen beschäftigt. Ingénu ist der Sohn französischer Eltern in Nordamerika. Als Kind geraubt, wächst er unter den Huronen auf, hält sich selbst für einen Huronen und gelangt so nach Frankreich. Auch hier folgt er noch seinen natürlichen Eingebungen, wird als Naturbursche bewundert, von Verwandten wiedererkannt, durch böse Zufälle und Mißverständnisse in die Bastille gesperrt und äußert sich hier nun einem Mitgefangenen gegenüber über alles mögliche, besonders jedoch über das, was er „zum Vergnügen" — anders tut er's überhaupt nicht — gerade gelesen hat. „Je dis toujours naivement ce que je pense, comme je fais toujours ce que je veux." Mit diesem Voltairischen Ingénu scheint mir der Held in Jakob Wassermanns Kaspar Hauser-Roman verwandt (Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt; geb. 7 M.). Das ist ein Buch, das man um Gottes willen nicht als Tausendundeerstes zu den schon vorhandenen Abenteuerbüchern über den rätselhaften Findling schlagen darf. Im Grunde ist dieser Kaspar Hauser dem Dichter nur ein Vorwand, daran ein seelisches und sittliches Menschheitsproblem zu gestalten: das Erwachen des Menschen zu sich selbst, das Sichhineinfinden in die Welt und anderseits das Verhalten der Fertigen, der Erwachsenen und Kulturgesegneten zu einem solchen erst werdenden Menschen. Wassermann hat seinem Hauser-Roman einen bezeichnenden Nebentitel gegeben: „Die Trägheit des Herzens" und damit zugleich einen Fingerzeig, wie er sein Werk betrachtet und verstanden wissen will. Er geht von der Voraussetzung aus — ob die von der Forschung widerlegt ist oder nicht, kann der Souveränität des Dichters gleichgültig sein —, daß Kaspar ein durch Verbrechen seinen Eltern geraubter Fürstensohn gewesen sei; aber diese Abkunft wird ihm zum Symbol für das wenn auch zunächst in sich verschlossene edle Menschentum seines Helden und damit gewissermaßen zum äußern Maßstab für den Unverstand, die Gleichgültigkeit, den arg-wöhnischen Kleinsinn, den tückischen Neid, womit die Welt sich dem Hohen und Reinen, das sie nicht begreift, gegenüberzustellen pflegt. „Da ist ein Erkennen, das Gefühl trotzt ihm, beharrt auf dem falschen Wege; oder da ist ein Gefühl, ein großes, wahres, und doch es läßt sich betrügen, es läßt sich verwirren durch Reden und Denken. So entsteht Trägheit des Herzens. Vorübergehen, wenn die Stimme des Gemüts zum Bleiben mahnt; die Augen schließen, wenn es gilt zu sehen, und schweigen, wenn es gilt, Partei zu nehmen; von Gott reden und den Teufel im Innern füttern; in Musik und Dichtung schwelgen und vor kleinen Menschenpflichten die Flucht ergreifen; den Genius herbeiwünschen und, wenn er sich zeigt, ihn schmähen und in den Kot zerren, alles dies, all dieses Vergessen, all dies Wissen und Nichttun ist Trägheit des Herzens." Nicht das erscheint mir als das be-

Digitized by Google

wundersamerte an dem Roman, daß dieser Gedanke nicht etwa in der kalten Form abstrakter Theorie vorgetragen, sondern in vielerlei lebensvollen und mannigfach voneinander angestuften Persönlichkeiten gestaltet wird, vielmehr ist es das Ur- und Ewigmenschliche, die stolz machende und doch auch wieder Ehrfurcht gebietende Wiederholung der Menschheitsgeschichte in der Geschichte des Einzelnen, dies mystische Echo, das aus den dunklen Tiefen der Vergangenheit heraustönt und den Stimmen der hellsten Gegenwart antwortet, dies Sichverstehen und doch Sichverfehlen — das ist es, was diesem Buche ein Etwas, eine poetisch-ahnungsvolle Weihe gibt, die die andern nicht haben. Es wird vielen stumm bleiben; noch mehr werden dabei ermüden. Die aber den Weg zu Ende gehen, werden zum mindesten ein paar kostbare unverliersbare Schönheiten gewonnen haben. Die Schilderung des Eindrucks, den Kaspar Hauser von dem ersten mit Bewußtsein erlebten Sonnenuntergang gewinnt, die Szene, wo zum erstenmal die Sinnlichkeit auf ihn herabschauert — das und ähnliches gehört zu dem großartigsten, was unsre junge und jüngste Romandichtung aufzuweisen hat. Gern und dankbar eignen wir uns an, was Hugo von Hofmannsthal einmal nach der Lektüre eines Buches von Wassermann gesagt hat: „Mein Gefühl der Welt war aufgewühlt wie lange nicht, in wunderbare Tiefen des Geschicks hatte ich hinabgeblickt, und das Leben schien mir schöner und gefährlicher als je zuvor."

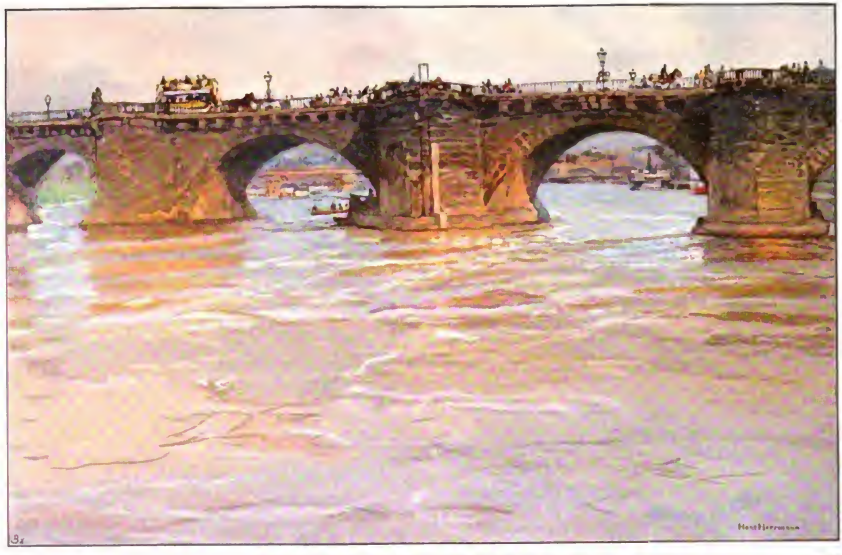
F. D.

Literarische Notizen

Was Hans Hoffmann, der Sechzigjährige, der deutschen Familie ist, oder besser: was er ihr werden kann — denn seine Bücher haben auf dem Wege zu dem ihnen gebührenden „Erfolge" erst die nächsten Stationen zurückgelegt —, das erörtert Wilhelm Arminius, der als Novellist und Lyriker mit dem Gefeierten durch mehr als einen Verwandtschaftszug verbunden ist, in dem Gedankaufsatz dieses Heftes. Raum und Zeit haben es ihm, wie hier ausdrücklich betont werden mag, versagt, auf einzelne Werke Hoffmanns näher einzugehen; um so bestimmter treten nun in seiner Zeichnung die entscheidenden Charakterlinien hervor. Hoffentlich wird dadurch recht vielen Lesern Lust gemacht, zunächst die Novellen und Märchen, dann auch die paar größeren Romane Hoffmanns von neuem zur Hand zu nehmen oder — zum erstenmal ihre Bekanntschaft zu suchen. Darf für diese sich selbst belohnende Beschäftigung ein Rat erteilt werden, so würde er lauten: fange mit den „Bozener Märchen und Mären" an! Sie sind vor kurzem mit dem etwas altmodisch blassen, aber um so traulicheren Bildschmuck von Kunz Meyer bei Cotta in Stuttgart neu erschienen (in blau Leinen gebunden M. 3.50). Läßt man sich einmal wieder von ihrem schalkhaft heitern, wein- und humorseligen Zauber so recht wohlig einspinnen — und wie bald geschieht das! —, so ist man gleich auf einmal daheim in Hoffmanns von aller irdischen Schwere befreiten Dichterwelt und sieht es ihm gern nach, wenn sich in das norddeutsche Gegenstück zu jener entzückenden Sammlung, die „Ostseemärchen", die in ähnlicher Ausstattung, gleichfalls mit Bildern von Kunz Meyer vorliegen (ebenda; geb. 4 M.), ein paar Stücke eingeschlichen haben, die der liebenswürdig-geistreichen Katerphantasie „Wasser", dem sinnigen „Irrtrank" oder der an Kellers Legenden erinnernden „Heiligen Kümmernis" nicht ganz die Wage halten. Dann, ehe man zu den Romanen und den andern Novellensammlungen übergeht, koste man doch auch aus Hoffmanns Gedichten „Vom Lebenswege" (ebenda; geb. M. 3.80); er selbst hat sie eine Biographie in Versen genannt: so viel steckt darin von seinem eigensten und tiefsten Erleben. Man wird dann von Zeit zu Zeit gern wieder nach dem Bande greifen, um sich ihn allmählich ganz zu eigen zu machen und seine Freude daran zu haben, wie da Empfindung und Ausdruck, Phantasie und Form aneinander reifen. Im Fluge nimmt man dann auch wohl das kleine erzählende Gedicht „Der feige Wandelmar" mit (ebenda; geb. 3 M.), die Geschichte von einem jungen Edelmannssohn, den erst die Liebe zum Mann und Ritter schlägt, ein in frischen, flotten Reimen verfabuliertes Epos, das sich an eine altdeutsche Sage anlehnt, aber nach Art Julius Wolffs und seiner Schule mit dem Mittelalter nicht etwa bloß so obenhin liebäugelt, sondern mit Anmut in seinen Geist hinabtaucht und ein paar Perlen altdeutscher Lebensfreudigkeit ans Licht trüberer Nachwelt fördert.

Das Verdienst, Hans Hoffmann bei der deutschen Leserwelt eingeführt zu haben, gebührt, wie schon Arminius hervorhebt, der „Deutschen Rundschau", obwohl auch andre deutsche Zeitschriften ihn gern und oft als Gast bei sich gesehen haben. In „Westermanns Monatsheften" z. B. sind von Hans Hoffmann erschienen die Novellen „Ein käufliches Herz", Bd. 48; „Perikles, der Sohn des Xanthippos", Bd. 52; „Photinissa", Bd. 54; „Irrlicht" und „Sturmsegel", Bd. 64; „Der Tribulierfoldat", Bd. 66, sowie Gedichte und die Schilderung „Bozen und der Rosengarten", Bd. 77. Die Verbindung mit der „Deutschen Rundschau" brachte es mit sich, daß weitaus die meisten Bücher Hoffmanns in dem Verlage jener Zeitschrift, bei den Gebr. Paetel in Berlin, herausgekommen sind. Dort finden wir außer den Humoresken „Allerlei Gelehrte", den kleinen Geschichten „Aus der Sommerfrische" und den Novellenbüchern „Unter blauem Himmel", „Geschichten aus Hinter-

Digitized by Google



Hans Herrmann: Die alte Augustusbrücke in Dresden.

pommern", „Das Gymnasium zu Stolpenburg", „Der Hexenprediger und andres", den „Neuen Korfugeschichten", die mit den „Phäakennovellen" wieder einen Höhepunkt der Hoffmannschen Novellistik bezeichnen, neben den Bildern und Skizzen „Von Frühling zu Frühling" und den beiden Plauderbüchern von „Tante Fritzchen" auch die größeren Erzählungen und Romane Hoffmanns: den „Landsturm" (geb. 5 M.), diese ergreifende vaterländische Geschichte vom ostpreußischen Dünenstrande aus den Jahren 1812/13, den „Eisernen Rittmeister" (2 Bände; geb. 12 M.), Hoffmanns frühesten Roman, der zwar auf etwas seltsamen und wunderlichen Voraussetzungen ruht, an Kleinstadtstimmungsmalerei und weiblicher Charakteristik aber schon höchst Erfreuliches leistet, und endlich den erst kürzlich wieder neu aufgelegten dreibändigen Roman „Wider den Kurfürsten" (geb. 15 M.). Dieses Buch sollte man schon der großzügigen Art wegen lesen, mit der hier politisch-historische Weltbegebenheiten und persönlich private Erlebnisse ineinander verflochten werden, so berechtigte Einwendungen man auch gegen das grundlegende Motiv erheben mag. Wenn Jubilare an ihren Ehrentagen etwas fordern dürfen, so ist es, scheint uns, das, daß die weniger oberflächlichen Leser nicht bloß an dem kleben bleiben, was nun mal des Dichters „gestempelte Eigenart", also in diesem Falle an Hoffmanns Novellen, nein, daß sie ihnen auch auf Gebiete folgen, gegen die sich die Masse bisher noch spröde verhält. Das wären in diesem Falle die zwei oder drei größeren Erzählungen und Romane. Wer ganz neu an Hoffmann herantritt und sich erst vorsichtig mit ihm befreunden möchte, auch für den ist gesorgt: er braucht sich nur für eine viertel Mark aus der Cottaschen Handbibliothek (Nr. 122) das Bändchen „Vom guten und schlechten Wein" mit den beiden Weinmärchen „Wasser" und „Schattenseite" zu kaufen. Die zweite dieser Geschichten spielt im Harz, und das erinnert uns daran, daß Hoffmann, ein fröhlicher Wandrer und ein hervorragend begabter Schilderer der schönen Gotteswelt, für Amelang in Leipzig ein Buch „Harzwanderungen" geschrieben hat, dessen Text in gekürzter Form zuvor schon in dem illustrierten Sammelwerk „Der Harz" (ebenda) stand.

Prof. Horst Kohls Bismarck-Aufsatz ist so umfassend, daß darin fast jede Seite des gewaltigen Charakterbildes wenigstens berührt wird. Auch das religiöse Empfinden, das in Bismarcks Leben und Wirken eine so wichtige Rolle spielt. Dennoch wird man es uns vielleicht danken, wenn wir erneut auf den Band der bei Quelle u. Meyer in Leipzig erscheinenden Sammlung „Unsre religiösen Erzieher" hinweisen, wo Bismarcks religiöse Weltanschauung gezeichnet wird. Vortrefflich ist in dieser Darstellung (von Prof. D. O. Baumgarten) namentlich der an Luther erinnernde Zug herausgearbeitet, der es Bismarck erlaubte, mit seinem tiefen religiösen Glauben eine freudige taten- und daseinsfrohe Weltoffenheit zu verbinden. — Eine gute Auswahl der Bismarckschen Reden hat Eugen Kalkschmidt im Eichhorn-Verlag zu München unter dem Schlagwort „Setzen wir Deutschland in den Sattel" zusammengestellt; Prof. Erich Marcks' gedankenvoller Essay über Bismarck ist bequem zugänglich in der „Deutschen Bücherei", deren 29. Bändchen ihn mit den berühmten Treitschkischen Aufsätzen über Luther und Fichte sowie mit dem Nachruf vereinigt, den Marcks seinem Lehrer Treitschke gewidmet hat. Auf diese handlichen und billigen Bücher (Verlag Deutsche Bücherei, Berlin SW 68) kann nicht oft genug hingewiesen werden: sie bringen einen von nationaler Gesinnung getragenen, durchweg gediegenen und wissenschaftlich zuverlässigen Lese- und Bildungsstoff, und zwar meistens in einer erlesenen, um nicht zu sagen künstlerischen Form.

Geh. Baurat Baltzer, der technische Begleiter Exz. Dernburgs auf dessen ostafrikanischer Studienreise, schildert, wie sich von selbst versteht, ganz nach eigner Anschauung. Der Zweck der Reise und die Interessensphäre des Verfassers bringen es mit sich, daß die großen wirtschaftlichen und technischen Fragen im Vordergrund stehen. Will man intimere Züge aus dem Eingeborenen- und Farmerleben der Westküste, zumal Kameruns, so lese man neben Baltzers Aufsätzen das Buch „Mola Koko" („Ich grüße dich, lieber Vetter!") von Grete Ziemann, der Schwester des Oberstabs- und Kameruner Regierungsarztes Prof. Dr. Ziemann (Berlin, Süßerott; 6 M.). Literarisch sind diese „Tagebuchblätter" keineswegs hervorragend, aber es steht viel Interessantes, nicht gerade an der Oberfläche Liegendes darin, das zu sehen doch wohl Frauenaugen nötig sind. Namentlich die Psychologie der Negerrasse erfährt wertvolle Bereicherungen. Ja, auch ein ausgesprochen praktisches Verdienst kommt dem Buche zu. Manche junge Frau, die drüben schon Verwandte hat, wird es mit der Überzeugung aus der Hand legen, daß sie dort draußen im schwarzen Erdteil, wo so redlich gearbeitet wird zu Deutschlands Ehre, als Hausfrau und Gehilfin ihrem Gatten oder Bruder noch nützlicher sein kann als daheim, und daß sich ihr dort ein weites Tätigkeitsfeld bietet, indem sie gute deutsche Art und Sitte verbreiten hilft. — Nicht ohne Stolz darf der Deutsche gerade auf Kamerun, diese seine aussichtsreichste Kolonie, blicken und dann seine Blicke zurückschweifen lassen auf jene fernen Tage, da mit unzulänglichen Mitteln ein weitblickender Hohenzoller den ersten Versuch einer überseeischen Kolonialgründung wagte und das „erste deutsche Kolonialbuch" entstand. Es war

Digitized by Google

im Jahre 1682, da sandte der Große Kurfürst eine Expedition unter dem Oberbefehl des Majors von der Gröben aus, um von einem Stück Landes in der Nähe jenes südwestafrikanischen Gebietes Besitz zu ergreifen, über dem jetzt die deutsche Flagge weht. Gröben gründete damals das Fort Großfriedrichsburg und schilderte zwölf Jahre später den Verlauf dieser Expedition in der „Guineischen Reisebeschreibung", die, unterstützt von zwölf dazu gestochenen Kupfern, alles darzustellen suchte, was ihm an Land und Leuten, Gebräuchen, Tieren usw. bemerkenswert erschienen war. Jetzt hat der Insel-Verlag in Leipzig das seltene Werk getreu nach dem Original mit den sämtlichen Bildern neu drucken lassen (in Halbpergament geb. 18 M.). Es verdient diese Erweckung nicht nur wegen des Zusammenhanges, den es mit wichtigen Bestrebungen unsrer Tage hat, sondern vor allem auch, weil ein tüchtiger, für damalige Zeiten hochgebildeter Mann voll unbeugsamer Energie, frohem Wagemut, feiner Beobachtungsgabe und köstlichem Humor die Feder führt.

Aus dem Kreise unsrer Mitarbeiter liegen ein paar beachtenswerte Bücher des geschichtlichen Literaturgebiets vor. Von Theodor Rethwischs Monographie „Leuthen", Blättern der Erinnerung an den großen König und das Jahr 1757, haben die Leser schon im Dezemberheft 1907 durch einen darauf fußenden eignen Aufsatz Kenntnis erhalten. Den Höhepunkt des umfangreichen Buches (Leipzig, Georg Wigand; geb. 9 M.) bildet die von bisher unbekannten Episoden und vielen markanten Einzelzügen neubelebte Schilderung der Schlacht selbst. Die vielseitige Porträtgalerie, die historischen Szenenbilder und vor allem die auf dem Schlachtfelde von Leuthen aufgenommenen Terrainstudien, alles in allem 62 Blätter, unterstützen den Text aufs glücklichste. — Eine Auswahl aus Friedrichs des Großen Schriften verdanken wir Fritz Lienhard, der damit einem Bande der von Grotthuß herausgegebenen „Bücher der Weisheit und Schönheit" zu besonderer Anziehungskraft verholfen hat (Stuttgart, Greiner u. Pfeiffer). Was hier aus Gesprächen und Briefen, poetischen, historischen und ästhetischen Arbeiten des Königs zusammengetragen und feinsinnig erläutert ist, gibt einen ausreichenden und anschaulichen Gesamtbegriff von dem Menschen und Schriftsteller, dem Dichter und Erzieher Friedrich. Der männlichen Jugend und ihren Lehrern sei dieser Band besonders warm ans Herz gelegt.

Eine Geschichte der neusten Zeit empfangen wir in einem handlichen Bande von dem Stuttgarter Oberstudienrat Dr. Gottlob Egelhaaf (Stuttgart, Krabbe; geb. 7 M.), und hier ist das Beiwort „neuste" einmal wirklich keine Hyperbel, wie das sonst bei unsern Historikern nur allzuoft der Fall. Egelhaafs Darstellung, die Frucht von Vorlesungen an der Technischen Hochschule in Stuttgart, reicht bis in den Februar 1908; der Rechtshandel Harden-Moltke und die Gefährdung des „Blocks" durch Bülows Erklärung über das Dreiklassenwahlrecht sind die letzten Ereignisse, die das Buch bespricht. Natürlich kann es bei solcher bis auf die Spitze getriebenen Aktualität nicht ausbleiben, daß meistens der Chronist anstatt des Historikers das Wort führt, doch hat sich Egelhaaf mit Erfolg bemüht, unparteiisch und sachlich zu verfahren und seine gedrungene Berichterstattung mit so viel Leben und Anschaulichkeit wie nur möglich zu erfüllen. In dem Abschnitt über Bismarcks Sturz verwendet der Verfasser eigne mündliche Informationen.

Herrscht hier die bei einem Gegenwartsbuche nur denkbare Ruhe und Sachlichkeit, so läßt Karl Bleibtreu in seinen Schriften sich gern die ungezügelte Subjektivität tummeln. Aus der „Literatur" hat er sich in letzter Zeit immer mehr zurückgezogen, um dafür desto eifriger zwei kritische Steckenpferde zu reiten: die von der offiziellen Militärschriftstellerei meist stark abweichenden Schlachtenschilderungen, namentlich aus der preußischen Geschichte — eine Studie „Preußen gegen Europa, Friedrich der Große 1757" (Berlin, Stilke; M. 3.50) und ein Novellenbüchlein „Jena" (Leipzig, Reclam; geb. 60 Pf.) gehören zu den jüngsten Schöpfungen dieser Art —, und dann die „Shakespeare-Frage". Darüber hat er jetzt ein neues Buch herausgebracht (Leipzig, Theod. Thomas; Preis 3 M.), das „den vollgültigen Nachweis" führt, daß nicht der in Stratford am Avon geborene Schauspieler William Shakespeare oder Shackper, wie er sich selbst schreibt, der Verfasser der ihm zugeschriebenen Dramen sei, daß auch ganz unmöglich Bacon, wie eine literarische Partei meint, neben seinem Staatsamt und seinen philosophischen Studien jene dramatischen Meisterwerke verfaßt haben könne, sondern daß der unsterbliche Dichter in der Person des — Lord Roger Rutland zu suchen sei: denn auf ihn allein treffe das ideale Bild in allen Zügen zu, das man sich von dem Schöpfer der edelsten Geisteswerke aller Völker und aller Zeiten machen muß. Vor Bleibtreu hat dasselbe oder ähnliches (Rutland und der Graf Southampton sind es!) schon ein gewisser Peter Alvor zu beweisen gesucht in seinem „Neuen Shakespeare-Evangelium" (Hannover, Ad. Sponholz). Derselbe entwirft nun in einer neuen kleinen Broschüre (ebenda; 50 Pf.) ein Bild von dem „Heutigen Stand der Shakespeare-Frage", worin er nachdrücklich betont, wie wichtig das Studium der sozialen Persönlichkeit dessen sei, der die Shakesperischen Dramen geschrieben hat.

❦❦❦❦❦❦❦❦❦❦❦❦❦

Digitized by Google

Zu unsern Kunstblättern

Es ist ein alter Erfahrungssatz, den man in Künstlerkreisen tagtäglich vernehmen kann: um ein berühmter und gesuchter Bildnismaler zu werden, braucht man meist mehr Gunst als Kunst. Da erscheint es denn wohl begreiflich, daß der Berliner Porträtist Anton Schöner, aus dessen ungemein reichhaltiger und vielseitiger Bildnisgalerie dieses Heft in dem Bildnis Reinhold Begas', dem Kinderkopf und dem Selbstbildnis des Künstlers ein paar Proben zeigt, so viel Wert darauf legt, daß er sich seine ehrenvolle Stellung unter den zeitgenössischen Porträtisten aus eigner Kraft geschaffen hat, und daß ihm erst nach und nach mit seinen wachsenden Leistungen das Vertrauen der hohen gesellschaftlichen und geistigen Kreise zugefallen ist, dessen er sich heute erfreut.

In Nürnberg, der Stadt Dürers, am 14. März 1866 als Sohn eines angesehenen, aber wenig begüterten Handwerksmeisters geboren, verlebte der früh mutterlos gewordene Knabe eine ziemlich freudlose Jugend. Als die Frage der Berufswahl an den Dreizehnjährigen herantrat, lautete die Entscheidung: Lithograph, nicht wie der zeichnerisch begabte Junge in seines Herzens Grunde gehofft hatte: Maler. Das hinderte ihn aber nicht, seine heimlichen Studien nach lebenden Modellen fortzusetzen und jede Minute freier Zeit auf das Zeichnen von Köpfen und Akten nach der Natur zu verwenden. Dürers Meisterblätter und die Anleitung seines Lehrers in der Nürnberger Kunstgewerbeschule, Prof. Karl Jägers, waren ihm dabei wertvolle Wegweiser. Praktische Stellungen in graphischen Kunstanstalten Leipzigs und Münchens machten den Zwanzigjährigen seinem Ziele, sich so bald wie möglich der freien Kunst zu widmen, nicht untreu. Ja, in München genoß Schöner das Wohlwollen und die Anregung Meister Lenbachs, besuchte eine Weile die Akademie und vertauschte dann kurz entschlossen den Griffel des Lithographen mit der Palette des Porträtmalers.

Charakterköpfe zu finden und in ihren markanten Persönlichkeitszügen festzuhalten, war schon damals sein Hauptehrgeiz. Individuelle Ähnlichkeit suchte er von früh auf mit geistiger und seelischer Charakteristik von innen her zu vereinigen. Lenbachs Einfluß ging nicht spurlos an ihm vorüber: eine gewisse auf den Effekt hinarbeitende Komposition, eine geschickt abgewogene Verteilung von Licht und Schatten verrät an Schöners Schöpfungen noch heute deutlich, aus wessen Schule der Maler kommt. Doch muß im Gegensatz zu Lenbachs späterer Manier hervorgehoben werden, daß Schöner es sich, soweit wir sehen, versagt hat, das Wesen einer Persönlichkeit nach seiner vorgefaßten oder schnellfertigen Auffassung umzubiegen, daß er vielmehr, ehe er

Anton Schöner: Selbstbildnis.

zu malen beginnt, die Eigenart, das ganze innere Leben des Darzustellenden durch längere fleißige und sorgfältige Beobachtung zu erfassen strebt. Von den zahlreichen Bildnissen, die mit dem Namen Anton Schöner gezeichnet sind, seien nur folgende hervorgehoben: Prinzregent Luitpold von Bayern, Graf von und zu Lerchenfeld-Koefering (Neue Pinakothek in München), Lenbach, Menzel (Rathaus zu Breslau), Moltke, Bronsart von Schellendorf, Reinhold Begas (Städtische Galerie in Nürnberg), Fürst von Bülow (ebenda), Ludwig Ganghofer (ebenda), Architekturmaler Prof. Paul Ritter und Gustav Eberlein.

* * *

Lenbachs letztes Bismarck-Bildnis schmückt Prof. Horst Kohls weithlickenden Gedenkaufsatz und findet dort in der Würdigung der gewaltigen, einzigartigen Persönlichkeit zugleich seine beste innere Erläuterung. Das Original des Bildes befindet sich im Besitz Prof. Kohls; so sind wir dem glücklichen Zufall, der uns erlaubt, aus den zahlreichen Lenbachschen Bismarckporträten gerade dieses seinem Aufsatz beizugeben, doppelt dankbar. Auch unser Mitarbeiter scheint diese Freude zu teilen, wenigstens schreibt er uns: „Daß ‚Westermanns Monatshefte' mein Bismarckbild veröffentlichen, freut

Digitized by Google

mich sehr. Das Bild hat im großen und ganzen noch nicht die Beachtung gefunden, die es verdient, und doch hat gerade an diesem Bilde, weil es für mich gezeichnet war, Fürst Bismarck persönlich mitgearbeitet, indem er in meiner Gegenwart vor dem Spiegel sitzend Zug um Zug das Bild mit dem Original verglich und Lenbach anwies, hier und dort zu ändern, damit das Bild ganz getreu werde. So gibt es kein authentischeres Bild vom alten Bismarck als dieses.“ Das Bild ist, wie auch auf unsrer verkleinerten Wiedergabe noch deutlich zu erkennen, von Bismarcks eigner Hand mit seinem Namenszug und dem Zusatz: Friedrichsruh, 4. Januar 1895, gezeichnet.

Unserm Einschaltbilde liegt eine im Kunstverlage von Kupfer u. Herrmann in Berlin erschienene Kupfergravüre zugrunde, die in der Wahl und Abstufung der Töne, sowie überhaupt in ihrer technischen Ausführung das vollendetste leistet, was in dieser Reproduktionsart je auf den Markt gekommen ist. Wer anstatt des offiziellen und repräsentativen Bismarck lieber einen Bismarck in seinem Zimmer haben möchte, dem bei aller Macht und Größe der Erscheinung doch auch ein gewisser intimer Persönlichkeitsreiz eigen, dem darf dies Kunstblatt vor allen andern empfohlen werden. Es kommt in zwei Größen heraus: Imperial (Bildgröße 54½ : 41½ cm, Papiergröße 96 : 70 cm) zu 15 M., Kabinett (Bildgröße 16 : 12 cm, Papiergröße 28 : 21 cm) zu 1 M. Außerdem gibt es einen Platin- oder Kohledruck (Folio 4 M., Kabinett M. 1.50) und — als besonders gewählte und kostbare Ausgabe — eine farbig gedruckte Faksimile-Kupfergravüre (Bildgröße 54½ : 41½ cm) zum Preise von 100 M.

* * *

Hans Herrmann, dem dieses Heft drei farbige Einschaltbilder verdankt, tritt unsern Lesern nicht zum erstenmal entgegen. Wiederholt ist er hier als Landschafter, zumal als meisterhafter Schilderer holländischer Küstenlandschaften gewürdigt worden. In dieses sein Lieblingsgebiet führen uns denn auch diesmal wieder zwei der hier in Vierfarbendruck wiedergegebenen Gemälde: der Holländische Fischer, der eben mit den Reusen das Boot verlassen hat und sich nun zum Heimweg anschickt, und der Holländische Blumenmarkt, ein seiner Farbenfreudigkeit wegen von Herrmann ganz besonders häufig benutztes Motiv. Doch wollen wir nicht vergessen, daß mit diesen holländischen Genre- und Landschaftsstudien des Künstlers Schaffenskreis keineswegs umgrenzt ist. Vielmehr hat die Sonderausstellung seiner Werke, die uns vor drei Jahren auf der Großen Berliner Kunstausstellung begegnete, offenbart, wieviel weiter seine Begabung greift. Eins aber, was jene Ausstellung lehrte, war noch wichtiger: wir sahen staunend und bewundernd, welch feines und sicheres Gefühl für Luftstimmung und Tonschönheit schon die kleinen Landschaften aufweisen, die der neunzehnjährige Akademieschüler 1877 gemalt hat, wie dann später die Palette wohl heller, niemals aber grell und schreiend wird. Das war für Herrmann eben die erfreulichste und wertvollste Frucht seiner holländischen Studienreisen: die liebevolle Erfassung der feuchten Seeluft, die alle Farben dämpft und abtönt. Diese „feuchtverklärte“ Licht- und Luftstimmung ist es auch, die seine „Alte Augustusbrücke in Dresden“ so reizvoll macht, dieses denkwürdige, vom Hauch der Kunst und der Geschichte umwitterte Bauwerk, das nun bald bis auf den letzten Quaderstein der Spitzhacke zum Opfer gefallen sein wird, das aber auf mehr als einem kostbaren Blatt unsrer Maler, zumal der Dresdner, auch ferner ein erhöhtes Dasein führen wird. Außer reizenden Guaschen aus Amsterdam, die das ganze Treiben der Grachten wie im Fluge erhaschen und festhalten, Bildern von Straßen, Märkten und Hafenlandschaften fanden sich in jener Ausstellung u. a. auch eine Fleischhalle in Middelburg, große Küchenstücke mit Fischen, eine venezianische Prozession in der Abenddämmerung und Bilder von Kircheninnern, die alle, wie es in unsrer „Kunstrundschau“ vom Oktober 1905 hieß, „von demselben Streben nach Naturwahrheit und Harmonie der Töne Zeugnis ablegten“.

Hans Herrmann, am 8. März 1858 in Berlin geboren, besuchte die Kunstakademie seiner Vaterstadt und vollendete von 1880 bis 1883 in Düsseldorf seine künstlerische Ausbildung. 1886 nach Berlin zurückgekehrt, nahm er hier hinfort seinen dauernden Aufenthalt, wenn ihn auch zahlreiche Studienreisen auf längere Zeit nach Holland entführten. 1886 wurde Herrmann Mitglied der Akademie der Künste zu Berlin, 1900 erhielt er den Professortitel, 1899 und 1900 fiel ihm in Dresden und Berlin die Große Goldene Medaille zu. Bilder des Künstlers finden sich u. a. in den Museen zu Antwerpen, Magdeburg, Breslau, Königsberg, Aachen, Dresden sowie in der Berliner Nationalgalerie. F. D.

Verantwortlich redigiert von Dr. Friedrich Düsel in Berlin-Friedenau unter Mitwirkung von Dr. Adolf Glaser (zurzeit in Rom). – Druck und Verlag von George Westermann in Braunschweig. – Nachdruck verboten.

Leonhardi's Tinten

Spezialität: Staatlich geprüfte u. beglaubigte Eisengallus-Tinten, Klasse I.

Infolge besonderer Herstellung von unübertroffener Güte und billig, weil bis zum letzten Tropfen klar und verschreibbar.

Das Beste

für Schule und Haus, für Bücher, Akten, Dokumente und Schriften aller Art.

Buch- u. Kopiertinten: Alizarin-Schreib- u. Kopiertinte; Anthracen-Schreib- u. Kopiertinte

Buch-Schreibtinten: Alizarin-Schreibtinte; Anthracen-Schreibtinte; Beste deutsche Reichstinte; Schwarze Eisengallustinte; Aleppotinte.

Staatlich geprüft u. beglaubigte Eisengallustinten, Klasse I.

Spezielle Kopiertinten:

Violettschwarze Kopiertinte, leichtflüssig. Das damit Geschriebene gibt nach Monaten u. Jahren sicher noch schöne kräftige Kopien.

Deutsche Reichs-Kopiertinte, blauschwarz. Nach acht Tagen kopierfähig.

Schwarze Doppel-Kopiertinte, schwarz fließend. 2–4 Kopien.

Non plus ultra Kopiertinte, für überseeische Korrespondenz. 4–8 Kopien.

Farbige Tinten:

Rot, blau, grün, violett usw.

„Atral" (flüssige schwarze chinesische Tusche, vollkommener Ersatz für chinesische Stücktusche). Stets fertig zum Gebrauch.

Garantiert unverwaschbare Ausziehtuschen für Architekten, Geometer, Zeichner, Schüler usw., in 42 Farben.

Flüssiger Leim und Gummi in den verschiedensten Füllungen.

Stempelfarben, Stempelkissen. Wäschezeichentinten.

„Carin", Fleischstempelfarbe, giftfrei, schnell trocknend, wasserecht.

Autographie- und Hektographen-Tinten. Hektographenblätter und -masse.

Trichtertintenfässer. Patenttintenfässer.

Schreibmaschinen-Farbbänder vorzügl. Qualität, mit gewebter Kante, für alle Systeme in allen Farben; schwarz für Urkunden, vom Königl. preußischen Justizministerium genehmigt.

Aug. Leonhardi, Dresden

Chemische Tintenfabriken, gegründet 1826.

Goldene Medaillen, Ehren- und Verdienst-Diplome

Erfinder u. Fabrikant der weltberühmten Alizarin-Schreib- u. Kopiertinte, leichtflüssigste, haltbarste und tiefschwarz werdende Eisengallustinte, Klasse I. [145

Überall erhältlich!

Druck von George Westermann in Braunschweig.

WESTERMANNS MONATSHEFTE

ILLUSTRIERTE DEUTSCHE ZEITSCHRIFT
FÜR DAS GEISTIGE LEBEN DER GEGENWART

AUS DEM INHALT DIESES HEFTES:

Meine Stoffe und Modelle.
Von Hans Hoffmann.

Tantchen Mohnhaupt.
Novelle von Johannes Schlaf.

Die Amerikanerin.
Ein moderner Frauentypus.
Von Dr. phil. Neena Hamilton Pringsheim.

Künstlerische Streifzüge in der Heide.
Von Dr. Paul Grabein. Farbig illustriert.

Kaffee und Kaffeehäuser.
Von Georg Buß. Reich illustriert.

Der Cicisbeo.
Ein Gesellschaftsbild. Von Baron v. Locella. Illustr.

Das Künstlertheater in München.
Von Dr. Friedrich Düsel. Illustriert.

52. JAHRG. SEPTEMBER 1908 HEFT 12

GEORGE WESTERMANN · BRAUNSCHWEIG

Herdersche Verlagshandlung zu Freiburg im Breisgau
Berlin ▫ Karlsruhe ▫ München ▫ Straßburg ▫ Wien ▫ St. Louis, Mo.

Herders Konversations-Lexikon

Dritte Auflage ▫ Acht Bände ▫ 100 M. ▫ 120 Kr.

Reich illustriert durch Textabbildungen, ▫ Tafeln und Karten ▫

Neue Urteile der Presse.

Anzeiger d. German. Nationalmuseums, Nürnberg 1907, Heft 3/4.

„... Ein Meisterwerk der Präzision! ... Da die Gebrungenheit, die sich wesentlich auf Form und Ausdruck der einzelnen Artikel bezieht, mit einer außerordentlichen Reichhaltigkeit des Inhalts und, soweit Stichproben ein Urteil zulassen, mit einer ungemeinen Zuverlässigkeit und Gründlichkeit Hand in Hand geht, so darf man wohl sagen, daß nur schwer ein Buch gefunden werden wird, von dem bei gleichem Umfange eine gleiche Fülle gediegenen Wissens vereinigt und zu bequemer Aneignung bereitet ist ..."

Literarisches Zentralblatt, Leipzig 1908, Nr. 18:

„... Zu bewundern ist, wie überall die knappe Fassung doch die Vollständigkeit nicht vermissen läßt, wie stets auch der neueste Stand der Forschung verwertet und mitgeteilt ist ... Wir können uns nur lobend über das gesamte Werk aussprechen, und die großen Vorzüge eines Konversationslexikons mittleren Umfangs sind zu hervortretend, um nicht anerkannt zu werden ..."

63]

Sternsches Konservatorium
zugleich Theaterschule für Oper und Schauspiel.
Direktor: Professor Gustav Hollaender.
Berlin SW. Gegründet 1850. Bernburger Str. 22a.
Vollständige Ausbildung in sämtl. Fächern d. Musik u. Darstellungskunst.
Frequenz im Schuljahr 1907/08 1177 Schüler, 108 Lehrer.
Eintritt jederzeit. Prospekte und Jahresberichte kostenfrei durch das Sekretariat.
Sprechzeit 11–1 Uhr.

Teeversand-Haus
R. Wilken, Norden, Ostfriesland,
Lieferant fürstlicher Häuser. [14
Feinste Ostfriesische Tee-Mischungen
M. 1.60, 2.–, 2.60, 3.– pr. 1 Pfund.
Versand jeden Quartalsmo. v. 5 Pfd. ab frko.

Prinz-Heinrich-Fahrt 2200 Km 7 Fahrtage

Neckarsulmer Viercylinder 10/20 HP

regulärer Tourenwagen, kleinste Stärke aller 144 Teilnehmer

No. 141 C. Schmidt ohne jeden Defekt am Ziel.

▫▫▫▫▫▫▫▫▫
Kein speziell konstruierter langhubiger Rennwagen!
▫▫▫▫▫▫▫▫▫

▫▫▫▫▫▫▫▫▫
Aus einer Serie regulärer Tourenwagen entnommen!
▫▫▫▫▫▫▫▫▫

Glänzendes Resultat!

Verlangen Sie Katalog: Modelle 6/12, 8/15, 10/20 HP Viercylinder

Neckarsulmer Fahrradwerke A.-G., Königl. Hoflieferant, **Neckarsulm.**

199]

Hans Rudolf Schulze: Birken im Herbst.

Digitized by Google

Herders Konversations-Lexikon

Reich illustriert

Anzeiger d. German. Nationalmuseums, Nürnberg 1907, Heft 3/4.

Sternsches Konservatorium

Direktor Professor Gustav Hollaender.

Teeversand

Prinz-Heinrich-Fahrt 2200 Km 7 Fahrzeuge

Neckarsulmer Viercylinder

regulärer Tourenwagen, kleinste Stärke aller 14

No. 141 C. Schmidt ohne jeden Defekt am

Glänzendes Resultat!

Verlangen Sie Katalog. Modelle 512, 515, 1020 HP

Neckarsulmer Fahrradwerke A.-G., Wirtsch. Hoflieferant, Neckarsulm

Hans Rudolf Schulze: Birken im Herbst. Zu Paul Grabein: Künstlerstreifzüge durch die Lüneburger Heide.

Digitized by Google

WESTERMANNS MONATSHEFTE
Redigiert von Dr. Friedrich Düsel
Bd. 104, II ⊕ ⊕ September 1908 ⊕ ⊕ Heft 624

Künstlerstreifzüge durch die Lüneburger Heide

Von Paul Grabein

Mit sechs farbigen Abbildungen und drei farbigen Einschaltbildern nach Gemälden von Hans Rudolf Schulze

Es geht einem mit den Landschaften wie mit den Menschen: die interessantesten geben sich einem nicht auf den ersten Blick. Daher gehen oberflächliche Leute denn auch meist achtlos an ihnen vorüber oder fällen vorschnell über sie ein absprechendes Urteil. So auch mit der Heide. Da, wo nur flüchtigkühle Blicke sie streifen, über den Buchrand hinweg, aus dem Fenster des D-Zuges hinaus, gibt die Heide nicht ihre feine, tiefe Schönheit her. Gleichmütig breitet sie sich in schläfriger Ebene längs des Zuges dahin für den, der sie über Stendal, Ulzen nach Bremen durcheilt. Sie preist sich nicht an und schwatzt sich nicht auf. Wo aber keine Eisenbahnschienen mehr den braunen weichen Leib einzwängen, beginnt sie sich zu regen in atmendem Auf und Nieder und freut sich ihrer Einsamkeit. In weitausladenden Linien von Berg und Tal reihen sich ihre Hügelketten aneinander, hintereinander, nur der weiße Sand auf den tiefgefurchten, alten Karrenwegen leuchtet gleich silbernen Bändern, die sie sich durchs dunkelviolette Gewand geschlungen. Wen sie nur einmal ihre volle Schönheit schauen ließ, dem geht's wie Chidher im Märchen: Minuten, Stunden werden ihm zu Jahren.

Ja, die Sandschlucht auf der Bispinger Heide! Grandios steht der malachitgrüne Wacholder dort, haarscharf bricht die Heide unter ihm ab, so daß nun die Kante des Erdreichs mit den stumpfblauen Tönen und dem herabhängenden Wurzelwerk einen prachtvollen Übergang zu dem Goldgelb des Sandes schafft. In schrägen Linien, ganz senkrecht an andrer Stelle flutet er der Tiefe zu. Hier und da fand die Erika wieder Nahrung genug, sich festzusetzen; wie blühende Kränzlein liegt's darüber.

Innen in der Schlucht aber halten die Wacholder Wacht. Dicht aneinander drängen sich die trutzigen Gesellen, daß die untersten Äste fast auf der Erde sich Platz suchen müssen, und dennoch, so unwegsam ihr knorriges Geäst auch erscheint, seiner Sand schmiegt sich zwischen ihnen durch und leuchtet nun in ihrem Dunkel doppelt geheimnisvoll. An einer solchen Stelle, meint man wohl, sei der Eingang zu einem wundersamen Irrgarten; stehen doch die roten Fliegenpilze wie aufmunternde Herolde davor. Wo die Wacholder einzeln wachsen, sieht man erst ihre seltsamen Formen, kugelrund, als ob der Gärtner aus der Zopfzeit sie beschnitten hätte.

Und keine Ferne, keine Weite in dieser Miniaturschlucht. Dort, das blühende Gerank der Erika zehn Schritt vor dir schneidet den Blick ab. Nur noch das Blau der Luft ist darüber in seiner raumlosen Weite und die segelnden Wolken.

Schön ist's, hier die Dämmerung heraufziehen zu sehen, wie ein mattgrauer, leicht violetter Duft von unten her sich über das strahlende Blau des Tages breitet, es immer mehr verdrängt, stiller macht und den fast blendenden Wolken die Sanftmut des Abends

Digitized by Google

gibt. Kühl wird's dann in der Schlucht, das Leuchten des Sandes ist langsam erloschen, in mildem Silbergrau schimmert er nur noch. Im Wald, der an die Sandschlucht stößt, beginnen die Eulen mit dumpfem Flügelschlag herumzuhuschen, und das Käuzchen stöhnt leise. Irgendwoher tönt Wagenknarren, Räderkirschen. Ein paar Schritte hügelan — der feuchte Sand gibt jeden Fußtritt wieder — und man ist draußen aus der atembeklemmenden Enge der Schlucht, ist auf weiter Heide, die sich hier bis zur Raubkammer fernhin zieht.

Jetzt sieht man auch die Wagen, mit geplaggter (abgeschälter) Heide hochbeladen, als tiefbraune Silhouetten gegen den Abendhimmel stehen, sieht Radfahrer, zehn bis zwölf hintereinander, auf schmalem Heideweg heimwärtsfahren — einem jeden hängt die lederne Tasche um die Schulter, die blaue Emaillekaffeekanne darüber. Es sind die Arbeiter aus den Kieselgruben. Nun mag, wer da will, sich dem heimatlichen Dorf zuwenden. Die alte zittrige Stimme des Abendglöckleins ist verklungen, schon steigen die blauen Rauchwölkchen über den Dächern empor — —

Doch wer die Heide kennen lernen will, der wende der Traulichkeit den Rücken und schreite in den Abend hinein.

Oberhalb Steinkenhöven gibt's so eine Stelle, machtvolle Wacholder sind dort gewachsen, ernst und stumm ist ihr Grün, gleich den Zypressen auf einem Kampofanto, und die Heide breitet sich unter ihnen weg, weiter, immer ferner, bis schließlich sie und der Himmel eins werden im müden Dämmerschein, der der Nacht voranweht.

Wo aber die Wacholder auf der Höhe eines Heidhügels stehen, wirken ihre heroischen Formen ganz gewaltig gegen den noch hellen Abendhimmel. Da blitzt es durch das starre Gestrüpp ihres Astwerks — gleitet am Stamm, dem rindenzersetzten, hinab, bis er sich im hohen Heidekraut verliert, ein letzter, verirrter Sonnenstrahl. Und von ihm aus geht ein sehnsuchtsvoller Hauch. —

Etwas weiter hinten reckt ein Heidschnuckenstall sein spitzgiebliges Dach in die Luft, haarscharf umrissen, daß jeder Balken, jeder heraushängende Strohhalm als dunkle Silhouette wirkt. Und nun kommt's über die Heide getrappelt, leise und sacht — die Schnucken; die kleinen schwarzen voran, bei ihnen der Schäferjunge, hinterher die großen Tiere mit dem Alten, der den Hund neben sich hat. Weich schmiegt sich das Gelbgrau der Herde den abendlichen Tönen der Heide an; auch der Schäfer steht ganz drin in diesem alles vermittelnden, beschwichtigenden Duft.

Der Junge läuft voraus, stößt den großen Stein fort, der das Tor solange verschlossen hielt, daß es sich nun öffnet und man in gähnendes Dunkel blickt. Warmer Brodem strömt heraus, reichlich fußhoch liegt drinnen die geplaggte Heide, ohne die die Schnucken nicht hierbleiben würden.

Der Junge mit den kleinen Tieren steht drin, die großen drängen nach, der Hund immer dazwischen, bald wieder hinauslaufend, um auch die letzten Nachzügler anzutreiben. Dann schließt der Junge das knarrende Tor, rückt den Stein davor, daß nun wieder das Fahlgrau der senkrechten Bretter mit dem leisen Anflug von Moosgrün so seltsam verträumt unter dem tief überhängenden Kapuzendach hervorschaut. Der Alte aber schultert die Schaufel, mit der er weiter droben in der Heide gearbeitet hat, rückt die Plüschmütze zurecht, die fast ebenso ausschaut wie das schmutzige graublonde Haar, pfeift dem Hunde und geht langsam heimwärts.

Lange sieht man die beiden Gestalten, sie bleiben die einzigen hier draußen, die des Alten mit den ein wenig knickrigen Beinen und der kleine behende Bursch neben ihm.

Still ist's, so still, daß man nicht zu reden wagt, jedes Wort wär' noch zu grell, zu laut für den Frieden dieser Stunde — und stark muß sein, wer die Heide umfassen will, denn eine Sehnsucht geht von ihr aus, eine Wehmut, die alle Kraft raubt. Mit den Schleiern der Dämmerung kommt's herangeweht, die sich nun auch über die Wacholder legen, ihnen allen Trotz, jede Tiefe nehmend, bis auch sie still und weich werden.

Doch horch, was für ein Ton? Grell und laut, fast mißtönend — nun noch einer — und danach mächtig anschwellend, erklingt das alte Lied: „Nun danket alle Gott."

Der Posaunenchor wird's sein, der heute beim Herrn Pastor übt. Gottlob, vor seinen machtvollen, wenn auch nicht immer harmonischen Tönen müssen alle Dämonen der Heide weichen.

Wunderbar traulich ist der Pfarrhof gelegen. Ein langgestrecktes altes einstöckiges

Digitized by Google

Heideweg. (Original im Besitz des Herrn Hauptmanns H. Castendyk in Berlin.)

Bauernhaus ist's mit dickem Strohdach, das die Bodenluken hier und da neugierig hochheben. Strohgedeckte Scheunen, Schuppen — allerlei Ställe liegen vor dem ausgebauten Giebel, der Langseite gegenüber, kaum zwanzig Schritt entfernt aber das Kirchlein. Aus dem dreizehnten Jahrhundert ist's, aus groben unbehauenen Findlingssteinen, an einzelnen Stellen mit hellem Mörtelbewurf. Charakteristisch sind die schrägen Mauerstützen mit den kleinen roten Dachziegeln. Innen ist sie ganz licht mit hellblau getünchten Holzbänken und Chorbekleidung. Statt einer Orgel sind die Posaunenbläser und das Harmonium da, um die Gemeinde in ihrer Andacht zu erheben. Wenn die Sonne so warm hineinflutet, nicht nur durch die Spitzbogenfenster, auch durch die geöffneten Türen, daß das lichte Grün von draußen so prachtvollen Gegensatz schafft zu dem tiefen Dunkel unter dem niedern Chor, die roten Steinfliesen aber auf dem Gang goldig das Sonnenlicht auffangen und perlmuttschillernde Reflexe über die hellblaue Wand der Empore huschen, dann liegt heiliger Sonntagsfriede über dem schmucklosen Raum.

Draußen, da schwiegen sich Holunder und Flieder um die Mauern, legen sich auf die zerbröckelten Dachziegel und geben mit ihren hellen Blüten und dem ernsten Grün dem Plätzchen alle Traulichkeiten längstvergessener Zeiten. Irgendwo, vielleicht unter den alten Linden, die da zwischen Kirche und Pfarrhof stehen, steckt ein versunkenes Grab. Ein Pfarrherr soll es sein, und wundersam, so raunen die Leute, sein Leichnam verwest nicht, unversehrt bleibt auch der Sarg. Und die Bienen kommen jahraus, jahrein und summen darüber hin, wenn die Linden in duftender Blüte stehen, und die Schwalben huschen drüber fort an lauen Sommerabenden.

Es mag sich gut hier schlummern für einen wackern Gottesmann; doch schöner noch sind die Steingräber draußen auf einsamer Heide, wie sie die Ulzener Gegend hat. Steinhügel an Steinhügel, die gewaltigen Felsblöcke mit Moos überzogen, vom Regen abgewaschen, der flache große Schlußstein darüber, an anderu die Grabklammer geöffnet. Das ist die Stätte, wo Könige schlummerten.

Und die Heide hier draußen ein weites, ödes Land; Wacholder, alte, verwitterte, starren in die Luft. Ausgebleicht ist ihr kahles Geäst — wie Totengebein schimmert's im

Digitized by Google

Zwielicht. Der Wanderer, der hier lustig pfeifend vorüberkommt, verstummt, und grüßend legt sich die lebenswarme Hand auf das kalte Gestein der uralten Grabstätte, die so Seltsames zu raunen weiß in der Dämmerstunde.

Wer aber die Heide noch nicht kennt, der beeile sich damit, denn ein schreckliches Gespenst geht um, sie zu verschlingen — das ist die Aufforstung. Überall schon sieht man den grünen Anflugswald und die kleinen Kiefern neben dem rassigen Wacholder. Mit grimmigem Lächeln beobachtet's der Heidefahrer und geht mit doppeltem Behagen auf dem moosschwellenden Boden des Bauernwaldes. Regellos ohne Forstkultur stehen dort die Bäume. Ilex und Wacholder wachsen als Unterholz, Heide und zartgraues Flechtenmoos streckt sich unter ihnen aus, dazwischen verstreut die Pilze in munteren Farben: der rote Fleckenpilz, der gelbe Pfefferling und der braune Steinpilz.

Viel ist über die Heide in letzter Zeit geschrieben worden; doch der Maler läßt alle angelesene Weisheit daheim und badet sich erst einmal gesund und frisch in der herben, reinen Luft und im Gleichmaß des Heidelebens. Genießt er doch noch fast allenthalben Gastrecht dank seiner Kunst; selten, daß man ihm Haus und Hof verschließt. Es müßten schon ganz wichtige Gründe sein, wie Treschen, Stallausm— — hm — reinigen und das Bickbeerenpflücken. Motive braucht er nicht zu suchen, sie drängen sich ihm geradezu auf ...

Regen prasselt hernieder, legt sich in Nebelschwaden um Wacholder und das triefende Heidekraut; draußen ist da nicht zu arbeiten — also heißt's heimwärts wandern. Schon winkt das Dorf, das erste Haus ist erreicht. Das Armenhaus ist's; unter den sich neigenden Kiefernzweigen ganz versteckt, blickt es gar sonderlich drein. Feine Rauchwolken steigen aus dem Ulenloch im strohgedeckten, wetterzerzausten Spitzendach.

Beim Eintritt durch die niedrige Tür, eng und winklig wie das ganze Haus, trifft den Maler beizender Rauch — aber auch das Motiv, das fertige! Prachtvoll lagern sich die bläulichen Schleier über das tiefschwarze Gebälk der Decke mit den Rußfetzen und ziehen nach dem offenen Heuboden, zu dem die Leiter hinanführt. Die Alte, auf dem groben Klotz hockend, mahlt sich Kaffee;

Wacholdergruppe auf der Heide. (Original im Besitz des Kgl. Reg.-Baumeisters Curt Hoffmann in Berlin.)

Digitized by Google

Hans Rudolf Schulze: Wacholderstudie. Zu Paul Grabein: Künstlerstreifzüge durch die Lüneburger Heide.

Digitized by Google

Nach dem Regen. (Original im Besitz des Herrn Dethmar Eggers in Bremen.)

ab und zu geht sie an das Feuer, das auf niederm, offenem Herd flackert, schiebt Reisig unter, sieht nach dem Topf, der am langen Kesselhaken von der Decke herabhängt, und schürt mit trockenem Kiefernast.

Dann zischen die Funken, neuer Glutschein läßt die roten Backsteine des eingemauerten Rauchfangs purpurn aufflammen. Auch die Speckschwarten und Schinken in den Leinenbeuteln machen das lustige Flammenspiel mit, die Alte aber ist ganz eingetaucht in den glühroten Schein.

Auf den spitzen holprigen Steinen der Diele lagert sich kühles Tageslicht, das durch den obern geöffneten Teil der Tür dringt. Ihr gegenüber recken die Ziegen ihre Köpfe über den Lattenverschlag. Stroh und Heu hängt darüber weg, und hinter der alten rissigen, vermoosten Tür daneben läßt sich grunzend und quietschend das Schwein vernehmen. Ab und zu kommt eins vom Hühnervolk durchs Schlupfloch der Tür gekrochen, sich die nassen Federn schüttelnd. Für jedes der Tiere hat die Alte ihren besondern Zuruf, ja Kosenamen.

Abgetretene fahlgraue Steine, uraltes Gebälk, halbmorderndes Holz, ein kleines, halb mit Papier verklebtes Fenster — das ist's, woraus der Raum besteht. Auf der Tenne hier ein Reisighaufen, dort ein Korb mit gelben Rüben, die blaue Schürze über den binsengeflochtenen Stuhl gehängt — armseligster Hausrat, aufs nötigste beschränkt, und doch liegt Stimmung darüber, und die Frau in ihrer alten Wohnstätte mit den Tieren unter einem Dach, sie bilden ein Ganzes von wunderbarer Harmonie.

Öfters noch trifft man auf so verfallene Katen, am meisten unter den Armenhäusern. Prachtvoll malerisch waren sie in Zeven. Drei, vier standen sie dort zusammen, langgestreckt, hochgieblig, die alten Ziehbrunnen dazwischen mit hochstrebendem Schwengel, und vor den Fenstern Sommerblumen mit ihren leuchtenden Blütensternen. Wenige Schritte davon kleine Schuppen mit seltsamem, tief zur Erde hängendem, zottigem Strohdach, die kurze Giebelwand aus geplaggter Heide, und spitz, mit herausspießenden Stangen, ragten sie wundersam in die Luft gleich Indianerwigwams.

Die ganze seltsame Siedlung außerhalb des Dorfes auf freiem Felde, von rätselhaften Kiefernsilhouetten überragt, von ihren

Digitized by Google

brennenden Stämmen eingeschlossen — man mußte es sehen am Spätnachmittag, wenn die Abendsonne all ihre Gluten darüberwarf. Ein Bild war's von wildphantastischer Schönheit. Und je mehr die Sonne sank, je tiefer die Schatten wurden, desto unheimlicher wirkten die verfilzten Kapuzendächer, unter denen die Fenster gleich scheuen Augen hervorblinzelten, wenn ein Lichtstrahl sie traf.

Raben, die in den Kiefern nisteten, umkreisten die Dächer, doch schriller noch als ihr Gekrächz war das stoßweise Lallen und Lachen des Dorfdepp, der hier draußen hauste und abends am Ziehbrunnen die Eimer füllte. Doch seine hin und her trottende Gestalt mit dem brandroten Kopf, in verwaschener blauer Stalljacke und Drillichhose, gehörte förmlich zu dem Bilde.

Doch gibt es lange nicht so viel Armut, wie es Armenhäuser gibt; in vielen Gemeinden, wenn sie wohnlich genug sind, werden sie vermietet. Denn wenn auch Bienen- und Schnuckenzucht zurückgehen, kommen doch neue Erwerbsquellen wie die Erdöl- und Kieselgruben und die sehr energisch betriebene Viehzucht hinzu. Auch Körnerbau gibt's schon genug, wogende Felder — und dann die brennendgelbe Lupine und braunroten Buchweizen findet man übergenug in der Bispinger Gegend. Sie gehören dorthin wie die Scharen der Bickbeerenpflückerinnen von Juni bis August, die über die Heide der Raublammer zueilen.

Ordentliche Stücke Brot in den leeren Körben, die Pantoffel daneben — denn im Busch muß man sie der Schlangen wegen anziehen —, die Blechkaffeekanne in der Hand, ein helles Kopftuch tief in die Stirn gerückt, so ziehen sie aus. Und wieder mit leeren Körben — der Händler kauft's ihnen gleich im Walde ab und schafft die Beeren zur Bahn —, aber mit blankem Geld in der Rocktasche kommen sie fröhlich schwatzend und lachend heim, wenn auch Zähne und Lippen gerade so blauschwarz sind wie die Hände. Eine fleißige, geübte Pflückerin kann gut den Tag sechs Mark verdienen; helfen nun in den Ferien die Kinder noch, so fliegt manch Goldstück Tag um Tag ins Haus. Keine empfindlichere Strafe kann daher der Lehrer zur Bickbeerenzeit ersinnen als das „Nachsitzen"; das ist das Schlimmste: nach der Schule nicht gleich in die Bickbeeren gehen zu können.

Es ist schon gut, daß die Wälder hier die reiche Beerenernte liefern, denn der Schnucke, der früheren Ernährerin des Bauern, wird durch die Aufforstung immer mehr der Boden entzogen, auf dem sie allein gedeiht. Schade ist's schon, denn die Herde mit dem

Sonniger Oktobermorgen.

Digitized by Google

Abend an der Lichequelle (bei Bispingen).

Hirten paßte wie nichts andres in die Landſchaft, ſo z. B. auch gerade der Soltauer Gegend.

Das großzügige Terrain dort mit den ſtolzen, feinen Linien der Heidekuppen, eine hinter der andern, ſich immer weiter in duftende Ferne ſchiebend, bis ſchließlich ſein wie ein Hauch die Wilſederhöhe ſichtbar wurde — Schafſtälle mit ihren tief zur Erde hängenden Strohdächern, auf deren verwittertem Fahlblau das Moos ſamtig leuchtet — dort müſſen die kleinen, dickwolligen Schnucken mit den ſchlanken, raſſigen Beinen ſchnuppernd über die braune Heide ziehen, es gehört dazu. Eins der ſchönſten Bilder von Zügel hat ſolch ein Motiv: der Schäfer abends die Schnucken dem Stall zutreibend. Nirgends wird es wohl einen ehrlicheren Bewunderer finden, als es jener Schäfer ſelber iſt, der mit ſeinem Hund auf das Bild kam. „Ja, mien Zügel!“ — damit ſchloß er jeden Satz, wenn er wieder mal auf jenen ereigniſſchweren Sommer zu ſprechen kam. Und ſeitdem er nun gar die Summen kennt, die der Künſtler für ſo ein Bild erhält, ſteht's bei ihm feſt, daß alle Maler „rike Lüd“ ſind.

Raſch eines andern belehrt wurde dagegen jener Bauer in der Zevener Gegend, der, ſein Schwein ſpazieren führend, den Maler unter den Birken fragte: „was wohl ſo'n Bild koſt'? Ob er ſo viel wie er für ſien Swien hier kriegte?“ Und als der ehrliche Kunſtjünger mit prüfendem Blick das auf Maſt genährte Prachtexemplar umfing und traurig ſeufzte: „Nicht halb ſoviel!“ da ſagte der Biedere, wozu er dann wohl male!, und hocherhobenen Hauptes, ſein hochgeſchätztes Borſtentier mit dem Spazierſtock antreibend, ging er weiter.

Ja, Borſtentiere haben von jeher mehr Wert und Zweck gehabt als die Studien eines unbekannten Malers. Was war's doch für eine wichtige Sache, der Schweinemarkt in Zeven! Schon von ſechs Uhr an ging das Quieken und Grunzen los, die ganze Straße ſtand voll Wagen — auch zu Fuß kamen die Bäuerlein an, die Ferkel unterm Arm, die Frauen hinterher. Wie ein Vogelſchnabel ſaßen ihnen die ſchwarzen ſpitzen Kappen mit den wallenden Bändern auf der lederfarbenen Stirn. Mit ruhigem Lächeln, nur immer beifällig nickend, überließen ſie bei der Gelegenheit ganz den Männern das Wort.

Manch luſtige Szene kann man dabei erlauſchen, und dennoch — der Heidebauer,

Digitized by Google

Trüber Herbsttag. Motiv bei der Lichequelle.

richtig erfaßt, kann nur ernst dargestellt werden. Wenn er hinter seinem Pflug einherschreitet, Sonntags im schwarzen Rock, mit der Schirmmütze, auf dem Wägelchen zur Kirche fährt, das Gesangbuch zwischen den arbeitsrauhen Händen, oder voll Kümmernis hinter dem Sarge seines Kindes geht, dann offenbart sich erst die eigne Schönheit dieses verschlossenen, hartzügigen Kopfes.

Darin gleicht er seiner Heide. Auch sie ist vielleicht doch am schönsten, wenn Wolkenfetzen, grau und fahlgelb, über sie dahinjagen, wenn der Herbststurm die gelben Blätter von den Birken im Moor reißt und das Wasser dort in seiner nachtschwarzen Tiefe das fahle Licht widerspiegelt.

Torfreihen an Torfreihen, braunschwarz, ziehen sich ins Land hinein. Auf den schweigsamen Wassern der Hamme gleitet das schwerfällige Torfschiff dahin, die braunen Segel gebläht, der Schiffer als große Silhouette gegen die Luft — leis klatscht das Wasser gegen den schwarzen Bug. Schweigen ringsherum. Nur der Sturm braust, und die gelben Birkenblätter tanzen raschelnd über das Moor. Unheimlich leuchten die hellen Birkenstämme; wie flehende, verzweifelt ausgestreckte Arme starren ihre kahlen Zweige in die Luft. Was der Wacholder für die Bienenheide, ist die Birke fürs Moor. Sie erst gibt der Landschaft den Charakter.

Wenn es aber hieße, Abschiednehmen von der Heide, dann wüßte ich nur eine Stelle: die Wilsederhöhe! Dort stehen in sinkender Abendsonne — aber nicht am Sonntag, wo die Ausflügler zu Hunderten das kleine Wildfede bevölkern, nein, am stillen Wochentag. Dann langsam zum Dorf hinaus, am kleinen Wäldchen bergan, an dem großen Wacholder vorbei auf die Höhe. Nur noch über Heidekraut geht der Fuß, an großen einsamen Felsblöcken vorüber — nur Heide um dich, vor dir. Auf der Höhe eine verwitterte Kiefer, deren Ast wie ein Wegweiser geradeaus zeigt, wohin? Ins unermeßliche Heidemeer. In flutenden Wellen verliert es sich zur Ferne, vorn in glühendstem Purpurrot und immer matter werdend, je weiter die Hügel rücken. Trauliche Dörfer verstecken

Digitized by Google

Hans Rudolf Schulze: Sonnige Heide bei Bispingen.

Zu Paul Grabein: Künstlerstreifzüge durch die Lüneburger Heide.

Digitized by Google

sich zwischen Bäumen, Wälder ziehen sich in bläulichem Schimmer in den Schluchten dahin; aber all das verschwindet gegenüber dem Mattviolett der immer ferner werdenden Heide.

Du aber schaust und schaust und möchtest den Duft des Abends trinken, die Hand sinkt dir ins Heidekraut, das blühende, rote — —

Alle Sehnsüchte werden in dir wach, alle Träume deiner Jugend! Und wenn du ein Künstler bist, so wird dir diese Stunde Erlebnis, und die Stimmung reift aus zur Tat.

Spät erst wanderst du heim. Keine Magd ist mehr am Ziehbrunnen, die Ställe und Scheunen sind verschlossen. Und wenn du am Schulhaus vorübergehst, schlägt knurrend ein Hund an. Hell leuchten die hellen Holunderbüsche dort am Wege — der Mond ist draußen und leiht ihnen sein sanftes Licht. Du aber gehst weiter über die Felder hinab, zum Totengrund.

Wie ein Riesengrab senkt sich dort die Heide. Wacholder sind darauf gepflanzt — jetzt vom Mondlicht umflossen, haben sie ein seltsames Blau-Schwarz. Und silberne Nebelschleier wallen aus der Tiefe, legen sich um das kniehohe Heidekraut, in dem dein Fuß beinahe strauchelnd versinkt.

Du ruhst einen Augenblick, und nun sieht dein Blick einen breiten Fahrweg sich durch den Grund ziehen, der Sand schimmert leise im Mondlicht. Das ist der Weg, den nur die Toten fahren, ihr eigner Weg, damit die armen ruhelosen Geister den Lebendigen nichts anhaben können. Hügelhinan klimmt er, und dann verliert er sich in der buschigen Heide. So muß man ihn gesehen haben, den Totengrund, in lauer Sommernacht, vom Mondenschein überflutet, dann hat er seine Zauberstunde. — —

Schön ist's, im Mondlicht draußen auf der Heide zu wandern, dem Dorfe zu. Wenn dann von ferner Pferdetrappeln klingt — ein trauliches Geräusch; denn was da naht, das große Ungetüm, das bei einer Wegbiegung in fahlem Gelb aufleuchtet, das ist die Post. Und nun klingt das Posthorn über das schlafende Land — ein junger Maler sitzt vielleicht darin, der die Juninacht genießen will.

Immer näher kommt das Pferdegetrappel, beim Eingang in das Dorf hat die Post den Wanderer eingeholt. Laut rumpelt nun der gelbe Kasten über das holprige Pflaster der Dorfstraße. Verschlafen liegen die Häuser unter ihren dicken Strohdächern da, wie unter Nachtmützen.

Hunde schlagen an, als es aus einer Seitengasse angeschlurft kommt, in Holzschuhen, weitem Mantel, mit Spieß und Laterne. Ein schriller Pfiff, noch einer, und dann mit dumpfer Stimme: „De Klock' hat el'm sla'n! El'm is de Klock!" Und weiter schlurft die vermummte Gestalt, nach einigen Minuten dasselbe wiederholend.

Bei der Post bleibt sie stehen, leuchtet dem Reisenden mit der Laterne, als er vom Bock herunterklettert, und meint freundlich: „Ja, ja, das fährt sich ganz schön so von Rotenburg nach Zeven, wenn es so warm ist", hilft dem Postillion beim Abladen, und nach gemeinsamer Stärkung tritt er von neuem seinen Rundgang an. Von fernher klingt noch manchmal sein Pfiff und Ruf: „De Klock' hat el'm sla'n. El'm is de Klock!"

Dann bleibt's still bis zur nächsten vollen Stunde. Wer aber nicht selber einmal so im weltfernen Heidedorf den Ruf vernommen und den schlurfenden Schritt, der kennt auch nicht das Gefühl von Geborgensein und friedvollen Ausruhens, das jener Wächterruf erweckt — wie wohlig sich's in den Kissen liegt, wenn draußen der Alte treue Wacht hält.

So — das wäre, in flüchtigen Strichen skizziert, das Charakterbild der Heide, wie es die Feder zu entwerfen vermag. Ihr Werk freilich bleibt nur Stückwerk, ein recht unzulängliches sogar, vor dem Original in seiner Größe und gewaltigen Ruhe, mit all seinem tiefen Stimmungsgehalt, dessen allerfeinste fast unhörbar in der Seele verhallenden Schwingungen sich eben jeder Beschreibung entziehen.

Da ist der „Kollege von der andern Fakultät" besser daran, der mit Pinsel, Palette und Leinwand hinauszieht, um ein Bild ihrer herben, großzügigen Schönheit aufzufangen und festzuhalten. Und in Scharen wallfahrten denn auch zu diesem Behufe alljährlich die Jünger und Jüngerinnen St. Lucä hinaus in die Heide.

Indessen auch hier gilt das Wort: Viele sind berufen, aber wenige sind auserwählt. Zu diesen Wenigen gehört der, dessen bildnerische Schöpfungen sich diesem Text zugesellen. Hans Rudolf Schulze darf sich rühmen, daß sich ihm die Heide ganz erschlossen hat. In stillen Stunden des All-

Digitized by Google

leinseins mit ihr hat sie sich ihm enthüllt, ihm Einblicke in die Tiefen ihrer Wesensart gewährt, und was er da erblickt, im innersten Herzen mitempfunden hat, das übermittelt er uns in seinen Bildern, in seinen Studien und Skizzen.

Über einen überraschend großen Reichtum von Tönen verfügt dieser Künstler. Er gehört nicht zu denen, die einmal in einer glücklichen Stunde ihre „Note“ entdeckt haben und nun bis zur Ermüdung darauf „herumreiten“ — moderne Spezialisten, deren Bilder man in jeder Ausstellung gleich auf hundert Schritt erkennt. Er zeigt sich uns jedesmal von einer neuen Seite, und doch bleibt er sich dabei stets treu.

Die hervorstechendsten Züge an seiner künstlerischen Eigenart sind eine starke Kraft, eine Vorliebe für große, gedrungene Formen und eine gesunde Freude an der Farbe. Namentlich in dieser Farbentiefe und -fatheit seiner Bilder klingt die frühere Vorliebe Schulzes für den Süden nach, dem er in der ersten Zeit seines künstlerischen Schaffens gern seine Vorwürfe entlehnte. Gerade die Heide mit ihren klaren Lüften, den treibenden schweren weißgrauen Wolken im lichten Blau des Äthers, den schwarzgrünen Wacholderpyramiden — den Zypressen des Nordens —, dem satten Violett oder Braun der Bodendecke neben dem sonnenbeschienenen goldgelb leuchtenden Sand mußte ihn daher besonders anziehen; mahnen doch ihre Motive namentlich im Herbst frappierend an Campagnalandschaften, und so sehen wir denn all diese Tonwerte in immer wieder neuen, feinen Nuancen zur Geltung kommen.

Aber der Künstler ist nicht bloß bei diesen an den Süden anklingenden heimatlichen Motiven stehen geblieben. In fortschreitender Entwicklung hat er sich immer mehr in unsre nordische Landschaft hineingelebt und sich so neuerdings Stimmungen mit vorherrschendem Klang der grauen Töne zugewandt. So zeigt er uns denn auch die Heide nicht bloß mit ihrem im flutenden Sonnenlicht heiter lächelnden Antlitz, sondern schildert sie uns auch mit ihrem herben Ernst, ihrem großen, feierlichen Schweigen und der weichen, verträumten Elegie, die ihr eigen ist.

Wenn sich Schulze so auch der Entwicklung angenähert hat, die die moderne Richtung in der Malerei kennzeichnet, so hat ihn seine kernige, kraftvolle Art doch vor einem Verlieren in müde, farbenscheue Nuancenspielereien impressionistischer Manier bewahrt. Auch wo er Grau in Grau malt, behält er seinen eignen Ton. So auf dem „Hünengrab in der Heide“, aus dem es stark und erhebend zu uns klingt wie aus einer heroischen Symphonie. Das in Leipzig in Privatbesitz befindliche Bild, von dem aber eine vortreffliche farbige Reproduktion erschienen ist, zeigt uns mit seiner großzügigen Komposition den Maler auf der Höhe seines Könnens. Weithin dehnt sich die herbstliche braungraue Heide. Ihr sanft geschwungenes, ruhig zur Ferne abflutendes Wellenmeer überragt in kühnen, wuchtigen Formen das Hünengrab, mit den grau verwitterten Blöcken der Urzeit und den schwarzblauen Wacholdern zu einer düster-großen Masse zusammengehend, die ernst den blaugrauen lichten Streifen des Abendhimmels überschneidet, den oben wieder eine dunkle, schwere Wolkenwand verdeckt.

Ein würdiges Seitenstück hierzu stellt der „Abend an der Heidequelle“ dar, ein Bild voll großer, feierlicher Ruhe und tiefer Stimmung. Den Vordergrund füllt der geheimnisvoll schweigende schwarzblaue Wasserspiegel aus, über den sich hier und da der dunkelgrüne Schleier wuchernder Wasserpflänzchen breitet — wie ein Vorhang zum märchenhaften Reich der Nixen da drunten in schwarzer regungsloser Tiefe. Diese Dunkelheit des Wassers wächst hinüber in die massigen Formen der Riesenwacholder am Rande der Quelle, deren gewaltige gedrungene Pyramiden den goldflammenden Sand des Hintergrundes und weiter, dem Horizont zu, das dunkle Violett der Heide, das warmgoldig angehauchte Grau des dämmernden Abendhimmels überschneiden. Ungebrochene Stille, tiefster Friede ringsum; kein Laut, keine Spur von Leben in der Weite — selbst den Wasserspiegel kräuselt kein verlorener Windhauch. Man meint den leisen Atem der in Schlummer sinkenden Heide zu spüren. Ein starkes Können spricht auch aus diesem Bilde, der jüngsten Arbeit Hans Rudolf Schulzes, und läßt uns mit zuversichtlicher Erwartung den kommenden Werken des Künstlers entgegensehen.

Digitized by Google

Tantchen Mohnhaupt

Ein novellistisches Charakterbild
von Johannes Schlaf (Weimar)

Tantchen Mohnhaupt wurde sie genannt wegen einer unwillkürlichen, so recht frauenhaften Anmut ihres Wesens, mit der sie ihre näheren Bekannten bestrickte. Mit Geburtsnamen hieß sie Rosalie Lindner. Sie war Witwe und stammte aus einem Dorfe ganz in der Nähe der kleinen thüringischen Stadt, in der sie zwei bescheidene Häuser besaß.

Ihr Mann war Architekt gewesen. In günstiger Bauzeit zu einem ansehnlicheren Vermögen gelangt, hatte er später, als schlechtere Zeiten eintraten und er sich in eine gewagte Spekulation einließ, fast alles wieder verloren. Das hatte er sich zu Gemüt gezogen und war vor nunmehr zwei Jahren gestorben. Der Witwe waren immerhin noch ein paar tausend Mark Barvermögen und die beiden Häuser geblieben.

Herr Mohnhaupt hatte Tantchen Mohnhaupt vor nun schon manch einem lieben Jahr als unternehmungslustiger junger Architekt auf dem Ernteball kennen gelernt. Sie war damals eine madonnenhaft schöne Erscheinung gewesen. Nicht lange nach jenem Ernteball war sie Frau Mohnhaupt geworden. Im Laufe der Jahre schenkte sie dann ihrem Manne zwei Söhne, von denen aber nur der jüngere, namens Reinhold, am Leben blieb und heranwuchs.

Jetzt lag Tantchen Mohnhaupts Hochzeit schon mehr als fünfunddreißig Jahre zurück, ihr Mann war etwas mehr als zwei Jahre tot, und sie stand in ihrem achtundfünfzigsten Lebensjahr.

Trotz des Kosenamens, der ihr zuteil geworden, war aber das Ansehen und die Sympathie, die sie genoß, durchaus nicht einstimmig; ja, man wußte sogar hier und da etwas an ihrem guten Ruf auszusetzen. Zum Beispiel wurde ihr Geiz nachgesagt, und es hieß sogar, sie hätte sich gelegentlich in ihren Häusern ein paar kleine Diebstähle oder doch wenigstens ein paar Entwendungen zuschulden kommen lassen. Doch das war noch nicht einmal das Bedenklichste, das man von ihr wußte. Es gab da noch einen andern und freilich tatsächlich ziemlich dunklen Punkt. Es hieß nämlich, sie sei bei einer ganz bestimmten Gelegenheit ihrem Manne in der Ehe untreu gewesen; und darüber ging eine Geschichte mit wer weiß was alles für Einzelheiten um.

Mit dieser übrigens also tatsächlichen ehelichen Untreue stand nun aber freilich im Widerspruch, daß sie ihrem Manne ein sehr kostbares Grabmal gestiftet hatte, was sich doch kaum mit ihrem Geiz hätte vertragen können. Doch noch wichtigere Umstände schienen jenen schlimmen Gerüchten, wenigstens in gewisser Hinsicht, zu widersprechen. Zum Beispiel, daß Tantchen Mohnhaupt durch den Tod ihres Gatten in einen ganz trostlosen, ja verzweifelten Zustand versetzt wurde. In den ersten Monaten hatte sie Tag und Nacht geweint und sich bis zu einem derartigen Grade gehärmt, daß sie von da ab nicht nur außerordentlich nervös blieb, sondern auch den besten Teil ihrer Sehkraft einbüßte. Später nahm ihre Trauer dann zwar eine stillere Form an, aber so wenig eine mildere, daß sich allmählich ein gar nicht unbedenkliches Herzleiden einstellte, und daß sie überdies hin und wieder, oft wochenlang, in Zustände geriet, in denen sie, einer Art von Gemütsschwere verfallen, sich vor aller Welt und sogar vor ihren besten und nächsten Bekannten abschloß.

Auch in ihrer äußern Erscheinung war seit dem Tode ihres Mannes eine ganz augenfällige Veränderung vor sich gegangen.

Sie war, wie schon hervorgehoben, eine schöne Frau, eine direkte Schönheit. Übermittelgroß, von anmutiger und tadelloser Gestalt und so recht fraulich bestrickend. Und gar ihre Augen gesehen haben, so wie sie früher und vor dem Tode ihres Mannes waren, hieß soviel wie ihr gut sein, vielleicht unter Umständen aber wohl auch in sie vernarrt sein. Ein paar schöne, große, runde graue Augen unter hohen, sehr schön und edel geschwungenen Brauen. Ein paar Augen, ganz lieb, fraulich und unbewußt

Digitized by Google

hold und bescheiden, und doch von einem offenbaren Muttenwitz beseelt.

Mit dem einen dieser Augen nun aber, dem rechten, war seit dem Tode ihres Mannes eine Veränderung vor sich gegangen, die, es wäre vielleicht nicht zuviel gesagt, zuweilen geradezu erschreckend wirken konnte. Es hatte nämlich nicht nur eine wunderliche tote Starrheit angenommen, sondern bot außerdem den Eindruck, als läge ein feines graues Häutchen wie ein Spinnwebchen über seiner Pupille. Das gab aber ihrem Gesicht etwas ganz sonderbar Verschlossenes und zuweilen gar Scheues und Böses, so daß man versucht gewesen wäre, von einem — verbrecherhaften Eindruck zu sprechen, wenn man nicht hätte vorziehen müssen, in ihm das Anzeichen einer bis zum Krankhaften peinlichen Zurückgehaltenheit zu sehen.

Der Eindruck wurde noch verstärkt durch allerlei wunderliche Fältchen, die sich von dem Augenwinkel aus in die tadellos schöne Schläfe hineinzogen, um das Auge herumlagen und die Wurzel der feinen Nase ganz merkwürdig verknitterten.

Aber nur auf den ersten Blick irritierte das alles. Wie hätte sie sonst auch zu ihrem Kosenamen kommen können?

Es verhielt sich freilich so, daß im selteneren Falle ihre Bekannten von ihr aufgesucht wurden. Zumeist kam man zu ihr oder holte sie zu sich und hielt sie für einen halben oder gar einen ganzen Tag bei sich fest, was sie sich dann auch geduldig und gern gefallen ließ. Man holte sie zu kleinen und großen Familienfesten, zu Mittag oder Abend, zu Kaffee oder Tee oder zu Spaziergängen und Ausflügen. Man erzählte ihr und teilte ihr alle vertraulicheren und intimeren Angelegenheiten mit, fragte sie um Rat oder war schon zufrieden, wenn man ihr nur sein Leid klagte oder sie an seinen Freuden teilnehmen ließ.

Die Kinder, Knaben wie Mädchen, waren rein vernarrt in sie, obgleich sie ihnen so gut wie nie ein Geschenk machte. Aber sie hatte eine Art, Kindern zuzunicken, sie anzureden, ihnen zuzulächeln, auf ihre Angelegenheiten einzugehen, sie zu streicheln, daß sie die Gunst der kleinen Welt nie verlor. Vielleicht war es übrigens auch eine Besonderheit von ihr, daß Kinder gern ohne weiteres zu ihr kamen und sich an sie anschmiegten.

Tantchen Mohnhaupt genoß aber all diese Sympathien, obgleich eigentlich auch ihre näheren Bekannten um ihre Schwächen wußten und auch mit dem dunklen Gerücht vertraut waren, das über ihren Ehebruch im Viertel umging.

Man wußte zum Beispiel, wenn man auch mehr darüber lachte, daß sie eines Tages, als Maler in ihrem Hause waren, um die Fußböden zu streichen, ein Quantum einer ochsenblutroten Ölfarbe entwandt hatte, mit der sie später eigenhändig die Treppe ihres Vorderhauses strich — zum Verdruß ihrer Mieter, die nicht gern über Treppen gingen, welche wie mit Blut gestrichen aussahen. Man wußte ferner, daß sie ein ganz merkwürdiges Nachtleben führte, an bestimmten Tagen der Woche eigenhändig um Mitternacht ihren Hof und die Straße fegte und zwischen Keller und Oberboden wer weiß was alles für Scharwerkereien verübte, für die sie sich Geld auszugeben scheute.

Auch die Händler und Geschäftsleute im Viertel hatten sie auf dem Strich, denn sie war eine zähe, so recht schlitzöhrige Händlerin, die stets ihren Vorteil durchzusetzen wußte. Nicht minder war es bekannt, daß sie mit allen nur erdenklichen Geheimnissen des Viertels vertraut war und ein ganz erstaunliches Geschick besaß, hinter alles zu kommen, wofür sie sich interessierte. Und sonderbarerweise trotz all ihrer tatsächlichen Leutescheu, die sich seit dem Tode ihres Mannes nur noch gesteigert hatte.

Wenn sie in ihrem Ausgehstaat die Straße entlang ging oder vielmehr huschte, so nahm sie sich mit ihrem scheu gesenkten Kopf aus, als wenn sie in einer traurigen oder gar schlimmen Angelegenheit irgendwohin eilte. Selten, daß sie bei solcher Gelegenheit jemanden sah, und selbst ihre besten Freunde konnten dann von ihr geschnitten werden.

In einem sehr anständigen dunklen Kleid, mit einem dunklen Hütchen, das ihr und ihrem noch immer schön vollen braunen und anmutig gewellten Haar ganz reizend ließ, eine nette schwarze Mantille über, schwarze Glacéhandschuhe an — sah man sie in diesem Staat, so wußte man auf den ersten Blick nicht, ob sie eine gutsituierte Bürgersfrau oder wohl gar eine Dame war. Jedenfalls hatte man gleich das Gefühl, daß da ein ganz besonderer Mensch an einem vorüberging, eine anmutige Matrone, ein wür-

Digitized by Google

diges und doch auch wieder ganz absonderliches Wesen.

Sie lebte im ersten Stock ihres Vorderhauses, das sich einer gegen das südliche Ende der kleinen Stadt hin gelegenen Straße einreihte. Die Wohnung bestand aus einer guten Stube, einer Wohnstube, die sie beide indessen so gut wie gar nicht benutzte und auch nur in ganz seltenen Fällen aufräumte, aus einer kleinen Schlafstube und einer engen Küche, die ihr beständiger Aufenthalt war. In der guten Jahreszeit aber pflegte sie den Tag unten in dem länglichen Vor- und Blumengarten ihres zweiten, von der Straße ein Stück abliegenden Hauses zu verbringen und ihre Mahlzeiten, vom Frühkaffee bis zum Abendbrot, in einer Art Laube einzunehmen.

Eigentlich war das ihr Leben und ihre einzige Freude und Zerstreuung, in dieser Laube zwischen ihren selbstgepflegten Blumen zu sitzen. Denn man konnte sagen, daß sie, trotz ihres Verkehrs und ihrer Beliebtheit, ganz für sich und ein durchaus einsames Leben lebte.

Was sie sonst noch am Leben halten mochte, war ja gewiß wohl ihr Sohn Reinhold. Aber der bedeutete für sie doch gerade auch wieder eine nicht geringe Sorge.

Reinhold war ja ganz gewiß ein hübscher, kräftiger, gesunder, auch gutgearteter junger Mann, noch dazu von festem Charakter. Er stand in seinem Vierundzwanzigsten, hatte das Gymnasium bis zum gut bestandenen Examen besucht, sein Jahr abgedient und hatte, da er nach dem Wunsch seines Vaters in den Kaufmannsstand getreten war, in Erfurt eine gute Bankstellung inne. Aber leider fühlte er sich mit der Zeit in seinem kaufmännischen Beruf immer unglücklicher und entwickelte statt dessen eine immer unbezwinglichere Leidenschaft für die Landwirtschaft. Leider jedoch wußte weder er noch auch Tantchen Mohnhaupt bei ihren kärglichen Vermögensumständen, was in der Angelegenheit zu tun war, obgleich dieser die Sache beständig im Kopf herumging.

Aber der Tag kam dennoch, der Reinholds Lebenswunsch in Erfüllung gehen lassen sollte. Und zwar auf eine recht wunderliche Weise und unter ganz absonderlichen und unvorhergesehenen Umständen.

Nicht weit von Tantchen Mohnhaupts beiden Häusern wohnte am Rande der Stadt gegen ein schönes Hügelgelände hin in einer stattlichen, von einem großen Garten umgebenen Villa eine besonders vertraute Freundin Tantchen Mohnhaupts, eine ansehnlich reiche Witwe und Rentiere, Frau Berta Günther.

Sie war mit ihrem Mann und einer einzigen Tochter von Halle hierhergezogen, und sie hatten das stattliche Anwesen am Rande der Stadt angekauft, um hier in Ruhe von ihrem Gelde zu leben. Herr Günther war lange Jahre hindurch in Halle Hotelbesitzer gewesen und hatte sich dabei mit der Zeit ein Vermögen von einer halben Million oder wohl auch noch mehr erworben.

Doch als er kaum ein Jahr in seiner schönen Villa privatisiert hatte, befiel ihn ein Schlagfluß, an dessen Folgen er bald darauf starb.

Es hatte sich nun aber treffen sollen, daß Herr Günther zu selber Zeit wie Herr Mohnhaupt starb, daß er an demselben Tage begraben und noch dazu neben ihm beerdigt wurde. Da sich Frau Günther und Frau Mohnhaupt in der Folgezeit täglich und meist zu gleicher Stunde auf dem Friedhof sahen, so wurde daraus eine Bekanntschaft, die sich sehr bald in eine vertraute Freundschaft verwandelte.

Frau Günther lebte damals mit ihrer Tochter Frida zusammen, die dann aber noch für zwei Jahre in ein Pensionat gegangen war. Frau Günther war eine kleine untersetzte, rotbäckige, schwarzhaarige, sehr lebhafte und bewegliche, im übrigen wohlkonservierte Vierzigerin mit ein paar kleinen schwarzen Blitzeaugen unter dicken schwarzen Brauen. Frida ihrerseits, mehr nach dem verstorbenen Herrn Günther geraten, war eine allerliebste schlanke muntere Blondine von achtzehn Jahren. Vor kurzem war sie — unmittelbar vor den folgenden Geschehnissen — aus dem Pensionat zur Mutter zurückgekehrt, und zwar um bei ihr ihre Verlobung zu feiern.

Eines Tages gegen Ende April hatte Tantchen Mohnhaupt die Verlobungsanzeige zugeschickt bekommen, ohne daß sie ihr den geringsten Eindruck machte.

Tantchen Mohnhaupt befand sich nämlich wieder einmal in ihrem sonderbaren Zustande, und noch dazu in einem stärkeren Grade als je zuvor. Anstatt nun aber einen Arzt zu Rate zu ziehen, fand sie sich mit ihren Anfällen mutterseelenallein ab. Kein Mensch wußte, auf welche Weise. Weder ihre nächsten Bekannten noch selbst Reinhold, ihr

Digitized by Google

Sohn. Ja, man hatte sogar noch nicht mal eine Ahnung von der Bedenklichkeit ihres Leidens.

Vierzehn Tage hatte sie nun bereits wieder vor aller Welt verschlossen, völlig mit sich allein in ihrer Küche zugebracht — wer wußte, in was für einer seelischen Verfassung!

Frau Günther und Frida hatten zwar einen Versuch gemacht, sie zu sehen, hatten aber gänzlich unverrichteter Dinge sich wieder nach Hause begeben müssen.

Der diesmal sehr hartnäckige Zustand Tantchen Mohnhaupts zog sich auch noch in den Mai hinein.

Doch wer weiß, was das eigentlich für ein Leiden war! Nicht unmöglich, daß ihr Zustand in gewisser Hinsicht gar nicht ein so besonderes Leiden mehr war, weil da irgendein Leid, das sie trug, seinen Höhepunkt längst und derartig überschritten hatte, daß es bloß noch zu diesem schweren, wunderlich dumpfen Zustand verknotet und gebannt weitervegetierte.

* * *

Es war an einem wunderschönen, sonnigen Sonntagvormittag.

Schon den ganzen Morgen hatte Tantchen Mohnhaupt so dagesessen, auf ihrem Stuhl beim Fenster, bleich, mit leer vor sich hinstarrenden oder verstörten Augen, die Hände apathisch vor sich auf dem Schoße, bald auch alle möglichen dunklen Selbstgespräche haltend oder in plötzlichen Unruhen zusammenfahrend und allerlei wunderliche Gebärden machend und gleichsam irgend etwas diskutierend.

Ihren Frühkaffee hatte sie sich zwar bereitet und ihn nach der täglichen Gewohnheit zu sich genommen, auch ihre gewohnte Toilette hatte sie bewerkstelligt, im übrigen aber weder Anstalt zum Kirchgang getroffen noch auch daran gedacht, ein Mittagessen zu kochen.

Bis gegen Mittag hatte sie so gesessen, als draußen geklingelt wurde.

Von dem schrillen Laut erschreckt, fuhr sie zwar einen Augenblick zusammen, bewegte ein paarmal unruhig den Kopf hin und her und zupfte mit den Fingern an ihrem Kleide, machte aber trotzdem nicht die geringste Anstalt, sich zu erheben, sich in das Entree zu begeben und zu öffnen. Wohl aber wartete sie, vielleicht sogar mit einer gewissen kindisch-ängstlichen Spannung und Naivität, darauf, daß noch einmal geklingelt würde und daß dann nach einer Weile draußen Schritte wieder die Treppe hinabtrappen würden.

Es klingelte auch wirklich zum zweitenmal. Aber es waren drei sehr präzise, scharfe, schrill und schnell aufeinanderfolgende Laute.

Sofort horchte Tantchen Mohnhaupt auf. Ihre Augen belebten sich und richteten sich aufmerksam gegen das Entree hin, ihre Hände und Beine begannen zu zittern. Im nächsten Augenblick aber fuhr sie mit einem hastenden Ruck in die Höhe, tappelte in das Entree hinaus, zur Entreetür hin, hakte die Sicherheitskette los und öffnete.

Sie hatte sogleich gewußt, wer klingelte, und daß Reinhold es war. Er kam hin und wieder Sonntags mal von Erfurt zu einem kurzen Besuch herüber; und die drei Laute waren, wenn die Mutter aus irgendeinem Grunde nicht gleich hörte und Reinhold es eilig hatte, sein Signal, ihr anzuzeigen, daß er da sei.

Als Tantchen Mohnhaupt nun aber die Tür geöffnet hatte und ihren Sohn vor sich stehen sah, sollte ihr Zustand einen zweiten Chok bekommen.

Ein blasses, mißvergnügtes und zermürbtes Gesicht war es, das sie vor sich sah, dermaßen blaß, mißvergnügt und zermürbt und von so fremdem und ungewohntem Ausdruck, daß Tantchen Mohnhaupt in ihrem sonderbaren Zustand Reinhold einen Augenblick überhaupt gar nicht erkannte und einen heftigen Schreck verspürte.

Und müde und mit nervös aufgeregter Mißvergnügtheit begrüßte Reinhold die Mutter, fast ohne sie anzublicken, und trat, so ganz und gar gegen seine sonstige muntere Art, an ihr vorbei in das Entree und in die Küche ein.

Der Schreck nun aber, den Tantchen Mohnhaupt empfangen hatte, blieb in ihr mit einer unruhig und konfus grübelnden, unbestimmten, angstvollen Sorge; und so tappelte sie mit zittrigen Beinen, von einem kühlen Schauer überrieselt, ein unangenehmes schlaffes Gefühl in der Herzgegend verspürend, hinter Reinhold her.

Reinholds Mißvergnügtheit steigerte sich noch, als er jetzt mitten in der Küche so dastand. Sie war in all den Tagen, die Tant-

Digitized by Google

chen Mohnhaupts Zustand nun schon dauerte, so gut wie unaufgeräumt geblieben und zudem noch nicht einmal gelüftet worden. Und in all dies unerfreuliche, öde, beklemmende Wesen nun durch die geschlossenen und verschmutzten Scheiben herein die strahlend goldene Maisonne! Mit einer so lichten, lachenden Gewalt, daß man hätte glauben können, den Duft der Maiglöckchen und Hyazinthen unten vom Garten herauf in ihren Strahlen zu spüren.

„Mutter!“ schrie Reinhold. „Was ist das für eine Luft! Warum hast du denn, um Himmels willen bitt' ich dich, bei dem herrlichen Wetter das Fenster zu? Wie kannst du denn das aushalten? Du erstickst ja hier! Brrr! was für eine Stickluft! Himmelangst kann einem hier ja werden! Weshalb, um Gottes willen, bist du überhaupt nicht unten im Garten?! Auf! Auf! 'rein mit der schönen, herrlichen Frühlingsluft!“ Er war zum Fenster gestürzt und hatte mit fast zornigen Händen beide Fensterflügel weit aufgerissen, so daß nun mit einem Male voll und köstlich Sonne, frischer Lenzozon, azurn wolkenloses Himmelsblau, fröhliches Schwalbengezwitscher und Blumenduft in den trüben beklemmenden Raum eindrangen. „Aber, sag' mal, Mamachen,“ — Reinhold fiel jetzt erst das verstörte und ängstliche Wesen der Mutter und ihre fahle Gesichtsfarbe auf — „sag' mal, du bist mir doch nicht überhaupt ganz und gar krank? Mamachen, Mamachen!“

Tantchen Mohnhaupt zuckte unter dieser liebevoll besorgten Frage förmlich zusammen. Eine seltsame dunkle Wärme mochte sie in ihrer Seele erregen, etwas wie ein dunkles Weinen. Aber dies blieb wohl unbewußt und machte sie nur ängstlicher und erregter, wenn es auch ein drängender Versuch ihrer Seele war, sich von dem Bann ihres dumpfen Zustandes zu befreien.

„Krank? — Krank?“ machte sie mit einer hastigen, wie aus einer Ferne kommenden Stimme, aber, wie es schien, ganz verwundert. „Nein, krank bin ich doch nicht! Warum denn?“

„Na, na, Mamachen! Oder zum mindesten hast du dir wieder mal Gedanken gemacht. Weißt du, daß ich eben erst, vor einer kleinen Weile, erfahren habe, daß du in den letzten Tagen überhaupt niemanden zu dir 'reingelassen hast? Sogar deine besten Freunde nicht? Ach, was machst du für Geschichten!“ fuhr Reinhold nervös und offenbar sehr sorgenvoll und mit ganz besonderen Gedanken beschäftigt fort. „Ich bitte dich! Wie kannst du so etwas tun! Wenn dir nun mal was passiert, und du hast keine Menschenseele um dich! Du bist doch wahrhaftig nachgerade auch nicht mehr die jüngste. — Sparen! Sparen! Ach Gott, dummes Zeug! Überleg' dir's doch nur. So viel machst du ja doch nie und nimmermehr aus den lieben paar tausend Mark und deinem bißchen Mietzins, daß wir uns jemals dafür noch ein Bauerngut kaufen könnten! Ich dächte, den Traum sollten wir uns als verständige Menschen denn doch nachgerade ein für allemal in den Rauchfang hängen! Jedenfalls sollst du unter allen Umständen nicht darunter leiden. Du machst mir doch bloß damit das Leben sauer. Oder denkst du, es macht mich in meinem Erfurter Bankkontor da gerade so besonders ruhiger, wenn du dich hier rein um nichts und wieder nichts krank rackerst und darbst?“ setzte er vor Unmut und Erregung fast weinend hinzu.

Von all dem, was Reinhold da gesprochen, hatte Tantchen Mohnhaupt nichts gehört und gefühlt als das Wort „Bauerngut“, und daß er litt und mehr litt als jemals bisher. Und das erregte jetzt ihren dumpfen Zustand in eine sich maßlos abhastende innere Unruhe und dunkel grübelnde Sorge. „Was machen wir denn da? Was machen wir denn da?“ stammelte sie mit stockender, zitteriger Stimme vor sich hin, während ihre Finger wie unsinnig an ihrem Kleide herumzwirbelten und ihre Blicke wirr suchend und doch mit einer rührend kindlichen, verzweifelten Ratlosigkeit im Unbestimmten hin und her gingen.

„Wie?!“ Reinhold hatte, auf und ab gehend und in seine sorgenvollen Gedanken verloren, diese übrigens kaum hörbaren Laute der Mutter nicht vernommen. „Gar nichts hilft, Mamachen! Gar nichts!“ fuhr er fort, irgendeinen Einwand der Mutter annehmend. „Wirklich und wahrhaftig! Du erst bist es, die mir das Leben sauer macht, wenn du dir fortwährend so nutzlos über mich den Kopf zergrübelst. Verwende doch nur in Gottes Namen endlich mal ruhig dein Geld für dich und darbe und spare dir's nicht so gänzlich nutzlos ab! Ich habe ja doch mein, ich dächte sehr schönes und reich-

Digitized by Google

liches Gehalt. Und schließlich bin ich doch wahrhaftig nicht der, der mit einer Sache nicht fertig werden kann. Hab' ich mich aber zufrieden gegeben, so kannst du's doch wahrhaftig auch," seufzte er.

„Ja! — Ja! — Ach so!"

Tantchen Mohnhaupt schien plötzlich auf etwas ganz andres gekommen zu sein. Sie schien mit einem Male ganz lebendig geworden zu sein, tappelte hin und her, nahm dies und jenes in die Hand, machte sich am Küchenschrank und am Herd zu schaffen.

Reinhold schaute ihr erst ein Weilchen verwundert zu; dann aber glaubte er zu verstehen. „Mamachen!" Unwillkürlich mußte er lachen. „Was soll denn das werden? Natürlich hast du sträflicherweise auch das Mittagbrot vergessen. Aber laß nur! Ich will dir was sagen: Du putzt dich, und wir gehen bei dem herrlichen Wetter in einen Restaurationsgarten. Da trinken wir ein Glas Wein und essen mal zur Feier des schönen Maisonntags ein Diner im Freien. Dir ist es dienlich, wenn du bei dem Prachtwetter an die frische Luft kommst, und mir auch. Also los!"

Mit einem förmlich aufleuchtenden Gesicht wandte sich Tantchen Mohnhaupt jetzt zu Reinhold herum, und sich auf eine seltsame Weise die Hände reibend, ja sogar kichernd sagte sie: „Ach! — Ei! — Ein Gläschen Wein? — Rheinwein? — Ach ja! — Nu' freilich! — Sieh mal! — Nu' Gottchen! Nu' Gottchen!"

„Na also! Siehst du, alte Mama! Weg mit den Grillen und Sorgen! Also mach', mach'! Mach' und putz' dich!" lachte Reinhold.

Aber Tantchen Mohnhaupt blieb stehen, blickte Reinhold mit zwinkernden Augen und, obschon lächelnd, unter einem ängstlichen Zittern an, ihre Lippen stumm bewegend, als stehe ihr eine Frage auf der Zunge, die sie nicht zu tun wage.

Und wirklich, mit einem Male kam es heraus, trotz allem, was Reinhold ihr gesagt und womit er sie abzulenken gesucht hatte: „Reinhold? — Nicht? — Du — du bist krank?"

„Na ja, Gott ja, Mamachen! Dummerweise seh' ich vielleicht wirklich ein bißchen angegriffen aus," suchte Reinhold halb freundlich, halb nachgerade ungeduldig abzuwehren. „Aber das macht nichts. Ich bin ja doch nicht aus Marzipan, un' wer' nicht gleich kaputt davon gehen. — Hm! Ich habe jetzt manchmal ein bißchen Blutandrang nach dem Kopf und da ab und zu mal so'n bißchen Stauung unter den Rippen; aber das ist kein Malheur. Bewegung, Bewegung, hat der Arzt gesagt, und weiter hat's nichts auf sich. Na, ich habe mir schon vorgenommen, mir nächstens mal einen längeren Urlaub geben zu lassen, und den werd' ich schon kriegen. Also wir brauchen uns darüber wahrhaftig keine Kopfschmerzen zu machen."

Tantchen Mohnhaupt hatte diese Rede förmlich verschlungen. Je länger Reinhold aber sprach, um so mehr wurde ihr Gesicht von einer seltsamen feinen weißen Blässe überzogen, aus der ihre Augen groß und angsterstarrt hervordunkelten, während ihren jetzt regungslosen Körper ein feines Zittern überlief.

Reinhold, der diesen Wechsel ihres Zustandes nicht bemerkte, weil er vielleicht inzwischen in seinen Gedanken schon auf etwas andres gekommen war, suchte jetzt dem Gespräch eine endgültig andre Wendung zu geben. „Ach, sag' doch mal, Mama," fing er in einem lebhaften und nicht uninteressierten Ton an, „Frida Günther ist ja hier?! Vorhin ist sie mir nämlich begegnet. Mit ihrer Mutter. Sie gingen zum Bahnhof. Wie's schien, um jemanden abzuholen. — Hm! Na! — Sie hielten mich also an. Wir sprachen ein paar Worte miteinander. Ich soll dich natürlich schön grüßen. — Du! Mama!" Er lachte. „Weißt du, die Frida ist ja ein Prachtmädel geworden! Wetter nich' noch mal! Aber eine Schönheit geradezu! Ich muß wirklich gestehen: weiß Gott! ich habe mich so'n bißten in sie verliebt!"

„Ver... Verliebt?!" stieß Tantchen Mohnhaupt, offensichtlich aufhorchend, hervor.

„Wie?! — Ach so! — Na!" Reinhold lachte. Vielleicht war er übrigens ein bißchen rot geworden. „Na Gott, Muttchen! Daß ich natürlich so sage!"

„Ach so! — Nee, nee!" machte Tantchen Mohnhaupt hastig und ängstlich, nicht ohne ein sonderbares abwesendes Lächeln. Aber sie wandte den Blick beiseite, trippelte ein Schrittchen, blieb stehen, blickte verloren mit diesem gleichsam an ihrem Munde erstarrten Lächeln zu dem azurblauen Himmel hinauf, stand so ein Augenblickchen, trippelte dann

Digitized by Google

zu ihrem Stuhl hin und ließ sich, beständig mit diesem Lächeln, nieder, um mit unruhigen und gespannt nachdenklichen Augen hin und her zu blicken.

Reinhold war zuerst verwundert. Dann aber beruhigte er sich und brach endgültig ab. „Na, von was anderm, Mamachen! Ihr Mamas nehmt ja so was womöglich gar sofort von der ernsthaften und praktischen Seite!" Er lachte.

Aber Tantchen Mohnhaupt hatte gar nicht auf seine Worte geachtet. Sie war nur mit einem Male gegen den Tisch hin herumgefahren und hatte ihre Hand schnell nach dem Arbeitskörbchen ausgestreckt, aus dem sie eine Visitenkarte hervorzog, die sie ganz verdutzt und doch mit einem offenbar sich erinnernden Ausdruck anstarrte. „Sie — sie ist ja — verlobt!" stieß sie ganz erstaunt hervor, immer noch die Karte anstarrend.

„Wer? — Ach, Frida? — So? — Ach was!"

„Ich habe doch ... Die Anzeige haben sie mir doch geschickt."

„Ach, so was! — Sieh mal!" lachte Reinhold und trat neugierig zu ihr hin. „Wetter! Und so schnell ist das gegangen?! — He, mit wem denn?" Und er las, über die Schulter der Mutter weg:

„Frida Günther.
Dr. Felix Wendtborn, Assessor.
Verlobte.

Ach, sieh mal! Mit einem Juristen? Was Tausend! He, Mamachen! Die wäre uns zustatten gekommen. Zweimalhunderttausend bekommt sie ja doch wohl gleich mit. Und später dann noch das übrige dazu. Noch über dreimalhunderttausend! Verflixt! Kein Pappenstiel! Ich dächte, man könnte ein halbwegs Rittergütchen dafür bekommen!"

Reinhold stieß ein humoristisches Seufzerchen hervor und steckte sich plötzlich eine Zigarette an, mit der er an das offene Fenster trat, sich in den Hüften wiegend und ein paar lange Rauchsäulchen in den blauen Lenzäther hineinblasend.

Es war ein ziemlich langes Schweigen. Aber plötzlich — Reinhold hörte es — flog die Visitenkarte mit einem kurzen scharfen kleinen Klapp in das Arbeitskörbchen zurück, und eine ganz sonderbar veränderte, völlig wache Stimme sprach folgende Worte: „Du! Reinhold! Also du gibst deine Stelle auf!"

Förmlich erschreckt fuhr Reinhold herum bei diesen Worten und dem Klang dieser Stimme, die täuschend gewirkt hatte, als sei mit einem Male hinter seinem Rücken unhörbar eine fremde Person in die Küche eingetreten und habe sie gesprochen. Ganz verwirrt blickte er die Mutter an, die jetzt in einem angestrengten Nachdenken vor sich hinblickte.

Er stutzte. Und da kam es ihm: hat sie vielleicht doch etwas im Hinterhalt für mich? Sie ist ja manchmal so sonderbar und hat immer so ihre aparten Geheimnisse, die sie selbst mir nicht anvertraut. Aber dann freilich zweifelte er dennoch. „Meine Stellung? Mamachen, wie soll ich das wohl machen!"

„Auf der Stelle," fuhr aber Tantchen Mohnhaupt in ihrem Nachdenken fort. Ganz merkwürdig nahm sich das aus! Als höre sie auf irgendeine Stimme und spreche dann nach, was sie von ihr vernähme. „Du läßt dir ein ärztliches Attest geben. Und dann — dann bekommst du einen längeren Urlaub. Gleich! Gleich! Einen längeren! Ja, und dann — dann kommst du zu mir! Zu mir! Du kannst hier dann ja derweilen deine ökonomischen Bücher lesen und kannst auch nach Barleben zu Onkel Franz gehen, jeden Tag die anderthalb Stunden, und kannst bei ihm arbeiten, auf dem Hofe oder auf dem Felde. Aber bei mir mußt du wohnen. Bei mir! Ja, zu Onkel Franz! Wegen dem Praktischen! Derweilen!"

„Hm! — Na ja, Mamachen!" ging Reinhold, der geduldig und nicht ganz ohne eine gewisse prüfende Aufmerksamkeit zugehört hatte, darauf ein. „Jawohl! Du hast recht! Das kann ich und will ich auch. Ich wollte mir ja sowieso Urlaub geben lassen. Das mit dem Onkel Franz in Barleben ist keine schlechte Idee. Da kann ich mir freilich dann recht schöne Bewegung machen."

„Und dann ... Und dann ... Ja, nu' ja!" Aber hier schien Tantchen Mohnhaupt nichts weiter zu wissen. Sie erhob sich, eilte zur Küche hinaus, nachdem sie sich an Reinholds Vorschlag, im Freien zu Mittag zu essen, erinnert hatte, begab sich in ihre Schlafstube und kleidete sich um ...

* * *

Tantchen Mohnhaupt und Reinhold hatten den Sonntag miteinander verbracht, indem sie wirklich in einem feinen Gartenrestaurant

Digitized by Google

der Stadt ein gutes Mittagessen mit Wein einnahmen und alsdann einen kleinen Ausflug in die schöne Umgebung der Stadt machten.

Tantchen Mohnhaupt hatte, ohne auch nur im geringsten noch einmal auf die Angelegenheit zu sprechen zu kommen, ein sehr aufgeräumtes Wesen gezeigt, so sehr, daß Reinhold ganz erstaunt gewesen war. Freilich hatte sie aber doch auch dazwischen so ihre zerstreuten und wohl gelegentlich auch brütenden kleinen Nachdenksamkeiten und Wunderlichkeiten gehabt.

Gegen Abend war Reinhold wieder nach Erfurt zurückgefahren.

Die Nacht verbrachte Tantchen Mohnhaupt völlig schlaflos und in irr und wirr hin und her fahrenden Grübeleien und Erwägungen, denen sie indessen weniger bewußt nachhing, als daß sie von ihnen überwältigt wurde.

Von einem festen Triebe wurde sie bei alledem aber dennoch besessen: nämlich sofort am nächsten Vormittag sich zu Günthers zu begeben. Die ganze schlaflose Nacht ankerte sie förmlich danach.

In einem übernächtigen und gänzlich überreizten Zustand, aber völlig von jenem Triebe beherrscht, erhob sie sich am nächsten Morgen, wuselte bis gegen Mittag hin in ihrer Küche umher und machte alsdann ihre Besuchstoilette.

Sie zog ein russischgrünes Kleid an, in dem sie ihre Bekanntschaften zu besuchen pflegte, und das ihr reizend ließ. Sorgfältig hatte sie sich ihr Haar gekämmt und es in die gewohnten anmutigen Wellen geordnet. Um ihren Hals legte sie das schwarze Samtbändchen mit dem Schleifchen an der Seite und dem allerliebsten goldenen Medaillonherzchen, mit dem ihr verstorbener Mann sie so gern gesehen hatte. Und in solcher Ausrüstung begab sie sich zu Günthers.

Die paar hundert Schritte bis zu Frau Günthers Villa waren bald getan; und die Damen, Frau Günther und Frida, sahen, freilich zu ihrer nicht allzu großen Überraschung, weil sie mit Tantchen Mohnhaupts Eigenheiten vertraut waren, aber mit größter Freude das Tantchen zwischen den Blumenbeeten des Gartens daherkommen.

In ihrem russischgrünen Kleide, ihrer altmodischen schwarzen Mantille und einem netten Matronenhütchen kam sie mit so recht fraulichen und traulichen Schritten den gelben Kiesweg daher, die Hände mit den schwarzen Glacéhandschuhen vorn unter den Zipfeln der Mantille verborgen, mit gesenkten Augen, nur manchmal nach ihrer Gewohnheit ein kurzes Augenblickchen wie von irgend etwas plötzlich getroffen oder erschreckt, mit dem Kopf nach irgendeiner Richtung hinzuckend und mit weiten oder auch geknifenen Augen nach irgend etwas hinblickend — wer wußte, nach was!

Frida, den Arm um den Nacken der Mutter gelegt, hatte mit dieser gerade unter sehr glückseligen Gesprächen am Fenster des Wohnzimmers gestanden und so recht in selige Gedanken versunken in die Lenzpracht des Gartens hineingeblickt — war doch gestern der Herr Assessor, ihr Bräutigam, zu Besuch gekommen —, da war mit einem Male draußen die Gittertür gegangen, und ganz unverhofft war die Seele aufgetaucht und in den Garten getreten, der einzig und allein von all ihren Bekannten sie all ihren mütterlichen Stolz und ihre bräutliche Seligkeit so recht nach Herzenslust und ausführlich ausschütten konnten.

Nein, sie hielten es beide — auch die durch den assessorlichen Bräutigam ganz verjüngte Mama — nicht aus: unter ausgelassen lustigem und erwartungsvoll ungeduldigem Geplauder und so recht behaglichem Gekicher stürmten sie aus dem Zimmer, durch das Entree, durch den Hausflur, die Stufen hinunter bis zur offenen Haustür, dem langersehnten Tantchen entgegen, das sie in der Haustür abfingen, unter lautem, fröhlichem Plaudern und Lachen bewillkommten, umhalsten und die Stufen hinauf ins Haus und in die Stube mit glückseligster Ungeduld geradezu hineinzogen.

Tantchen Mohnhaupt mit ihrer anmutig hingegebenen Matronengestalt in der Mitte, die Arme ihr eingehängt und zärtlich gegen sie geschmiegt, traten oder vielmehr hüpften sie in das Zimmer hinein.

Es herrschte nun zunächst noch eine ganze Weile eine lachend, zwitschernd, schwätzend durcheinandergeschlungene Musik im Dreiklang dreier oder wenigstens zweier sehr gesunder Stimmen: der helle Sopran Fridas, die herzhafte temperamentvolle Altstimme der Mama Günther, so recht aus einem kräftigen Brustkasten heraus, und das gehalten leise, wehmütig-bescheidene, zutrau-

Digitized by Google

liche, hin und wieder aber bis zur Lustigkeit sich erhebende Timbre von Tantchen Mohnhaupts Stimme.

Allmählich kam man aber doch in ein ruhigeres Tempo und zugleich das schmetternde Getöse des Kanarienvogels, der sich in seinem Bauer natürlich angeregt gefühlt und seine prächtigsten Roller, Läufe und lieblichsten Fiorituren noch mit dazu ganz gratis zum besten gegeben hatte.

Sie hatten sich allmählich alle drei zum Sofa hingefunden, auf das Mutter und Tochter Tantchen Mohnhaupt recht schön zärtlich und bequem niedergedrückt und zurechtgesetzt hatten, während sie beide Tantchen flankierten.

Es wurde sehr bedauert, daß der Herr Assessor erst zu Mittag aus der Stadt, wo er Besuche mache, zurückerwartet wurde.

Frida war es, die als erste still wurde und sogar mit einem Male in ein Schweigen verfiel.

Sie war inzwischen zu sich gekommen und hatte sich, sicher bei Erwähnung des Herrn Assessors, besonnen, wie eine junge Dame von Rechts und Pensionats wegen sich zu benehmen habe.

Tantchen Mohnhaupt nahm mitten in allem Geplauder, in das Frau Günther sie verstrickt hielt, diese Änderung in Fridas Haltung sofort wahr und schenkte ihr oder vielmehr ihre Nerven schenkten ihr Aufmerksamkeit.

Aber jetzt begann Frida auch schon zu sprechen. Und zwar wieder in einem Ton und auf eine Art, daß Tantchen förmlich mit einem kleinen erschreckten Ruck gegen sie herumfuhr.

„Aber Tantchen kostet doch gewiß mal von unsrer wunderschönen Ananaslimonade, nicht wahr, Mama?"

In diesen übrigens sehr hochdeutschen und korrekt akzentuierten Worten war bis ins geringste exakt jenes herablassend gütige Wohlwollen gewesen, das eine vornehme Dame einer angenehmen einfachen Frau aus dem Volke zuzuwenden pflegt, sobald sie dazu Gelegenheit hat.

Unter diesen tadellosen Worten hatten sich Tantchen Mohnhaupts bisher ganz verdutzt und aufmerksam erraffenden Augen sehr lieb und freundlich gekniffen, ihr Kopf hatte sich auf die Seite gelegt, während die jetzt unter dem Busen übereinandergelegten Arme sich mit ganz sonderbaren Bewegungen, als friere Tantchen oder kratze sie sich, aneinander rieben, und solchermaßen lauschte Tantchen unter einem muntern Kichern, während ihr Kopf beständig mit lebhaften Nickerchen Beifall und Bewunderung bezeugte, den Worten Fridas.

„Na, jawohl doch, Kind! Aber natürlich!" setzte jetzt Mama Günthers klangvolle Altstimme mit nicht minder korrektem und vornehm gehaltenem Hochdeutsch ein. „Natürlich muß Tantchen unsre Ananaslimonade kosten! — Eine Erfindung von ihr, auf die sie stolz ist, Tantchen!" setzte Frau Günther hinzu.

Da Frau Günther jetzt dasselbe korrekte und gehaltene Hochdeutsch gesprochen hatte, wandte Tantchen Mohnhaupt ihr jetzt die gleiche Aufmerksamkeit zu wie vorhin Frida, nur daß diesmal ihr Kichern von einem merkwürdigen kleinen Hin- und Herrücken abgelöst wurde.

Inzwischen aber schritt Frida in bunten Schuhchen und ihrem schicken lichten Frühlingskleide, das oben an den Schultern ein paar allerliebste Schleifen hatte, auf das Büfett zu, um die Limonade zu bereiten.

Wieder hatte Tantchen Mohnhaupt zu bewundern und wahrzunehmen, und ihre ganz groß und förmlich verdutzt und vor Befangenheit entgeisterten Augen hafteten unverwandt an der Art, wie Frida im Gehen ihre Füße nach auswärts setzte.

Aber just war Frida beim Büfett angelangt, und nun wandte sich Tantchen Mohnhaupt wieder zu Frau Günther, und zwar diesmal mit einer plötzlichen Frage: „Also einen Assessor, einen Herrn Assessor bekommt Fridelchen zum Manne? — Nu' Gottchen! Nu' Gottchen!"

„Na ja, denken — denken Sie nur, Tantchen! Nicht wahr?" Frau Günther lachte, daß ihr der Busen schütterte. „Und außerdem, Tantchen, wird sie sogar Frau Reserveleutnant!"

„Oh, oh, oh! — Nein, sagen Sie doch! Nu' Gottchen! Nu' Gottchen! J behüte! Gar! — J gar?!" Dabei schlug Tantchen außer sich vor Staunen die Hände zusammen. Aber, wenn man genau hingesehen hätte, hätte man wahrnehmen können, wie ihr Kopf zitterte, wie ihre Beine bebten und in ihrer staunenden Geste etwas Schreckhaftes war.

„Aber, Tantchen! Ein Assessor ist doch stets Reserveleutnant!"

Digitized by Google

Tantchen Mohnhaupt schwieg erst ein Augenblickchen, verdutzt und als hätte sie nicht verstanden, Frau Günther mit einem ganz unberaten hilflosen Blick ansehend. Aber dann schien sie plötzlich von irgend etwas zu erwachen. „Ach! — Stets! Stets! — Nu' Gottchen, nu' Gottchen! sehen Sie nur, wie dumm ich bin!" Zutraulich kicherte sie. „Nu', als Assessor doch! Selbstverständlich! Da muß er doch gedient haben!"

„Natürlich, Tantchen, hat er gedient!"

„Hat er gedient!" wiederholte Tantchen Mohnhaupt, ganz Ohr. „Hat er gedient!" Eifrig nickte sie Zustimmung.

Aber jetzt kam Fridelchen mit der Limonade, die sie mit allem Anstand einer beglückenden Fee und einer jungen Dame, die mit bestem Erfolg das Pensionat absolviert hat, und mit aller selbstverständlichen Anmut und Zierlichkeit solcher Herkunft vor Tantchen Mohnhaupt hinsetzte; und dazu noch ein reizendes Schälchen mit dem feinsten, zierlichsten und teuersten Königsgebäck.

Tantchen Mohnhaupt starrte das Königsgebäck wie ein Wunder an und gab allerlei unartikulierte liebe Laute höchsten Entzückens von sich.

„Königsgebäck!" erklärte Mama Günther. „Muß man mit Andacht knabbern, Tantchen!"

„Oh! Oh!" fuhr Tantchen Mohnhaupt gegen sie herum, am ganzen Körper zitternd und mit einem von Ernst und Schreck ganz sonderbar erstarrten Gesicht. „Mit Andacht! — Mit Andacht! — Lauter so feine, vornehme Sachen! Alles so fein und vornehm!" stammelte sie, nachdem sie ein ganzes Weilchen unvermögend gewesen war, ein Wörtchen hervorzubringen.

„Ja, Tantchen! Achtzig Pfennig das Viertelpfund!" bestätigte Frau Günther stolz, aber in einer Weise, daß Tantchen ihr plötzlich sehr belustigt und aufgeheitert und vor Vergnügen kichernd mehrmals vertraulich mit den Fingerspitzen auf den Arm klopfte.

Hiernach entstand ein Schweigen, in dem jedes sich seinen besondern Gedanken hingab.

Wer am ersten wieder aufwachte, war Tantchen Mohnhaupt. „Aber wo hat er denn nun seine Anstellung?" fragte sie lieb, bescheiden und zögernd. Unten zupften ihre Finger wieder wie unsinnig an ihrem Kleid umher.

„Wo er in Tätigkeit ist," betonte Mama Günther. „In Naumburg, Tantchen! Am Appellationsgericht."

„J nu', nu' aber ... Ja, sagen Sie doch ... Na aber ... J nu' Gottchen! He! — Aber ... Nu', da haben Sie ihn ja doch aber in allernächster Nähe!" rief Tantchen Mohnhaupt in freudigstem Erstaunen, aber mit einem Gesicht, das mit einem Male ganz Gier und Interesse war.

„Na, nicht wahr, Tantchen?" lächelte Fridelchen, die ein bißchen rot geworden war. Und dann humorvoll eingehend: „Da kann er mich ja doch jeden Sonntag besuchen kommen?"

„J nu' aber freilich, freilich!" kicherte Tantchen Mohnhaupt. „Ja nu' Gottchen! — Hm! In Naumburg! In Naumburg also! — Am Appellationsgericht!"

Fridelchen nickte Tantchen mit einem allerliebsten, jetzt aber etwas zerstreuten Lächeln zu, um ihre Augen dann mit einem glückseligen Ausdruck gegen das offene Fenster und die schöne Frühlingspracht draußen hinüberzurichten und ein versonnenes Liedchen vor sich hinzusummen.

Diesem Liedchen schien Tantchen Mohnhaupt ein paar Augenblicke ganz in Gedanken zu lauschen. Aber bald wandte sie mit einem sonderbar kurzen und ganz unmotiviert eifrigen Übergang ihre Aufmerksamkeit wieder Frau Günther zu. „Ach, sagen Sie doch mal, wären das etwa die Wendtborns in Kranichstetten?" Tantchen Mohnhaupts Augen hatten aus irgendeinem Grunde einen etwas besorgt gespannten Ausdruck angenommen.

„Nein, Tantchen!" gab Frau Günther Bescheid.

„Nicht! So!" fiel Tantchen Mohnhaupt unter einem kleinen, unbewußten Aufatmen ein. „Aber ... Aber vielleicht ist er mit den Bornstettschen Wendtborns verwandt?"

„Nein, auch mit denen nicht, Tantchen! Felix ist überhaupt ein Stadtkind."

„Sojo! — Nicht vom Dorfe! — Ach, natürlich, natürlich! — Nu' Gottchen! — Ein Stadtkind!"

Tantchen Mohnhaupt ließ ein Kichern hören, aber ihre Haltung zeigte an, daß sie gespannt war, noch mehr von dem „Stadtkind" zu erfahren.

„Ja, ein Stadtkind. Und zwar ist er überhaupt nicht aus unserm Landstrich gebürtig, sondern er ist Hannoveraner. Aus Hannover selbst gebürtig. Aus einer alten Familie, denken Sie, in der die Männer schon

Digitized by Google

seit Jahrzehnten immer Ärzte oder Juristen, hauptsächlich aber Juristen, gewesen sind."

Tantchen Mohnhaupt hatte dies alles hingegeben, mit zitternder Spannung angehört. „Oh! Oh! Oh! — Nu' Gottchen, nu' Gottchen! Denken Sie nur! — Immer Ärzte und Juristen! — Hauptsächlich aber Juristen! Und aus Hannover selbst!" Hier schwieg Tantchen Mohnhaupt ein Augenblickchen und hing mit einem langen, ganz vergessenen und andächtigen Blick an Frau Günther, bis dieser Blick mit einem Male einen ganz schalkhaften Ausdruck annahm: „Hannover? — Nu, da heißt's doch: ‚Ich s=tehe auf einem s=pitzen S=tein und s=taune s=tumm die s=tillen S=terne an.' — So wird dort doch gesprochen! So fein! In der Provinz Hannover, heißt's doch, wird das beste Hochdeutsch gesprochen." Tantchen Mohnhaupt kicherte so recht behaglich und zutraulich.

„Na, Mama! Felix!" — Wie dies „Felix" klang! — „Felix — und die s=tillen S=terne ans=taunend!"

Fridelchen wollte sich ausschütten vor Lachen. Ihr ganzer Pensionatsscharm war plötzlich aus dem Konzept gekommen.

Sofort wandte Tantchen Mohnhaupt ihr einen offensichtlich angenehm erstaunten Blick zu.

„Na, das macht er natürlich, gottlob, nicht!" sagte Frau Günther. „Würde sich für einen Reserveleutnant ja wohl auch nicht so besonders schicken."

Fridelchen war ein Augenblickchen still gewesen, aber jetzt platzte sie von neuem los. Und das wirkte denn doch ansteckend. Sie lachten diesmal wirklich einmal alle drei zusammen.

„Nu', aber vielleicht s=teht er wenigstens auf einem s=pitzen S=tein?" kicherte Tantchen Mohnhaupt unschuldig, wie es schien, einen Vorschlag zur Güte machend.

Und noch einmal lachten sie alle drei zusammen, daß jetzt sogar drüben in seinem Bauer der Kanarienvogel wieder mit einem endlos schmetternden Roller dazwischenfuhr.

Tantchen Mohnhaupt erfuhr nun aber noch so viel von körperlichen und moralischen Vorzügen und sonstigen Umständen des Bräutigams, oft auch in Gestalt eines neckenden Wechselgesprächs zwischen Mutter und Tochter, daß sie für gründlich informiert gelten konnte.

Es schien sie indessen zu interessieren, den Herrn Assessor noch von Angesicht zu Angesicht zu sehen, denn sie blieb ein gut Teil über Mittagsbesuchsfrist hinaus. Da der Herr Assessor aber immer noch verzog, so mußte sie schließlich denn doch aufbrechen.

Sie tat es etwas wunderlich und zerstreut, was ja indessen weiter nicht auffiel.

Als sie aber noch einmal zu dem Verlobungsschmaus eingeladen wurde, der kommenden Sonntag hier im Hause stattfinden sollte, sagte sie eifrig zu.

* * *

Sobald Tantchen Mohnhaupt das Anwesen der Frau Günther verlassen hatte, bekam sie auf der Stelle Gesichtszuckungen, und sie empfand in der Herzgegend eine heftige Übelkeit, die ihr Würgeanfälle verursachte.

Sie wußte kaum, wie sie nach Hause kam. Wieder in ihrer Küche angekommen, sank sie sofort, wie sie ging und stand, auf ihren gewohnten Stuhl nieder und versank in ein angestrengtes Grübeln, in dem ihr ein kunterbuntes Wirrsal der verschiedensten Wahrnehmungen, Eindrücke und Mutmaßungen innerlich drunter und drüber ging.

Was wollte sie denn nun eigentlich tun, und was konnte sie tun? Sie suchte und suchte, grübelte und grübelte, aber es war, als ob jeder ihrer konfusen Gedanken und Einfälle sich den Kopf an derselben dunklen Mauer zerstieße.

Jedenfalls: wenn ihr Reinhold Fridelchen liebhatte, dann mußte er sie doch unter allen Umständen zur Frau kriegen! So viel stand ihr fest, aber weiter wußte sie ganz und gar nichts.

Schließlich ging ihre gänzliche Ratlosigkeit in eine fliegende Angst über. Und da geschah es seltsamerweise, daß sie nach ihrem Schreibgerät hinstürzte und an Reinhold einen Brief folgenden Inhalts schrieb: Er solle und müsse unter allen Umständen seine Stelle kündigen. Mit aller Bestimmtheit sei sie in der Lage, ihm zu helfen. Er solle nur Vertrauen zu ihr haben. Kommenden Sonntag solle er sie aber nicht etwa besuchen kommen, weil sie bei Günthers zum Verlobungsschmaus eingeladen sei und natürlich durchaus hingehen müsse.

Sie kuvertierte und adressierte den Brief, eilte, noch im Ausgehhabit, wie sie war, sofort zur Post, wo sie den Brief frankierte

Digitized by Google

und in den Briefkasten steckte. Darauf begab sie sich wieder nach Hause und langte in ihrer Küche mit einem Gefühl an, als sei alles in bester Ordnung.

Bald darauf kam von Reinhold Antwort. Er werde sich, schrieb er, sofort ein ärztliches Attest ausschreiben und daraufhin einen längeren Urlaub geben lassen. Vor Ablauf des Monats werde er aber freilich wohl kaum loskommen können. Auf die Zusicherungen der Mutter war er weiter nicht eingegangen, wenn er auch mit ein paar liebe- und rücksichtsvollen Worten auf sie Bezug genommen hatte.

Als Tantchen Mohnhaupt diesen Brief gelesen hatte, war sie sehr zufrieden und sogar recht guter Laune und Zuversicht. Im übrigen aber hielt ihr überreizter und übermäßig angespannter Zustand die ganze Woche über an und steigerte sich, da sie alle Nächte so gut wie schlaflos verbrachte, sogar noch bis zum höchsten Grade einer ganz sonderbar normalen geistigen Regsamkeit und Beweglichkeit.

Ein Trieb aber beherrschte sie wieder mit völliger Klarheit: nämlich, daß es für sie unbedingt vonnöten wäre, den Bräutigam von Angesicht zu Angesicht kennen zu lernen.

Als endlich der Sonntag herangekommen war, erhob sie sich nach einer diesmal vollständig schlaflosen Nacht von ihrem Lager und rüstete sich zu dem Verlobungsschmaus. Und zwar warf sie sich in ihren allerbesten Staat.

Das war eine schwarze Seidenrobe mit eingewebten schwarzseidenen Blumen und einer Schleppe. In diesem festlichen Kleid nahm sie sich, nachdem sie auch noch einen Jetschmuck angelegt hatte, den ihr Mann ihr vor Jahren gelegentlich einmal zum Präsent gemacht hatte, sehr apart und sehr würdig aus.

Tantchen Mohnhaupt war eine schlichte Frau. Ein solches Fest, wie diesen Verlobungsschmaus, hatte sie seit ihrer Verheiratung und in gewissem Sinne überhaupt noch nie in ihrem Leben mitgemacht; und da sie, wie schon gesagt, noch dazu mit den Jahren, besonders aber seit dem Tode ihres Mannes, immer blöder und leutescheuer geworden war, wenigstens Menschen gegenüber, mit denen sie nicht in vertrautem Verkehr stand, so bedeutete es für sie nichts weniger als eine Kleinigkeit, dieser Einladung nachzukommen.

Bald darauf aber trat sie denn in ihrer schwarzseidenen Robe und ihrem Jetschmuck stattlich und mit einem ganz seltsamen vornehmen und aparten Scharm in den Salon der Frau Günther ein, wo die Gäste in ihren Festkleidern bereits vollzählig in glänzenden Gruppen umherstanden, bereit, sich in das Eßzimmer zu begeben.

Mit einem lieben und doch ganz würdig wirkenden Lächeln, scheu, zagend, bescheiden und doch mit seltsam vollkommener Haltung, ganz ängstliches und verwirrtes Kind und zugleich doch ganz Mutter, trat Tantchen Mohnhaupt ein.

Aber Frau Günther und sogar Fridelchen selbst — Fridelchen heute natürlich prangend wie eine Maifee und wirklich sehr anmutig und sehr reizend — hatten schon auf sie gewartet und kamen sogleich zu ihr hin, um sie in Empfang zu nehmen.

Mit einer Stimme, die ganz lieb, klein, schüchtern und bescheiden und hilfsbedürftig war, brachte Tantchen Mohnhaupt kaum ein paar lächelnde Flüsterworte hervor, aber ihre Augen suchten sofort nach dem Bräutigam.

Bald darauf stand sie denn auch vor dem Herrn Assessor, der ihr von Frau Günther und Fridelchen vorgestellt wurde.

Der Herr Assessor betrachtete Tantchen Mohnhaupt, nachdem ihm beim ersten Anblick vor Überraschung respektvoll das Monokel vom Auge gefallen war, einen Augenblick verwundert; dann aber reichte er ihr mit einem plötzlichen Lächeln die Hand und sprach mit so einer richtigen, augenblicklich auf Wohlwollen eingestellten Leutnantsstimme diese Worte: „Es ist mir eine ganz besondere Freude, eine so nahe Freundin des Hauses kennen zu lernen."

Tantchen Mohnhaupt aber starrte ihn nur an, mit einem ganz sonderbaren, großen Blicke starrte sie ihn an.

Sie erwiderte auf diese Worte mit nichts als einem unbestimmten Lächeln — wenn es überhaupt noch irgendwie ein Lächeln genannt werden konnte — und wackelte vielleicht, aber nur, wenn man ganz, ganz genau hinsah, ein ganz klein wenig mit dem Kopfe. Innerlich aber zitterte und bebte in ihr jede Fiber.

Sie war eine sehr einfache und schlichte Frau, und sie empfand vor dem Herrn Assessor und seinem tadellosen Tip-Top einen ganz heillosen Respekt; und dennoch starrte

Digitized by Google

sie ihn an, mit ein paar Augen, denen sich selbst die allermindeste Eigenschaft und Äußerung seines Wesens in diesem Augenblicke auf das allerfeinste einprägte.

Er war noch ein gut Teil größer als sie, recht gut gewachsen, etwas hager und lang. Sein etwas längliches Gesicht zeigte eine hohe kahle Stirn und einen kahlen Hinterscheitel. Dennoch aber war sein schmaler Schädel oben mit einem Flaum rötlichblonder Härchen bedeckt, die von einem sich sehr markierenden Mittelscheitel nach beiden Seiten frisiert waren und, etwas dichter, sich an den Schläfen zu den eckigen Rändern des Schädels hinaufkräuselten. Seine Augen waren hellgrau und von einem scharfen und doch auch wieder unbeweglichen Ausdruck. Sie standen etwas vor, so daß sie ein klein wenig an Froschaugen erinnerten, ein Vergleich, den Tantchen Mohnhaupt zwar nicht anstellte, aber in diesem Augenblick sofort durchaus fühlte, in einem Grade und in einer Weise, als werde ihr der Einfall von irgendeiner unsichtbaren Stimme ins Ohr geflüstert.

Der Herr Assessor hatte eine gerade, lange, aber zu guter Letzt doch noch kurz aufgestumpfte Nase mit einem rötlichblonden, ziemlich kräftigen Habyschnurrbart und einem Mund darunter, der eigentlich schön gewesen wäre, wenn nicht ein wunderlich ironischer Zug der zu kurzen Oberlippe seine weißen Zähne entblößt hätte.

Seine Backen waren überaus blank und zeigten einen leichten rosigen Hauch auf einem Teint, der für einen Mann vielleicht etwas zu weiß wirkte.

Seine Hände waren groß, schlank, hager und sehr aristokratisch. Tantchen Mohnhaupt überlief ein sonderbares Rieseln, als sie sie wahrnahm.

Im übrigen hatte sie, freilich kaum recht bewußt, sofort empfunden, und zwar hatte es ihr einen förmlichen Stoß gegeben, daß in seiner liebenswürdigen Anrede und in seinem ganzen Benehmen etwas Erschreckendes, Kaltes und vor allem — Ungeziemendes läge.

Und trotzdem, obgleich Tantchen Mohnhaupt jetzt ein einziges inneres Gewirr und Gebebe von Eindrücken und Wahrnehmungen war, schien ihr wieder jene sonderbare Stimme wörtlich ins Ohr zu flüstern, und zwar sehr trocken und ganz kaltblütig konstatierend: „Ach, du lieber Gott! Na, der hat doch gewiß sein Dreißigstes auch schon hinter sich!“ Und noch ein andres Wort, kühl, deutlich und präzis, vernahm sie in ihrer Seele: „Lebemann!“

Mit irgendeinem ziemlich kurzen und, man hätte wohl sagen können, linkischen Übergang trat sie schließlich, ohne auch nur ein Wort zu ihm gesagt zu haben, einfach von dem Herrn Assessor weg beiseite und tat, selbst ohne sich um Frau Günther und Fridelchen zu kümmern, die noch dabeistanden, in einer sonderbaren Verwirrung ein paar ganz unmotivierte Schritte in den Salon hinein, bis zu einer freien Stelle, wo sie stehenblieb und wie beobachtend hier und da hinblickte, bis schließlich Frau Günther zu ihr trat, um sie mit dem für sie bestimmten Tischherrn bekannt zu machen.

Man begab sich zu Tisch.

Tantchen Mohnhaupt wurde von einem pensionierten alten weißhaarigen Herrn Rat zu Tisch geführt, der auf dem einen Bein lahmte und so gut wie taub war.

Die festliche Pracht der Tafel blendete, stach und zwickte Tantchen Mohnhaupt mit hundert Blitzen und blinkenden Schimmern und mit der Fülle ihrer Formen und Gegenstände. Völlig konfus, fast schwindlig und doch mit einer mächtig erregten Spannung ließ sie sich nieder.

Als sie aber gewahr wurde, daß sie mit ihrem alten Herrn Rat dem Brautpaar schräg gegenüber saß, ließ sie ihre Blicke keinen Augenblick von dem Herrn Assessor und Fridelchen weichen.

Mit dem alten Herrn Rat waren weiter keine Umstände vonnöten, da auch er sie bei seinem tauben Zustande nicht zu machen vermochte, und so war Tantchen Mohnhaupt denn ganz für sich.

Sie aß und trank so gut wie gar nichts. Sie saß nur und paßte auf, vergessen und unbeachtet von allen, inmitten von Gläserklingen, Toasten, Klappern der Eßgeräte, Geplauder und fröhlich geräuschvollem Lachen.

Die Gäste waren außer dem alten Herrn Rat ein paar Rentiers mit ihren Gattinnen, erwachsenen Töchtern und Söhnen; außerdem ein Bruder der Hausfrau, ein Gutsbesitzer aus der Umgegend mit seiner Frau — Frau Günther war gleichfalls aus der Umgegend gebürtig — und ein alter Onkel von ihr, ein Junggesell und Förster.

Das gab, versteht sich, so diesen oder jenen Frack von nicht gerade besonders moderner

Digitized by Google

Fasson, es gab biedere Kleinstadtgestalten und Kleinstadtgespräche. Der Herr Assessor war also in seinem eleganten Tip-Top so recht ein wenn auch nur zu gern gesehener „weißer Rabe".

Was den Bruder Gutsbesitzer und seine Frau anbetraf und den biedern alten Onkel Förster, so waren sie Tantchen Mohnhaupts Nerven eigentlich unbequem; sie verursachten ihr in ihrem innerlich überreizten Zustande Bangigkeit. Sehr ungern hätte sie mit ihnen in ein Gespräch kommen mögen. Ja, es gab einen Moment, wo Tantchen Mohnhaupt in einer seltsamen plötzlichen Schlaffheit imstande gewesen wäre, sich ohne weiteres zu erheben und auf und davon zu laufen.

Das kostbare Silberzeug, all die feinen, teuren Geräte, das herrliche gemalte Porzellan, die prächtigen geschliffenen Gläser, die Blumen und die teuren, seltenen Speisen, die guten Weine, der Champagner, den es nachher geben würde: plötzlich überwältigte Tantchen Mohnhaupt eine Empfindung, als säße sie vor Schmach und Schande mit eiskaltem Wasser übergossen, und alle Laute und alles um sie her wäre ein einziges Hohngelächter über sie, weil alle mit einem Male irgendeine innere Absicht von ihr erkannt hätten.

Aus Leibeskräften kniff sie sich in sich selbst hinein und starrte mit wahren Angstaugen und einem kalkweißen entgeisterten Gesicht um sich herum.

Und doch war es, als ob sie nur um so fester an ihren Platz gefesselt wäre, und sie sah, hörte und fühlte und wertete auf irgendeine seltsame Weise alles bis ins kleinste mit einer ganz sonderbaren Deutlichkeit und eindringenden Schärfe, und sie war zugleich von einer wahrhaft verzweifelten Gier besessen, irgend etwas zu erkennen, was ihr von allergrößter Wichtigkeit sein mußte.

Weshalb lehnt er sich denn nur, dachte sie zum Beispiel mit einem Male und bekam förmlich einen auf den Eindruck zuschießenden Ruck, manchmal so bis fast hinter Fridelchens Rücken zurück und sieht alle so scharf und genau an?

Und es war ihr ganz genau so, als ob sie selber sich so zurücklehnte und alle so genau und forschend anblickte. Ja, es war ihr sogar, als ob auch ihre Augen so vorständen, wie die des Herrn Assessors, und auch solch einen Ausdruck hätten.

Und dann wieder: Weshalb zuckt es ihm denn nur manchmal so merkwürdig über die eine Gesichtshälfte weg, da, wo der runtergezerrte Mundwinkel ist? Gerade als ob ein Blitz über sein Gesicht ginge. — Da! Jetzt sogar zwei-, drei-, viermal hintereinander! — Was hat denn das zu bedeuten? Ob es eine Angewohnheit von ihm ist? Aber ein Assessor darf doch nicht so eine Angewohnheit haben!

Und wieder fühlte sie, wie auch über ihr Gesicht ein paar solche sonderbare Zuckungen gingen.

Dann wieder dachte sie: Und warum sehen die andern so viel nach ihm hin? So geradezu andächtig und strahlend? Als ob sie sich wer weiß wie durch ihn geehrt fühlten? Und warum sind denn alle so merkwürdig animiert und geben sich sogar Mühe, besser und richtiger zu sprechen als gewöhnlich? — Wie ein Graf sieht er aus. Wie paßte denn aber eigentlich so ein hoher Herr hierher? Er langweilt sich ganz sicher und macht sich im stillen über alle lustig. Wenn er das aber tut, wie kann er dann denn hier sein und Fridelchen heiraten?

Es war merkwürdig, wie Tantchen Mohnhaupt sich allmählich unter all solchen Beobachtungen und Wahrnehmungen veränderte.

Trotz ihrer stattlichen und matronenhaft würdigen Gestalt und trotz ihrer guten und vornehmen schwarzen Seidenrobe und dem Jetschmuck nahm sie sich mit einem Male so recht wie eine alte Bäuerin aus. Ihre Haltung hatte sich unwillkürlich etwas geduckt, in sonderbar hingegebener, lauernder Weise hatte ihr Rücken sich gekrümmt. Ihr Mund stand offen, und ihre Augen, groß aufgerissen, hatten, wie ihr jetzt verlängertes Gesicht, einen sonderbar bäurisch dumm lauschenden Ausdruck. Das eine starre und wie mit einem grauen Häutchen überzogene Auge gab ihrem Gesicht etwas geradezu Falsches, Hinterhältiges, um nicht zu sagen Verbrecherisches.

Wie ein Luchs paßte sie auf und so recht wie eine alte schlitzöhrige Bäuerin.

Ja, was nahm sie nicht alles wahr da in ihrem schönen Versteck zwischen dem tauben alten Herrn Rat und einem jungen Manne, der von seiner hübschen Tischdame so recht schön ausschließlich in Anspruch genommen war und sich des guten Tantchens wegen weiter keine Umstände glaubte machen zu brauchen.

Digitized by Google

Hermann Prell: Gestade. (Original im Besitz des Herrn Prof. Dr. von Düring.)

Digitized by Google

Frida! — Tantchen Mohnhaupt dachte in diesem Augenblicke „Frida“ und nicht „Fridelchen“. — Wie sie sich neben ihm ausnimmt! Wie so ein rechtes blutjunges Backfischchen. — Wie alt er aussieht! Das merkt man jetzt erst. Das ist ja doch gar kein Verhältnis zwischen den beiden! Das ist doch geradezu unmöglich.

Wie rot Frida ist! Sie traut sich doch eigentlich weder hier- noch dorthin zu sehen! Und warum spricht sie denn so wenig und so leise? Und warum sitzt sie denn so steif da? Sie wäre doch ganz gewiß sehr gern recht lustig. Weil sie von Natur so ist. Sie traut sich's nicht. Sie schämt sich vor ihm.

He! Warum wird er denn mit einem Male so lustig?

Obgleich Tantchen Mohnhaupt zuletzt ihre Aufmerksamkeit ausschließlich Frida zugewendet hatte, fuhr sie jetzt doch auf der Stelle gegen den Herrn Assessor hin.

Was guckt er denn dabei immer so zu dem Gutsbesitzer 'rüber? Und warum fängt er denn mit einem Male an, so viel zu sprechen und zu lachen?

Ja, jedesmal, wenn der Herr Assessor wieder so laut lachte, zuckte Tantchen Mohnhaupt zusammen, erschrak und empfand zugleich gegen den Herrn Assessor einen direkten Haß.

„He?! — Wie?!“

Tantchen Mohnhaupt hatte sich erschrocken und war gegen den Herrn Rat herumgefahren.

Dieser hatte sich nämlich inzwischen ganz nah zu ihr hingebeugt, hatte ihr mit seinen kurzen dicken Fingern ziemlich spürbar auf den Arm getippt und „flüsterte“ ihr mit seiner brodelnden rostigen Baßstimme mit Bezug auf den Bräutigam zu: „Ein netter, ein gespaßiger Mann! Ein netter, ein sehr gespaßiger Mann!“

Der Herr Rat blinzelte in der Richtung gegen den Herrn Assessor hin und bekam vor aufrichtiger Freude an diesem und vor Lachen einen Hustenanfall.

Tantchen Mohnhaupt, die zuerst vor all ihren Gedanken und Betrachtungen gar nicht wußte, um was es sich handelte, starrte den Herrn Rat ganz verdutzt an.

Aber wie sie ihn so anstarrte, ging es ihr plötzlich auf: Ach, sie sind ja Kollegen, und der Assessor ist ja doch in Naumburg. In Naumburg?! Ja, aber nach Naumburg fährt man ja doch in kaum einem Stündchen?!

Und mit einem Schlage war sich Tantchen Mohnhaupt völlig im klaren, was sie morgen zu tun hatte.

* * *

Nach einer abermals so gut wie schlaflos verbrachten Nacht fuhr Tantchen Mohnhaupt am nächsten Morgen mit einem der ersten Züge nach Naumburg.

Dort nahm sie in einem Ausspann ein billiges Zimmerchen und eilte dann zum Appellationsgericht, wo sie vom Portier die Adresse des Herrn Assessors Wendtborn erfragte und erfuhr.

Tantchen Mohnhaupt wußte, daß der Herr Assessor noch nicht wieder nach Naumburg zurückgekehrt war, und so begab sie sich ohne weiteres Versäumnis nach seiner Wohnung. Sie hatte die günstige Gelegenheit, die Wirtin allein und in ihr eine zu einer gemütlichen Unterhaltung sehr geneigte Person zu finden.

Diese Unterhaltung, von Tantchen Mohnhaupt mit einem wirklich genialen Raffinement in Gang gebracht, entwickelte sich im Handumdrehen zu einem vertraulichen Klätschchen.

Tantchen Mohnhaupt hatte angefragt, ob hier ein gewisser Herr Soundso wohne, hatte aber erfahren müssen, daß nicht dieser, sondern Herr Assessor Wendtborn hier Mieter sei. Darauf hatte sie sich interessiert erkundigt, ob er von den Wendtborns in Kranichstetten oder von denen in Bornstetten stamme, und auf ihre Frage nicht nur erfahren, was sie bereits wußte, sondern zudem eine Fülle von andern, sehr schätzbaren und wichtigen Dingen. Es traf sich, daß im Eifer der Unterhaltung der Name der Waschfrau des Herrn Assessors lautbar wurde.

Sofort erkundigte Tantchen Mohnhaupt sich sehr angelegentlich, ob das die Frau Wolter wäre, deren Mann so trinke.

„Trinkt? Ach nein, liebes Madamchen! Nu', das könnte vielleicht 'ne Verwandte von ihr sein. — Nee, i, unse Frau Wolter is ja doch Witwe! Mit 'ner erwachsenen Tochter! Sie wohnt ja doch ...“

Hier erfuhr Tantchen Mohnhaupt, worauf es ihr ankam, nämlich Frau Wolters Adresse.

Digitized by Google

Sie besann sich jetzt, daß sie sich verplaudert hätte und doch keine Zeit zu versäumen habe, den Herrn Soundso zu finden, und machte sich davon. Spornstreichs begab sie sich zu Frau Wolter.

Auch diese traf Tantchen Mohnhaupt glücklich zu Hause. Und auch hier wurde auf ähnliche Weise eine sogar noch um eine gewisse Nuance gemütlichere und zugleich ergiebigere Unterhaltung in Gang gebracht.

So erfuhr Tantchen Mohnhaupt zum Beispiel unter Angabe genauer Adressen bei Heller und Pfennig das allerdings recht respektable Schuldenquantum des Herrn Assessors. Aber sie erfuhr noch mehr und ungleich Wichtigeres. Nämlich, daß der Herr Assessor bereits glücklicher Vater war. Die und die Gasse, das und das Stockwerk dieses und dieses Hinterhauses und dies und dies rechtschaffene, sehr hübsche und leider Gottes sehr unglücklich liebende Schneidermädchen.

Auch dieses hatte Tantchen Mohnhaupt — was überhaupt das Merkwürdige dieser prompten Expedition war — das Glück zu Hause zu treffen, und auch mit ihm kam sie in ein sehr interessiertes Gespräch. Die obgleich nicht ohne gewisse und sogar nicht ohne ganz kleine Anstrengung erreichte Frucht dieser Unterhaltung (verliebte Schneidermädels haben mitunter so ihre romantischen Eigenheiten) war, daß das Mädchen in schließlich sehr gerechter Entrüstung sich bereit erklärte, sofort an Frau Günther einen sehr ausführlichen Brief zu schreiben und ihr über den Bräutigam reinen Wein einzuschenken. Es wurde ausgemacht, daß Tantchen Mohnhaupt am nächsten Vormittag um die und die Zeit diesen Brief lesen kommen und ihn dann unter Spendung einer Zwanzigpfennigmarke auf die Post geben könnte.

Das geschah, und nachdem Tantchen Mohnhaupt sich inzwischen über die unterschiedlichen Konten des Herrn Assessors noch gründlichst und eingehendst informiert hatte, reiste sie am Abend des andern Tages wieder zurück und langte wohlbehalten wieder in ihrer Küche an.

— — — — — — — — —

Es war am Tage nach ihrer Rückkunft gegen vier Uhr nachmittags.

Tantchen Mohnhaupt saß in ihrer Laube und trank ihren Nachmittagskaffee.

Sie befand sich in einer ganz merkwürdig wohligen und harmonischen Stimmung. Sie saß in einem wahren Himmel azurblauer, sonnigster Atmosphäre, von Blumendüften und paradiesisch schmeichelnden Farben, in einer ganz seltsamen Stimmung ihres überreizten Zustandes. Sie wußte wohl selbst nicht, wie ihr war. Denn an ihre gestrigen Erfolge dachte sie noch nicht einmal mit so besonderer Bewußtheit. Sie wurden in ihr in diesem ihrem übermäßig angespannten und erregten Zustande nur diese schöne paradiesische Wonne und Sicherheit.

So saß sie denn also in ihrer von wildem Wein umrankten Laube vor ihrem sauber gedeckten Gartentischchen und trank ihren Kaffee.

Vor ihr stand ihr gewohntes Zinnkännchen. Da gingen gerade drei nicht zu kleine Tassen hinein eines so sparsamen wie gesunden „Bliemchens", zu dem sie Milch und zwei Stückchen Zucker für jede Tasse hinzunehmen pflegte.

Sie trank stets aus einer und derselben Tasse, einer ziemlich großen Tasse mit breitem Silberrand und einem silbernen Vers darauf. Es war ein Geschenk zur Silberhochzeit, die sie gerade noch mit ihrem Manne hatte feiern dürfen. Und zum Umrühren der Milch und des Zuckers bediente sie sich stets des gleichen echt silbernen Löffelchens, das gleichfalls so seine Bedeutung hatte.

Zu diesem Service nun aber gehörte noch ein rotes Milchtöpfchen mit einem Goldrand und einem weißen Griff, ein Zinknäpfchen für unverbrüchlich sechs Stückchen Würfelzucker und ein geblümtes Tellerchen, auf dem für gewöhnlich drei mit Honig bestrichene Semmeln lagen, zuweilen aber auch drei bis vier Kuchenstreifen.

Das alles stand auf einem großen alten schwarzlackierten und mit weißen und roten Blümchen gezierten Präsentierblech.

Ihres gewohnten Services, des Genusses ihres Kaffees und ihrer Semmeln und der schönen Maisonne froh, saß sie und trank, mit unbestimmt sinnendem Behagen den warmen Tassenrand länger, als sie trank, und immer auch gleich für das nächste Schlückchen bei hingegeben vorgeneigtem Kopf an den Lippen behaltend und nur dann vom Mund fortnehmend, wenn sie langsam ein behagliches Stückchen von ihrer Honigsemmel abbiß. Neben ihr lag auf dem Tische ein Strick-

Digitized by Google

strumpf, der, sobald sie mit ihren drei Tassen und den Semmeln fertig sein würde, an die Reihe kommen sollte.

Also saß sie und trank und verlor sich dabei in den Anblick ihrer Blumen: blauer Lopelien, roter und weißer Geranien, Portulak, Goldlack, Liebfrauenschühchen, Narzissen und was sonst noch in bunter Pracht und Fülle auf Beet und Rabatten prangte, als sie plötzlich mit einem kleinen Ruck zusammenfuhr. Eine kleine rundliche Gestalt war eilig und sehr in Rage hinter der Hausecke hervor aufgetaucht, hatte sich schnell an dem Gartengitter hin bewegt, und jetzt flog auch schon mit einem scharf klirrenden Ruck die Gittertür auf, eilig und aufgeregt trat die Gestalt in den Garten hinein und bewegte sich mit echauffierten Schritten den gelben Kiesweg her auf die Laube zu.

Tantchen Mohnhaupt hatte eigentlich bei ihren schlechten Augen noch gar nicht deutlich gesehen, aber sie wußte sofort, wer so eilig und echauffiert daherkam.

Sie blickte Frau Günther auch gar nicht entgegen, als diese sich jetzt näherte. Nach wie vor hielt sie den Rand ihrer Tasse am Munde und blickte, ihre noch um eine Nuance duckiger gewordene Haltung beibehaltend, steif und gespannt vor sich hin. Ihr starres, wie mit einem Spinnweb überzogenes Auge und die sonderbaren knittrigen Fältchen drum herum und über die Nasenwurzel hin ließen sie jetzt wieder förmlich heimtückisch erscheinen. Aber unter der Tischkante zitterten ihr die krampfhaft gegeneinandergedrückten Knie, auch hielt sie in einer ganz gewissen Weise die Ellbogen eng an den Körper gedrückt.

Vor Neugier, Spannung und mächtiger Angst hatte sie ein ganz unsinniges Herzpochen.

Aber Frau Günther war ja in diesem Augenblick nicht im geringsten disponiert, etwas von alledem wahrzunehmen.

Erst als Frau Günther dicht vor ihr stand, nahm Tantchen Mohnhaupt die Tasse ein Stückchen vom Mund ab und blickte, ein mechanisches Lächeln, oder was es sonst sein sollte, um den geöffneten Mund, Frau Günther starr und steif und mit Augen, die vor Angst wie hypnotisiert waren, an, ohne indessen den mindesten Laut von sich zu geben oder vielmehr von sich geben zu können.

Aber Frau Günther fing ja nun auch sofort an, feuerrot vor Rage, mit hin- und herblitzenden Augen und heftig gestikulierend, als wenn sie am Ersticken wäre: „Tantchen! — Tantchen! Denken Sie! Stellen Sie sich vor! — Ach mein Gott, Tantchen! Können Sie sich ..." Aber hier konnte Frau Günther nicht weiter, drückte die Hände gegen die Brust, atmete schnell und ächzend und blickte mit ihren blitzenden Augen vorsichtig umher. „Kommen Sie! Kommen Sie! — 'nauf! In Ihre Wohnung! — Ich muß Ihnen ... Fix! fix! fix! Nehmen Sie doch! Nehmen Sie alles mit! Schnell! Schnell!"

Es schien, als ob Tantchen Mohnhaupt etwas sagen wollte, aber sie brachte noch immer keinen Laut über die Lippen; sie fuhr nur schnell und zittrig von ihrem Stuhl in die Höhe und tastete mit bebender, blinder Geschäftigkeit zwischen dem Service umher, ohne indessen irgend etwas Vernünftiges zustande zu bringen.

Die resolute Frau Günther packte also in ihrer Rage, den Sonnenschirm unter den Arm klemmend, gleich alles selber, so gut es gehen wollte, in einen Haufen auf das Präsentierblech zusammen, nahm dieses selber in beide Hände und stürmte mit starren Augen, hochroten Backen und fest zusammengenifflenem Mund aus dem Garten in den Hof, mit klirrendem Geschirr in die Haustür hinein und die Treppe hinauf, wobei ihr der Teelöffel und — leider! — auch noch das Milchnäpfchen herunterfiel, das auch wirklich ganz und gar in Stücke brach.

Tantchen Mohnhaupt war, so gut ihr Herzpochen und ihre zitternden Knie das zuließen, hinter Frau Günther hergelaufen, ihrerseits mit leeren Händen, die aber wie eigensinnig an ihrem Kleid herumzupften.

Wortlos raffte sie den Teelöffel und die Scherben ihres geliebten Sahnentöpfchens von den Steinfliesen des Hausflurs auf und hastete dann, weiß wie der Kalk an der Wand, ihre erstarrten Augen auf den runden Rücken Frau Günthers geheftet, hinter dieser die Treppe hinauf.

„Machen Sie auf! Schnell, schnell, Tantchen!" rief Frau Günther außer sich, als Tantchen sie bei der Entreetür endlich eingeholt hatte. „Schnell! Schnell!"

„Ja, ja, ja! — Hm!" stammelte Tantchen Mohnhaupt ganz entgeistert und suchte

Digitized by Google

mit ihren zitternden Fingern den Türdrücker aus der Tasche hervorzukrabbeln. Endlich war ihr das gelungen, sie hatte den Drücker ins Schloß bekommen, und die Tür ging auf.

Sogleich stürzte Frau Günther durch das kleine Entree in die offen stehende Küche hinein; im Hui war das Präsentierblech auf den Küchentisch niedergesetzt und war Frau Günther auf Tantchen Mohnhaupts Stuhl gesunken, wo sie in halber Ohnmacht, die Augen geschlossen, mit schweratmender Busenfülle und jappendem, stöhnendem Mund hintübergelehnt irgendwelche unartikulierte Laute von sich gab.

Tantchen Mohnhaupt für ihr Teil war inzwischen gleichfalls in der Küche angelangt, hatte mit ihren zitternden Händen den Teelöffel und die Scherben ihres Sahnentöpfchens auf das Präsentierblech gelegt und kam jetzt, mit bedeutend langsamerem Tempo, den Kopf in einer sonderbaren Weise zwischen die Schultern gezogen, zu Frau Günther hin.

Hier stand sie nun, kreidebleich und jetzt sichtbarlich zitternd, mit langem Gesicht und merkwürdig schlaff geschlossenen Lippen, angststarrende und doch intensiv wißbegierige Augen auf Frau Günther gerichtet, und wartete.

Wieder wollte sie eine Frage hervorstammeln, aber das ging wirklich denn doch nicht.

Doch da bekam Frau Günther schon Luft. „Tantchen! Tantchen! Ach Gott nein, Tantchen! Das Kind! Das Kind! Mein armes betrogenes Kind! Mein goldenes Fridelchen! — Dieser Mensch! Dieser elende, erbärmliche ... O, Worte! Worte!"

Nein, das war zuviel! Länger ertrug es Tantchen Mohnhaupt nicht mehr. Vor aller Angst und Neugier bekam sie einen Schwindelanfall, tastete sich an der Kante des Tischchens entlang, erreichte den andern Stuhl, auf den sie niedersank, dennoch aber mit aller Anstrengung ihre Augen wieder unverwandt auf Frau Günther richtend.

Frau Günther, die sich jetzt mit ihrem Taschentuch, von dem eine Parfümwelle von Flieder zu Tantchen Mohnhaupt hinüberwehte, Luft und Fassung zuzufächeln suchte, hatte bemerkt, wie Tantchen Mohnhaupt auf den Stuhl sank.

„Ich mache Sie selber noch unruhig! Sie werden womöglich wieder Ihren Anfall bekommen!" rief sie. „Aber denken Sie sich, denken Sie sich! Alles ist aus! Alles ist aus! — Vor kaum einer halben Woche unsre schöne Verlobungsfeier und jetzt alles ein für allemal aus! — Tantchen! Liebes Tantchen! Nein, Tantchen! Dieser ... dieser Mensch! Dieser Elende! Dieser ... dieser Lebemann!"

„Der ... der Assessor?" vermochte Tantchen Mohnhaupt jetzt zu stottern.

„Ja, ja, ja, jawohl! Der! Dieser Herr Assessor! Dieser Schuldenmacher und — Suitier!! Jawohl, Suitier, liebes Tantchen! — Ein ganz gemeiner Mensch, ein ... ein Hochstapler ist er!"

„Ein ... ein Hochstapler?!" fuhr es, von rasenden Herzschlagwellen getragen, aus Tantchen Mohnhaupts Mund hervor. Sie hatte sich jetzt, mit einem Male sehr belebt, mit aufrichtigst interessiertem Gesicht gegen Frau Günther über den Tisch hin gebeugt. „Ein — Hochstapler?!"

Alles andre wußte sie ja natürlich. Aber daß er auch noch ein Hochstapler war, das hatte sie ja noch gar nicht mal gedacht und zu hoffen gewagt?! Tantchen Mohnhaupt fing an, Fassung zu bekommen.

„Das ... das ist 'rausgekommen? Ich meine — das hat sich ergeben? — Da ist er wohl überhaupt gar nicht mal Assessor?!"

Tantchen Mohnhaupt hatte in diesem Augenblick vor Freude wirklich und wahrhaftig ganz und gar vergessen, daß sie ja selbst vom Portier des Appellationsgerichts der Herrn Assessors Adresse erfahren hatte. Sie glaubte in unsagbarer Erleichterung steif und fest, Frau Günther hätte noch von andrer Seite her etwas Besonderes erfahren.

„Na, nein! Nicht doch! Natürlich nicht das!" fuhr Frau Günther fort. „Na, das würde ja gerade noch fehlen! Ich meine natürlich nicht wörtlich; aber ... aber ..."

So! Also doch nicht! Tantchen Mohnhaupt murmelte etwas enttäuscht mit den Lippen.

„Tantchen! Sie liebe, gute Seele! Sie teilnehmende Seele! Ich bin so egoïtisch mit meinem Schmerz! Ich will mich mäßigen! Es hat Sie ja ordentlich angegriffen. Aber denken Sie, also ..." Hier riß Frau Günther ihr silbergeflochtenes Handtäschchen auf, aus dem sie hastig einen dicken Brief hervorzog und Tantchen Mohnhaupt über das Tischchen hinüberreichte. „Da! Nehmen Sie, Tantchen! Nehmen Sie! Lesen Sie! Lesen Sie selber!"

Digitized by Google

Tantchen Mohnhaupt nahm den Brief, kriegte ihn endlich auch glücklich zwischen ihren Fingern zurecht und tat, während ihr die Buchstaben des Fräuleins Olga Mäusebach wie tollgewordene Spinnenbeine vor den Augen herumtanzten, als ob sie läse, während Frau Günther schweratmend und ächzend in ihrem Stuhle lag.

Doch Tantchen Mohnhaupt sollte wirklich in keiner Weise vonnöten haben, diesen Brief da noch einmal zu lesen.

„Ich bitte Sie! Für was hat der Mensch uns gehalten?!“ brach Frau Günther von neuem los. „Wie?! Mein armes, gutes Fridelchen, so'n Käfer, gerade so'n ‚netter Käfer‘, so'n ‚junges Gemüse‘?! Wie?! — Oh, es ist ja, es ist ja ... O, Worte! Worte! — Es ist ja unsagbar! — So'n Sahnenbaiserchen, he?! in zweimalhundert Tausendmarkscheine eingewickelt! Was?! — O, großartig! Großartig!“ Frau Günther brach in ein furchtbares Hohngelächter aus. „Sehen Sie, sehen Sie, Tantchen! Für so dumm, für so dumm hat uns der — famose Herr gehalten! — Mich! Berta Günther! — Und so dumm ist Berta Günther auch wirklich gewesen, daß sie sich von so einem Patentmeier hat 'reinlegen lassen!“ Wieder brach Frau Günther in ein Hohngelächter aus. „Na, aber die Sache ist bereits ex! Der Spaß ist ihm inzwischen bereits ein für allemal und gründlich versalzen! Bloß das arme Kind! Das Kind!“ Frau Günther fing an zu weinen.

Ein Schweigen herrschte, währenddessen Frau Günthers Weinen sich allmählich stillte.

„Es ... es ist — aus?!“ stotterte Tantchen Mohnhaupt, förmlich gierig. „Ich meine: es ist wirklich Ihr Ernst ...?!“

„Tantchen! — Na aber, Tantchen! — Hahaha! — Na, aber was denken Sie denn von mir?! — Ich bitte, bitte Sie!“ rief Frau Günther förmlich starr vor Empörung. „Halten Sie mich, für was Sie wollen: aber ich bin weder die, die ihr einziges Kind einem solchen Menschen preisgibt, noch ihm das schöne, schöne Geld, das ich mir mit meinem guten Manne in jahrelanger saurer Arbeit rechtschaffen erworben habe, in den Schlund wirft! — Aber da würden Sie ja doch Berta Günther schlecht kennen!“

Ja, freilich! Tantchen Mohnhaupt atmete auf. Sie verstand sofort, mit ihrem ganzen Bauerninstinkt. Nein, das war undenkbar, daß Frau Günther das tat. Sie wurde mit einem Male ganz ruhig und geradezu freundschaftlich zutraulich. „Hm! — Darf ich Ihnen mal was sagen, Frau Günther? Wollen Sie's mir nicht übelnehmen?“ frug sie in ihrem anmutigen, bescheiden schmeichelnden Ton.

„Ach Gott, sprechen Sie, sprechen Sie alles, was Sie wollen, Tantchen! — Das hab' ich davon! Das hab' ich für meine Narrheit! — Ja, für meine Narrheit, Tantchen! — Herrgott, mir ist ja zumute wie dem Reiter, der über den Bodensee geritten ist! Was hätte das werden können! Um Gottes willen, was hätte das werden können! — Der Mensch hätte uns ja an den Bettelstab gebracht! — Na, aber also: der Schlußstrich ist gemacht! — Ich bin nicht die, die mit ihrer Narrheit nicht auch aufzuräumen versteht! Ich bin ein einfaches schlichtes Weib; und nu' ist's gut! Und ich habe denn doch noch meinen Charakter und meinen gesunden Menschenverstand! — O Gott, ich schäme, schäme, schäme mich ja ...“ Frau Günther wurde wirklich rot und barg ihr Gesicht in die Hände.

Es durchfuhr Tantchen Mohnhaupt. Ihr Gesicht zuckte, und die Augen standen ihr voller Tränen einer Freude, die natürlich nicht bloß ihr Mitleid und ihre Freundschaft weinte. Jetzt war wirklich alles in Ordnung! „Nu' Gottchen! — Nu' Gottchen!“ Hurtig bog sie sich zu Frau Günther hinüber und streichelte ihr sanft über den Arm, o so, wie wirklich nur Tantchen Mohnhaupt zu streicheln verstand.

* * *

Trotz aller „Garantie“, die Tantchen Mohnhaupt gelegentlich dieses Gesprächs von Frau Günther bekommen hatte, muß dennoch gesagt werden, daß sie doch noch nicht ohne eine letzte Besorgnis und, was vielleicht ein wenig bedenklicher erscheinen könnte, vor allem auch nicht ohne ein letztes Mißtrauen blieb.

Im übrigen ging die Sache wirklich auch nicht so ohne weiteres ab. Der Herr Assessor war, was Tantchen Mohnhaupt nämlich vorausgesehen hatte, wirklich von Naumburg herübergekommen und hatte ein paar verzweifelte Versuche gemacht, Frau Günther und Frida zu sprechen.

Digitized by Google

Aber freilich: Frau Günther blieb standhaft, und die Versuche des Herrn Assessors schlugen so gründlich wie brüsk fehl. Er wurde gar nicht vorgelassen und mußte völlig unverrichteter Dinge wieder abreisen. Von Naumburg aus schrieb er dann zwar noch ein paar Briefe, wahre Muster dringlicher Überredungskunst, aber auch auf diese Briefe wurde von Frau Günther nicht mit dem geringsten Lebenszeichen reagiert.

Was Frida anbetraf, so hatte sie natürlich zuerst sehr viel geweint, war ungebärdig gewesen, weil ihr eine so schöne Illusion zerstört worden war, aber eigentlich wurde sie von der ganzen Sache mehr verblüfft und verdutzt gemacht, als daß es ihr so gar besonders nahegegangen wäre.

Das Kind ist ja doch aber wirklich noch der reine Backfisch! dachte die Mutter halbwegs getröstet.

Es mochte nun aber eine Woche hingegangen sein, als Frau Günther eines Tages von Tantchen Mohnhaupt ein Briefchen bekam — etwas, was überhaupt noch gar nicht vorgekommen war. Tantchen Mohnhaupt teilte mit, sie hätte mal wieder die ganze Woche über recht mit ihrem Herzen zu tun gehabt, und deshalb hätte sie nicht zu Frau Günther hinüberkommen können. Sie sei auch noch dermaßen schwach, daß sie noch nicht recht ausgehen könne, wenn sie auch im Garten sitzen dürfe. Aber es würde sie sehr freuen, wenn Frau Günther sie mit Fridelchen mal besuchen möchte.

Die Sache stand so, daß Tantchen Mohnhaupt wirklich einen starken Rückfall ihres Zustandes bekommen hatte. Die vielen Erregungen, Überraschungen und wohl auch Freuden der letzten vierzehn Tage seit dem Gespräch mit Reinhold hatten zudem ihr leidendes Herz angegriffen. Sie hatte also ein paar Tage zu Bett gelegen. Danach aber war sie wieder aufgestanden und hatte, was lange nicht vorgekommen war, sofort ihre beiden Zimmer hergerichtet; das gute für Reinhold, dessen Ankunft nahe bevorstand.

Frau Günther und Fridelchen waren auf Tantchen Mohnhaupts Zeilen denn auch zu ihr gekommen und hatten in ihrer Laube mit ihr einen schönen Nachmittagskaffee getrunken. Es war sehr lieb, angenehm und gemütlich gewesen, und die beiden Damen hatten sich sehr wohl gefühlt.

Da Tantchen Mohnhaupts leidender Zustand ihnen aber Sorge machte, hatte Fridelchen sich sehr gern erboten, dem Tantchen nachmittags bis auf weiteres Gesellschaft zu leisten.

* * *

Es war der erste Nachmittag, den Fridelchen solchermaßen mit Tantchen Mohnhaupt verbringen wollte.

Tantchen Mohnhaupt war eben mit ihrem Kaffee fertig geworden, als Fridelchen in ihrem lichten Frühlingskleid und ihren breitkrempigen Panama auf, lustige helle Handschuhe an, in den Garten hereinkam.

An ihren roten Backen merkte man wahrhaftig nicht, daß sie eben erst eine unglückliche Verlobung hinter sich hatte; und ihre grauen Augen blickten so klar und gelassen daher, wie nur immer der Blick eines gesunden Menschen sein kann.

Tantchen Mohnhaupt saß in ihrer Laube, in ihren geflochtenen Weidenstuhl zurückgelehnt. Sie hatte ihr russischgrünes Kleid an und das schwarze Samtband mit dem goldenen Herzchen um den Hals. Sie saß, die Arme unter dem Busen verschränkt, und aus der einen Hand hing ihr der Strickstrumpf am Kleid herunter, während die andre die Stricknadel hielt. Solchermaßen blickte sie, den Kopf freundlich und schelmisch, aber mit einem etwas verlorenen Ausdruck geneigt, Fridelchen entgegen.

Ihre Mattigkeit und Kopfbenommenheit gaben ihr eine Art anmutiger Vornehmheit. Ihr blasses Gesicht zeigte eine sanfte freundliche Schwermut, und dabei saßen in ihren Fältchen allerlei kleine Schelme. Ihr starres Auge aber mit der wie mit einem Spinnweb überzogenen Pupille wirkte jetzt seltsam rührend und ergreifend.

Mit einem Wehen wie von gesund frischem Ozon, in den sich ein schmeichelndes Düftchen von Fliederparfüm webte, trat Fridelchen in die Laube.

„Ach, Fridelchen?!" Tantchen Mohnhaupts Augen strahlten, sie kicherte, schüttelte vor Behagen die Schultern und rieb dabei die untergeschlagenen Arme aneinander. „Und es geht dir gut? Es geht dir gut?"

Fridelchen warf den Kopf zurück und schürzte, mit Bezug auf einen gewissen Jemand, verächtlich und hochmütig die Lippen. „Och! Warum denn etwa nicht?!"

Digitized by Google

„Nu', nich' wahr! — ‚Warum denn etwa nicht'? — Nu' Gottchen! Nu' Gottchen? — Und was macht Mama?"

Fridelchen hatte sich inzwischen, nachdem sie Tantchen Mohnhaupt die Hand gereicht, niedergelassen und machte sich mit gleichgültig gelassener Miene daran, ihre langen schicken Handschuhe abzustreifen. Das tat sie mit kurzen, zupfenden, manchmal wohl auch zerstreut vorbeizupfenden, bald eiligen, bald sich korrigierend langsamen und pensionatsmäßig sorgfältigen Bewegungen — eine allerliebst mißglückte Art „vornehmer Nonchalance" alles in allem —, wie eben ein netter, munterer Backfisch sich seiner Handschuhe zu entledigen pflegt.

Tantchen Mohnhaupt sah ihr dabei mit so viel Behagen wie interessierter Aufmerksamkeit zu.

„Mama?!" fragte Fridelchen, indem sie ihre Handschuhe, aber diesmal zur Abwechslung recht hübsch sorgsam und akkurat aufeinander, auf den Tisch legte. „Mama ist zum Kaffee geladen."

„Und du bist nicht mit?" kicherte Tantchen zutraulich.

„Zu Krügers?! — Ich?!" Fridelchen, die jetzt, ihre gelassenen Augen über die Blumen hinschweifen lassend, mit einem prächtig krummen Buckel dasaß, die Hände auf die Stuhlkanten gestemmt und ein wenig mit den Beinen baumelnd, wandte Tantchen Mohnhaupt einen phlegmatisch entrüsteten Blick zu. „Tantchen, nanu! — Brrr! — Ich werde mich schonen!"

Tantchen Mohnhaupt mußte in diesem Augenblick daran denken, wie geziert und geknissen Fridelchen damals bei dem Verlobungsschmaus neben dem Bräutigam gesessen hatte, und wie hübsch Fridelchen jetzt aufgetaut war und sich gehen ließ.

„Zu Krügers! Ich bitte dich! — Und namentlich jetzt! — Die Kondolationen, die ich da einstecken müßte! Und gerade weil sie aufrichtig gemeint wären! — Ich danke schön! Mir wird einfach übel. — Mama hat sich eben blamiert und ich mich auch! — Na, egal!"

„‚Übel'! — ‚Übel'! — Du liebes Gottchen! ‚Übel'!" kicherte Tantchen aus vollem Herzen, beugte sich in dem Übermaß ihrer Freude zu Fridelchen hinüber und tätschelte ihr ihren runden, lichten Arm. Wie hübsch sauber Fridelchen ihre Handschuhe hin- und übereinandergelegt hatte! Sie hatten ja doch immerhin ein anständig Stück Geld gekostet! Tantchen Mohnhaupt gefiel das sehr.

„Du weißt doch, Tantchen!" sagte Fridelchen, von Tantchens Liebkosung unwillkürlich angenehm berührt. „Ich bin tatsächlich nirgends so gern wie hier in deinem idyllischen Blumenwinkel."

Fridelchen hatte diese Worte wieder sehr hochdeutsch gesprochen. Besonders das „tatsächlich", das „nirgends" und der „idyllische Blumenwinkel" waren sehr gelungen herausgekommen.

„Nu' du Gottchen! Nu' du Gottchen! Nein, wirklich?!"

„Na aber, das weißt du doch, Tantchen, daß ich nirgends so gern bin wie bei dir." Aber da fiel Fridelchen ein, daß sie ja hergekommen war, um Tantchen zu pflegen. „Lieber Gott, wie blaß du aussiehst!" rief sie, wieder sehr hochdeutsch und gönnerhaft mitleidig. „Und du sitzt hier in deinem dünnen Kleide, wo heute die Luft so geht! Was für ein Leichtsinn von dir, Tantchen!" setzte sie altklug hinzu, und dabei griff sie mütterlich nach einem gestrickten bunten Wolltuch, das neben Tantchen auf einem Stuhl bei dem Arbeitskörbchen lag, beugte sich sorgsam zu Tantchen hinüber, legte ihr das Tuch um die Schultern und nestelte es ihr mit ihren rosigen schlanken Fingern vorn über der Brust zusammen.

Aber im nächsten Augenblick war Fridelchen schon wieder ganz Backfisch, denn da hatte sie auch schon im Arbeitskörbchen etwas wahrgenommen, das sie sofort lebhaft interessierte. Nämlich zwei längliche, altmodische Bücher in Ledereinband mit verblichenem Goldschnitt.

„Ach, was hast du denn da, Tantchen? Darf ich mal sehen?" Aber da hatte sie schon die Bücher aus dem Körbchen gezogen. „Ach, ein paar alte Stammbücher!" rief Fridelchen entzückt.

Ja, es waren zwei alte Familienstammbücher. Und zwar das eine aus der Rokokozeit und das andre aus den Biedermeierjahren. Ihre dicken Lederdeckel zeigten eingepreßte goldene Arabeskenkanten und das eine in der Mitte die goldenen Symbole von Glaube, Liebe, Hoffnung, das andre ein zierliches goldenes Kränzchen. Auf den fuchsig gewordenen Lederrücken standen in Goldschrift eingepreßt die Namen der beiden ehemaligen

Digitized by Google

Besitzerinnen zu lesen. Innen nun aber fanden sich auf einem schön starken, grünlichen und gelblichen alten Papier nicht nur allerlei Prosa und Lyrik von Verwandten, Freunden und Freundinnen in altmodischer Schreibschrift oder kalligraphisch schöner Rokokofraktur eingeschrieben, sondern es gab auch alle möglichen zierlichen Haarlöckchen, mit feinen bunten Seidenbandschleifchen eingebunden, und außerdem die allerliebsten bunten Aquarellzeichnungen: Blumensträuße, Kränze, Porträte, auch kleine Landschaften, ein Freundschaftsgarten, in dem ein schöner junger Gärtner aus einer zierlichen Gießkanne Blumen der Freundschaft begießt. Ferner eine idealische Landschaft, in der zwischen Rosen-, Myrten- und Granatbüschen, durch smaragdene Wiesen eine himmlisch schöne, griechisch kostümierte Jungfrau mit einem Rosenkranz in der Hand wandelt, unter einem azurnen Himmel mit schneeweißen Schäfchenwölkchen, hinter ihr eine lachende Ferne und ein grüner Hügel mit einem marmornen Freundschaftsstempelchen darauf. Oder ein Altar mit einer Inschrift und einem flammenlodernden Herzen darauf, und neben dem Altar ein schöner, sinnender Genius.

Auch das andre, das Biedermeieralbum, war sehr interessant, wenn es hier auch keine so imponierenden Jahreszahlen mehr gab, die bis 1750 zurückreichten. Rührend war es und andächtig stimmend, wenn man auf sehr vielen der Seiten die eingezeichneten drei Kreuze sah, die bedeuteten, daß die Besitzerin des Albums hier einen Todesfall angemerkt hatte.

„Ach, solche alten Sachen hast du?!“ staunte Fridelchen.

Sie war fast befangen, als sie all die ehrwürdigen Handschriften, Jahreszahlen, Malereien, Haarlöckchen und Zeichnungen sah und las. Sie hatte gar nicht gedacht, daß Tantchen Mohnhaupt so etwas besäße. Tantchen war für sie doch eigentlich eine ganz einfache, liebe, gute Frau.

Aber es war doch entschieden vornehm, solche Altertümer zu besitzen.

Und als Fridelchen ihre Blicke jetzt mit einem verwunderten Sinnen auf Tantchen Mohnhaupt haften ließ, wurde sie verlegen und errötete ein wenig.

Tantchen, die wieder zurückgelehnt und das Tuch vorn auf der Brust zusammenhaltend dasaß, schwermütig freundlich und mit einem wohlwollend sinnenden blassen Gesicht, erschien Fridelchen jetzt mit einem Male wie eine recht vornehme und verehrungswürdige ältere Dame aus einer guten alten Familie.

Zum ersten Male, seit sie sie kannte, erschien Tantchen Fridelchen in einem derartigen Licht.

„Ach ja, Fridelchen! Freilich! — Ich habe von zu Hause noch viele solche aparten Sachen. Schönes altes Porzellan und allerlei Raritäten. — Ich habe auch studierte Onkels und Großonkels gehabt, Pastoren, Juristen und Ärzte, und Tanten und Großtanten, die sehr gut situierte Stadtdamen geworden und gewesen sind.“

Fridelchen stand der Mund offen vor Staunen, und sie maß, naiv vergessen, Tantchen mit einem langsamen verwunderten Blick.

„Du bist so lange in deinem Pensionat gewesen. Aber frage nur die Mama, die kennt die Sachen. Ich bringe mir die Bücher manchmal mit in den Garten 'runter und blättre drin. — Hm! — Und auch noch was andres!“ Damit griff Tantchen Mohnhaupt lächelnd langsam in ihr Arbeitskörbchen und brachte mit einem beinah verschmitzten Gesicht langsam ein allerliebstes, fein ziseliertes, flaches silbernes Kästchen zum Vorschein, zugleich mit einem zierlichen flexiblen Büchlein. „Sieh mal! Da hab' ich noch was, zum Beispiel! Was ganz Besonderes!“ Tantchen kicherte. „Das bring' ich mir auch hin und wieder mal zum Zeitvertreib mit 'runter. — Das ist nämlich ein echtes chinesisches Puzzlespiel, das meine Mutter mal vor vielen Jahren von ihrem studierten Bruder geschenkt bekommen hat, der's aus China selbst mitgebracht hat.“

Tantchen Mohnhaupt öffnete geschickt und gar zierlich das Kästchen. Es war mit verblichener Seide gefüttert, und eine kleine Anzahl von zierlichen Elfenbeinplättchen lagen darin, ein paar Dreiecke von verschiedener Größe, Quadrate, Trapeze und Rhomben, die man, so wenige es waren, zu einer schier unendlichen Vielzahl von Figuren zusammenstellen konnte. Diese Figuren standen in dem in Seide gehefteten Büchelchen, dessen Blätter aus chinesischem Seidenpapier waren. Auf den beiden ersten Blättern war an einigen Figuren durch punktierte Striche gezeigt, wie die Figuren zustande gebracht wurden.

Fridelchen stieß einen kleinen respektvollen Schrei des Entzückens und der Bewunde-

Digitized by Google

rung aus, als sie all diese reizenden Zierlichkeiten erblickte, und sogleich machte sie sich daran, die Plättchen nach einer der in dem Büchlein angegebenen Figuren zusammenzustellen.

„So, so, so!“ kicherte Tantchen Mohnhaupt vergnügt. „Das mache du nur mal! Nu' will ich aber mal neugierig sein, neugierig, wieviel Geduld so ein junges Geschöpfchen aufbringt. — Nu' Gottchen! Nu' Gottchen!“ setzte Tantchen hinzu, wie um anzudeuten, daß, wenn Fridelchen diese Geduld nicht aufbringen könnte, das in ihren Augen dennoch kein so gar großes Malheur sein würde.

Aber Fridelchen war schon so bei der Sache, daß sie Tantchens Worte gar nicht hörte.

Freilich, es war ein ganz nichtswürdiges Stück Arbeit, das stimmte. So recht chinesisch raffiniert und vertrackt. —

„Was hast du dir denn ausgesucht?“ interessierte sich Tantchen Mohnhaupt, indem sie sich ihrer schlechten Augen wegen zu Fridelchen hinüberbeugte. „Aha! Sieh mal! Was so recht Einfaches zum Anfang! Wie? Nu', das wäre ganz gescheit!“ Aber Tantchen blinzelte dabei mit den Augen und kicherte. „Ein einfaches großes Viereck, nur mit kurz abgeschrägten Ecken. — Nu' Gottchen! Hm? Na, da versuch' mal dein Heil!“

Tantchen lehnte sich wieder in den Stuhl zurück und paßte auf. Sehr genau paßte sie auf und beobachtete Fridelchens Gesicht.

Also Fridelchen versuchte ihr Heil.

Wirklich hatte sie geglaubt, mit dem Einfachsten müsse man anfangen und dann sich erst an das Schwerere wagen, etwa ein Schiff mit Masten und Segel, oder eine Mühle, einen Hahn, eine Ente, einen Schwan, einen Hund, einen Drachen mit Flügeln, und was es sonst noch alles gab.

Zunächst also ein einfaches Quadrat, bloß mit kurz abgeschrägten Ecken.

Mit Lust, Liebe und Eifer schob Fridelchen und rückte und schob die Plättchen so und so, hin und her, bekam etwas zusammen, mußte es wieder auseinandertun und wieder von vorn anfangen. Zuerst machte sie das alles noch ziemlich leger, weil die Sache zum Lachen einfach erschien.

Aber da kam dann doch so ein Augenblick, wo sie stutzte. Sie schob und rückte, rückte und schob. Wieder eine ganze Weile. Und nun kam ein Augenblick, wo sie sich ärgerte.

Sie bekam rote Backen, blickte das Tantchen erstaunt und verzagt an und äußerte ihre Verwunderung.

„Hm?“ machte das Tantchen. „Du Gottchen! Du Gottchen! 's will wohl nicht?“

„Oho! — Es muß!“

Aber das war nun so eine Bravour, die nicht lange vorhielt, und obgleich Fridelchen jetzt rechtschaffen zu kombinieren und nachzudenken anfing, es wurde und wurde partout nichts.

He! dachte Tantchen. Was sie nun wohl tun wird? Was sie tun wird? Ob sie weitersuchen oder alles flatterflatter hurtleburrle durcheinander oder beiseite schieben wird?

Aber nein! Sieh da! Das tat Fridelchen nicht. Sie stöhnte nur, haute mit den Fäusten auf den Tisch und fluchte, gottlob! wie ein Kutscher, mit funkelnden Augen diese nichtswürdigen zierlichen Plättchen anstarrend. Und dann fing sie mit aller Entschiedenheit von neuem an.

Nach ein paar Minuten aber ließ sie ein verzweifeltes Stöhnen hören, die Arme am Leib herabfallen und blickte Tantchen dann doch recht mutlos an.

„Nu' gib! Nu' gib!“ lachte Tantchen und wollte nach den Plättchen langen. Aber sieh da! sie kam schlecht an.

„Nicht doch! Nicht doch! Ich will's 'rausbringen! Ich will!“

Und wieder schob und rückte Fridelchen drauflos, und wieder vergeblich.

„Tantchen!“ rief sie jetzt kläglich. „Ich bekomme Kopfdrücken!“

„Nu' Gottchen! Nu' Gottchen! Da gib doch! Ich will's dir zeigen.“

Aber Fridelchen beharrte bei „Nein!“

Und wieder machte sie sich drauf und dran. Aber diesmal saß sie erst eine Weile ganz still da, betrachtete die Plättchen und überlegte, mit ernst geschlossenem Munde und gerunzelter Stirn.

Sie kombinierte. — So viel Fehlschläge man erlebt, immer kommt man doch wenigstens ein Stückchen vorwärts, etwas kommt immer dabei 'raus. Und beim letzten Male war auch schon wirklich etwas zurechtgekommen, das recht verlockend nach etwas aussah.

Digitized by Google

Und nun begann Fridelchen noch einmal; aber diesmal ging sie der Sache mit merkbarer und entschlossen konzentrierter Ruhe zu Leibe.

Und da, mit einem Male, mit einem einzigen Zug und einer einzigen kleinen schnell erkannten Chance war die Figur fertig!

„Tantchen! Hurra! Ich hab's! Ich hab's!"

„Hast es! — Sieh! Sieh nur! Wetter!" kicherte Tantchen und schlug anerkennend die Hände zusammen. „Und denke! eins von den allerschwersten! Denn gerade die einfachsten, die ganz einfachen, die so recht harmlos aussehen, das sind Biester! — Ich gratuliere! — Nu' Kind! Aber da gratulier' ich, da gratulier' ich dir wirklich!"

* * *

Solchergestalt waren die Zeitvertreibe, die Tantchen Mohnhaupt und Fridelchen in diesen Tagen miteinander hatten.

Manchmal kamen sie aber auch in lange Gespräche. Denn, sobald Tantchen Mohnhaupt erst mal im Zug war, so gab es keine unterhaltsamere und unermüdlichere Erzählerin.

Fridelchen änderte sich in diesen Zusammenkünften merklich. Ein gewisser Pensionatsschliff ging mehr und mehr von ihr weg, und hinter ihm kam das zum Vorschein, was Fridelchen von Natur war, ein ganz nettes und verständiges Mädchen.

Außerdem aber gewann Fridelchen einen gründlichen Respekt vor Tantchen und einen recht freundschaftlichen Anschluß. Auch Tantchens nachdenkliche Stimmungen ließ sie sich wohl auf ihre Weise im Kopf herumgehen. Denn es gab da so gewisse dunkle Seiten an Tantchen Mohnhaupt, so einen gewissen unnahbaren Rückhalt und Rest in ihrem Wesen, die Fridelchen sehr imponierten, ohne daß es sie doch befangen machte.

Endlich kam Reinhold aus Erfurt an.

Er kannte Fridelchen eigentlich nur erst ganz flüchtig, da die Freundschaft mit Günthers ja erst zwei Jahre alt war und Reinhold in dieser Zeit so gut wie gar keine Gelegenheit gehabt hatte, Fridelchen zu sehen.

Der Anfang des Verkehrs war also ein ziemlich kühler.

Aber es dauerte nicht lange, so tauten zwei junge Wesen gegeneinander auf. Und wie Kinderspiele in diesem Alter enden: es dauerte nicht lange, so verlobten sie sich ganz im stillen auf eigne Faust.

Tantchen Mohnhaupt hatte sicherlich gar nichts dagegen: und Frau Günther ihrerseits war froh, daß sie so mit ihrem Fridelchen so gut aus der Affäre kam. Es hätte ja ungleich schlimmer kommen können.

Nachdem Frau Günthers „Ja" erfolgt war, brachte Reinhold selbst in Vorschlag, er wolle sich erst noch ein Jahr praktisch in der Landwirtschaft umtun. Die Angelegenheit hatte ja für ihn in dem einseitigen Finanzfundament der künftigen Ehe so ihren Haken; und er nahm das sehr gewissenhaft.

Nach Ablauf dieses Jahres aber fand die Hochzeit statt, und zugleich war in einem zwei Meilen von der Stadt entfernten Dorf ein stattliches Gut angekauft worden. Hier zogen die beiden gleich nach der Hochzeit ein.

Nach Ablauf wieder eines Jahres hielt Tantchen Mohnhaupt einen strammen Enkelbuben auf den Armen.

Sie war nicht mit zu dem Sohn gezogen. Trotz aller Vorstellungen. Sie war nicht imstande gewesen, sich von ihren beiden Häusern und dem Grab ihres Mannes zu trennen.

Es war aber auch sonst ganz und gar nichts mehr mit ihr los.

Gleich nach Reinholds Verlobung hatte sie nach all den Aufregungen der letzten Wochen einen sehr starken und außerdem sehr bedenklichen Rückfall ihres Zustandes erfahren. Und von da ab hatte auch ihr Herzleiden sich bedenklich verschlimmert. Sie fing zusehends an zu verfallen und wurde immer wunderlicher und schwermütiger.

Noch ein Jahr erfreute sie sich des Glücks ihrer Kinder; dann bekam sie eines Tages einen Herzschlag und verschied.

Es hieß, sie hätte sich vor Jahren mal etwas zu Gemüt gezogen, und sie wäre seitdem im Kopf nicht ganz richtig gewesen.

Welches Geheimnis Tantchen Mohnhaupt nun aber eigentlich mit sich ins Grab nahm, das wußte keine Menschenseele.

Digitized by Google

Franz Hermann Schulze-Delitzsch. Nach einer Lithographie von Fischer.

Hermann Schulze-Delitzsch

der Schöpfer des deutschen Genossenschaftswesens

Zu seinem hundertsten Geburtstage (29. August 1908). Von Georg Stamper

Unter den neueren Genossenschaften verstehen wir diejenigen Handelsformen, in denen die mittlern und die untern Klassen, die Handwerker, Arbeiter, Bauern und kleinen Landwirte, sich zu gemeinsamen Unternehmungen zusammentun. Wir beobachten hier das Vordringen eines Prinzips, durch dessen Wirkung die Basis des volkswirtschaftlichen Lebens verändert wird. Denn neben der Absicht, geschäftsmäßig zu handeln und kaufmännisch die Genossen zu erziehen, will die Genossenschaft als solche auch immer den brüderlichen Geist zur Geltung bringen; sie beruht auf andern psychologischen und ethischen Grundlagen als die Handels- oder gar die Aktiengesellschaft. Diejenigen Klassen, in denen noch ein stärkeres Gemeinschaftsgefühl lebendig war, die von der modernen Wirtschaftsentwicklung in ihrer Existenz angegriffen wurden, sie mußten, wollten sie nicht in den alten Formen ihrer Betriebe zugrunde gehen, mit zwingender Notwendigkeit ihre technischen und kaufmännischen Fähigkeiten steigern und zugleich sich in Genossenschaften sammeln. Auf den Lohnarbeitern lastete schon der Lohndruck und jede Form der Ausbeutung. Ein durch Apostel der Selbsthilfe und des genossenschaftlichen Geistes geleitetes Vereinsleben bildete die Vorschule für das Genossenschaftswesen, als die moderne Kreditwirtschaft zugleich mit der Technik völlig den Sieg über die älteren Wirtschaftsformen errungen hatte.

Die „Selbsthilfe“, wie sie Schulze und Raiffeisen verstanden, sollte doch darin bestehen, daß die, denen man sie empfahl, nicht von einer über ihnen stehenden Macht sich führen ließen, sondern vielmehr tätig, wenngleich von Führern aus höheren Gesellschaftsschichten angeregt, eingriffen, wozu neben der Stimmung der Brüderlichkeit das erstarkte Klassenbewußtsein, die Hoffnung auf Gewinn,

Digitized by Google

auf leichteren Verdienst, d. h. neben idealen recht eigentlich materielle Motive sie drängten.

Ein Volkserzieher, ein sozialer Geburtshelfer im eigentlichen Sinne muß Schulze-Delitzsch genannt werden, und beim Anblick seines Denkmals an der Grenze der Berliner Altstadt bewegen uns ähnliche Empfindungen wie vor der in ihrer Einfachheit so eindrucksvollen Bronzestatue Robert Peels in der Londoner City. Hält doch auch diese einen der größten Volkswohltäter in seiner äußern Erscheinung der Nachwelt lebendig. Der ungemein bedeutsame Faktor, als der sich das Genossenschaftswesen in der Volkswirtschaft unsrer Tage wirksam zeigt, mag es rechtfertigen, wenn wir seinem Schöpfer auf deutschem Boden, da ein Jahrhundert seit seiner Geburt sich vollendet, auf seinem Entwicklungsgange nachgehen und ihn in seiner Tätigkeit lebendig werden lassen.

Franz Hermann Schulze ist am 29. August 1808 zu Delitzsch geboren, einem nur wenige Tausend Einwohner zählenden Städtchen der Provinz Sachsen, das erst 1814 an Preußen gekommen und später zur Kreisstadt erhoben worden war. Seine Vorfahren* schon besaßen dort ein behäbiges Haus. Schulzes Vater war Bürgermeister und Richter in Delitzsch und blieb es unter preußischer Herrschaft. Bildung und Gastlichkeit, Freude an der Musik herrschten in Schulzes Vaterhause und sind auf ihn übergegangen. Neben Frohsinn und Jugendlust zeigte sich bald in dem heranwachsenden die Neigung zu Kunst und Poesie sowie ein ernster Sinn zur Arbeit deutlich ausgeprägt, als er mit dreizehn Jahren auf die Nikolaischule nach Leipzig kam. In Leipzig (1827—1829) und dann seit Oktober 1829 in Halle studierte er Jurisprudenz. Er war ein flotter Korpsstudent, der sich in aller körperlichen Übung hervortat, eine gute Klinge schlug und manch kühnen Ritt ausführte. Beim Oberlandesgericht in Naumburg besteht er 1830 die erste juristische Prüfung, arbeitet dann als Auskultator am Amtsgericht in Torgau, wo er zugleich als Einjährig-Freiwilliger im 20. Linieninfanterieregiment seiner Militärpflicht genügt. Schon vor dem zweiten Examen, das er 1833 in Naumburg ablegte, war er vorübergehend in Wittenberg beschäftigt worden. In das Jahr 1835 fällt seine Vorbereitung für die dritte juristische Prüfung. Als Patrimonialrichter finden wir ihn dann in Vertretung seines erkrankten Vaters in Delitzsch, wo er längere Zeit in der Ausübung einer halb verwaltenden, halb richterlichen Tätigkeit fast alle Zweige der Verwaltung und die kleinbürgerlichen Bedürfnisse gründlich kennen lernte.

Nach Bestehen der dritten juristischen Prüfung hat Schulze bei Brockhaus in Leipzig sein „Wanderbuch", ein Gedicht in Szenen und Liedern, herausgegeben, das uns einen Blick in seine damalige Gemütswelt verstattet. Leichte und formgewandte Strophen, nicht ohne poetische Empfindung. Nur von 1838 bis 1840 hatte er in Berlin gelebt, sonst war er durchaus in den sächsischen Verhältnissen aufgewachsen, die damals noch in einem Gegensatz zu den preußischen Einrichtungen standen. Es hatte sich dort ein fast erbliches Lokalbeamtentum ausgebildet, das durch Gewerbe und Besitz mit den Mitbürgern verbunden war, und das Schulze noch später als das volkstümliche gegenüber der den Kleinbürgern in ihren Interessen fremden preußischen Beamtenschaft erschien, eine Anschauung, die bei allen Mängeln der preußischen Verwaltung von 1840 doch einen partikularistisch verengten Horizont verrät.

1840 kam Schulze dann wieder nach Delitzsch als Patrimonialrichter, in welcher Stellung er bis 1848 blieb. Hier lernte er das Leben des kleinen Mannes in Haus und Hof, in der Werkstatt und auf dem Markte gründlich kennen, worauf sich seine spätere Fähigkeit, diese Klassen zu organisieren, gründet. Reisen nach Tirol und Salzburg 1841, nach München 1842, wo er viel mit Künstlern verkehrte, nach Skandinavien 1843 und nach Italien 1844 fallen in diese Zeit, und seine Tagebücher zeigen, mit wieviel Genuß er zu reisen wußte.

Daneben war er auch von den politischen Ideen, die sich mehr und mehr zur Geltung zu bringen suchten, erfüllt. Schon trat er den wirtschaftlichen Fragen gegenüber, wenn es galt, die durch eine schlechte Ernte entstandene Not zu lindern. Nach der Art jener Tage kamen auf den Turn- und Ge-

* Die Darstellung beruht außer auf den Schulzeschen Schriften und der statistischen Literatur über die Genossenschaften auf Gustav Schmollers Aufsatz über Schulze-Delitzsch (1884) und auf dem Lebensabriß in der „Allg. deutschen Biographie", Bd. 33, von Eheberg.

Digitized by Google

Schulze-Delitzsch-Denkmal in Berlin am Treffpunkt der Köpenicker-, der Neuen Jakob- und der Insel-Straße. Von Hans Arnoldt in Berlin-Grunewald.

sangsfesten und in den diesen Zwecken dienenden Vereinen die freiheitlichen Bestrebungen zum Ausdruck, und so hat auch Schulze seinen Gesangverein zu Delitzsch geleitet, auch hierin dem beschränkten Aktionsbedürfnis jener Zeit seinen Tribut gezahlt. Die Erfolglosigkeit des „Vereinigten Landtags" von 1847 mußte die politische Bewegung verstärken, und als Schulze von seiner Vaterstadt 1848 in die Preußische Nationalversammlung als ihr Vertreter entsandt wurde, trat er mit vierzig Jahren aus dem engen landstädtischen Leben in die parlamentarische Tätigkeit über, in der seine volkstümliche Beredsamkeit Triumphe feierte. Als im November 1848 die oktroyierte Verfassung gegeben war, nahm Schulze seinen Platz in der Zweiten Kammer auf der linken Seite des Hauses ein. Wenn er für Annahme der Kaiserkrone durch Preußens König auftrat, so gehörte er auch zu den Steuerverweigerern. Am 2. Januar 1849 wurde die Patrimonialgerichtsbarkeit in Preußen aufgehoben, und Schulze verlor seine Stellung, ohne dafür zunächst Ersatz zu finden. Der gegen ihn und einundvierzig seiner Genossen aus dem Landtage wegen Steuerverweigerung angestrengte Prozeß ward zwar von den Geschworenen zugunsten der Angeklagten entschieden, allein zur Strafe für seine politische Haltung ward er nach Wreschen in der Provinz Posen als Kreisrichter versetzt, wo er von 1850 bis 1851 tätig war. Ein Urlaub, um den er ersuchte, ward ihm nur unter der Bedingung erteilt, daß er ihn nicht zum Besuch in Delitzsch benutzen dürfe, wo man eine Kundgebung für ihn befürchtete, und als er diese Bedingung nicht erfüllte und der damalige Justizminister Simons ihm deshalb ein Monatsgehalt abzog, forderte Schulze den Abschied aus dem Justizdienst und erhielt ihn auch. Er kehrte in seine Vaterstadt zurück, wo er teils von den Zinsen des Vermögens lebte, das seine Gattin ihm zugebracht hatte, teils durch Abfassung von Rechtsgutachten seinen Unterhalt erwarb.

Hier setzte seine Tätigkeit als sozialer Reformator ein. Der kleine Mann empfand,

Digitized by Google

daß das Herz dieses breitschultrigen Tribunen mit der donnernden Stimme und dem sonnigen Humor, dieses sanges- und lebenslustigen wirtschaftlichen Agitators für ihn schlug, daß er seinem Wohle sein Leben geweiht hatte und im Begriff stand, eine gewaltige ökonomische Reform ins Leben zu rufen.

Schulze suchte das Problem der sozialen Frage durch auf Selbsthilfe gegründete Vereine zu lösen; indem er an englische Vorbilder und an Ansätze anknüpfte, die hier und da in Deutschland sich fanden, rief er den Gedanken der Assoziation ins Leben. In Delitzsch arbeitete eine größere Anzahl kleiner Schuhmacher für den Leipziger Markt, deren Nöte und Wünsche er aus täglicher lebendiger Erfahrung kannte; die sich steigernde Not dieses Handwerkerstandes hatte er miterlebt, seinem gesunden Sinn und seiner politischen Überzeugung war die Wiedereinführung von Zunftrechten, wie sie sich von 1846 bis 1849 auch in Preußen durchzusetzen suchten, zuwider. Neun Zehntel der 1600 Petitionen, die der Kommission der verfassunggebenden Versammlung in Berlin zugingen, deren Vorsitzender Schulze war, und die den Notstand zu untersuchen gewählt worden war, rührten von Handwerkern her. Diesen selbständigen Stand der kleinen Meister zu heben, ihn geschäftlich zu erziehen und für ihn den modernen Kredit wirksam zu machen, das wurde das große Lebenswerk Schulzes. Schon 1849 hatte er eine Kranken- und Sterbekasse sowie eine Rohstoffassoziation der Schuhmacher und Tischler in Delitzsch und 1850 den ersten Vorschußverein begründet. Das Einsetzen der Persönlichkeit im kleinen Kreise schaffte ihm den ersten Erfolg; er entfaltete nun eine unendliche Hingebung und Tätigkeit, entwickelte die Keime und dehnte den Verein auf die Nachbarstädte aus. 1852 erschien seine Schrift über die Magazinierung, die die Grundzüge eines auf Gegenseitigkeit zwischen Produzenten und Konsumenten gegründeten modernen Aufspeicherungssystems darlegte, und 1853 kam bei seinem Freunde Keil in Leipzig eine Schrift heraus, in der er das ganze Genossenschaftswesen darstellte: das „Assoziationsbuch für deutsche Handwerker und Arbeiter", das eine praktische Anleitung zur Gründung der verschiedenen Genossenschaften enthielt. Er behandelte hier neben den Rohstoffvereinen und Magazingenossenschaften die Konsumvereine, die Krankenvereine, die Vorschußvereine und die Produktivgenossenschaften. Allein in erster Linie standen Schulze die Vorschußvereine, und diese sind es auch, die sich gewaltig entwickelt haben; er widmete ihnen schon 1855 seine Schrift „Vorschußvereine als Volksbanken". Durch solidarische Haft und Aufbringung eines kleinen eignen Vereinsvermögens sollten die Handwerker sich selbst kreditfähig machen. Da sie so gedeckt waren, sollten diese Vereine durch Gewährung höheren Zinsfußes, als ihn die Sparkassen boten, Spareinlagen anlocken und fremdes Kapital aufnehmen, das aber in nicht allzu großem Umfange, höchstens in drei- oder vierfachem Betrag das eigne Vereinsvermögen übertreffen sollte. Den Mitgliedern sollte der Verein nach genauster Kenntnis der Personen und der Geschäftsverhältnisse kurze Kredite in verschiedener Form zu solchem Preise gewähren, daß der Verein noch eine erhebliche Dividende zahlen und durch diese zum Beitritt anreizen konnte. Rein auf geschäftsmäßiger Basis und auf eigner Kraft sollten die Vereine beruhen, nicht auf Geschenken oder auf zinslosen Anlehen der Besitzenden. Es war natürlich, daß die geistige Leitung überwiegend Männern zufiel, die über eine etwas höhere kaufmännische und allgemeine Bildung verfügten.

Seit 1854 konnte Schulze in der Wieckschen „Gewerbezeitung" in Leipzig unter dem Titel „Die Innung der Zukunft" seine Ideen vertreten und für deren Ausbreitung wirken. Seit 1861 gab er erst allein, später in Gemeinschaft mit Parrisius und Schneider die „Blätter für Genossenschaftswesen" heraus. Schon 1858 bestanden fünfundzwanzig Vorschußvereine, und 1859 wurde auf dem ersten (Weimarer) Genossenschaftstage die Gründung eines Zentralkorrespondenzbureaus angeregt, aus dem 1861 die Anwaltschaft der deutschen Erwerbs- und Wirtschaftsgenossenschaften entstand, die Schulze von nun an gegen ein bescheidenes Honorar übernahm. Somit entstand eine ziemlich straffe, einheitliche Organisation mit einer größeren Zahl von Provinzial- und Landesverbänden (1882 schon zweiunddreißig); mit reisenden kontrollierenden Verbandsrevisoren und besondern Provinzialgenossenschaftstagen stellten sie schon die einheitliche Entwicklung

Digitized by Google

im engeren Kreise her. Die durch die Vorschußvereine 1864 mit 275000 Talern Kapital gegründete Deutsche Genossenschaftsbank Sörgel, Parrisius u. Ko. in Berlin (seit 1871 mit einer Kommandite in Frankfurt a. M.) besorgte die geschäftliche Zentralisation und Verbindung der Vorschußvereine. 1884 schon hatte sie 9 Millionen Mark Kapital und schon 1873 einen Umsatz von 899 Millionen Mark. Sie erleichterte durch ihren Giroverkehr den gesamten Geldverkehr der Genossenschaften untereinander bedeutend und hat ihnen den Großbankverkehr auf die vorteilhafteste Weise gestaltet.

Neben der Organisation ist auch die Genossenschaftsgesetzgebung Schulzes Werk. Das preußische Gesetz vom 27. März 1867, dem am 4. Juli 1868 das später auf das Reich ausgedehnte Gesetz für den Norddeutschen Bund folgte, ist sein Verdienst. Die gesamte Gesetzgebung über die Genossenschaften mußte von Anfang an zweierlei in Erwägung ziehen: den in das Amtsgerichtsregister eingetragenen Genossenschaften mußte die privatrechtliche freie und sichere Aktionsfähigkeit gegeben werden, und anderseits mußte der moralische Zwang zur Einregistrierung sie veranlassen, streng innerhalb der Bahnen der Organisation und Geschäftsführung sich zu halten. Alle Genossenschaften sollen die Solidarhaft annehmen, keine geschlossene Zahl der Genossenschafter, das Rechtsverhältnis der Genossenschafter darf nur in ausdrücklich als zulässig anerkannten Punkten vom Gesetz abweichen. Dagegen hat das Gesetz die Forderung, die Schulze stets betont hatte, wonach die Mitglieder gezwungen sein sollten, nach dem Prinzip des Sparzwanges einen Geschäftsanteil nach und nach zu erwerben, nicht anerkannt. Doch das Gesetz sowie die Kontrolle der Anwaltschaft und deren Leitung haben gemeinsam bewirkt, daß bei einer sehr weitgehenden Beschränkung, ja fast unter dem Ausschluß der individuellen Freiheit sich bestimmte feste typische Geschäftsformen herausgebildet haben, auf denen allein eine so große soziale Organisation, zu der sich die Genossenschaften in Deutschland ausgestaltet haben, beruhen und lebendig wirken kann. 1887 gaben die 2200 verzeichneten Kreditgenossenschaften weit über 2000 Millionen Mark Vorschüsse jährlich. Daneben standen noch etwa 3000 Genossenschaften (Konsumvereine, Baugenossenschaften, Rohstoffgenossenschaften, Werkgenossenschaften, industrielle und landwirtschaftliche Produktivgenossenschaften nebst Molkereigenossenschaften). 1887 betrug die Gesamtzahl der bei einem Vorschußverein Beteiligten etwa eine Million, wobei freilich nur 31 Prozent selbständige Handwerker zu rechnen sind. Die Zahlen für die gesamten deutschen Genossenschaften stellen sich für 1891 auf 7608, 1900 auf 19557, 1905 auf 25398, 1907 auf 25714. Die Kreditgenossenschaften allein zählten 1891: 3910; 1900: 12140; 1905: 15011. Die Gesamtzahl der Mitglieder der Genossenschaften betrug 1905: 3446078, 1907: 3860143, die der Kreditgenossenschaften allein 1905: 1906267, deren Jahresumsatz mit 12¾ Milliarden Mark anzusetzen ist; 1906 stieg dieser Jahresumsatz auf rund 15 Milliarden Mark. Auch in Italien, Frankreich, Österreich-Ungarn, Dänemark, Norwegen, Belgien und in der Schweiz ist die Entwicklung von Genossenschaften nach Schulze-Delitzsch vor sich gegangen.

Diese Zahlen, so imposant sie auch erscheinen mögen, sie bringen doch die Leistung Schulzes noch nicht zur vollen Wertung. Die Tatsache ist zu würdigen, daß er Millionen kleiner Leute aus den untern und den Mittelschichten der Gesellschaft ihr eignes Kreditwesen, ihre eignen Kreditkassen geschaffen hat. Die, wie Schmoller es ausdrückt, Demokratisierung des Kredits herbeigeführt zu haben, das ist das Verdienst Schulzes; dazu gehört, daß er „eine loyale Konkurrenz aufständiger Kreditorgane für den Mittelstand und die untern Klassen einführte, gegenüber dem halsabschneidenden Wuchertum". Historisch reiht Schmoller Schulzes Verdienst an die Tätigkeit der Franziskaner, die vor dreihundert Jahren die Montes pietatis, die kirchlichen und öffentlichen Leihhäuser geschaffen haben, und an das in der ersten Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts entstandene Sparkassenwesen. Er hat dem Handwerkerstand den Zugang zu den Kreditformen und Kreditorganen nicht durch die Darlegung großer Ideen, vielmehr in nie ermüdender Arbeit des Lehrens, der Hilfe im kleinen eröffnet, ihnen gleichfalls die Bedingungen der Großindustrie zu schaffen verstanden, den Kredit den Kleinmeistern verschafft und verbilligt. Für die Organisation besaß Schulze kein Vorbild, daher

Digitized by Google

Allegorische Gruppe (links) am Berliner Schulze-Delitzsch-Denkmal. Von Hans Arnoldt in Berlin-Grunewald.

die Schwierigkeiten, die ihm von außen her wie im eignen Lager entgegentraten. Solidarhaft, Sparzwang, solide, strenge Geschäftsmäßigkeit, die indessen von genossenschaftlicher Bruderliebe belebt wurden, sie bildeten die Gewähr für das Gedeihen der „Volksbanken", für die Schulze unablässig belehrend, beratend, kritisierend, Prozesse führend und als Schöpfer ihrer gesetzlichen Unterlage bis zu seinem Lebensende tätig gewesen ist.

Zu Beginn der achtziger Jahre konnte die „Genossenschaftsbank" ihr Kapital verzehnfachen, und wenngleich manche Vorschußvereine Banken, manche Aktiengesellschaften geworden sind, die, seit das Gesetz von 1871 die Kreditgewährung auch an Nichtmitglieder gestattete, ihre Mittel einzelnen Bevorzugten zur Verfügung stellten und sich sonst ihren ursprünglichen Zwecken entfremdeten, so ist durch die Vorschußvereine doch das Monopol der höheren Klassen in der Kreditgewährung durchbrochen worden, und diese erziehen noch heute Tausende von kleinen Meistern und kleinen Geschäftsleuten. Schulze wußte eben die untern und die mittlern Klassen zur eignen Arbeit und zur männlichen Energie für die Verbesserung ihrer Lage heranzuziehen, er hat diese Volksschichten aufgerüttelt, ihre Gedanken zeitgemäßen Ideen zuzuwenden.

Dieses Streben und sein Erfolg verdienen auch dann noch Anerkennung, wenn er auch als einen weiteren Gewinn diese so geförderten Volksschichten für gewisse politische Ideale zu gewinnen gehofft hat, die seiner wirtschaftlichen Praxis doch nicht ganz entsprachen.

Durch seine Tätigkeit hat nun Schulze keineswegs die soziale Frage gelöst, auch nicht den Kleinbetrieb gerettet gegenüber der Tendenz zum Großbetriebe, noch weniger einem jeden Handwerker oder kleinen Meister zu einem rentablen Betriebe verholfen; nur solchen Betriebsmeistern, die ein lohnendes, gesundes Geschäft betreiben, ist die kreditmäßige Beschaffung des für sie notwendigen Betriebskapitals erleichtert worden. Sie sind angeleitet worden, an der Kreditwirtschaft der Großunternehmer Anteil zu nehmen und rationell kaufmännisch zu wirtschaften. Und doch sind die Genossenschaften ein wirksames Mittel geworden, den Mittelstand in Deutschland zunächst zu erhalten und ferner einer Auflösung der Gesellschaft und ihrer schroffen Trennung in Kapitalisten und Lohnarbeiter entgegenzuwirken.

Mit dieser großen praktischen Bedeutung, die Schulze gewonnen hatte, kontrastiert nun in merkwürdiger Weise seine Stellung gegenüber den allgemeinen wirtschaft-

Digitized by Google

lichen und politischen Problemen. Er war 1861 einer der Mitbegründer des „Deutschen Nationalvereins“ geworden, hatte sich als Abgeordneter der Partei „Jung Litauen“ angeschlossen, aus der später die „Fortschrittspartei“ hervorging. Nach seiner im Jahre 1862 erfolgten Niederlassung in Potsdam hatten ihm seine Freunde, die ihn als „König im sozialen Reich“ etwas überschwenglich priesen, 1863 eine Summe von 50 000 Talern überreicht, von denen er in unabhängiger Gesinnung nur die Zinsen annahm. Aber er überschätzte seine Kräfte doch, wenn er ohne die genügende Kenntnis in der Lohnarbeiterfrage vornehmlich sich als den Führer der gesamten sozialen Entwicklung in Deutschland ansah und mit den durch das Ansehen seiner Person gedeckten, oft der gesunden Weiterentwicklung schädlichen Maßnahmen nicht wenig dazu mitwirkte, die revolutionäre Richtung im deutschen Arbeiterstande wider seinen eignen Willen — und darin liegt die Tragik — zu fördern.

Allegorische Gruppe (rechts) am Berliner Schulze-Delitzsch-Denkmal. Von Hans Arnoldt in Berlin-Grunewald.

Die liberalen Volkswirte hatten während der fünfziger Jahre sich der Theorie der älteren englischen Nationalökonomen, die auf die deutschen Zustände durchaus nicht paßte, darum angeschlossen, weil sie von ihr aus den Forderungen ihres gegen den Polizeistaat in Preußen gerichteten Strebens nach Gewerbe-Niederlassungs- und Handelsfreiheit die beste Begründung geben konnten, während anderseits die gleiche Theorie die egoistischsten Motive des Handelns in gleicher Weise zu rechtfertigen geeignet war.

Es ist nun sonderbar, wie die schroffen Individualisten und die doch im Grunde sozialistisch gefärbten Förderer des Genossenschaftswesens diesen prinzipiellen Gegensatz gar nicht bemerkten. Der „Kongreß deutscher Volkswirte“, den Schulze 1858 mitbegründet hatte, gab dieser Richtung ihr Organ, auch stellte er ihm das Programm in seiner Schrift auf: „Die arbeitenden Klassen und das Assoziationswesen in Deutschland“ (1858, zweite Auflage 1863).

In der Produktivassoziation der Arbeiter allein erblickt er hier die Rettung. Er glaubt, sie würde die Fabrikanten nötigen, Lohnerhöhung und Gewinnbeteiligung einzuführen. Denn sie „durchbreche das Monopol der Großunternehmer“, kräftige materiell, intellektuell und moralisch den Mittelstand und die Arbeiter. Nur durch diese Konkurrenz der Arbeiter gegen die Unternehmer sei ein dauernder Einfluß auf die Lohnerhöhung, auf günstigere Stellung der Arbeiter im allgemeinen erreichbar. Die Produktivgenossenschaften sieht er als die Krönung seiner Vorschuß-, Rohstoff- und Magazingenossenschaften

Digitized by Google

an, und in diesem Glauben erschienen ihm sonstige soziale Reformen als falsch. Wenn schon der Hinweis, der Arbeiter solle dem Unternehmer Konkurrenz machen, nicht unvereinbar war mit der manchesterlichen Anschauung, so mahnte Schulze doch bald ab, Produktivgenossenschaften zu gründen, da die Erfahrung gezeigt hatte, daß die Versuche keinen rechten Erfolg hatten zeitigen können. Hier zeigte sich, wie wenig die Arbeiterfrage mit den Genossenschaften im Zusammenhang stand. Schulze war als Praktiker theoretisch nicht tief genug vorgebildet und kannte weder das moderne deutsche noch das englische Fabrikwesen genau genug. Der Lehre Bastiats von der Harmonie économique, die neben einer moralisierenden Tendenz ihr modernes Wesen dadurch nur oberflächlich dokumentierte, daß ihr Schöpfer dem technischen Fortschritt begeistert zustimmt, trat er nicht kritisch genug gegenüber.

Der deutschen Arbeiterbewegung selbst, die während des wirtschaftlichen Aufschwungs, wie ihn die fünfziger Jahre gebracht hatten, mehr und mehr angewachsen war, die die größere Preßfreiheit, die Bildungsvereine, die ganze innere politische Lage noch befördert hatten, fehlte es noch an eignen Führern, und die Fortschrittspartei suchte sie zu leiten, ohne doch irgendwie auf die Interessen der Arbeiter zu achten. Die Forderung des allgemeinen direkten und gleichen Wahlrechts, die Lassalle aufgriff und Bismarck in der Verfassung des Norddeutschen Bundes einführte, wagte Schulze nicht energisch zu vertreten und setzte sich dem Zusammentritt eines Deutschen Arbeitertags (1862) entgegen. Seine „Kapitel zu einem deutschen Arbeiterkatechismus", die er in Berlin im Mai 1863 an sechs Abenden den Arbeitern vortrug, boten deren wirklichen Interessen wenig, und Lassalle ließ seinen „Allgemeinen Deutschen Arbeiterverein" (1863) aus dem Leipziger Allgemeinen Deutschen Arbeiterkongreß hervorgehen. Was konnte die Gewerbefreiheit, wie sie die damaligen Liberalen verstanden, und die der Willkür der Unternehmer, ohne eine staatliche Aufsicht zu statuieren, Tür und Tor geöffnet hätte, den Lohnarbeitern nutzen? — Sie konnte nur der Großindustrie und sodann einer sehr hohen Schicht des selbständigen Handwerkerstandes fruchtbare Vorteile bieten. Auch den noch bestehenden Innungen und ihrem innern Leben, in denen die kleineren Handwerker ihr Kassen- und Zunftgerichtswesen ebenso wie ihr Lehrlingswesen geregelt hatten, stand Schulze völlig fremd gegenüber.

Nun forderte aber der Lohnkampf eine Organisation der Arbeiter mit Notwendigkeit, d. h. Gewerkschaften, ferner eine Arbeiterversicherung gegen Krankheit, Alter, Tod und Unfälle — hier konnte das Sparen allein keine wirksame Hilfe bringen —, um die ganze Lebenshaltung der Lohnarbeiter zu heben. Die preußischen Zwangskrankenkassen und Knappschaften wie überhaupt das Hilfskassenwesen lehnte Schulze aus dem Grunde ab, weil durch die einzuzahlenden Prämien aus dem Verdienst des Arbeiters diesem die Möglichkeit der Sammlung eines kleinen Kapitals entzogen werde und damit der Aufstieg zur Selbständigkeit, sowie weil damit der Arbeiter jede Besserung seiner sozialen Stellung sich verschlage, um in Not und Alter nicht die öffentliche Mildtätigkeit in Anspruch nehmen zu müssen. Auch einer Ausbildung der Fabrikgesetzgebung, einer staatlichen Fabrikaufsicht, die im Interesse des Arbeiters liegen muß, stand Schulze ablehnend gegenüber. Es hing mit seiner ganzen Auffassung von der Bedeutung und dem Wesen des Staates, den er am liebsten in lauter Vereine aufgelöst hätte, zusammen, wenn er eine Vorstellung von Rechtsschutz entwickelte, die uns heute befremdend anmuten muß. Schon deshalb wollte er eine Polizeihoheit des Staats nicht anerkennen, weil sie im Interesse von Leben, Ordnung, Gesundheit und reellem Verkehr der Gesamtheit den Betrieben gewisse Rechtsbeschränkungen auferlegen müsse. Hier war die freie Konkurrenz durchaus nicht am Platze. So geschah es, daß von Schweitzer, der Begründer der sozialdemokratischen Gewerkschaften (1868), Schulze bei den Berliner Arbeitern völlig verdrängte und Lassalle, der die Produktivgenossenschaft mit Staatskredit forderte, an Schulzes Stelle die Führung der sozialen Bewegung an sich riß.

Und doch ist es zu mißbilligen, wie dieser Agitator die Schulzeschen Vorträge von 1863 in seiner Schrift „Herr Bastiat-Schulze von Delitzsch, der ökonomische Julian, oder Kapital und Arbeit" (Berlin, Schlingmann, 1864) mit ätzendem Hohn übergoß. Trotz der überlegenen wissenschaftlichen Bildung, über die Lassalle verfügte, konnte er seinen Gegner

Digitized by Google

nicht treffen, dessen Staatsauffassung zwar nicht tief war, der aber mit warmem Herzen die goldenen Tugenden aller Zeiten: Sparsamkeit, Fleiß, dem Gesellen und Kleinmeister energisch vorzuhalten verstand, mit dem Hinweis auf die Selbsthilfe deren Vertrauen stärkte und durch seinen hellen Idealismus ungemein günstige sittliche Wirkungen auf den deutschen Handwerkerstand hervorgebracht hat. Lassalle und Schulze erscheinen als zwei einander völlig unähnliche geistige Größen.

Jedenfalls wird Schulzes großes soziales Verdienst durch diesen Gegner nicht um eines Haares Breite geschmälert. Die „Gesellschaft zur Verbreitung der Volksbildung", die Schulze 1871 begründet hat, bezeugt so recht seinen Idealismus. Die ehrende Anerkennung seiner Verdienste in Deutschland und im Auslande ist ihm reichlich zuteil geworden. Die Heidelberger Juristenfakultät verlieh ihm 1873 die juristische Doktorwürde honoris causa. Dem Reichstage gehörte er erst als Vertreter für Berlin, später für Wiesbaden fast bis zu seinem Tode (29. April 1883) an.

Wir haben schon mehrfach die allgemeinen politischen Anschauungen Schulzes berührt. Im ganzen kann man sagen, er habe den Ideen des älteren Liberalismus, dem noch ein wenig sächsischer Partikularismus beigemischt war, gehuldigt. Er feierte 1848 die Berliner Märzkämpfer, sprach zornig gegen die Formel „von Gottes Gnaden", die doch eigentlich eine Betonung der Demut des Fürsten ist; das „Volk", d. h. die nicht der Heeres- und Staatsverwaltung angehörigen einzelnen Bürger in ihren Vereinen und Parteien, erschien ihm als der Träger alles Guten, die Regierung als der alles Schlechten. Er hielt fest an dem Gedanken von der Volkssouveränität. Als Mitglied von „Jung Litauen" schürte er einst den Verfassungskonflikt, er wollte gegenüber der Roonschen Armeereorganisation eine durch Turnerei geübte Landwehr setzen. Er sprach in eben den Tagen, da unser führender Staat sein Schwert schärfte zum Entscheidungskampf um die Einheit der Nation, das böse Wort, man müsse Preußen den Großmachtskitzel austreiben; noch 1867 hat er mit wenigen seiner Anhänger gegen die Verfassung des Norddeutschen Bundes gestimmt, da er sich nur durch den „Nationalverein" eine sichere Zukunft Deutschlands vorzustellen vermochte. Gegen den übertriebenen Polizeistaat in Preußen und für das Budgetrecht des Abgeordnetenhauses hat er zweifellos mit voller Berechtigung gekämpft, wenngleich er gar nicht zu den eigentlichen Führern der Opposition in der Konfliktszeit und in der Fortschrittspartei gehörte.

Aber wie immer seine politischen Bekenntnisse waren, sie hatten ihren Untergrund in einer zähen, geschlossenen Persönlichkeit, deren politische Fehler und Unklugheiten eng zusammenhingen mit der Unwandelbarkeit ihrer Überzeugungen. Schulze hat seine Lehren selbst gelebt: die makellose Ehrlichkeit in all seinem Tun und Denken, die uneigennützige Arbeitsamkeit im Dienste seiner Schöpfung, der ideale Schwung, der in den mittleren Schichten der Gesellschaft sympathische Empfindungen weckte, mußte einen bedeutsamen Eindruck hervorrufen. Dazu kam die Formgewandtheit und Eindringlichkeit in Schrift und Rede, eine volkstümliche, dem kräftigen Manne natürliche Beredsamkeit, die sich dem Gedankenniveau der Hörer geschickt anzupassen verstand. Sein Herz war erfüllt von der edelsten Hingabe an das Vaterland. Schmoller sagt, er habe mit Segen und Glück selbst ein Stück sozialer Geschichte zu machen verstanden; denn er war ein Mann der schöpferischen Tat. Von ihm gilt auch das Wort, er habe dem deutschen Volke zur Zeit, da die Goldadern Kaliforniens entdeckt wurden, im Vaterlande selbst eine Goldader eröffnet, die ihm keine Nachteile gebracht hat, wie sie doch leider mit der Ausbeutung der amerikanischen so reichlich verbunden waren.

Reife

In sommerlicher Sonne reift
Das goldne Korn der Sense zu.
Was ist's, das mich so bang ergreift,
Was bebst du, Herz, was zitterst du?

Ein weicher, heller Silberton
Schwingt heimlich durch das Sonnenlicht ...
Ein Sichlein klingt von ferne schon — —
Gilt dir's, gilt mir's — ich weiß es nicht!

Edwin Apitz

Digitized by Google

Vom Nestbau der Vögel

Von Prof. Dr. Martin Bräß

Von jeher hat die Bautätigkeit der Tiere die Aufmerksamkeit des ernsten Forschers wie des schlichten Naturfreundes in hohem Grade auf sich gelenkt. Besonders zwei Tiergruppen sind es, die Insekten und die Vögel, denen wir in dieser Beziehung die höchste Bewunderung zollen müssen. Während aber bei jenen nur eine verhältnismäßig geringe Zahl sich durch allerdings staunenswerte Baukunst auszeichnet, verstehen es die meisten Vögel, mehr oder weniger kunstvolle Nester zu errichten. Grundverschieden sind diese nach Bauart, Form und Material, ja sogar der einzelne Vogel derselben Spezies baut bisweilen ganz abweichend — bald frei in luftige Höhe, bald auf den Boden, bald ins Dunkel einer Höhle —, immer aber versteht er es, sein Nest in vollendeter Weise der Umgebung wie seinen Bedürfnissen anzupassen, so daß jeder Architekt von dem kleinen Vogel lernen könnte.

In der freien Natur gibt es wohl keinen Platz, der diesem oder jenem Vogel nicht willkommen wäre, keine Örtlichkeit, die nicht Zeuge werden könnte des lieblichsten Familienlebens. Unsre kleinen Sänger vertrauen ihre niedlichen Nester dem Zweigwerk von Baum und Strauch an; sie schlüpfen durch ein Astloch des Obstbaums oder stellen ihr Nest ins Gestrüpp und dürre Laub auf den Boden. Raubvögel bauen meist auf Felsen und hohen Bäumen; sie sind stark genug, freistehende Horste verteidigen zu können. Auch andre große Vögel verhalten sich ähnlich: Reiher, Störche, selbst Raben, Krähen und Elstern. Die Rebhühner, Trappen, Lerchen und andre Feldbewohner brüten am Boden; die Spechte, diese echtesten Baumvögel, meißeln sich eine Höhle in den Baumstamm, die später auch von andern Höhlenbrütern benutzt wird. Die Sumpfvögel bauen auf den Boden am Rande des Wassers, die Wasservögel ins Röhricht von Fluß und See; die Lappentaucher errichten nicht selten ein freischwimmendes Nest. Strandvögel vertrauen Eier und Brut dem flachen Kies oder der steilen Klippe an, wo die Woge brandet. Die lichtscheuen Eulen brüten an dunklen Orten, in Fels- und Mauerspalten, in Baumhöhlen; der winzige Zaunkönig wählt für sein kugliges Nestchen irgendeinen der tausend Schlupfwinkel seines Reviers, ein Wurzelgeflecht, das Mauerloch einer Brücke, Lücken in einer Waldhütte, einer Holzklafter usw. Aber es gibt auch Ausnahmen, die wir Menschen uns nicht so einfach zusammenreimen können. So brüten Rohr- und Kornweihe, diese fluggewandten Räuber, auf dem Boden; der Fischer Kormoran errichtet seinen ungefügen Bau auf hohen Bäumen, nicht selten auch die Wildente, die sich gern verlassene Krähenhorste wählt. Der weiße Storch sucht mit Vorliebe den Schutz des Menschen auf, desgleichen die Haus- und die Rauchschwalbe, während deren Base, die Uferschwalbe, obwohl sie im übrigen ähnliche Lebensweise führt, in steile Lehm- und Erdwände Röhren gräbt, einen Meter tief und darüber. Wer würde es dem farbenprächtigen Eisvogel, diesem funkelnden Edelstein unsrer Vogelwelt, ansehen, daß er gleichfalls ins unterirdische Dunkel eines selbstgegrabenen Stollens schlüpft, um seine Jungen zu ätzen, wer der Hohltaube, daß sie ihr Zwillingspärchen in einem Astloch aufzieht oder in einer verlassenen Spechtshöhle, während doch Ringel- und Turteltaube freistehende Nester bauen! Warum errichtet der Gartenlaubvogel die Wiege seiner Jungen in der Astgabel niedriger Bäume, alle andern Laubvögel aber am Boden oder unmittelbar darüber, in der Vertiefung eines alten Baumstocks u. dgl.? Warum dort ein offenes Nest, hier aber ein kugelförmiges mit engem Eingang, geformt wie ein Backofen? Ja, wer es wüßte!

Digitized by Google

Junge Flußſeeſchwalben (Sterna hirundo L.).

Strenger noch als an einer beſtimmten Örtlichkeit hält jeder Vogel an der Wahl gewiſſer Niſtſtoffe feſt. Keine Goldammer verzichtet auf Pferdehaare oder Schweinsborſten; keine Entenart brütet die Eier aus, ohne mit zartem Flaum das Innere des Neſtes auszupolſtern. Krähen und Elſtern tragen Erde und kleine Raſenſtücke in ihren Horſt; Amſel und Ziemer verbinden die eigentlichen Niſtſtoffe mit Lehm und mit feuchter Erde, wodurch das unförmliche Neſt oft außerordentlich ſchwer wird, während ihre Verwandte, die Singdroſſel, ſein zerkleinerten Holzmull, den ſie mit Speichel vermiſcht, gleichmäßig und glatt über die Innenwand ihres ſaubern Baues ſtreicht. Feuchte Erdklümpchen benutzt die Hausſchwalbe, zartes Moos der Zaunkönig; dürres Laub bildet die Grundlage für das Neſt der Nachtigall; Flechten und Inſektengeſpinſt verwenden Buchfink und Goldhähnchen — kurz, jeder Vogel hat eine aus-

Digitized by Google

Gelbköpfiges Goldhähnchen (Regulus regulus L.).

oder lassen uns nicht gerade viele Höhlenbewohner, die ihr oft recht hübsch gebautes Nestchen in ein Astloch, eine Mauerspalte stellen, vermuten, daß sie ehemals Freibrüter waren, aber um die Sicherheit für Eier und Junge zu erhöhen, fortgeschritten sind zu dieser vollkommeneren Methode? Wenn wir im folgenden einige charakteristische Arten von Vogelbrutstätten betrachten wollen, und zwar in der Anordnung, daß wir von den scheinbar primitivsten Verhältnissen ausgehen und uns zu immer kunstvollerer Bauweise wenden, so möchten wir doch keineswegs damit behaupten, daß dieser Gang nun auch wirklich der natürlichen Entwicklung der in Rede stehenden Baukunst entspreche.

Digitized by Google

Zaungrasmücke (Sylvia curruca L.).

Einzelne Vögel begnügen ſich mit der einfachen Reptilieumethode, indem ſie ohne weitere Fürſorge ihre Eier auf den Boden legen; ſo vertrauen die meiſten Strandläufer (Tringa- und Totanus-Arten), viele Schnepfenvögel, Seeſchwalben, manche Möwen die Eier dem bloßen Kies an oder der kurzen Grasnarbe, ohne daran zu denken, ein Neſt zu bauen. Auch die Nachtſchwalbe kennt ein ſolches nicht; auf glattem Boden brütet ſie ihre beiden Eier aus, oder auf dichtem Heidekrautgeſtrüpp, auf dem Moos eines niedrigen Baumſtocks u. dgl. Bekannt iſt, daß auch der Strauß die Eier einfach auf den flachen Sandboden legt. Anders verhalten ſich die merkwürdigen Talegallahühner der auſtrali-

Digitized by Google

schen Region; sie scharren Laub zu einem oft mehrere Meter hohen Haufen zusammen, in dem sie ihre Eier unterbringen; die Gärung der Pflanzenstoffe erzeugt nun eine hohe Wärme, wodurch die Eier zur Entwicklung kommen. Reichlich befiedert und bereits so selbständig, daß sie sich ohne Hilfe der Eltern erhalten können, verlassen die Jungen die Eischale. Also auch hier beobachten wir Reptilienart: zwar gewissermaßen ein Nest, aber kein Brüten, geschweige denn die geringste Sorge um die Nachkommenschaft.

Bei sehr vielen Höhlenbrütern kann man gleichfalls nicht von wirklichem Nestbau reden; sie begnügen sich damit, die Eier ohne besondere Unterlage einem Mauerloch, einer Felsenspalte oder einer Baumhöhle anzuvertrauen. Die natürliche Hohlform hält Eier und Wärme zusammen: ein wenig Erde oder Holzmull findet sich fast in jedem solchen Raume, wodurch den Eiern wenigstens ein leidlich weiches Lager wird, und der Schutz für den brütenden Vogel wie für die Brut ist doch ungleich höher hier in der dunklen Höhle als draußen im Freien. Spechte, der Wendehals, manche Eulen, die Hohltauben u. v. a. brüten in dieser Art, die indessen nur einen kleinen Fortschritt bedeutet im Vergleich mit der primitiven Methode des Ziegenmelkers. Natürliche Bodenvertiefungen, die dem Körper des Vogels mehr oder weniger angepaßt waren, Verstecke im Pflanzengestrüpp und ausgefaulte Löcher im Baumstumpf mögen die Verbindungsglieder gewesen sein.

Etwas mehr Sorgfalt zeigen unsre Rebhühner, Trappen, manche Seeschwalben, Möwen, Rallen u. v. a. Sie scharren eine seichte Vertiefung in den Boden, knicken Stengel und Halme um oder bilden durch häufiges Drehen des Körpers eine geeignete Stelle, die sie nun mit ein paar trocknen Gräsern oberflächlich ein wenig auspolstern (Abbild. S. 793). Wozu sollten auch die Jungen, z. B. die des Rebhuhns, eines künstlichen, warmen Nestes bedürfen? Sobald die Eihülle gesprengt und der Flaum getrocknet ist, laufen sie ja doch davon, um vielleicht nie wieder zurückzukehren an den Ort, wo sie das Licht der Welt erblickt haben. Vögel, deren Junge längere Zeit im Neste verbleiben, sogenannte „Nesthocker", verwenden stets mehr Fleiß auf die Niststelle; doch verdient diese bei vielen, die auf dem Boden oder in Höhlen brüten, noch kaum den Namen eines eigentlichen Nestes. Die Feldlerchen z. B. suchen sich eine kleine Vertiefung aus zwischen Erdschollen oder im Graje, erweitern und runden sie nach Bedarf und tragen nun Stoppeln, Halme, zarte Wurzeln zusammen. Mit ihrem Körper formen sie alles zu einem tiefen Napf, den sie schließlich noch mit einzelnen Pferdehaaren u. dgl. auspolstern. Unsre niedlichen Blaumeisen begnügen sich, falls die Höhle, die sie gewählt haben, sehr eng ist, mit einem recht einfachen Bau: feine Brocken faulenden Holzes, darüber ein paar Federn und Haare, das ist alles. In weiten Hohlräumen aber sorgen sie für eine dichte Unterlage und für ein weiches Haar- und Federpolster. Ähnlich verhalten sich u. a. die Haubenmeisen (Abbild. S. 794).

Einen Fortschritt zeigen schon die sogenannten „Halbhöhlenbrüter", welche für die Wiege ihrer Jungen irgendeinen Winkel wählen, wie Hausrotschwanz, grauer Fliegenschnäpper, weiße Bachstelze u. a.; auch das Rotkehlchen gehört hierher, das sich ein Versteck in einem ausgefaulten Baumstumpf, zwischen Wurzelgeflecht, eine weite Erdhöhle u. dgl. aussucht. Sein Nest stellt ein lockeres, kunstloses Gewebe dar, meist auf einer Grundlage dürren Laubes. Beim Hausrotschwänzchen kann man es genau beobachten, um wieviel vollkommener der Vogel baut, wenn er das Nest auf einen freien, nur von oben geschützten Balkenkopf oder hinter einen Dachsparren stellt, als wenn er sich zurückzieht ins Halbdunkel einer Höhle. Hier nur eine ungeordnete Anhäufung von Niststoffen, dort ein dichtes Gewebe mit sorgfältig gepolsterter Aushöhlung eines zierlichen Napfes.

Wirkliche Kunstbauten finden wir jedoch erst bei den sogenannten Freibrütern, und zwar besonders bei denjenigen, die sich losgemacht haben von der Scholle des Bodens und im Astwerk von Baum und Strauch oder am Schilfhalm ein luftiges Nest bauen. Doch dürfen wir auch manchen Höhlenbrütern, wie der Mehrzahl der Meisen, den Baumläufern, dem Star, Gartenrotschwanz, Trauerfliegenfänger, eine gewisse Fertigkeit nicht absprechen. Nach unsrer Meinung stellten diese Vögel, wie wir schon angedeutet haben, ehemals freistehende Nester her; die seit alters geübte Bauweise pflegen sie aber auch heute noch weiter, trotz der veränderten Verhältnisse, nur daß sie dabei weniger

Digitized by Google

Eichelhäher (Garrulus glandarius L.).

ſorgfältig verfahren. Man vergleiche z. B. das Neſt der Spechtmeiſe, die ſich ein Aſtloch erwählt, mit dem Bau der freibrütenden Schwanzmeiſe, eins der kleinſten Vögelchen unſrer Heimat. Bei jener eine ſchlechte Unterlage aus lockern Stückchen von Buchen- und Eichenblättern oder ein Wulſt dünner Schalen der Kiefernrinde; das Neſt der Schwanzmeiſe dagegen ein Kunſtbau, kugelförmig, mit einem Schlupfloch, zuſammengefilzt aus Aſtmooſen, Baumflechten, Birkenſchalen und Haaren, überkleidet mit Spinnen- und Raupengeſpinſt, innen aber ausgefüttert mit Federn und Wolle. Überhaupt zeichnen ſich die kleinſten der kleinen Baumeiſter durch höchſte Kunſtfertigkeit aus. Hoch in die herabhängenden Zweigenden einer Fichte oder Tanne hat das winzige Goldhähnchen ſein beinahe kugelförmiges Neſtchen aufgehängt (Abbild. S. 796). In die ziemlich glatte Außenwand ſind die Spitzen der dünnen Triebe des Nadelbaums geſchickt eingeflochten, daß der kleine Bau frei in der Luft ſchwebt; oben führt eine enge Öffnung ins Innere, die mit wärmenden Federchen dicht ausgekleidet iſt. Oder das Neſt des Zaunkönigs:

Digitized by Google

außen nicht selten ein wüster Haufen von Stengeln, Wurzeln und Blättern, innen aber eine dicht gefilzte Lage von grünem Moos, auf welche schließlich das weiche Federpolster folgt. Auch die Finkenvögel bauen sehr hübsche Nester, an erster Stelle unser frohschmetternder Buchfink. Hier steht ein solches auf dem hohen Stumpf eines Fliederstrauchs, dessen Fortsetzung es bildet in Stellung und Form; aufs peinlichste ist es mit Lebermoosen überzogen, wie sie der Stamm trägt, und mit kleinen braunen Rindenstückchen belebt, wie sie am Boden liegen. Dadurch, daß der Vogel das Nistmaterial aus der Umgebung nimmt, paßt er es dieser gewöhnlich aufs schönste an, wodurch die Sicherheit erhöht wird. Ob dabei bisweilen auch die Intelligenz eine Rolle spielt, möchte ich nicht entscheiden. Ich habe Finkennester gefunden, in deren Wand Fetzen weißen Papiers sehr geschickt eingewebt waren — sie standen auf weißstämmigen Birken —, ein Nest des Zaunkönigs, das durch Verwendung grauen Mooses und grauer Algen die Farbe der granitenen Brücke täuschend nachahmte, unter die es gebaut war, und ein andres, dessen grüner Moosüberzug vollkommen übereinstimmte mit dem Grün seiner Umgebung.

Nest des Schneidervogels (Orthotomus hennettii). Das vordere Blatt befindet sich nicht mehr in der ursprünglichen Lage; man muß es sich herumgedreht denken, so daß seine Spitze auf die des andern Blattes zu liegen kommt.

Ein sehr zierliches Nest bauen auch die Rohrsänger (Abbild. S. 795): von ein paar Schilfstengeln, die in die Wandungen eingewebt sind, wird der kegelförmige Bau getragen, die Spitze nach unten. Gespaltene Schilfblätter, schmales Gras und biegsame Halme bilden die kunstvoll geflochtene Wandung, in der jede Lücke mit Pflanzenwolle verstopft ist, namentlich von der Weide. An allen Bewegungen der Halme nimmt der lustige Bau teil, wenn der Wind durchs Schilf saust und die Spitzen hinabbiegt bis in die Wellen des Teichs; aber der Napf ist so tief, daß die Eier so leicht nicht herausfallen. Freilich gibt es auch unter unsern kleinen Sängern einige, die recht liederlich bauen. Das gilt z. B. von unsern Grasmücken. Ich habe Nester der kleinen Zaungrasmücke (Abbild. S. 797) gefunden, deren Boden so locker gewebt war, daß man kaum begreift, wie sie die Wärme zusammenhalten können. Noch weniger dicht sind die sehr flachen Nester der Ringeltaube gebaut; nicht selten sieht man die weißen Eier zwischen den Lücken hindurchleuchten; ja, es kommt vor, daß sie unter dem brütenden Vogel durch den Boden fallen, so daß ich die Ringeltaube für einen sekundären Freibrüter halten möchte, der früher, wie Hohl- und Felsentaube noch heute, in Höhlungen brütete.

Gleich der Ringeltaube verwenden fast alle größeren Vögel stärkere oder dünnere Reiser für die äußere Wandung, wie dies das Nest Strauchritter Markolfs zeigt, des Eichelhähers (Abbild. S. 799), oder die kleinen Horste der Elstern und Krähen und die bisweilen gar gewaltigen Reisighaufen, welche Raubvögel, Reiher und Störche zusammenschleppen. Solch ein Adlerhorst, ich denke an den eines Fischadlers, der auf dem vertrockneten Wipfel einer uralten Eiche stand, ist einer mächtigen Stammburg zu vergleichen. Nicht das Paar, das jetzt droben haust, hat den

Digitized by Google

Links Schlafnest, rechts Brutnest eines indischen Webervogels (Ploceus bengalensis L.).

riesigen, fast mannshohen Bau gegründet, sondern vielleicht seine Großeltern vor vielen Jahren. In jedem Frühling wird das Schloß der Väter von neuem bezogen und mit frischem Material belegt und ausgebessert; in seinen untern Schichten, gewissermaßen in den Kellerwohnungen, haben sich ein paar Meisen häuslich niedergelassen, wie ja auch in der Wandung alter Storchnester, die gleichfalls alljährlich von unsern Hausfreunden wieder bezogen werden, nicht selten Meister Spatz seine zahlreiche Nachkommenschaft großzieht. Verlassene Raubvogel- und Krähenhorste dienen übrigens manchen Vögeln zur willkommenen Wohnung; am häufigsten scheinen Waldohreule und Turmfalke von solch herrenlosem Eigentum Besitz zu nehmen.

Zu den hübschesten Nestern unsrer Heimat gehört das des gelbschwarzen Pfingstvogels, des Pirols. Freischwebend hängt es, einem Klingelbeutel vergleichbar, zwischen den Enden einer Astgabel; aus Bast, Halmen, Wollfäden, Oberhäutchen der Birkenrinde, feinen Hobelspänen u. dgl. ist es gar zier-

Digitized by Google

lich gewoben. Wie weit bleibt es aber zurück hinter den staunenswerten Kunstleistungen mancher Webervögel Afrikas oder Indiens (Abbild. S. 801); man begreift nicht, wie es dem kegelförmigen Schnabel im Verein mit den Zehen möglich ist, aus dünnen Fasern solch feines, braungelbliches Gewebe herzustellen. Noch wunderbarer ist das Nest eines ostindischen Vögelchens, des Schneidervogels (Abbild. S. 800); zwischen zwei Baumblättern wird es in der Schwebe gehalten. Mit Schnabel und Füßen schiebt der Vogel die Ränder der Blätter mehr oder weniger genau übereinander, worauf er sie mehrmals mit dem Schnabel durchsticht, in dem er einen selbstgedrehten oder aufgefundenen Faden hält. So näht er die Blätter regelrecht, besonders an den abwärts gerichteten Spitzen, zusammen und kann nun den Zwischenraum mit Rohr- und Baumwolle, Haaren u. dgl. ausfüttern.

Von den Zimmerleuten unsrer Wälder, den Spechten, war schon die Rede; auch der Wendehals und manche Meisenarten verstehen sich auf dies Handwerk, insofern sie vorhandene Höhlen nach ihrem Bedürfnis vergrößern. Ähnlich ist die Tätigkeit der Minierarbeiter, nur haben diese es nicht mit Holz, sondern mit Lehm, Sand oder Erde zu tun; außer den schon genannten würde der bunte Bienenfresser hier zu nennen sein, auch verschiedene Schwalbensturmvögel (Procellaria), Papageitaucher, Pinguine oder die Höhleneule Nordamerikas, die sich Spalten und Höhlen nach Wunsch noch vertiefen oder erweitern. Mit Lehm und mit Erde arbeiten ferner die Maurer, zu denen unsre Schwälbchen gehören (s. die untenstehende Abbild.). Unterhaltend ist es, den emsigen Tierchen zuzuschauen. Zuerst werden feuchte Klümpchen — meist ist es Straßenkot — eins neben das andre in flachem Bogen an die Baustelle geklebt; dann ruht die Arbeit bis zum nächsten Morgen. Wenn jetzt das Mauerwerk völlig trocken, wird eine zweite Lage von

Rauchschwalben (Hirundo rustica L.) am Nest.

Nest des Töpfer- oder Ofenvogels (Furnarius rufus d'Orb.).

Erdklümpchen so angesetzt, daß sie die erste Schicht überragt; am dritten Morgen wird in gleicher Weise fortgefahren. Schon geht die Arbeit leichter vonstatten, denn die Vögelchen brauchen sich nicht mehr an der Hauswand anzuklammern, sondern können Fuß fassen auf dem bereits gemauerten fingerbreiten Rand. Schicht folgt auf Schicht, wobei auch einige Halme, Borsten, Haare mit eingeklebt werden. Nach zwei Wochen etwa ist das kugelrunde Nestchen der Hausschwalbe oder das halbkugelförmige der Rauchschwalbe fertig; es bedarf nur noch der Auspolsterung mit Federn und Haaren. Auch die Spechtmeise versteht sich auf Mörtel und Kitt; ist das Eingangsloch zur Baumhöhle, in der sie ihr kunstloses Nest erbaut, zu weit, so vermauert sie es ringsum mit eingespeichelten Lehmklümpchen, daß dem Eichhörnchen und andern Räubern der Zugang gewehrt wird. Wohl das merkwürdigste Nest mauert sich der südamerikanische Töpfervogel (s. die obenstehende Abbild.). Es ruht auf einem horizontalen Ast und hat die Form eines Backofens; die Wände sind zweieinhalb bis vier Zentimeter stark, der ganze Bau zehn bis fünfzehn Zentimeter hoch, etwas länger, und sieben bis zehn Zentimeter tief. An der einen Langseite bleibt eine Öffnung, die anfangs rund, später durch Anbauen von der Seite her zu einem senkrecht oder schräg gestellten Halbkreis verengert wird. In diese Höhle baut dann der Vogel das eigentliche Nest.

Im allgemeinen beteiligen sich Männchen und Weibchen am Nestbau; sehr oft beschränkt sich aber die Tätigkeit des Männchens auf das Aufsuchen und Herbeitragen der Niststoffe, während das Weibchen gewöhnlich die eigentliche Künstlerin ist. Wer beispiels-

Digitized by Google

weiſe den Pirol oder den Buchfink, bei denen ſich die Geſchlechter leicht unterſcheiden laſſen, belauſcht, wie ſie gemeinſam das Neſt bauen, wird dieſe Verteilung der Arbeit beſtätigen können. Das Neſt iſt für den Vogel weit weniger ein Wohnhaus, als man gewöhnlich annimmt; zunächſt dient es nur den Zwecken der Fortpflanzung, und bloß gelegentlich benutzt es das Elternpaar, bei ungünſtiger Witterung darin Schutz zu finden. Auch die Nacht verbringt der Vogel, abgeſehen vom brütenden oder die Jungen wärmenden Weibchen, meiſt nur in der Nähe der Niſtſtelle. Manche bauen ſich auch beſondere Schlafneſter, ſo der Zaunkönig und viele Webervögel.

Nicht genug ſtaunen kann man über die peinliche Reinlichkeit der meiſten Neſter — „ein ſchlechter Vogel, der ſein Neſt beſchmutzt.“ Den Kot der Jungen tragen z. B. die Höhlenbrüter im Schnabel fort, und bei den Freibrütern — ich denke an Schwalben, Störche u. a. — lernen es die Kleinen ſehr bald, ihre Kehrſeite ſo zu wenden, daß die Exkremente über den Neſtrand befördert werden. Das ganze Leben und Treiben unſrer kleinen Sänger ſpielt ſich während ihres kurzen Aufenthalts in der nördlichen Heimat am Neſt und in deſſen nächſter Umgebung ab, bis der große Tag kommt, wo das Vöglein ſeine Schwingen erhebt, um dem fernen Süden zuzueilen. Nur einen einzigen Vogel beherbergt unſer Vaterland, der ſich weder um Neſtbau noch um Aufzucht der Brut kümmert, das iſt der Kuckuck: von ihm gilt das luſtige Sprüchlein:

Der g'ſcheitſte Vogel muß der Gugezer ſei',
Die andern bau'n d' Neſter, und er ſetzt ſich nei'!

Längſt abgeworfen

Ging ich durch das Dorf am Abend,
Sah vor einem Bauernhauſe
Einen Flachskopf auf dem Beſen
Stürmiſch in die Ferne reiten
Wie er jauchzte und krakeelte!
Immer zwiſchen Zaun und Haustür
Ritt er auf und ritt er nieder,
Doch er merkte nicht die Enge,
Sondern ritt in einem Zuge
Übern Rhein und nach Paris.

Ganz beklommen ſtarrt' ich nieder
Auf den kleinen friſchen Flachskopf,
Der da jauchzte und krakeelte.
Und ein wunderlich Empfinden
Quoll in meinem Herzen auf:
Wo einſt hört' ich ſolches Jauchzen?
Wo einſt ſah ich ſolchen Reiter
Stürmiſch zwiſchen Zaun und Haustür
Sein arabiſch Vollblut ſpornen?

Weit entfernt liegt's, lang iſt's her ...
Eine Ewigkeit verging ...
Anders, ſchöner war die Welt ...

Plötzlich kommt es mir: mich ſelber
Sah ich auf und nieder reiten —
Auf und nieder, immer weiter:
Übern Rhein und nach Paris.

Joen Kruſe

Digitized by Google

Lesser Ury: Dame im Café Unter den Linden.

Zu Georg Buß: Kaffee und Kaffeehäuser.

Digitized by Google

Ein Café aus der zweiten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts. (Aus dem Königl. Kupferstichkabinett in Dresden.)

Kaffee und Kaffeehäuser

Von Georg Buß

Ganz Paris ist ein großes Kaffeehaus. Überall gähnt dem Flaneur das weitgeöffnete Café mit blanken Marmortischen, Zeitungsgeräusch und Dominogeklapper lockend entgegen. Etwa dreitausend solcher Mokkastätten mögen vorhanden sein. Die Boulevards, ob sie zum Zentrum oder zur Peripherie führen, sind mit ihnen so dicht garniert, als sei die Garnitur Hauptsache. Alle diese mehr oder minder eleganten Cafés sind seit alters echte und rechte Hochburgen der Politik. Was öffentliche Meinung ist, gelangt in ihnen scharf zum Ausdruck, schärfer noch als in der Kammer der Deputierten und im Senat. Von hier aus beginnen die Männer ihren Ansturm auf die Ministersessel und die fetten Posten. Von hier aus haben viele Putsche und Revolten ihren Ausgang genommen. Hier sind Louis XVI., Robespierre, Karl X., Louis Philipp und Napoleon III. nach allen Regeln der Kunst durchgehechelt worden, bis ihnen das Schicksal den Prozeß machte.

In der Tat, mit café noir und Kognak sind die Geschicke Frankreichs eng verknüpft. Für café noir mit fine champagne verzichtet der Pariser auf die halbe Seligkeit des Jenseits. Ohne das schwarze Getränk, ein Dutzend heimischer Zeitungen und eine längere Suade für oder gegen das Regime vermag er nicht zu existieren. Am wohlsten ist ihm, wenn er im Schatten oder bei Abendkühle mit dem Mazagran draußen vor dem Café sitzt, wo sich auf dem glatten Asphaltrottoir des Boulevards dichtbesetzt Tisch an Tisch in unabsehbarer Verlängerung reiht, während das Leben in allen möglichen Gestalten brausend vorüberflutet.

Jetzt wird in und vor den Cafés viel über die Entente cordiale mit England debattiert. Auf die Kordialität ist nichts zu geben, denn Franzosen und Engländer stehen sich nach Charakter und Lebensgewohnheiten einander gegenüber wie Katz und Hund. Wer als Franzose nach London kommt, kehrt ernüchtert heim, denn der Londoner Kaffee ist schlecht, und die Londoner Cafés sind, mit Ausnahme der nach Wiener, Pariser und Römer Art eingerichteten, noch schlechter. Nicht einmal ein Kognak darf zum Kaffee gereicht werden, ist doch das Verabfolgen von Spirituosen im Coffee-house verboten. Bei solchen Beschränkungen und solchem miserablen Kaffee sollte ein Franzose dauernd für England schwärmen? Nimmermehr!

Dem Franzosen ist der Kaffee noch mehr als Kognak und Absinth in Fleisch und Blut übergegangen. Man denke: die Cafés bestehen schon länger als zweihundert Jahre. Sie tauchten auf in der Zeit Ludwigs XIV. Und sie waren schon sehr beliebt in der Zeit der Regentschaft, denn nirgendwo konnte man besser als hier die schmutzige Wäsche des frivolen Philipp von Orleans und seiner Roués waschen. Das blieb auch in der

Digitized by Google

Folgezeit so: die Cafés waren die Börsen für alle pikanten Neuigkeiten, Frivolitäten und Witze, und sie haben dieses Vorrecht behalten bis auf den heutigen Tag. Nichts ist so verborgen, daß es nicht im Café ans Tageslicht gebracht würde. Eine Sängerin, eine Schauspielerin, eine Prinzessin kann ihr Boudoir noch so luftdicht verschließen, man weiß im Café, was darinnen vorgeht. Wenn der Präsident heute eine geheime Unterredung hinter sechs verschlossenen Türen hat, so ist sie am nächsten Tage ins Café durchgesickert. Und wenn irgendein freigebiger Milliardär aus dem Lande der unbegrenzten Möglichkeiten oder ein leichtsinniger Comte auf dem Altar der Phryne einen Rubin oder eine Perlenkette im Werte von hunderttausend Frank niederlegt, so schwätzt über das fabelhafte Glück ein paar Stunden später die Stammgesellschaft aller Cafés, die in Paris vorhanden sind.

Stolz auf ihre Cafés, bezeichnen die Pariser sie als die ältesten des Kontinents. Gewiß, es gibt sehr viele in Paris, die so schäbig und schmierig sind, als ob sie dem siebzehnten Jahrhundert entstammten. Trotz-

Adriaen van Ostade: Holländisches Café aus dem siebzehnten Jahrhundert. Ältestes vorhandenes Bild eines Kaffeehauses. (Nach dem Stich von J. Beauvarlet aus der Graphischen Sammlung in München.)

Digitized by Google

Richters Kaffeehaus in Leipzig. Zopfzeit. (Aus der Lipperheidischen Sammlung des Königl. Kunstgewerbemuseums in Berlin.)

dem sind die Pariser im Irrtum, denn zuerst öffneten sich Cafés in Italien und Holland. Das geschah im Lande der Goldorangen und Makkaroni wenige Jahre nach 1650, und zwar in Venedig, Genua, Florenz und Rom. Der zur Verwendung kommende Kaffee war echter Motka, bezogen aus der Landschaft Jemen in Arabien. Fast gleichzeitig wurden Cafés in Amsterdam und Haarlem aufgemacht. Bei den Holländern ist auch die älteste Darstellung eines Kaffeehauses zu finden. Der Maler des Bildes ist Adriaen van Ostade, der 1610 zu Haarlem geboren wurde und 1675 ebendaselbst gestorben ist. Wirtshausszenen sind ja des Meisters Lieblingsmotive gewesen. Sein von feinem Humor getragenes Bild ist durch den trefflichen Stich von J. Beauvarlet, einem französischen Stecher des achtzehnten Jahrhunderts, weiteren Kreisen bekannt geworden.

Noch im Jahre 1635 ist der Kaffee den meisten Leuten Europas so unbekannt gewesen, daß der brave Olearius, als er damals im Auftrage seines Herrn, des Herzogs Friedrich III. von Holstein-Gottorp, nach Persien reiste, sich über das dortige Getränk Chawae nicht genug wundern konnte. Auf Seite 314 seiner „Persianischen Reisebeschreibung" gibt er folgendes zum besten: „Bey dem Toback trincken haben sie (die Perser) das heisse schwartze Wasser Chawae alsbald zur Hand. Es ist eine Frucht, so sie aus Misser oder Egypten bekommen, an der Substantz den Türckischen, an eusserlicher Gestalt unserm Weitzen nicht unehnlich, an Größe aber einer Türckischen Bonen gleich, gibt weiß Mehl. Die Körner braten oder brennen sie vielmehr in einer truckenen Pfanne, reibens klein, kochen es, und trinken das Wasser. Es hat einen braudigen und unanmutigen Geschmack. Es soll sehr kalten und die Natur unfruchtbahr machen, deßwegen es die meisten trincken."

Der ehrenwerte und trinkfeste Adam Olearius macht noch andre interessante Mittei-

Digitized by Google

teilungen über den Kaffee. Am Ende der sehr realistischen Schilderung eines persischen Diners heißt es: „Bey wehrender Mahlzeit wurde zwar gar wenig, hernach aber ziemlich starck herumb getrunken, endlich auch einem jeglichen eine porcellanen Schale voll heiß schwartz Wasser, so sie Kahawe nennen, außzutrincken dargereichet.“ In der Stadt Ispahan, der damaligen Residenz des Schahs, hat er besondere Häuser für Kaffeetrinker angetroffen. „Kaweh chane,“ so schreibt er, „ist ein Krug, in welchem die Toback-Schmaucher und Kaweh-Wasser Trincker sich finden lassen. Es finden sich auch da Poeten und Historici, welche ich Mitten im Gemach auff hohen Stühlen sitzen gesehen und allerhand Historien, Fabeln und erdichtete Dinge erzehlen hören. Im erzehlen phantasieren sie mit einem Stöcklein, gleich die, so aus der Taschen spielen.“

Auch Joh. Albrecht von Mandelsloh erwähnt in seiner morgenländischen Reise vom Jahre 1637 „das schwartz Wasser, so bei den Persern Kahwè genannt“, als etwas, das ihm neu ist. Das Kahwè muß gar heiß getrunken werden und ist „von widerwärtiger Wirkung, denn es soll sehr kühlen, daher unfruchtbar machen, weswegen es die geilen Perser trinken“. Lieber hält er sich an Sekt, den gastlich jeden Abend der Präsident der Englischen Kompagnie in Surata tredenzen läßt. „Unser Getränke,“ schreibt er, „war alsdann (nämlich des Abends) Selt mit Wasser vermischet und Palepuntzen, wobei von allerhand frischen, drögen und eingemachten Früchten aufgesetzet war.“

Man sieht, wie fremd den Europäern damals der Kaffee noch war. Der in Italien und Holland gegen Mitte des siebzehn-

Daniel Chodowiecki: Der Kupferstecher Deusch und seine Frau beim Kaffee.
(„Von Berlin nach Danzig“, 1773.)

Herren und Damen der Rokokozeit bei Kaffee und Spiel. (Aus der Lipperheidischen Sammlung des Königl. Kunstgewerbemuseums in Berlin.)

ten Jahrhunderts eingeführte kam aus dem westlichen Arabien, aus Jemen, dem jetzigen Imamat von Sana, und zwar über Ägypten und Kairo, das die Araber El Miso nannten.

Obwohl im östlichen Afrika, insbesondere im ganzen Süden von Habesch, wild wachsend, ist der Kaffeebaum mit seinen Früchten auch im Orient erst spät benutzt worden. Angeblich soll zuerst das Volk der Galla, südlich von Habesch, die Bohnen des Kaffeebaumes — des Baumes Bun — geröstet und mit Butter gemengt als Stärkungsmittel genossen haben. Dann — um die Mitte des fünfzehnten Jahrhunderts — kam ein Iuger Araber, der treffliche Scheich El Schäsili, dahinter, daß sich aus den gerösteten Bohnen ein vorzügliches Getränk herstellen lasse. Des wackern Mannes Erfindung hatte zur Folge, daß der Kaffeebaum in Jemen zur Anpflanzung gelangte. Von hier aus verpflanzten ihn die Holländer 1690 nach Java und die Engländer nach Vorderindien. Einige Jahrzehnte später — es war 1727 — brachten die Franzosen einige Bäumchen nach Martinique, einer der Inseln der Kleinen Antillen. Von den dortigen Plantagen, die sich schnell entwickelten, wurden in der Folgezeit Stämme in das amerikanische Festland verpflanzt, und mit ihnen ist die Grundlage zu der gewaltigen Kaffeeproduktion Brasiliens und Mittelamerikas gelegt worden.

Manchem Strohkopf hat die Welt ein Denkmal gesetzt, aber der verdienstvolle Scheich El Schäsili, der den Grund zu einer Milliardenwirtschaft gelegt hat, der ein Kolonisator großer Ländergebiete geworden ist und als der Vater einer neuen Epoche des Trinkens und des geselligen Verkehrs gelten kann, ist leer ausgegangen — kaum noch, daß sein Name bekannt ist. Sogar in Teheran und Konstantinopel weiß man von El Schäsili nichts mehr, obwohl alle Welt ohne Kaffee nicht leben kann. Wir nargile und dir findschan kächwe — ein Nargileh und ein Täßchen Kaffee — sind den Söhnen des Propheten, obwohl mancher Sultan, wie Achmed I. und Murad IV., strenge Verbote gegen diese Genüsse erlassen haben, die Vorfreuden des Paradieses. Aber der Kaffee muß ssade — ohne Zucker — sein. Milch ist ebenfalls ausgeschlossen. Und der Satz muß mitgetrunken werden, daher der Kaffee im kleinen Porzellan- oder Silbertäßchen, das in einem Untergestell ruht, vor dem Trinken sorgsam umgerührt wird. Dem Abendländer ist solcher Genuß ein sehr fragwürdiger, wie er denn auch den schäbigen türkischen Cafés und dem Tschibuk, der ihm dargereicht wird, zumal das Mundstück schon mehr als tausend

Digitized by Google

C. Schmidt: Die Konditorei von Josty in Berlin. 1845. (Aus der Lipperheidischen Sammlung des Königl. Kunstgewerbemuseums in Berlin.)

Gläubige benutzt haben, keinen Geschmack abzugewinnen vermag.

Genug, die Italiener, Holländer und Franzosen haben den Vorzug gehabt, anfänglich wirklich echten Mokka zu trinken. Die Italiener blieben dem köstlichen Getränk treu. Ganz wie den Franzosen sind ihnen die Cafés ein Lebensbedürfnis geworden, ohne die das Vergnügen, ein Sohn Italiens zu sein, sehr zweifelhaft wäre. Bei caffè latte oder caffè nero in oder vor dem Café zu sitzen, auch wohl gelato di crema, fragola, arancio oder limone zu schleckern, erscheint ihnen als des Tages höchste Lust. Anders die Holländer: sie gaben mit der Zeit dem Tee den Vorzug. Das gleiche haben die Engländer getan. Die Russen wiesen den Kaffee überhaupt ganz ab, wie denn auch heute noch im Lande des Väterchens das Café ein ziemlich unbekannter Begriff ist — man kennt nur die Traktirs, in denen Tee und Speisen verabreicht werden.

Es versteht sich von selbst, daß der Kaffee und das Café im siebzehnten Jahrhundert auch in den Ländern, die ihnen günstig waren, noch geraume Zeit bis zur allgemeinen Anerkennung zu kämpfen hatten. Zwar befreundete sich die junge Generation mit dem neuen Genuß, der so vortrefflich zu dem des Tabaks paßte, ziemlich schnell; nicht so die älteren Personen: manche mochten vom Kaffee nichts wissen. Noch im Jahre 1698 schrieb Elisabeth Charlotte von Orleans aus Port Royal an ihre Halbschwester, die Raugräfin Amelie Elisabeth: „Viel Leute hier trinken Tee und Kaffee und Schokolade, aber ich nehme gar nichts von diesem Zeug, bilde mir ein, es sei nicht gesund." Und im Dezember 1712 schreibt sie aus Versailles an ihre andre Halbschwester, die Raugräfin Luise: „Ich kann weder Tee, Kaffee noch Schokolade vertragen, kann nicht begreifen, wie man es gern trinkt. Tee kommt mir vor wie Heu und Mist, Kaffee wie Ruß und Feigbohnen, und Schokolade ist mir zu süß, kann also keines leiden." Doch das junge Geschlecht, die Sezession, schlug wie gewöhnlich das alte aus dem Felde: um die Wende des siebzehnten Jahrhunderts hatte es dem Kaffee trotz der Feindschaft der Herzogin Elisabeth Charlotte von Orleans und gleichgesinnter Großmütter und Urgroßmütter auf

Digitized by Google

der ganzen Linie zum Siege verholfen. Freilich, die traditionelle Morgensuppe hatte der Kaffee in den untern Schichten des Volkes noch nicht verdrängt: das kam erst später. Immerhin war er in den wohlhabenden und vornehmen Kreisen fast zur Notwendigkeit geworden.

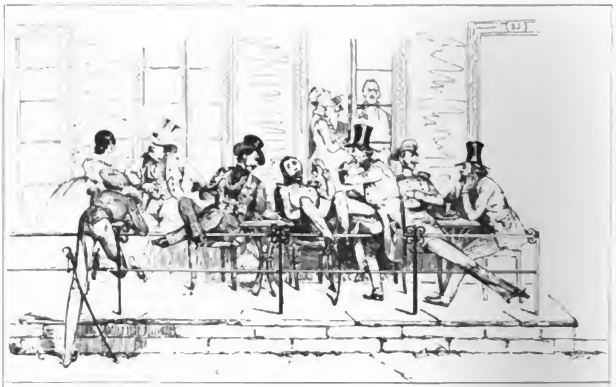
Deutschland hat zu dieser Wandlung erheblich beigetragen. Hier war der Kaffee im letzten Drittel des siebzehnten Jahrhunderts aufgetaucht. Gar bald lockten auch Kaffeehäuser — zuerst in Hamburg, Straßburg, Frankfurt, Leipzig, Dresden, Wien, Nürnberg, dann in Berlin und in den Hauptstädten der brandenburgisch-preußischen Provinzen. Für Nürnberg läßt sich genau feststellen, daß durch einen Mann namens Stör das erste Kaffeehaus im Jahre 1696 eröffnet wurde, und zwar hinter dem Rathause. Berlin folgte alsbald nach. Kluge Finanzmänner sahen in Kaffee, Tee und Schokolade vorzügliche Objekte der Besteuerung. Die Kriegskasse war leer, und die Akzise mußte helfen.

Wiener Literatencafé in der Restaurationszeit. (Nach einer farbigen Lithographie der Lipperheidischen Sammlung des Königl. Kunstgewerbemuseums in Berlin.)

Schon 1698 war die Perückensteuer eingeführt und 1701 erheblich verschärft worden. Auch eine Kopfsteuer hatte man 1701 aufgelegt. Aber die Erträge genügten nicht. Man besteuerte also eine Menge andrer Gebrauchsgegenstände, beispielsweise jedes Paar Stiefel, Schuhe oder Pantoffel, jedes Paar Strümpfe und jeden Hut mit einem Groschen. Luxusgetränke wie Kaffee, Tee und Schokolade konnten billigerweise nicht verschont blei-

Das Café des Comédiens in Paris zur Revolutionszeit. (Aus der Lipperheidischen Sammlung des Königl. Kunstgewerbemuseums in Berlin.)

Digitized by Google



Fashionable Eisesser auf der Außenterrasse bei Kranzler in Berlin. 1848. (Aus der Lipperheidischen Sammlung des Königl. Kunstgewerbemuseums in Berlin.)

Caffe- und Thee-Versammlungen es vor ein requisitum geachtet wird, Französisch zu reden, aber wenn ich bitten darf, so soll es dieses sein, daß wer sich gemüßigt findet, bei mir einzusprechen, sich keiner andern Sprache als der teutschen bediene. Wir alle sind Teutsche, befinden uns jetzo in Teutschland und wollen uns auch als redliche Teutsche aufführen." Es wurde eine Fülle von Ansichten über Politik, Literatur, Wissenschaft, Industrie, Ackerbau und Handel ausgetauscht, manches Erlebnis und manche Erfahrung mitgeteilt, den Damen nach allen Regeln der Kunst gehuldigt, die frische Kühle des schönen Gartens genossen und dazwischen manches „Köpgen" gezuckerten und ungezuckerten Kaffees geleert, bis die vorgerückte Stunde zum Aufbruch mahnte. Kurz, man nimmt wahr, daß der Kaffeeklatsch — hier allerdings in besserer Form — schon im frühen Lebensalter des schwarzen Trankes prächtig geblüht hat.

Im Laufe der zweiten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts war der Kaffee so mächtig geworden, daß er nun auch die Haushaltungen der einfachen Leute aus dem Volke zu erobern begann. Die kräftige Mehlsuppe und das Warmbier als Morgensuppen mußten dem Morgenkaffee weichen. Wer die Ausgabe für die teuren Bohnen nicht erschwingen konnte, leistete sich wenigstens einen Kaffee aus gerösteten Ger-

Englische Kaffeehausszene aus dem zweiten Drittel des neunzehnten Jahrhunderts. (Aus der Lipperheidischen Sammlung des Königl. Kunstgewerbemuseums in Berlin.)

Digitized by Google

Adolph Menzel: Pariſer Boulevardcafé. 1870. (Nach einer Radierung aus dem Beſitz der Kunſthandlung von Amsler u. Ruthardt in Berlin.)

ſten-, Weizen- oder Roggenkörnern und ſpäter aus der freudig begrüßten Zichorie oder der gedörrten und gemahlenen Feige. Zur Erſparnis an Bohnen tauchten auch bereits billige Surrogate auf, denen „Bindekraft, Stärke und angenehmer Geſchmack" nachgerühmt wurden. Das am meiſten benutzte, das ſich länger als ein Jahrhundert der Gunſt aller bohnenzählenden Hausfrauen erfreut hat, beſtand in der Hauptſache aus eingekochtem Ochſenblut. In dem heiligen Köln führte die Kaffeekanne ſchon damals den Namen „Bankrottspott", denn ſie durfte, weil jeder auf Kaffee erpicht war, den ganzen Tag nicht leer werden. Als die Kontinentalſperre begann, ſtieg der Preis der Bohnen derart, daß für das Pfund mehr als ein Reichstaler verlangt wurde. Jetzt begann leider das Fälſchen der Bohnen, indem man ſchlechte Qualitäten mit Ocker und Zucker beim Brennen „veredelte" oder die Bohnen beſchwerte.

Nichts iſt bezeichnender für die Kaffeeſchwärmerei damaliger Zeit als ein Kaffeeverbot, das am 17. Februar 1784 der damalige Kurfürſt von Köln, Maximilian Friedrich, für das Herzogtum Weſtfalen erließ. Es heißt da: „Uns iſt zu Unſerm höchſten Mißfallen die unterthänige Anzeige

Digitized by Google

Türkische Kaffeehausszene in Konstantinopel.

geschehen, daß in Unserm Herzogthume Westphalen der Mißbrauch des Kaffeegetränks so sehr eingerissen, daß Wir, diesem Uebel zu steuern, und vermöge Landesherrlicher Verordnung die abhelfliche Maß zu geben mildest veranlaßt worden. Wir gebieten und befehlen also zu desto sicherer Erreichung eines so heilsamen Endzwecks, gnädigst und ernstlich: daß nach Verlauf von vier Wochen nach Verkündigung gegenwärtiger Verordnung keiner, weß Standes und Vermögens er auch immer sein möge, sich unterstehen solle, Kaffee, gebrannt oder ungebrannt, in großer Quantität oder geringem Maße in Unserm Herzogthum Westphalen öffentlich oder heimlich zu verkaufen, und dies unter Strafe von 100 Rthlr. bei jedem Betretungsfalle, welche, wenn er zur Erlegung nicht vermögend ist, in zwei Jahre Zuchthaus umgelegt werden soll." In einer Anzahl folgender Paragraphen sind weitere Bestimmungen gegeben und dabei für einige leichte Vergehen drakonische Strafen bis zu vier Jahren Zuchthaus angedroht. Jeder Kaffeekram und jeder Kaffeeausschank wird aufgehoben und den Händlern und Wirten befohlen, bei Strafe von hundert Reichstalern oder zwei Jahren Zuchthaus, ihren Kaffeevorrat binnen vier Wochen abzuschaffen. Gestattet wurde nur, Kaffee in Posten von mindestens fünfzig Pfund für den eignen Gebrauch von außerhalb zu beziehen. Weiterhin lautet ein Paragraph wörtlich: „Alle Hausväter und Mütter, weß Standes sie immer sein mögen, sollen denen Arbeitern, besonders denen Wasch- und Bügelweibern, oder sonst Jemand, keinen Kaffee bereiten lassen, oder auf einige Art gestatten, und zwar unter Strafe von 100 Rthlr." Sämtliche Beamten, Bürgermeister und Ortsobrigkeiten werden aufgefordert, bei Vermeidung einer Strafe von hundert Goldgülden auf die genaueste Befolgung dieser Verordnung ein wachsames Auge zu haben ... „Denjenigen, der solche, die dieser Verordnung zuwiderhandeln, anzeigen wird, soll die Halbscheid der anbictirten Geldstrafe, mit gänzlicher Verschweigung seines Namens, angedeihen." Feierlichst ward diese Verordnung auf den Kanzeln verlesen, „auch sonsten gewöhnlicher Orten und Maßen publiziert und affichiert." Und es folgte nun eine An-

Digitized by Google

geberei und Kaffeerieicherei, die zahlreiche Leute im Herzogtum Weſtfalen unglücklich gemacht, die zu den bitterſten Feindſchaften geführt und eine Menge andrer ſchwerer Unzuträglichkeiten geſchaffen hat.

Die Abſicht des Kurfürſten von Köln, nach Möglichkeit die unbemittelten Kreiſe vor dem Genuß des koſtſpieligen Kaffees zu bewahren und ihn nur Leuten zu geſtatten, die imſtande waren, mit einem Male fünfzig Pfund Kaffeebohnen zu kaufen, erwies ſich als gänzlich verfehlt. Der Kaffee ſchwemmte mit gewaltiger Woge alles hinweg, was ſich ihm hindernd entgegenſtellte. Allüberall wurde er mit Begeiſterung getrunken, und das um ſo mehr, als die Porzellanmanufakturen ſeit Böttgers Erfindung eine Fülle der reizendſten Kannen, Kännchen, Taſſen und Täſchen für den Kaffeetiſch zur Verfügung ſtellten. Meißen, Wien, Fürſtenberg, Höchſt, Nymphenburg, Berlin, Frankenthal und Ludwigsburg waren in dieſen Gaben unerſchöpflich. Jede deutſche Hausfrau ſtrahlte in Glück und Stolz, wenn ſie einige ſchöne Erzeugniſſe dieſer Manufakturen oder gar einige chineſiſche und japaniſche Porzellane erlangen konnte. Man ſammelte eifrig Porzellan und verlieh mit ihm bei feierlichen Gelegenheiten dem Kaffeetiſch einen beſtrickenden Zauber.

Leſſer Urx: Im Café Bauer zu Berlin.

Inneres des Café Bauer in Berlin.

Digitized by Google

Hugo Mieth: Samstagnachmittag am Kaffeetisch.

Nach Anbruch des neunzehnten Jahrhunderts hatte der Kaffee auf der ganzen Linie einen vollständigen Sieg errungen. Vergessen waren die Anfechtungen, welche er erlitten, vergessen die gelehrten Betrachtungen, welche 1694 Elias Camerarius, 1695 Marcus Mappius, 1728 der pseudonyme Andronicus, 1743 Johannes Krügerus und eine Reihe andrer würdiger Medizinmänner mit und ohne Tadel über ihn angestellt hatten; überwunden war die Scheu gegen „das schwartz frembd Wasser" und „seine geheim-mystischen Würkungen": Kaiser, Könige, Papst, Bauer, Handwerker, Kleinbürger, sie alle waren von ihm bezwungen worden und fühlten sich unter seinem belebenden, anregenden und aromatischen Regiment überaus wohl.

Von nun an tritt das Kaffeehaus in eine neue Epoche. Sie fällt zusammen mit jener der wachsenden politischen Freiheit, der angewandten Naturwissenschaften, der Großindustrie, des Welthandels und des Weltverkehrs. Die Dampfmaschinen beginnen mit tausendfachen Händen zu schaffen, die Lokomotiven die Länder zu durchsausen und die Dampfer den Ozean zu durchkreuzen. Mit der Abgeschlossenheit ist es vorbei — die Schranken fallen, das Reisen im großen Stil nimmt seinen Anfang, zu Tausenden strömen die Angehörigen aller Nationen nach Paris und den kunstreichen Städten Italiens, um das Leben zu genießen, alte Kunstschätze zu bewundern und der Zivilisation zu huldigen. Und an der Seine regen sich unter dem dritten Napoleon die Kräfte: ein Teil des alten Paris wird niedergerissen, daß die Staubwolken fliegen, und ein neues, das einer Weltstadt würdig ist, mit breiten Boulevards, langen Avenuen, großen Plätzen, schönen Anlagen und stattlichen Bauten, eiligst hervorgezaubert. Die gelungene, wahrhaft glänzende Metamorphose, die schon vor der völkerverbindenden Weltausstellung vom Jahre 1866 beendet ist, gibt sich auch in neuen Hotels und Cafés, die den alten weit überlegen sind, anziehungskräftig zu erkennen. Eisenkonstruktionen, große gegossene Spiegelscheiben, Wandspiegel, Vergoldung, Marmor, Bronze, Kristall und roter Plüsch vereinigen sich im Café zur elegantesten Wirkung und zu jener stimmungsvollen Musik der Lebensfreudigkeit, der ein internationales Publikum, das sich amüsieren und nach Kräften genießen will, so gern lauscht.

Das machte Schule, auch in dem kaffeedurstigen, dazu mit den Pilsner Brauereien eng befreundeten Wien. An der neuen Ringstraße öffnen sich die Cafés als Stätten verführerischster Daseinsherrlichkeit. Hinter dem stattlichen Büfett walten einige fesche Schönheiten ihres Amtes, in den Sälen macht der Zahlkellner als eine Art Paterfamilias die Runde, und auf die Marmortische setzen

John Philipp: Alte Frau mit Kaffeetasse.

Digitized by Google

Friedrich Wahle: Beim Nachmittagskaffee im Hofgarten zu München. (Mit Genehmigung der Verlagshandlung Braun u. Schneider in München.)

Kellner mit berückender Gewandtheit Melange, Kaffee schwarz oder Pilsner. Schon vor der Weltausstellung im Jahre 1873 war dieses Wiener Café mit seiner ganzen lokalen Eigenart fix und fertig. Es erregte die Bewunderung der Fremden, die in langen Strömen aus allen Himmelsgegenden herbeieilten, um das große Schauspiel, welches menschliche Intelligenz im Prater geschaffen, anzustaunen und zu verwerten.

Eigenartig waren die Wiener Kaffeehäuser schon vordem gewesen. Liotard hatte bereits im achtzehnten Jahrhundert aus ihnen sein berühmtes „Schokoladenmädchen" geholt, das sich jetzt in der Dresdner Galerie befindet. Zur Zeit des Kongresses, der ja jahrelang gedauert hat, wird ihrer als sehr behaglicher Stätten gedacht. Das Materielle in vorzüglicher Form darzubieten, den Gast durch geschicktes Erfassen und Berücksichtigen seiner Gewohnheiten zum Stammgast umzuwandeln, das Bestreben, bei aller Feinheit doch den Wiener Ton der Ungeniertheit walten zu lassen, zudem eine möglichst reiche Lektüre an Zeitungen und Zeitschriften aufzulegen, alles das waren schon Vorzüge der älteren Cafés. Aber diese Cafés waren, wenn man sie mit persönlichen Wesen vergleicht, noch nicht zum Bewußtsein ihrer besondern, aus lokalen Verhältnissen und lokalem Wesen erwachsenen Eigenart gelangt, nannte sich doch ein berühmtes Kaffeehaus am Stephansplatz

Digitized by Google

Modernes Meißner Kaffeegeschirr. (Fabrikat der Königl. Sächsischen Porzellanmanufaktur.)

in Wien Jahre hindurch „Café Français". Erst die neue Ära verlieh der lokalen Eigenart dadurch Ausdruck, daß sie vom „Wiener Café" sprach. Das Wiener Café wurde alsbald mustergültig. Es übertrug sich und seine Eigenart auf viele Städte Europas, darunter auch auf Berlin.

Mit erfreulicher Munterkeit war Preußens Hauptstadt trotz der Beschwerlichkeiten der Akzise in den Kaffeestrudel hineingestürzt. Aber die Berliner Kaffeehäuser entwickelten sich in ihrem Äußern nicht so stattlich, wie man hätte erwarten können. Das Große und Elegante blieb ihnen mit wenigen späteren Ausnahmen sehr fern. „Konditorei und Café", diese Aufschrift sagt alles. Der Schwerpunkt des Geschäfts lag im Gebäck, in den Bestellungen, im Ladengeschäft, in den Windbeuteln mit Schlagsahne, deren Größe und Güte das weibliche Berlin nächst den Mohnpillen für die verdienstvollsten Leistungen der Konditorei hielt. Kleine schlecht erleuchtete Räume mit süßem Kuchenduft, zu denen der Gast nach Passieren des Ladenraumes gelangte, wenige Zeitungen lokaler Richtung und geringe Auswahl an Getränken, so war die Mehrzahl der Berliner Mokkastätten noch in der zweiten Hälfte des vergangenen Jahrhunderts beschaffen. Nur einige größere Cafés, meist errichtet und geleitet von findigen Leuten aus Solothurn und aus Neuchâtel, das ja von 1707 bis 1848 preußisch und schweizerisch zugleich war, boten erfreulichere Seiten dieses Berliner Kaffeehauslebens dar.

Sogenannte literarische Cafés waren jene von Stehely in der Charlottenstraße, gegenüber dem Gendarmenmarkt, und von Spaniapani an der Nordseite der Straße „Unter den Linden". Ernst und gemessen studierten in den freundlich-saubern Räumen die Vertreter des geistigen Berlins die großen Blätter der Provinz und des Auslandes sowie einige Dutzend hervorragender deutscher und fremder Zeitschriften. Auch Josty an der Stechbahn, Hillbrich, damals an der Ecke der Leipziger- und der Wilhelmstraße, und Schilling in der Friedrichstraße genossen den Ruf, die periodische Literatur und die Tagespresse stärker als andre Konditoreien zu pflegen. Wer das Berliner Straßenleben am interessantesten Punkte der Stadt, der Kreuzung der Straße „Unter den Linden" und der Friedrichstraße, genießen wollte, wanderte nach Kranzler und setzte sich dort auf den Balkon, der bereits 1834 nach Stülers Entwurf erbaut und echt preußisch mit einem Geländer von ausrangierten Gewehrläufen

Digitized by Google

Paul Meyerheim: Orientalisches Café. Gemälde von der Orientreise des Künstlers 1892/93. Zu Georg Buß: Kaffee und Kaffeehäuser.

versehen war. Einige Cafés in der Potsdamerstraße, insbesondere Café Karlsbad und Café Jachmann, schöne Gartenlokale, in denen die Beamtenschaft, das bessere Bürgertum und die Schachmatadore zu verkehren pflegten, hatten mehr den Zuschnitt von Restaurants, wie es denn Mode geworden war, jeden Biertempel als „Café" zu bezeichnen.

Ein schlichter, geradezu entsagungsvoller Zug war der Stadt eigentümlich. Stellenweise trug sie, obwohl Haupt- und Residenzstadt, ein dörfliches Gepräge oder den Charakter des Chaotischen und Unfertigen. Die Fremden konnte man zählen, ein Türke mit dem Fes erregte Aufsehen, und ein Chinese mit dem Zopf veranlaßte einen schwer zu entwirrenden Straßenauflauf. Aber unter der schlichten Decke schlugen die Herzen, glühte das Leben, waltete das Gefühl eiserner Pflicht, wogte die Kraft. Wer die Kriegsjahre miterlebt hat, wer Zeuge der flammenden Vaterlandsliebe gewesen ist, wer die hingebende Opferwilligkeit und gewaltige Tatkraft kennen gelernt hat, der mußte diesem Berlin Mark in den Knochen und eine große Zukunft zugestehen.

Eine neue Stadt, groß, modern, glänzend, kunstverschönt und menschenbelebt, wuchs heran. Die Fremden strömten aus allen Himmelsgegenden neugierig herbei, um die junge Kaiserstadt an der Spree und diese Berliner, die im Kampf des Deutschtums gegen gallischen Übermut den Ton angegeben, des Genauern kennen zu lernen. Und Herbergen wurden notwendig — sie standen alsbald mit langen, hochragenden Fronten und säulengetragenen Vestibülen in frischer Pracht einladend da. Und gastliche Stätten, Bierhallen, Speisehallen, Weinstuben taten sich auf — bald altdeutsch, bald neudeutsch im Stil, bald „däftig" und bald behaglich gehalten.

Wie hätten da die Cafés zurückbleiben können! Es war vor dreißig Jahren, Anno 1877, als sich die Pforten des Café Bauer an der Straße „Unter den Linden" öffneten. Einrichtung und Betrieb waren nach Wiener Art, nur reicher und stärker auf das Auge berechnet. Die Berliner staunten über die unerhörte Pracht, über die edlen Hölzer, den schweren Damast, den Samt, den Kristall, die Goldbronze und die großen Wandgemälde, in denen Anton von Werner und der inzwischen verstorbene Wilberg Marmorbauten, Gärten und figurenreiche Szenen antiken Lebens farbenschön geschildert hatten. Nun war der Bann gebrochen. Andre Wiener Cafés folgten nach, manche prächtiger als das Café Bauer, andre einfacher und zweckentsprechender. Das Wiener Café war Mode geworden — Melange, Kaffee schwarz und Gebäck triumphierten über die altmodische Tasse Kaffee mit Kuchen, welche die Konditorei bot.

Und heute? Nun, zu Dutzenden stehen die Cafés, groß, luftig und elegant, in allen Teilen der Stadt geöffnet, ihrer Wiener Flagge längst entledigt und als vollwichtige Berliner bezeichnet. Das Leben der Millionenstadt flutet in ihnen bis tief in die Nacht hin und her, die Sprachen aller Nationen dringen an unser Ohr, und mehr noch als in Paris ist in ihnen der Pulsschlag der großen Welt zu spüren.

Das „heiß schwarz Wasser", das in längst vergangenen Tagen dem braven Olearius und dem biedern Mandelsloh so rußig und brandig dünkte, ist ein Zaubertrank geworden, der im Laufe von zweihundertundfünfzig Jahren die Welt umgarnt hat, dem sie verehrungsvoll glänzende Paläste erbaut hat und dem, wie unsre Bilder zeigen, zahlreiche Künstler mit Zeichenstift und Palette gehuldigt haben.

An ein Mädchen

Seh' ich ein Kornfeld wogen
Im Morgenhauch,
Denk' ich der weiten Meere
Und deiner auch.

Und meine Augen brennen
In wachem Leid,
Wie dieses blonde Wogen
Strich mich dein Kleid.

Und wie die weiten Meere,
So tief und breit,
Trennt mich von deinem Herzen
Ferne und Zeit.

J. J. Horschick

Digitized by Google

Meine Stoffe und Modelle

Von Hans Hoffmann

Oft und oft bin ich von wißbegierigen Freunden oder solchen, die es werden wollten, gefragt worden, aus welchen Quellen oder von welchen Anregungen her ich meine Novellenstoffe bezogen habe, oft auch, ob ich dabei lebende Menschen als Modelle benutzt habe.

Da geschieht mir's nicht selten, daß ich die Antwort schuldig bleiben muß: ich weiß es selbst nicht, der Stoff ist mir durch unkontrollierbare Gedankenverbindungen irgendwie aus einem geheimnisvollen Hintergrunde angeflogen, ich kann getrost sagen, wie eine gebratene Taube gerade ins Maul. So habe ich mich einmal fromm hingesetzt mit der bewußten Absicht: jetzt will ich ein Bozener Weinmärchen schreiben. Und nach Erledigung der ersten Zigarre hatte ich's wirklich. Das Rezept ist ganz einfach: man nehme ein Denkmal Walthers von der Vogelweide, ein phantastisches Dolomitengebirge, das man kürzlich durchwandert hat, einen geräumigen Weinkeller, in dem man kürzlich unter Leitung des Besitzers eine scharfe, vielleicht etwas ruhmlose Weinprobe abgehalten hat; man gebe eine Lokalsage und einige gut abgelagerte germanistische Kenntnisse hinzu; ein Hochzeitsreisepärchen braucht man in der Bozener Gegend nicht mit der Laterne zu suchen: und alle wichtigsten Ingredienzien sind beisammen. Wie diese sich freilich zu einem leidlich rundgeformten belletristischen Knödel zusammengebacken haben, entzieht sich durchaus meiner Erinnerung. Die Geschichte hieß dann: „Wasser. Ein Weinmärchen."

Bei einer andern der „Bozener Mären" hatte ich nur eine einzige Keimzelle: die Anschauung eines gefrorenen Wasserfalls im Eggental. Wie daraus der ganze kleine Organismus des Märchens in der Stille erwachsen ist, entzieht sich meiner Kenntnis. In Märchenstimmung kommt man in der zauberhaften Bozener Landschaft, in der ich über ein Jahr gesessen habe, nicht eben schwer.

Ein andermal kann ich das Werden einer Geschichte fast Schritt für Schritt verfolgen wie die Bildung eines Kristalls. Man fragt mich, ob ich die merkwürdigen Herren Pädagogen, die das Buch „Das Gymnasium zu Stolpenburg" und einige sich daran anlehnende Erzählungen bevölkern, persönlich gekannt und porträtmäßig abgebildet habe.

Ja und nein.

Ich will zur Erklärung ein Beispiel geben. Ich nehme die Skizze „Erfüllter Beruf". Wir hatten einen Lehrer am Stettiner Gymnasium, Mathematiker, einen der gelehrtesten, geistreichsten und liebenswürdigsten Menschen, der aber in der Klasse durchaus keine Disziplin halten konnte. Es ging nicht, und es ging nicht. Wir verständnislosen Lümmel ärgerten ihn, wo wir konnten, nicht aus böser Absicht oder irgendwelcher Abneigung gegen ihn, sondern einfach aus Lust am Radau und der Kinderfreude an Tierquälerei.

Ein zweiter unsrer Professoren hatte das zufällige Schicksal, während des Unterrichts vor den Schülern auf dem Katheder an einem Schlaganfall zu sterben.

Ein dritter, an Wassersucht erkrankt, hatte den seltsamen Ehrgeiz, dieses Beispiel nachzuahmen, und ließ sich tagtäglich unter den fürchterlichsten Schmerzen in die Klasse fahren und tragen. Erst einige Tage vor dem Ende konnte er nicht mehr. Dieser war übrigens ein glänzender und origineller Pädagoge, dessen Art ich für eine andre Geschichte viel entnommen habe: „Munks Madonna."

Ein vierter, ein bedeutender Kopf, aber recht mittelmäßiger Lehrer, ließ sich mit siebzig Jahren pensionieren und zog aufs Land. Aber er konnte die Untätigkeit nicht aushalten: er machte sich aus reinem jugendlichem Übermut das Vergnügen, in der Dorfschule zu unterrichten.

Das sind meine vier psychischen Aktmodelle; freilich habe ich nur von diesem einen Arm, von jenem ein Bein, von dem dritten die Nasenspitze und vom vierten den Ohrlappen entnommen: und siehe, so wurde etwas ganz andres daraus; die armen Kerle wurden im Dichttiegel jämmerlich zerkocht und in eins verschmolzen. Auch wird der Dichter im Unterschied vom Maler und Bildhauer wohl niemals in andrer Art Modelle benutzen können. Stellt er doch nach Lessing überhaupt nur menschliche Handlungen dar

Digitized by Google

und nur andeutungsweise, durch die Phantasie des Lesers erst zu konstruieren, menschliche Gestalten und Charaktere. Folglich kann ihm kein ganzer Mensch als Modell dienen, sondern nur einzelne Handlungen und Eigenschaften.

Von jenem vielgequälten Mathematiker wußte man, daß er im Gegensatz zu seinen Schulmißerfolgen seine eignen sehr zahlreichen Kinder, Knaben und Mädchen, ganz ausgezeichnet zu erziehen verstand; sie sind samt und sonders tüchtige, einige sogar hervorragende Menschen geworden. Umgekehrt waren die Söhne unsers Direktors, eines in der Schule gefürchteten und herrschgewaltigen Mannes, so ziemlich die wildesten und durchtriebensten Früchtchen der Anstalt. Auch aus ihnen ist übrigens nachher etwas Rechtes geworden. Aus der Beobachtung dieses eigentümlichen Kontrastes entstand mir die Novelle „Brutus" in dem Bande „Treue Mutterliebe". Modelle für schwache Mütter sind ja an allen Ecken und Enden zu finden.

Eine ganz absonderliche Entstehungsgeschichte hat meine Novelle „Der Hexenprediger". In einem lustigen und witzigen Kreise, dem ich in Rom, dann in Berlin angehörte, verkehrte auch ein Arzt, der zufällig mehrere Hinrichtungen durch Beil und Strang mit angesehen hatte und nun gern und ausführlich, selbst mit einem gewissen Behagen, das man meinetwegen zynisch nennen mag, davon erzählte. Daraus entstand der Scherz: wenn jener einmal aus irgendeinem Grunde an einem der Versammlungsabende fehlte, so hieß es: „Er ist ins Lüneburgische, ins Hennebergische, ins Kurpfälzische oder wohin sonst immer zu einer Hinrichtung gereist." Dadurch war schon ein leichter historischer Hauch mitgegeben. Ich widmete ihm damals das schöne Lied, nicht allzu frei nach Wilhelm Müller, in memoriam:

Das Köpfen ist des Henkers Lust,
Das Köpfen.
Das müßt' kein rechter Henker sein,
Dem niemals fiel das Köpfen ein,
Das Köpfen.

Das Hängen
Das Rädern
Das Brennen
} ist des Henkers Lust ...

Vielleicht war es aber doch ein geheimer innerer Schauder beim Anhören solcher gruseligen Berichte, der mich dazu trieb, mich einmal ernsthaft in die Seele eines Menschen zu versetzen, der etwa von Amts wegen gezwungen wäre, einer Reihe von Hinrichtungen beizuwohnen; natürlich durfte dieser Zuschauer kein Wüterich oder Stumpfbold sein, sondern ein extra weiches Gemüt; und um's recht pikant zu machen, mußte er nicht bloß betrachtend, sondern recht tathandelnd bei der Sache beteiligt sein. Nun war nur noch die naheliegende Schiebung in die klassische Zeit der peinlichen Halsordnung und der Hexenprozesse nötig, und die Novelle war fertig. Der Kontrast zwischen zwei Frauengestalten fand sich wie von selber ein und gab die Füllung der Gewölberippen.

Man hat dann sehr oft gerade hinter dieser Geschichte ernsthafte chronikalische Studien vermutet. Nu na, sie wurden eben — siehe oben — am Biertische gemacht: es geht also auch so.

Andre Male habe ich allerdings Chroniken sehr ernsthaft zu Rate gezogen, oder richtiger, irgendeine Notiz hat mich angezogen, gefesselt und die Phantasie zum Weiterspinnen entzündet. Als ich im Jahre 1881 eine Woche auf Helgoland verweilte und mich dabei, wie ich pflege, in die Geschichte des Ländchens vertiefte, fand ich eine merkwürdige Begebenheit verzeichnet: im siebzehnten Jahrhundert hatten die Helgoländerinnen einmal einen richtigen, sogar hochverräterischen Aufruhr veranstaltet, indem sie die gesamte holsteinische Besatzung der Insel zusamt deren Kommandanten Herrn von Buchwald bei Nacht und Nebel gefangengenommen hatten, um ihre von den Dänen beim Fischzuge überrumpelten und als Blutgeiseln mit dem Tode bedrohten Männer, Brüder, Söhne zu retten. Nur diese kurze Angabe: aber das blanke Erz eines Novellenstoffs lag klar am Tage. Eine Rädelsführerin, natürlich ein liebendes junges Weib, war schnell gefunden; nun wieder eine kleine Pikanterie: sie durfte nichts weniger als eine geborene Heldin sein, nur aus Liebe es werden — und zwar einer Liebe, die dadurch erst in ihrer Fülle sich aussprach; aus Kontrasten und Widerkontrasten erwuchs alles andre ganz von selbst. Es konnte gar nicht mehr anders zugegangen sein als so. Die lebendige Anschauung des Ländchens half höchst wirksam mit.

Ganz ähnlich habe ich andre knappe historische Angaben benutzt und entwickelt, so im „Groben Pommer" und dem „Falschen

Digitized by Google

Bogislaw" in den „Geschichten aus Hinterpommern", am umfänglichsten in dem großen Roman „Wider den Kurfürsten". Hier die breite Unterlage: die bekannte Belagerung der damals schwedischen Stadt Stettin, meiner Heimat, durch den Großen Kurfürsten von Brandenburg und die politische Weltlage Deutschlands und Europas in den Jahrhunderten nach dem Westfälischen Frieden. Zeitgenössische Chroniken gaben reichlich militärische Einzelheiten, dagegen treten Persönlichkeiten, richtiger bloße Namen, ganz wenige und in ganz unbestimmten Umrissen hervor. Der tapfere, zähe Kommandant Herr von Wulffen wird genannt und auch vom Feinde gerühmt; kurz erwähnt wird, daß seiner Tochter während einer vorjährigen Versuchsbelagerung beide Füße von einer Bombe abgerissen wurden. Kurz erwähnt wird ein Kaufmann Wichensagen, der sich bei der Bürgerwehr in der Verteidigung durch Eifer und Energie hervorgetan habe. Die Frage, aus welchen Gründen er, der Deutsche, sich so sehr für die Schweden ins Zeug gelegt habe, wird nicht beantwortet: und gerade in dieser Frage lag der Ausgangspunkt aller meiner Empfindungen. Kurz erwähnt wird endlich ein Schiffer Pust, der sich durch Schlauheit und Kühnheit als Kundschafter und Botschaftsträger verdient machte.

Das war so ziemlich alles; für mich aber hieß es immer: je weniger, desto besser. Man kann dann hübsch radikal drauflos wirtschaften.

Die Novellette „Der Tribulierfoldat", die ja zuerst in diesen „Monatsheften" gestanden hat, ist erzeugt durch die bloße Angabe, daß solche Kerle im Dreißigjährigen Kriege als Erpressungsmittel verwendet wurden. Die Hebeamme war auch hier die Pikanterie des Kontrastes: der von einem schönen Weibe seinerseits tribulierte Tribulierfoldat.

Für die größere Erzählung „Der Teufel vom Sande" war überhaupt kein historisches Faktum gegeben, sondern als Anhalt und Kristallisierungskern mußte die eindrucksvolle Anschauung der hinterpommerschen Wanderdünen bei Leba im Verein mit der Kenntnis der verzwickten politischen Grenzverhältnisse dieser Gegend zur Zeit des großen Krieges genügen. Alles Menschliche ist frei erlogen.

Solches Ausgehen fast ausschließlich von der besondern Landschaft, ihrem Charakter und ihrer Stimmung ist vielleicht eine Spezialität meiner novellistischen Phantasie nach einer Richtung. Aus dieser Neigung heraus ist die umfangreiche, schon zum Roman neigende Novelle „Landsturm" langsam erwachsen. Der Eindruck der ungeheuren, unbeschreiblich großartigen Wüste der Kurischen Nehrung, eines schmalen Sand- und Dünenstreifens zwischen zwei Meeren, war so gewaltig gewesen, daß ich ihn in irgendeiner Form wieder von mir geben mußte. So kam es, daß die Wanderdüne mit ihrem geheimnisvollen Leben mir geradezu die Heldin, die eigentlich handelnde Person des Vorgangs wurde, der sich übrigens an einen halb sagenhaften Lokalbericht von flüchtenden Franzosen leicht anlehnt, die 1812 hier erschlagen worden sein sollen. Den menschlichen Figuren gereicht diese Geburt rein aus dem Geist der Landschaft heraus anscheinend nicht allen zum Vorteil; nicht alle mögen genügend individuell belebt sein. Auch der allzu heroische, manchmal hymnenartige Ton der Sprache mißfällt nicht wenigen. Das Übermaß von Größe dieser Natur hat ihn hineingebracht: ich konnt' es nachher nicht mehr ändern.

Das ganze Buch „Von Frühling zu Frühling" mit seinen zwölf Lebensbildern und Skizzen ist ebenso geworden. Die zwölf Landschaften sah ich vor meinem innern Auge, erfand mir Menschen und ihr Tun dazu und setzte sie als Staffage hinein. Auch hier ist die Natur fast niemals als ruhend geschildert; zum mindesten bewegt sie sich, meist handelt sie, ja, leitet die Handlung. Man hat mir's getadelt, daß die menschlichen Vorgänge zu sehr hinter der verschwenderischen Pracht jener Schilderungen zurücktreten, an sich daneben zu unbedeutend seien. Ich kann den Tadel als berechtigt nicht ganz anerkennen; wäre die Fabel an sich zu packend und spannend, die meisten würden das, was mir die Hauptsache war, mit gutem Recht flott überschlagen. Wo es mir auf Charaktere ankommt, wie in den Schulmeistergeschichten, gebe ich so gut wie gar keine Landschaft, wo auf starke Aktion, wie in den meisten Historien, ebensowenig.

Ich könnte hier noch manches Kuriosum beibringen, das vielleicht überraschen dürfte. Doch für diesmal sei es genug mit solchen Andeutungen; vielleicht bringen andre einmal andre Erfahrungen.

Digitized by Google

Bianka

Novelle von Emil Kaiser

Eine kleine Brücke führte von der Landstraße seitlich zu dem Kampo-santo. Eine Schar barfüßiger Kinder spielte dort Begräbnis. Voran schritten einige Knaben, die nur in ihrer Vorstellung vorhandene Weihrauchfässer zur Seite schwangen. Die Mädchen hatten ihre Schürzen als Chorröcke um die Schultern gehängt und zogen, eine Litanei singend, hintereinander her durch das offene Gitterpförtchen.

Mein Erscheinen störte den Ernst des Spiels. Eins der größeren Mädchen schielte mich unter seinem schwarzen, in die Stirn hängenden Haar einen Augenblick an, dann kicherte es leise und mußte seinen Gesang abbrechen. Das steckte die andern an, schließlich lachte die ganze Schar, und als ich gleichfalls den Mund verzog, stürzte sie mit dem üblichen Gebettel „Un soldino!“ auf mich zu. Ich kaufte mich von ihnen los, um mich in Muße umschauen zu können. Wie alle italienischen Friedhöfe bildete auch dieser eine einheitliche Anlage. Übermannshohe Mauern, an denen Denkstein bei Denkstein lehnte, schlossen rings den fast quadratischen kleinen Raum ein. Es fehlte an jedem gärtnerischen Schmuck, doch führte ein mosaikgepflasterter Weg von dem Pförtchen, das genau die Mitte der einen Mauer einnahm, zu einer bogenartigen Erhöhung der gegenüberliegenden Mauer. Dort stand in einer Nische das einzige figürliche Denkmal, aus weißem Marmor gearbeitet.

Indem ich darauf zuging, um es aus der Nähe zu besichtigen, bemerkte ich, daß ich nicht der einzige Besucher dieses Dorffriedhofs war. Seitwärts vor der Nische stand eine Dame, in die Betrachtung des Bildwerks versunken. Obgleich sie mir den Rücken zukehrte, erkannte ich in der eleganten Erscheinung eine Deutsche, die gleich mir in Nervi zur Kur weilte, und die ich auf der Strandpromenade flüchtig kennen gelernt hatte. Einen Augenblick dachte ich daran, umzukehren, mir lag nichts an einer Begegnung, aber dann reizte mich das Standbild, das durchaus von den gewöhnlichen Grabdenkmälern abwich.

In sehr realistischer Auffassung stellte es ein kleines krüppelhaftes Mädchen dar, in einem weiten Sessel zusammengekauert, die magern Hände mit den langen durcheinandergefalteten Fingern gegen die eingezogene Brust gedrückt.

Das kleine faltige Gesicht mit der vorspringenden Stirn, der tiefeingedrückten Nasenwurzel und dem lippenlosen, weinerlich verzogenen Munde wirkte abstoßend. Wenn der Künstler versucht hatte, einen versöhnlichen Zug hineinzulegen, so war ihm das jedenfalls nicht gelungen; bei der technisch vollendeten Ausführung des Werkes gewann es aber auch den Anschein, als sei die peinliche Wirkung beabsichtigt.

Einen um so rührenderen Eindruck machte ein Strauß wundervoller lebender Rosen, der der Statue auf den Schoß gelegt worden war, gleichsam, als solle das mißbildete Geschöpf einer grausamen Kunst getröstet werden durch die Anmut dieser holden Kinder einer überreichen verschwenderischen Natur.

Auf dem Sockel des Bildwerks stand nur der Name in schlichten Schriftzeichen: Bianka Menotti.

Die Dame hatte mir, als ich näher trat, langsam das Gesicht zugewendet. Ich zog grüßend meinen Hut, und da es unhöflich erschienen wäre, wenn ich sie nicht angesprochen hätte, so machte ich eine abfällige Bemerkung über das Grabmal.

„Es gefällt Ihnen nicht, das Kind, weil es häßlich ist,“ erwiderte Frau von Galen. „Muß denn alles schön sein?“

Ich fand ihren Ton merkwürdig gereizt meiner immerhin maßvollen Kritik gegenüber, deshalb erklärte ich gelassen: „Das verlange ich nicht, aber das Schöne erfreut, und es hat deshalb eine Berechtigung, es zu verewigen. Diese fast affenartigen, verkniffenen Züge mögen der Umgebung des bedauernswerten Kindes schon unerfreulich genug gewesen sein, als es noch lebte, ich sehe wirklich nicht ein, weshalb man sie der Nachwelt aufbewahrt hat.“

Digitized by Google

„Vielleicht eben deshalb. Der Vater des Kindes selbst hat dieses Standbild geschaffen."

Überrascht sah ich die Dame an. Ihr Gesicht trug den Ausdruck tiefer Trauer, und ich sah jetzt den Augenlidern deutlich an, daß sie vor kurzem geweint hatte.

Das ließ mich natürlich einen andern Ton anschlagen. „Sie haben das Kind und seine Eltern gekannt," sagte ich bedauernd, „es sind vielleicht Ihre Verwandten, und diese wunderbaren Rosen stammen von Ihnen. Dann verzeihen Sie meine unschicklichen Bemerkungen."

Sie heftete seltsam schwärmerische Blicke auf das Grabmal. „Meine arme Bianka! Mein armes Kind!" flüsterte sie.

Ihr Benehmen befremdete mich. Ich wußte, daß sie eines Nervenleidens wegen hier an der Riviera weilte. Sie lebte sonst in Darmstadt, und ihr guter deutscher Name „von Galen" machte es auch unwahrscheinlich, daß sie mit dieser Bianka Menotti nahe verwandt war. Ich hatte es wohl mit dem ungereimten Einfall einer Hysterischen zu tun.

Bestärkt wurde ich in dieser Meinung noch, als die Dame nach einer Weile stummen Versenktseins fortfuhr: „Ich habe sie zweimal verloren — durch eigne Schuld."

„Ihr Schatten wird sich durch die Blumen beschwichtigen lassen, die Sie ihr bringen," sagte ich, auf ihre vermeintliche Wahnidee eingehend.

Ein fragender Blick streifte mich, dann hoben sich die Mundwinkel kaum merklich in leisem Spott.

„Gehen Sie mit nach Nervi zurück?" fragte sie mich ganz unvermittelt.

„Wenn Ihnen meine Begleitung nicht unangenehm ist."

Es ist doch gewissermaßen eine Bitte, die ich an Sie richte," erklärte sie lächelnd. Sie warf noch einen Abschiedsblick auf das Bild des verkrüppelten Kindes und wandte sich dann in stolzer Haltung dem Ausgang des Kamposantos zu.

Ich ging schweigend neben ihr und betrachtete sie verstohlen von der Seite.

Es war eigentlich seltsam, daß diese Frau das Wort gewissermaßen zur Verteidigung der Häßlichkeit ergriffen hatte. Sie selbst mußte mit ihren fünfunddreißig Jahren für ungewöhnlich schön gelten. Nicht nur ihre stattliche Figur, auch die Gesichtszüge waren von edelstem Gleichmaß. War der Schmelz der Jugend auch davongewischt, so hatte überwundenes Leid ihnen dafür einen wehmütig matten Glanz verliehen.

Unsre Straße führte zunächst durch das Dorf, zu dem der Friedhof gehörte. Als wir nach wenigen Minuten an einem baumbestandenen Platz vorüberkamen, wo beschattete Bänke zur Rast einluden, wandte meine Begleiterin mir das Gesicht zu: „Ich bin zu Fuß den sonnigen Weg von Nervi herübergekommen, ich möchte wohl einen Augenblick ausruhen," sagte sie. „Wenn es Ihnen nicht zu spät wird —"

Statt einer Antwort stieg ich die wenigen Stufen hinauf, die von der Straße zu dem Platz emporführten. Wir ließen uns nebeneinander auf einer der breiten Steinbänke nieder.

Vor uns führte eine Loggia an einem Laden und dem Postamt vorüber zu der kleinen Kirche, die sich hart am Rande der steil abfallenden Felsenküste erhob. Zur Seite über eine niedrige Mauer hinweg schweifte der Blick auf den Golf von Genua hinaus, dessen unbegrenzte Fläche in schillerndem Perlmutterglanz schimmerte. Ein einziger Dampfer stand dort irgendwo in der Ferne und machte sie noch unendlicher.

Frau von Galen hatte sich ein wenig seitlich gesetzt, so daß sie mich ansehen konnte, ohne den Kopf wenden zu müssen. In Wirklichkeit schweifte ihr Blick allerdings an mir vorbei auf das sonnige Meer hinaus, aber sein dunkler träumerischer Glanz sagte mir, daß er andre Bilder sah, als sie ihm die Wirklichkeit in diesem Augenblick bot.

„Hier habe ich Bianka zum ersten Male gesehen," begann sie, in Erinnerung verloren. „Sie ging mit ihrem Großvater dort drüben zur Kirche."

„Sie haben viel Anteil an dem unglücklichen Kinde genommen?"

Frau von Galen sah vor sich nieder. „Ich könnte ja sagen, aber es wäre nicht die ganze Wahrheit. Ich habe eigentlich nur an mir Anteil genommen. Das war das Schlechte — und deshalb kam es so."

Ich mochte unwillkürlich eine Bewegung der Ungeduld gemacht haben, denn sie richtete nun prüfend die Augen auf mich und machte eine beschwichtigende Handbewegung.

„Wenn ich in solchen Rätseln zu Ihnen spreche, so weiß ich natürlich, daß ich Ihnen die Lösung schuldig bin. Dazu müßte ich

Digitized by Google

Ihnen freilich eine ganze Geſchichte erzählen, und ich weiß nicht, ob Sie die Geduld haben werden, ſie anzuhören."

„Ich bin im Gegenteil geſpannt darauf," ſagte ich aufrichtig. „Das ſeltſame Grabmal würde unter allen Umſtänden meine Neugier erregt haben. Ihre Andeutungen waren nur geeignet, ſie zu ſteigern."

Einen Augenblick ſchien Frau von Galen ſich zu beſinnen, wie ſie beginnen ſolle, dann fragte ſie: „Sie wiſſen natürlich, daß ich nervenleidend bin? Erſchrecken Sie nicht, ich gehöre wirklich nicht zu den in jedem Kurort ſo zahlreichen Perſonen, die von nichts anderm als von ihrer Krankheit zu ſprechen wiſſen. Ich muß es aber erwähnen und auch die Urſache, weil Sie ſonſt mein Verhältnis zu dem Kinde gar nicht verſtehen können. Ich wurde zuerſt hierhergeſchickt wenige Monate nachdem mein Mann und mein Töchterchen gleichzeitig an Diphtheritis geſtorben waren."

Ich fand es erklärlich, daß ein ſolcher Doppelverluſt einen krank machen könne.

„Es waren noch beſondere Umſtände dabei, die mich im Innerſten erſchütterten, ja, die mich eigentlich ganz umgewandelt haben. Ich hatte früher durchaus keine Anlage zur Schwermut, wohl eher neigte ich zum Gegenteil. Kaum achtzehn Jahre alt, hatte ich geheiratet, mein Mann war nur ſieben Jahre älter. Ich glaube, wir verliebten uns ineinander, weil wir ſo brillant miteinander walzten. Wir betrachteten auch die Ehe ein wenig als eine ausgedehnte Walzertour. Sehr luſtig waren wir und ſehr graziös in der kurzen Zeit unſrer Ehe. Es ging alles bei uns im Dreivierteltakt. Und als die Zeit kam, wo ich nicht mehr tanzen konnte und durfte, da tröſtete ich mich mit dem Gedanken an das lebendige Spielzeug, an das Tanzpüppchen, das mir nun bald beſchert werden ſollte. Ich war ſehr kindiſch, aber mein Mann gab mir darin kaum etwas nach.

„‚Ich wollte, es würde ein Mädchen,' ſagte ich. ‚Ich weiß ja mit einem Jungen gar nicht umzugehen. Meine Puppen waren auch immer Mädchen.'

„Wider Erwarten war mein Mann ganz damit einverſtanden.

„‚Ein kleines Mädchen kann man auch viel netter herausputzen, es dekoriert viel beſſer als ſo ein ſteifer, langweiliger Junge,' erklärte er. Und er phantaſierte von geſtickten holländiſchen Häubchen, welch köſtlichen Rahmen die für ſolch ein kleines ſüßes Biskuitporzellangeſicht abgäben."

Frau von Galen nickte und konnte einen Seufzer nicht unterdrücken, als ſie weitererzählte: „Es wurde wirklich ein Mädchen — aber, es war ſo ganz anders, als wir es uns gedacht hatten. Die Wärterin wagte erſt gar nicht, mir das armſelige Geſchöpfchen zu zeigen. Es war ſo ſonderbar, daß ich mein Kind wochenlang nur als ein Bündel ſpitzenverbrämter Kiſſen kannte. Und als ich es dann einmal ſah, als es gebadet wurde, da habe ich furchtbar geweint."

„Es muß gewiß für die Eltern ein ſchwerer Schlag ſein —" flocht ich verſtändnisvoll ein.

„Gewiß, mit ſolchen Eltern kann man Mitleid haben, aber doch vor allem auch mit dem Kinde ſelbſt. Und ſehen Sie," fuhr die Erzählerin zögernd fort, „daran fehlte es bei mir. Ich tat mir ſelbſt unendlich leid, und noch mehr ſchämte ich mich. Vor allen Menſchen ſchämte ich mich als die Mutter eines ſolchen Mißweſens — vor allem aber vor meinem Manne.

„Er tat zwar ſehr gefaßt und ſuchte mich zu tröſten. Er brachte es ſogar über ſich, zu ſcherzen: ‚Kleine Kinder ſind nie Schönheiten. Das wächſt ſich noch aus, ſie wird noch ganz menſchlich.'

„Ich wußte, daß er mich nur ſchonen wollte, daß das Kind ihm eine ſo bittere Enttäuſchung bereitet hatte wie mir. Und die Hoffnung, die er ausgeſprochen hatte, verwirklichte ſich nicht. Mir wenigſtens kam es ſo vor, als werde das Geſichtchen um ſo häßlicher, je mehr ſich die Züge ausprägten, und die Ungeſtalt des Körperchens trat erſt ganz deutlich hervor, als die kleine Hedwig, viel ſpäter als andre Kinder, laufen lernte.

„Mein Mann war leichten Sinnes, er ſuchte nur das Erfreuliche und Schöne im Leben, das andre ließ er nicht bis an ſein Innerſtes herankommen; ſo fand er ſich leichter damit ab. Das Kind war ihm nicht lieb, aber er war zu gutmütig, um es das fühlen zu laſſen. Das wäre ihm auch auf die Dauer unbequem geweſen; ſo behandelte er es mit einer geringſchätzigen Nachſicht, wie ein läſtiges Haustier, an das man ſich nach und nach doch gewöhnt hat. Und ich glaube, wenn er Hedwig nicht gerade vor Augen hatte, dachte er nicht an ſie. Aber ich darf

Digitized by Google

ihm keine Vorwürfe machen. Ich war viel schlechter als er. Ich haßte meine Kleine. Ich haßte sie, je älter sie wurde, um so mehr, weil ich erröten mußte, wenn meine Freundinnen mit ihren gesunden, herzigen Kindern sich großtaten, wenn sie Staat mit ihnen machten im Salon und auf der Promenade. Ich ließ mich nie mit Hedwig zusammen sehen, es wäre mir vorgekommen, als hätte ich einen entstellenden Ausschlag gehabt und sollte ohne Schleier ausgehen. Und auch das konnte ich dem unschuldigen Ding nicht verzeihen, daß es zwischen mich und meinen Mann getreten war. Denn seine Liebe zu mir war kälter geworden, seit ich ihn so enttäuscht hatte. Ich hatte das Gefühl, als verrate sich darin zuweilen ein Mitleid, das mich beleidigte."

Frau von Galen beugte sich vor und sah errötend auf ihre um das Knie zusammengefalteten Hände nieder.

Ich hätte ihr gern ein tröstliches Wort gesagt, aber ich fürchtete, daß auch mein Mitleid sie beleidigen könnte. Und ich mußte auch denken, daß all ihr Schmerz, einem so unglücklichen Geschöpf das Leben gegeben zu haben, sie nicht entschuldigte. Die Mutterliebe hätte um so stärker sein müssen, je mehr das Kind ihrer bedurfte.

Es war, als ob die Beschämte meine Gedanken erriete.

„Ich weiß ja, daß es unnatürlich von mir war," sagte sie leise, „daß ich selbst viel verabscheuenswürdiger war als die arme elende Hedwig. Ich erkannte es nur erst, als es schon zu spät war. Mein Mann erkrankte an Diphtheritis. Ich pflegte ihn. Das Kind wurde in das entfernteste Zimmer der Wohnung gebracht und der Obhut des Mädchens anvertraut. Es war damals acht Jahre alt, aber geistig nicht entwickelter als ein vierjähriges. In der zweiten Nacht — ich selbst war aus Übermüdung am Bette meines im Fieberschlaf liegenden Mannes ein wenig eingenickt — öffnete sich die Tür des Zimmers, und Hedwig kam leise herein. Ich riß mich aus dem Schlummer auf. ‚Hedwig, was willst du hier?' fuhr ich das Kind an.

„‚Bitte, bitte! Dumma will ganz lieb sein.' — Dummchen nannte mein Mann sie immer. — ‚Dumma will nur Papa gute Nacht sagen.'

„Mit bangen, tränenfeuchten Augen sah das Kind mich an. Dieser gequälte, angsterfüllte Blick eines mißhandelten, verschüchterten Tieres bohrte sich mir wie ein glühendes Eisen in die Seele. Blitzartig kam die Erkenntnis über mich, wie hold das verachtete Wesen und wie abscheulich ich selbst in diesem Augenblick dastand. Ich eilte auf das angstvoll zurückweichende Kind zu, kniete neben ihm auf den Boden hin, und ohne zu bedenken, was ich tat, schloß ich es zum erstenmal in seinem Leben zärtlich in die Arme und bedeckte sein Gesichtchen mit Tränen und Küssen. ‚Gutes, Liebes!' konnte ich nur stammeln. ‚Papa schläft, aber Hedwig muß nun auch schlafen.' Ich trug das vor Erstaunen verstummte Kind selbst nach seinem Zimmer hinüber und brachte es wieder zu Bett. Ich sprach ihm beruhigend zu, so stürmisch ich selbst erregt war, und ich hatte die Freude, es bald in Schlummer fallen zu sehen. Es häuften sich damals zu viel Sorgen und Pflichten auf mich, als daß ich hätte meinen Gedanken und Empfindungen nachhängen können. Schon am andern Tage wurde neben das Krankenbett meines Mannes auch das meines Kindes gestellt. Die tückische Krankheit war wahrscheinlich durch meine unvorsichtige Zärtlichkeit auch auf mein armes Töchterchen übertragen worden. Zwischen den beiden Betten ging ich hin und her, tröstend und wartend. Äußerlich gefaßt, innerlich erschöpft — leer. Und als nach zwei Tagen und Nächten alles vorüber war, da brach ich zusammen."

Die Erzählerin schwieg. In sich versunken, saß sie neben mir, aber ich glaube, sie hatte meine Anwesenheit vergessen. Ihre Lippen bewegten sich, als fahre sie in lautlosem Selbstgespräch fort.

Da tönte vom Kampanile her ein helles Glöcklein über den Platz. Der tröstlich-heitre Klang brachte die Versunkene wieder zu sich in die Gegenwart zurück.

„Das Ave-Maria-Läuten. Wir müssen aufbrechen. Es wird ohnehin dunkel werden, ehe wir zu Hause sind," sagte sie, sich erhebend.

Wir gingen in beschleunigtem Schritt schweigend nebeneinander her, bis wir die letzten Häuser des Dorfes hinter uns gelassen hatten. Die Landstraße führte in halber Höhe an den Küstenbergen hin. Links senkte sich die Felswand in steilem Absall in die See. Genügsame Strandfichten hatten sich mit zähen Wurzeln in die steile

Digitized by Google

Wand geklammert, durch ihre breiten Nadelkronen schimmerte der dunkelblaue Spiegel des Meeres herauf. Rechts von der Straße stieg das Gebirge sanfter an und war mit Gärten und Wald bedeckt. Weiße Mauern, auf denen stachelblättrige Agaven wuchsen, zogen sich den Weg entlang. Nur hie und da begegneten uns ein Steinbrucharbeiter oder ein paar barhäuptige Frauen. Die Stille wurde nur zuweilen durch ein vorüberfausendes Automobil unliebsam unterbrochen.

Hier draußen verlangsamte meine Begleiterin den Schritt und begann wieder zu sprechen: „Sie werden sich gewundert haben, daß ich Ihnen die Geschichte meiner Ehe anvertraute, da Sie auf die der kleinen Bianka gespannt waren. Aber es ist da ein Zusammenhang —“

„Das fühle ich wohl,“ gab ich zurück. „Ich habe ja selbst den Namen Bianka Menotti auf jenem Denkmal gelesen, sonst würde ich jetzt fast glauben, am Grabe Ihrer armen Hedwig gestanden zu haben.“

Ein dankbarer Blick traf mich, und lebhafter fuhr sie fort: „Ich habe mich also nicht getäuscht, Ihnen konnte ich das erzählen. Bianka ist Hedwig, sie war es wenigstens für mich. Wie habe ich das Kind gesucht, seit ich es lieben gelernt hatte, und das war ja fast am selben Tag, an dem es mir entrissen wurde. Ich wußte ja nun nicht, wohin mit all der plötzlich in mir aufgegangenen Mutterzärtlichkeit und Mutterssehnsucht. Man sagt mir, das sei krankhaft gewesen, und ich habe in jener ersten Zeit manches getan, was ich heute kaum noch begreife. Mein Bruder hielt es für durchaus nötig, daß ich in eine andre Umgebung komme; er bot mir ein Heim in seinem Hause an, aber ich konnte mich nicht entschließen, die Stadt zu verlassen, wo das Doppelgrab alles umschloß, was mir das Liebste auf Erden war. Und doch stiegen an jenem Ort Gespenster auf, die mein Gemüt zerfleischten. Vorwurfsvolle Stimmen verfolgten mich auf Schritt und Tritt, die raunten mir zu: ‚Du hast dein Kind getötet!‘ Und wenn ich sagte: ‚Ich liebe mein Kind, gebt es mir zurück!‘ so gellte es mir in den Ohren: ‚Zu spät!‘ Dies ‚Zu spät!‘ war es, was mich rasend machte, es sollte nicht zu spät sein, meine Sehnsucht schwoll so ungeheuer, daß ich das Unmögliche für möglich hielt.“

Mit einem Schlag ihres Sonnenschirms köpfte Frau von Galen eine Distel, die am Wege stand. Es lag etwas Ärgerliches in dieser Bewegung, und auch in ihrem Ton kam es zum Ausdruck, als sie weitersprach.

„Ich hätte gar nicht anfangen sollen. Nur Verkehrtheiten und Schlimmeres habe ich von mir zu berichten. Können Sie sich denken, daß ich mich in einen Spiritistenzirkel aufnehmen ließ, um mit meinem gestorbenen Kinde zu verkehren, nachdem ich das lebende so unverantwortlich vernachlässigt hatte? Ich ließ mir durch eine ungebildete Person seine Verzeihung aus dem Jenseits übermitteln, und ich schalt mich selbst töricht, daß ich zu solchen Mitteln griff. Aber ich konnte mich nun einmal nicht in das Unabänderliche fügen. Wir haben ja so wenig Gewalt über uns selbst, und die Krankheit mochte bei mir noch ein übriges tun. Man hat gut sagen: Geh dagegen an, das sind ja alles nur Einbildungen! Besonders mein Bruder verstand das vorzüglich. Man muß nur wollen, sagte er und warf mir vor, daß ich willensschwach sei. Ich konnte darüber nur lächeln, ich war ja nie so ganz nur Wille gewesen, wie eben in jener Zeit. Mein Wille war so stark, daß er nicht nur den Kampf mit der Zukunft, daß er sogar den mit der Vergangenheit aufnehmen wollte. Mochte mein Verstand es noch so gut einsehen, daß Geschehenes nicht ungeschehen zu machen sei, mein Wille sagte: mir gelingt es doch.“

„Sie waren also wirklich krank,“ warf ich ein.

Sie mochte wohl verstehen, daß ich sie auch jetzt noch nicht für ganz normal hielt. Sie warf den Kopf mit einer hochmütigen Bewegung zurück und erwiderte kalt: „Gewiß, mein Gehirn war eben nicht von so derber Struktur, daß es das ausgehalten hätte. Oder sagen wir: meine Nerven. Es ist ja auch eine bequeme Entschuldigung für mancherlei. Und als Nervenleidende, wie man sich schonend ausdrückt, wurde ich damals hierhergeschickt. Die Ruhe hier, die mir neue südliche Landschaft, die erhabene Unendlichkeit des Meeres und die Sonne — sagen Sie mir, wie halten wir es nur aus dort oben in unserm niederdrückenden Nebelgrau! —, das alles, aber die Sonne wohl am meisten, übte eine belebende Wirkung auf mich aus. Ich wurde kräftiger und fröh-

Digitized by Google

licher; allerdings meine unkluge oder, wenn Sie wollen, krankhafte Hoffnung schwand nicht, sie wuchs sogar. Aber der Arzt in Nervi war stolz auf seine Kur. ‚Unser Klima tut Wunder!‘ sagte er und hielt mich selbst an, größere Spaziergänge zu machen. Bei einem solchen geriet ich einmal auf den Platz, wo wir vorhin gesessen haben. Es war an einem Wochentage, aber es mußte in dem Dorf wohl das Fest irgendeines Heiligen gefeiert werden, denn zur Vesper gingen die Leute zur Kirche, besonders viele Kinder und junge Mädchen. Die festtäglichen Gewänder waren ein wenig bunt, aber das schwarze Spitzentuch, das alle auf dem Kopf trugen, gab ihnen eine gewisse Würde, die nichts Steifes hatte, wie meist unsre Volkstrachten, und Haltung und Gang der meisten war von einer Grazie, die man bei uns selbst in der Gesellschaft selten findet. Unter all dieser blühenden Jugend und kokketten Anmut wäre mir die verkrüppelte Bianka, die an der Seite ihres Großvaters daherhumpelte, aufgefallen, selbst wenn sie mir nicht sofort das Bild meines eignen verstorbenen Kindes zurückgerufen hätte. Ich konnte das Auge nicht von ihr lassen; ich wollte es auch nicht. Ich legte die ganze Sehnsucht meiner Seele in meinen Blick. Es ist möglich, daß das absonderliche Geschöpf manchmal in plumper Neugier angestarrt worden war; ich sah wenigstens, wie sich ihre schmalen, nach innen gebogenen Lippen noch fester aufeinanderpreßten, und wie ihre Augen unter der schräg vorspringenden Stirn hervor mich im Vorbeigehen verächtlich anschielten.

„Ich wartete, bis sie wieder aus der Kirche herauskam. Ich war ruhig auf meiner Bank sitzengeblieben, aber mein Blick bemächtigte sich ihrer, so wie sie wieder sichtbar wurde, und sprach mit aller Dringlichkeit auf sie ein. Mit einer ängstlichen Bewegung faßte sie nach der Hand des alten Mannes, der sie begleitete; und er folgte wohl ihrer Führung, als sie nun nicht den Gang unter der Loggia zurückgingen, den sie gekommen waren, sondern den Weg quer über den Platz einschlugen. So war ich gezwungen, mich umzuwenden, wenn ich sie im Auge behalten wollte. Ich tat es ruhig, ohne die Absichtlichkeit zu verhüllen.

„Da ließ das Kind die Hand seines Großvaters fahren und trat ein paar Schritte auf mich zu, fast eine Drohung in dem verzerrten Gesicht.

„Ich lächelte freundlich und nickte ihr zu. Da blieb sie stehen, ihre Hände fuhren ungeschickt nach ihrem Gesicht, und ein maßloses Erstaunen spiegelte sich in ihren faltigen Zügen.

„Rasch streifte ich den Handschuh von meiner Rechten und streckte sie ihr ermutigend hin. Ihr Ausdruck änderte sich nicht, doch schob sie sich zögernd näher, wie unter dem Bann meiner Blicke, und legte ihre schmale magere Hand in die meinige. Da zog ich sie an mich und streichelte ihr liebkosend das volle Haar, das einzig Schöne an ihr. Das arme Ding hielt erschrocken den Atem an, und ihre Augen suchten scheu in den meinen zu lesen, als fürchte sie, daß ich sie im nächsten Augenblick auslachen oder ihr irgend einen Schabernack spielen werde. Allmählich stieg ein glühendes Rot in ihre Wangen, offenbar schämte sie sich. Und als ich sie losließ, da schoß sie davon, so schnell es ihre ungeschickten Füße erlaubten. Sie eilte an ihrem Großvater vorüber und verschwand hinter der Straßenecke.

„Der alte Mann sah ihr kopfschüttelnd nach und redete dann wortreich auf mich ein. Leider verstand ich nicht genug Italienisch, um seinen lebhaften Auseinandersetzungen folgen zu können. Nur daß er mir die Liebkosung des Kindes nicht übelgenommen hatte, und daß sie Bianka hieß und seine Enkelin sei, das erfuhr ich von ihm.

„Ich ließ ihn gehen, ohne ihn zu fragen, wie er heiße, noch wo er wohne. Ich hatte den Wunsch, Bianka wiederzusehen, aber ich hatte auch die Gewißheit, daß das geschehen würde, ohne daß ich die Gelegenheit dazu herbeiführte. Ich ging ganz ruhig in dieser Zuversicht nach Hause. Ich hatte Besitz von dem fremden Kinde ergriffen, als ich ihr Gesicht an das meine gepreßt und ihr aus unmittelbarer Nähe in die Augen gesehen hatte. Ich fühlte wohl, wie sie einen Augenblick lang ernstlich widerstrebte, aber sie gab sich schnell gefangen. Es war ja auch so klar, daß meine Liebe das Kind überwinden mußte, das wohl noch nie von jemand Liebe erfahren hatte.“

„Nun, und hat Sie diese etwas schwärmerische Zuversicht nicht betrogen?“ fragte ich lächelnd, da Frau von Galen eine Pause machte.

Digitized by Google

Sie schüttelte sehr ernst den Kopf. „Sie hat sich glänzend bewährt. Schon am nächsten Vormittag traf ich wieder mit dem Kinde zusammen. Auf der Strandpromenade in Nervi kam sie mir mit ihrem Großvater entgegen. Schon von weitem sah ich, wie ein freudiger Schimmer ihr unschönes Gesichtchen überflog, als sie mich gewahr wurde. Wie wir uns dann näher kamen, erkannte ich deutlich, wie die Angst sich darin ausprägte, ob ich sie auch wiedererkennen und ansprechen würde. Natürlich verließ ich meine Gesellschaft und ging geradeswegs auf die Kleine zu.

„Der Großvater zog mit altfränkischer Unterwürfigkeit den Hut und begann sofort wieder eine wortreiche Erklärung. Ich bedeutete ihm, daß meine italienischen Kenntnisse nicht ausreichten, wenn er so schnell spreche; zugleich nahm ich Bianka bei der Hand und ging mit ihr weiter. Der alte Mann folgte uns in schweigender Verlegenheit, Bianka dagegen erklärte: ‚Ich werde ganz langsam sprechen, dann verstehen Sie mich doch?'

„Und es ging wirklich, wenn auch mit einigen Schwierigkeiten. Die Ähnlichkeit Biankas mit meiner verstorbenen Hedwig war nur eine äußerliche. Mein Töchterchen war auch geistig unentwickelt gewesen, dies Kind aber zeigte den scharfen Verstand und die überempfindliche Reizbarkeit, die so häufig Verkrüppelten eigen sind. Dabei war sie von einer Leidenschaftlichkeit des Gefühls, wie sie bei so zartem Alter wohl nur hier im Süden zu finden ist.

„Sie erzählte mir, daß sie, nur um mich zu sehen, nach Nervi gekommen sei, da sie sich wohl gedacht habe, daß ich als Fremde hier wohne. Sie komme sonst nicht gern hierhin, denn sowohl im Omnibus wie auf der Promenade wären so viele fremde Menschen, die sie neugierig anstarrten, und das sollten sie nicht.

„Ich verstand das sehr wohl und versprach der Erfreuten, in Zukunft zu ihr zu kommen. Sie wohnte bei ihrem Großvater in einem Gartenhause hier draußen. Ich besuchte sie täglich und blieb ein paar Stunden bei ihr. Die übrige Zeit verwendete ich darauf, Italienisch zu lernen. Damals habe ich erfahren, welche Lehrmeisterin die Liebe ist. Von Tag zu Tag wurde mir die Verständigung mit meinem Töchterchen leichter, und nach wenigen Wochen konnte ich mit ihr über alles plaudern, was ihr Kinderherz bewegte. Sie erkannte bald, daß ich nur ihr zuliebe die fremde Sprache lernte. Und wie glücklich war sie darüber! Und doch wohl kaum glücklicher als ich. Es war ja nicht etwa Mitleid, was ich dem von der Natur so benachteiligten Geschöpf schenkte, es war heißes Muttergefühl, und volles, beseligendes Mutterglück empfing ich dagegen.

„Es war, wie Sie sich denken können, nicht meine Absicht, ein Verhältnis, daß mich so ganz erfüllte, nur auf die Dauer meines hiesigen Aufenthalts zu beschränken. Schon nach wenigen Tagen erschien es mir unmöglich, mich überhaupt wieder von dem Kinde zu trennen. Die äußern Umstände waren auch, soviel ich erfuhr, meinem Wunsch, Bianka mit mir nach Deutschland zu nehmen, durchaus nicht ungünstig. Ihr Vater, der Bildhauer Menotti, lebte in Pisa, ihre Mutter mußte schon lange tot sein; Bianka wußte wenig von ihr oder wollte nicht davon sprechen, doch erzählte mir der Großvater von ihr. Seine Tochter sei eine berühmte Schönheit gewesen, und der Bildhauer habe sie vielleicht nur geheiratet, um ein Modell an ihr zu bekommen. Die Geburt Biankas hatte ihr das Leben gekostet, und wenn der alte Mann auch in seiner Art Mitleid mit seiner Enkelin empfand, verstehen konnte er es doch nicht, daß eine so lockende Frucht hatte in die Erde versenkt werden müssen, um ein so kümmerliches, verheißungsloses Reis aufsprießen zu lassen. Daß diese Empfindung bei Biankas Vater noch stärker ausgeprägt sein müsse und in ihm jedes Gefühl für das Kind ertötet hätte, nahm ich als selbstverständlich an, schon weil es meinem Wunsch entgegenzukommen schien. Ich beschloß deshalb, ihn in Pisa aufzusuchen und ihn zu bitten, mir seine Rechte auf sein ihm doch gleichgültiges Kind zu übertragen.

„Als ich die weite Werkstätte betrat, wo hundert Marmor- und Alabasterbildnisse von Wänden und Postamenten auf mich herabschauten, alle voll von einer süßlichen Anmut oder einer charakterlosen Schönheit, da sagte ich mir, daß der Schöpfer solcher Werke ein Kind wie Bianka nicht um sich dulden könne, daß ihm ihr Anblick eine unerträgliche Qual sein müsse.

„Ein junger Steinmetz führte mich durch das Lager — anders konnte man es nicht

Digitized by Google

nennen — in das Privatatelier des Künstlers. Menotti war der Typus eines Italieners, er erinnerte mich an einen der Köpfe auf Giorgiones „Konzert“. Dunkel, ein wenig frauenhaft weiche, bartlose Züge, aber tief unter der Stirn liegende Augen von rasch wechselndem Ausdruck. Ich sah sofort, daß eine manchmal unversehens hervorbrechende Leidenschaftlichkeit in Biankas Charakter ein Erbteil von diesem Vater war.

„Mein Antrag, seine Tochter zu adoptieren, verblüffte ihn. Er war ja auch nicht im geringsten darauf vorbereitet. Seine Überraschung machte sich nach romanischer Art in lebhaften Ausrufen Luft.

„Er fragte, was mich zu einer solchen Absicht bewege, aber ich hatte keine Lust, ihm meine tieferen Gründe preiszugeben, und ging darüber weg, um ihm um so eingehender meine äußern Verhältnisse und meine gesellschaftliche Stellung darzulegen, die ihm wohl eine Sicherheit dafür bieten konnten, daß sein Kind bei mir nicht schlecht aufgehoben sein würde. Ich erklärte, jedenfalls besser für Biankas Erziehung sorgen zu können als der Großvater, der doch ein Sonderling sei und auf eigentliche Bildung wohl kaum Anspruch mache.

„Ich sprach langsam und bedächtig, was ich mir vorher tagelang überlegt hatte; der Künstler sprudelte seine Einwürfe und die Entgegnung so schnell hervor, daß ich sie nur zum Teil verstehen konnte. Er wollte wissen, was denn Bianka selbst zu meiner Absicht sage.

„‚Ich habe sie nicht beunruhigen wollen und daher noch nicht mit ihr gesprochen,‘ gab ich zurück.

„Er nickte beifällig und ging dann mit über der Brust verschränkten Armen im Gemach hin und her, in abgerissenen Sätzen mit sich selber sprechend. Es kam mir vor, als spiele er ein wenig Theater, und ich sah mich unterdessen unauffällig in dem Raume um. Die hier aufgestellten Modelle waren doch wesentlich verschieden von dem, was ich draußen in der großen Werkstatt gesehen hatte. Ich will mich nicht als Kunstkennerin aufspielen, aber ich sah doch, daß hier eine künstlerische Persönlichkeit ernststrebend nach einem eignen Ausdruck rang.

„Schließlich blieb Menotti vor mir stehen, sah mich mit prüfendem Blick der scharfen Künstleraugen an, um dann, seine Verlegenheit hinter einem Lachen verbergend, zu erklären: ‚Sie haben jedenfalls gedacht, da ich mich bisher nicht um Bianka gekümmert habe, so müßte ich froh sein, wenn mir jemand die Verantwortung für das Kind abnähme. Aber sehen Sie, wie Sie mir das so als etwas ganz Selbstverständliches vorgeschlagen haben, das hat mir einen Ruck gegeben. Und das rüttelt noch an mir. So auf der Stelle kann ich mich da doch nicht entschließen. Ich weiß ja gar nicht, was ich Ihnen abtreten soll, ich kenne ja mein Kind kaum noch. Ich habe mir eben überlegt, wann ich es zuletzt gesehen habe, aber ich weiß es gar nicht mehr. Ich muß vor allem Bianka einmal wiedersehen. Sie machen mir den Eindruck, daß es Ihnen Ernst ist mit Ihrem Vorschlag, und daß Sie es mit dem Kinde gut meinen, und es ist auch wohl an der Zeit, daß für dessen weitere Ausbildung etwas Ernstliches geschieht; deshalb weise ich Ihr Anerbieten nicht kurz von der Hand. Nur müssen Sie mir zur Entscheidung Zeit lassen, bis ich nach Nervi komme. Es soll bald geschehen.‘

„‚Ich hätte eigentlich mit diesem Bescheid zufrieden sein können; aber bisher war alles so ganz nach meinen Erwartungen eingetroffen, und ich war so fest überzeugt, daß der Himmel mir Bianka zum Ersatz für meine verlorene Hedwig bestimmt habe, daß mir diese Überlegungsfrist wie ein unberechtigtes Mißtrauen erschien. Ich fühlte mich beleidigt, als wollte man mir mein klares Recht vorenthalten, und ich hatte Mühe, das den Vater Biankas nicht merken zu lassen. Mein Dank fiel jedenfalls sehr kühl aus.

„‚Als der Künstler mich dann durch die große Werkstatt hinausgeleitete, glaubte ich, aus Höflichkeit einige bewundernde Worte über die ausgestellten Plastiken äußern zu sollen. Menotti aber schüttelte ablehnend den Kopf: ‚Mein Gott, glauben Sie denn, ich wüßte nicht, daß das Ware ist? Aber dem großen Publikum gefällt das. Die Fremden, die eben noch im Baptisterium die Reliefs Pisanos nach Anleitung des Bädeker gewürdigt haben, kommen dann hierher und kaufen solche Schmarren. Nun, meine Gesellen machen das geschickt genug, und weshalb soll ich das Geld einen andern verdienen lassen. Es setzt mich instand, bei meinen eignen Arbeiten um so mehr nur meinem künstlerischen Gewissen zu folgen.‘

Digitized by Google

„Als ich mich an der Tür von ihm verabschiedete, bat er mich noch einmal, jetzt noch nicht mit seinem Kinde über meine Absichten zu sprechen. Ich versprach das um so williger, da ich es ohnehin nicht vorgehabt hatte. Ich hielt das nicht für nötig, ich fühlte mich ja auch ohne Aussprache der kindlichen Liebe des armen Mädchens so sicher. Dennoch wurde es mir schwer, mein Versprechen zu halten in den ersten Tagen, als Menotti hier weilte. Bianka sprach so viel und so begeistert von ihm, daß ich eifersüchtig wurde. Schon ihre freudige Aufregung, als sie mir mitteilte, daß er gekommen sei, mißfiel mir. Und wie sie mir später erzählte, daß er freundlich zu ihr sei und überhaupt ganz anders, als sie ihn sich vorgestellt, da erfaßte mich in der Tat eine gewisse Unruhe. Sollte ich mir einen schlechten Dienst erwiesen haben, als ich den Vater darauf aufmerksam machte, daß er ein Kind habe? Es kam mir doch wirklich nicht darauf an, Vater und Tochter einander näherzubringen, das hieß ja direkt meinen Absichten entgegenarbeiten. Und so sagte ich denn geringschätzig: ‚Hast du denn etwas andres verdient, als daß er freundlich gegen dich ist? Bin ich nicht auch freundlich gegen dich? Und er ist doch dein Vater.‘

„Das Kind schüttelte nur nachdenklich den Kopf.

„Ich wußte wirklich in den ersten Tagen nicht mehr so gut mit ihr fertigzuwerden wie sonst. Es war etwas Neues in Biankas Leben getreten, ein Glück, das sie an Menschen glauben ließ. Wäre meine Liebe weniger egoistisch gewesen, hätte ich nicht nur das Meine gesucht, damals hätte ich Gelegenheit gehabt, ein gutes Werk an dem durch das Bewußtsein seiner Häßlichkeit so früh verbitterten Menschenkinde zu tun. Ich habe es unterlassen, weil ich glaubte, ihr Herz um so uneingeschränkter zu besitzen, je mehr es sich vor allen andern in erbitterter Scheu verschlösse, und zur Strafe habe ich sie ganz verloren.“

Frau von Galen schwieg eine Weile und schaute mit weitgeöffneten Augen auf das Meer hinaus, das im Scheine des Abendrots wie flüssiges Kupfer erglänzte. Der Widerschein dieses brennenden Rots in ihren dunklen Augen gab dem Blick etwas seltsam Schwärmerisches, was mir manche Äußerung ihres Wesens verständlicher erscheinen ließ.

„Meine Erzählung ist immer mehr eine Beichte geworden,“ nahm meine Begleiterin, da ich beharrlich schwieg, selbst wieder das Wort, „es muß Ihnen so vorkommen, als wollte ich mit einer Schuld vor Ihnen prahlen, die ich selbst nicht so ganz ernst nähme. Es ist nicht so. Das Bewußtsein dieser Schuld quält mich, es liegt wie ein Alp auf meinem Leben, und es ist mir eine Erleichterung, sie bekennen zu können. Das ist wie ein Aufsichnehmen. Ich kann es ja nur mir ganz fernstehenden Menschen gegenüber, man zeigt sich doch den Menschen, mit denen man stets zusammen sein muß, nicht gern unverhüllt.“

Ich wollte nun doch etwas erwidern, aber sie wehrte mit einer leichten Kopfbewegung ab: „Nein, ich will Sie auch nicht mehr mit Zwischenbemerkungen langweilen und meine Geschichte weitererzählen, sie ist ohnehin bald zu Ende. Ich verfolgte mit stummem Groll die Entwicklung des Verhältnisses zwischen Vater und Tochter. Ich suchte sie nicht etwa durch aufreizende Bemerkungen zu stören, aber durch meine kühle Gelassenheit allein schon dämpfte ich die Vertrauensseligkeit des Kindes und sachte dafür neue Zweifel in ihm an.

„Dieser Zwiespalt in dem jungen Herzen offenbarte sich recht, als Bianka mir nach wenigen Tagen erzählte, daß ihr Vater ein Bild von ihr machen wollte. Ein glücklicher Stolz mischte sich in ihrer Stimme mit einer unbestimmten Angst. Der Großvater habe ihr gesagt, daß ihr Vater ein großer Künstler sei, der sonst nur die schönsten Frauen und die stattlichsten Männer abbilde; wie er nun dazu komme, sie modellieren zu wollen?

„‚Ich muß ihm also doch nicht so ganz — nicht so ganz abscheulich vorkommen,‘ meinte sie, über und über errötend.

„‚Nun, vielleicht denkt er, er ginge bald wieder fort, oder auch, du könntest fortgehen, und er will dann doch ein Bild von dir haben,‘ erwiderte ich. Es war das einzige Mal, daß ich dem Kinde in Worten eine entfernte Andeutung von dem machte, was ich im Sinne führte.

„Bianka verstand mich jedoch nicht. ‚Glaubst du, daß mein Vater wieder fortgeht, bald schon?‘ lautete ihre bekümmerte Frage.

„‚Nun, hast du etwa geglaubt, daß er hierbleiben würde?‘ fragte ich lächelnd dagegen.

„Sie überlegte. ‚Wenn er mich aber mitnehmen will? Doch solange du hier bist,

Digitized by Google

geh' ich nicht fort, mit keinem, auch mit meinem Vater nicht.'

„Die Bestimmtheit dieser Erklärung machte mich glücklich und gab mir auf einmal das ganze Vertrauen in meine Macht über sie zurück.

„Menotti improvisierte in einem offenen Schuppen bei dem Häuschen ein Atelier, und dort mußte ihm das Kind halbe Tage lang Modell sitzen. Das war schon rein körperlich eine harte Arbeit für das schwächliche Wesen, aber ich war mir doch klar, daß die wachsende Abneigung, die sie dagegen an den Tag legte, noch andre, seelische Ursachen haben müsse. Ihre Stimmung wurde um so gereizter, je mehr die Arbeit des Künstlers der Vollendung entgegenschritt. Als ich einmal ganz harmlos die Absicht äußerte, mir das Werk von ihrem Vater zeigen zu lassen, rief sie erregt: ‚Du sollst es nicht sehen, niemand überhaupt soll es sehen!'

„Und kurze Zeit darauf traf ich sie bei meinem Kommen in Tränen aufgelöst. Ganz außer sich erzählte sie mir, der Großvater habe ihr gesagt, das Bild sei für die Ausstellung gemacht. Sie hatte ja keine rechte Vorstellung, was eine solche Ausstellung eigentlich auf sich habe, aber das wußte sie doch, daß Hunderte und Tausende fremder Menschen dahinkommen und ihr Bild, dies grausam ähnliche Bild, anstarren würden. Und in ihrer Empfindung war das so, als solle sie selbst all diesen neugierigen, plump bedauernden oder wohl gar höhnisch verächtlichen Blicken ausgesetzt werden. Dieser Gedanke machte sie so ungebärdig, wie ich sie noch nie gesehen hatte. Ihre kleinen Hände ballten sich, und sie knirschte mit den Zähnen. Ich hatte wirklich Mühe, sie auch nur einigermaßen zu beruhigen.

„An jenem Nachmittag schloß sich Menotti mir an, als ich mich auf den Rückweg nach Nervi machte, und eröffnete mir nach einigen Umschweifen, daß er meinem Wunsch hinsichtlich Biankas leider seine Zustimmung nicht geben könne. Er sehe jetzt ein, daß er sich selbst um sie bekümmern müsse, da er doch einmal ihr Vater sei. ‚Übrigens bin ich Ihnen zu Dank verpflichtet,' erklärte er, ‚denn dies Kennenlernen meines Kindes war ein inneres Erlebnis für mich und ein künstlerisches noch dazu.'

„Er suchte mir das des weiteren klarzumachen. Wenn ich ihn richtig verstanden habe, so meinte er, die Natur schaffe weder etwas Schönes noch etwas Häßliches; daß wir solche Unterschiede machten, sei nur Verständnislosigkeit. Je weiter wir in der Erkenntnis vorschritten, um so mehr lernten wir im Häßlichen eine Steigerung der Idee erkennen, so gut wie im Schönen. Im Grunde sei die Häßlichkeit sogar interessanter, anregender als die Schönheit, der leicht etwas zu Regelmäßiges und daher Langweiliges anhafte. Die Entwicklung der Kultur bringe es mit sich, daß man sich heute für Eindrücke begeistere, die man in früheren Zeiten grauenhaft und abstoßend gefunden habe. Er suchte das an Beispielen zu belegen.

„Ich widersprach ihm nicht. Mich interessierte bei dem allem nur, daß Bianka für ihn ein Objekt künstlerischer Anschauung war, nichts weiter — nicht eine Seele, die Liebe verlangte, und deren Liebe beglücken konnte. Ich freute mich, das aus seinen Worten heraushören zu können, denn ich glaubte, deshalb das größere Anrecht an dem Kinde für mich beanspruchen zu dürfen. Ich sagte ihm auch das nicht, ich hielt es nicht für nötig, mich zu einer Bitte herabzulassen, da ich des Besitzes so sicher war. Ich hätte lachen können über diesen Menschen, der mir sein Bedauern aussprach, daß er meine Absicht kreuzen müsse, und der so durchaus machtlos mir gegenüber erschien.

„Ich weiß nicht, ob Sie an Willensübertragung glauben; ich bin überzeugt davon, daß es eine solche gibt. Ich wußte, daß ich Bianka kein Wort zu sagen brauchte, daß sie erraten würde, was ich von ihr verlangte, und daß sie meinem Verlangen unweigerlich folgen würde. Ich erklärte Menotti, daß ich den übernächsten Tag abreisen würde, und zugleich damit gab ich im stillen Bianka den Befehl, am Bahnhof zu sein, um mit mir zu reisen. Was daraus weiter werden sollte, darum machte ich mir gar keine Sorgen. In einem halben Tage war ich mit dem Kinde in der Schweiz; von da aus hoffte ich alles leicht ordnen zu können; aber, wie gesagt, das beschäftigte mich gar nicht, mein ganzer Wille, meine ganzen Gedanken waren nur auf das Nächste gerichtet, über den Augenblick hinaus, in dem Bianka kommen würde und sagen: ‚Hier bin ich, ich gehe mit, wohin du gehst!' — über diesen Augenblick hinaus dachte ich kaum.

Digitized by Google

„Daß ich seine Erklärung so gelassen hinnahm und gar nicht weiter in ihn drang, mochte Biankas Vater mißtrauisch gemacht haben, denn als ich am andern Tag zur gewohnten Zeit auf das Landhaus hinauskam, ließ er mich keinen Augenblick mit dem Kinde allein. Wäre meine Überzeugung von der geheimnisvollen Macht, die ich über Bianka besaß, weniger stark gewesen, so hätte mich das gestört; so war es mir nur eine Gelegenheit, auf andre Weise als durch plumpe Worte mich mit der ganz auf die meine abgestimmten empfindlichen jungen Seele in Verbindung zu setzen. Nur als ich sie vor dem Fortgehen küßte, sagte ich in ganz ruhigem Ton: ‚Ich reise morgen früh ab, in meine Heimat, nach Deutschland.‘

„Die Augen des Kindes wurden plötzlich ganz dunkel, und ihre schmalen Lippen begannen zu zittern, es war, als würden sie im nächsten Augenblick entsetzlich aufschreien. Aber mein Lächeln beruhigte die Überraschte. Sie sah mich forschend an, das Verständnis leuchtete in ihren Zügen auf, und die Ruhe der Entschlossenheit breitete sich darüber, als sie mit einem kaum merklichen Nicken auf meine stumme Frage antwortete.

„So trennten wir uns. Ich ging diesen selben Weg damals in gehobenem Gefühl. Nur eine Nacht noch, und das Kind war mein — für immer, so dachte ich. Und ehe die Nacht anbrach —“

Die Stimme der Erzählerin verlor sich in einem unverständlichen Schluchzen. Sie kehrte das Gesicht von mir ab, dem erdunkelnden Berghang zu; ich bemerkte doch, daß große Tränen aus ihren Augen rannen. Ich fühlte, daß ich jetzt nichts sagen durfte, und mochte es auch nicht. Die Ahnungen, die die Erzählung in mir angeregt hatte, waren wie das Hereinbrechen des Abends auf unserm Wege.

Als meine Gefährtin wieder zu sprechen begann, nachdem sie sich die Augen mit ihrem Taschentuch getrocknet hatte, geschah es in einer müden, schleppenden Weise, mit gestüsterten Lauten, die seltsam gegen die volltönende Stimme abstachen, mit der sie bisher erzählt hatte.

„Ich bin Ihnen den Schluß wohl schuldig, sonst würde ich mir die weitere Qual sparen. Aber ein Verweilen bei den Einzelheiten erlassen Sie mir, es regt mich noch immer zu sehr auf.

„Ich war an jenem Abend früh auf mein Zimmer gegangen, da ich mit meiner Freude auf den kommenden Tag allein sein wollte. Da kam das Mädchen mit der Meldung, unten sei ein alter Mann, ein Italiener, der mich unter allen Umständen zu sprechen verlange. Er mache einen ganz verstörten Eindruck und wolle sich durchaus nicht abweisen lassen. Ich erschrak ein wenig, denn ich dachte mir wohl, daß es Biankas Großvater sei; aber von dem Furchtbaren, das ich erfahren sollte, ahnte ich noch immer nichts. Ich dachte mir, daß das Kind vielleicht heute abend schon sich aus dem Hause gestohlen habe, um morgen um so sicherer am Bahnhof zu sein oder vielleicht auch während der Nacht schon zu mir in die Pension zu kommen. Ich sagte, daß man den Herrn ins Konversationszimmer führen solle, und betrat kurz darauf selbst diesen Raum mit gelassener Miene. Ich fand den Erwarteten dort, aber die Nachricht, die er mir mit heiserer Stimme entgegenrief, machte mich taumeln. „Bianka ist tot! Ihr Liebling Bianka ist tot! Tot wie eine Maus!‘ Er wiederholte es fortwährend, als könne er es selbst nicht fassen, und ich sprach ihm die Worte nach und bemühte mich gleichfalls vergebens, zu begreifen, daß sie mehr waren als Worte, daß sie eine furchtbare, eine unwiderrufliche Entscheidung enthielten. Wie zwei Verstörte standen wir einander gegenüber. Es dauerte geraume Zeit, bis der alte Mann sich so weit beherrschte, daß er wenigstens den Versuch machte, mir den Hergang des Unglücks zu erzählen, aber er sprach in seiner Erregung so schnell, daß ich alles nur mehr erraten konnte, was meine Qual noch verschärfte.

„Menotti war kurz nach meinem Fortgehen von Voglialko aus nach Pisa abgereist, um einen Gehilfen herbeizuholen, der ihm beim Abformen des Tonmodells behilflich sein sollte. Kaum war er gegangen, so hatte Bianka den Großvater gebeten, er möge ihr helfen, ihre Sachen zusammenzupacken; sie warte nicht, bis ihr Vater zurückkehre, sie wolle am nächsten Morgen mit mir nach Deutschland. Erst hatte der alte Mann gelacht über den kindischen Einfall, dann war er erschrocken, als er merkte, wie ernst es Bianka war. Er hatte sich Mühe gegeben, ihr den Einfall auszureden; vergeblich. Sie hatte ihm so lange geschmeichelt,

Digitized by Google

bis er in seiner Gutmütigkeit nachgab und ihr versprach, sie heute abend noch zu mir zu bringen. Und wenn er auch nur hoffte, daß ich dem Kinde seine Idee ausreden würde, so mußte er sich doch, um sie zu beruhigen, dazu verstehen, einige Kleider und Wäschestücke von ihr in einen Reisesack zu packen. Während er hiermit beschäftigt war, hatte Bianka ihn verlassen. Er suchte sie im Hause, ohne sie zu finden. Da trat er in den Garten hinaus, und nun wurde er sie gewahr in dem Schuppen, den Menotti als Atelier benutzt hatte. Das Kind stand auf einer Trittleiter, die sie sich in die Nähe ihres Bildnisses geschleppt haben mußte. Sie hatte das Tonmodell teilweise von den feuchten Tüchern befreit, womit ihr Vater es verhüllt hatte, und schwang eben einen schweren Holzhammer über ihrem Kopf, um ihn auf das ihr verleidete Bildnis niedersausen zu lassen.

„Der alte Mann konnte einen Schreckensruf nicht unterdrücken, als er das Werk seines Schwiegersohnes so bedroht sah. Bianka fuhr zusammen, das Werkzeug, das für ihre schwachen Arme viel zu schwer war, senkte sich nach hinten und riß die Unglückliche hinterrücks von ihrem erhöhten Stand herab. —

„Nicht einmal aufgeschrien hat sie. Die Gehirnerschütterung muß sie auf der Stelle des Bewußtseins beraubt haben.

„‚Ich lief hinzu,' sagte der Alte, ‚aber wie ich hinkam, war sie schon tot, tot wie eine Maus!' und er schüttelte den grauen Kopf über das Unbegreifliche.

„Und dies auf so furchtbare Weise vor dem Untergang bewahrte Kunstwerk ist es, das jetzt das Grab meiner armen Bianka schmückt."

Mit diesen Worten schloß die Erzählerin.

Ich hätte ihr gern etwas Tröstliches gesagt, aber mir wollte nichts einfallen, was mir nicht trivial erschienen wäre. So gingen wir langsam in tiefem Schweigen weiter.

Das Gestade und mit ihm unsre Straße deckte sich schon mit den Schatten des Abends. Schwarzblau dunkelte das Meer unter uns am Fuße der Felswand. Weiter draußen aber nahm es immer hellere Färbungen an, lange Lichtstreifen, von einem unsichtbaren Ursprung ausgehend, durchfurchten es, und in der Ferne verlor sich alles in einer unendlichen leuchtenden Klarheit. Wir aber wanderten weiter im grauen Schatten, die sehnsüchtigen Blicke auf das ferne überirdische Licht gerichtet.

Spätsommer

Wenn am Föhrenhang rot die Heide blüht
Und auf stillen Hügeln weit und breit
Müd' der lange Sommertag verglüht —
O, du wundersame, linde Zeit!

Alles, was dir, Herz, je zuleid geschah,
Fern versinkt es, fern am Heidesaum;
Deine Toten all sind dir wieder nah,
Wie sie sonst dir nahen nur im Traum.

Was du heiß erstrebt, aber nie vollbracht,
Laß es ruhn! — In stillen Lüften schon
Weht ein leiser Klang durch die Sommerpracht,
Lockend wie ein Wandervogelton.

Streifst du schweigend einst, von der Wandrung müd',
Meine Seele, ab dein Staubgewand,
Sei es, wenn wie heut, rot die Heide blüht,
Wenn wie Gold im Spätrot glänzt der Sand.

Reinhold Fuchs

Digitized by Google

Peter Philippi: Der Besuch. (Mit Genehmigung der Deutschen Verlagsanstalt in Stuttgart.) ● Zu Georg Buß: Kaffee und Kaffeehäuser. ●

Digitized by Google

Barocksaal. Zeit Kurfürst Friedrich Augusts I. von Sachsen. (Mit Genehmigung der Verlagsbuchhandlung von Wilhelm Baensch in Dresden.)

Kunst und Kultur unter den sächsischen Kurfürsten

Von Willy Doenges (Dresden)

Schon seit geraumer Zeit beschäftigt sich die Öffentlichkeit allerorten mit der Frage nach einer Neugestaltung der öffentlichen Sammlungen in Deutschland, vor allem solcher, die Arbeiten des Kunstgewerbes umfassen. Der Wunsch wird bei Kunstgelehrten immer lebhafter, bei Kunstfreunden und denen, die Nutzen aus den Arbeiten der Gewerbekünste ziehen wollen, das Bedürfnis immer fühlbarer, daß diese Sammlungen den Zwecken leichter dienstbar gemacht werden müssen, die in der Gegenwart den angewandten Künsten zugewiesen werden. Ganz allgemein hat die Erkenntnis Geltung gewonnen, daß den in unsern Museen und Sammlungen bewahrten künstlerischen Besitzständen eine bildende Kraft innewohnt, die weit über die geschichtliche Bedeutung solches Besitzes hinausweist. Dieser Besitz ist mehr als nur Zeugnis und Vermächtnis der Vergangenheit; er ist oder soll zugleich sein Nachweis für den Gang der Entwicklung künstlerischer Kultur, soll lehren, die Wege der Weiterentwicklung zu zeigen. Aus dieser Erkenntnis ergibt sich ohne weiteres die Pflicht, diese Besitzstände der Allgemeinheit nutzbar zu machen, sie den Zeitforderungen entsprechend zu gestalten und zur Schau zu stellen.

Der vortragende Rat in der Generaldirektion der Königlich Sächsischen Sammlungen zu Dresden, Geheimer Regierungsrat Dr. Woldemar von Seidlitz, hat vor einiger Zeit eine Schrift* erscheinen lassen, die sich mit der Frage der Neugestaltung unsrer Museen in sehr fesselnder Weise beschäftigt und zu folgenden Vorschlägen kommt: „Erstens sollen die besonders beachtenswerten Gegenstände von den nur wissenschaftlichen Zwecken dienenden gesondert werden, damit sie besser genossen werden können; zweitens folgt daraus, daß das minderwertige Gut, welches die Wirkung des übrigen nur stört, aus der für das Publikum bestimmten Sammlung überhaupt ausgeschieden werde; und

* „Kunstmuseen, Vorschlag zur Begründung eines Fürstenmuseums in Dresden." Verlag von E. A. Seemann in Leipzig.

Digitized by Google

Renaissanceraum. Zeit der Kurfürsten Moritz und August von Sachsen. (Mit Genehmigung der Verlagsbuchhandlung von Wilhelm Baensch in Dresden.)

drittens gilt es, die Hauptstücke, damit sie zu ihrer vollen Geltung gelangen, in derjenigen Weise zur Aufstellung zu bringen, welche ihrem Wert entspricht." Das heißt mit andern Worten: aus der großen Menge der Museumsgegenstände sind diejenigen auszuwählen, welche besonders bezeichnend für die Kultur ihrer Zeit sind; sie müssen dann aber nicht, wie bisher, nach technologischen Grundsätzen aufgestellt werden, sondern sind

Digitized by Google

nach der Zeit ihrer Entstehung anzuordnen, so daß das aus ein und demselben Stilcharakter Geborene zusammensteht und die Aufeinanderfolge der Zeiten ein zusammenfassendes Bild der Stilwandlungen ergibt.

Dr. von Seidlitz begründet seine Vorschläge im einzelnen unter anderm wie folgt:

„Im Anschluß an die Regierungszeiten der einzelnen Fürsten des Landes, der Schöpfer dieses (Museums-) Besitzes, werden die Hauptwandlungen des Geschmacks vorzuführen sein, so daß sich ein Überblick über die Entwicklung der Ausstattungskünste von den Zeiten der Spätgotik und der Renaissance durch das Barock und das Rokoko hindurch bis zu dem Zopf- und Empirestil ergibt. Ein solcher Mittelpunkt für die Geschichte der dekorativen Künste hat aber bisher hier (in Dresden) gefehlt; diese Lücke gilt es in Zukunft auszufüllen ... Die Bildung einer solchen Sammlung ist nur dort möglich, wo ein so reiches Erbe sich durch die Jahrhunderte ungeschmälert erhalten hat, wie gerade im sächsischen Fürstenhause; dort sollte sie aber auch wirklich vorgenommen werden, da nur auf diese Weise der Reichtum zu seiner vollen Wirkung gebracht werden kann."

Astronomische Standuhr. Silber vergoldet. Von Andreas Schellhorn, Schneeberg. 1570. (Kgl. Grünes Gewölbe, Dresden.)

Ofenfigur (?). Stehender Mann aus buntglasierter Tonware. Datiert 1604. (Kunstgewerbemuseum, Leipzig.)

* * *

Im Rahmen der „Großen Kunstausstellung Dresden 1908" befindet sich eine Sonderausstellung mit dem Titel, den dieser Aufsatz trägt. Sie ist, wenigstens in ihrem größeren Teile, gewissermaßen der Versuch der praktischen Ausführung der Seidlitzschen Gedanken und Vorschläge, insofern sie einen übersichtlichen Eindruck des künstlerischen und kulturellen Bildes des Sachsens albertinischer Linie, soweit dieses dem Umfange des heutigen Königreichs entspricht, in der Zeit von 1547 bis 1806 darzubieten versucht.

Es soll nicht die Aufgabe dieses Aufsatzes sein, über die Ausstellung einen Bericht zu erstatten; der Reichtum der zur Schau gestellten Objekte — über siebenhundert — würde bei einer nur einigermaßen ins einzelne gehenden Betrachtung zu einer Ausdehnung dieser Arbeit führen, die weit über den Rahmen hinausgehen müßte, den eine Nichtfachzeitschrift für kunsthistorische

Digitized by Google

Pokal. Straußenei in silbervergoldeter Faſſung. Freiberger Beſchau. Aus dem Ende des ſechzehnten Jahrhunderts. (Kgl. Grünes Gewölbe, Dresden.)

Pokal. Elfenbein, Faſſung Silber vergoldet. Emailwappen derer von Boſe und von Zehmen. Dresdner Beſchau. Meiſtermarke MS. (Herr von Zehmen, Weißig.)

Beiträge zur Verfügung hat. Wohl aber gibt die Ausſtellung willkommenen Anlaß, in großen Zügen ein Bild der künſtleriſchen Kultur (mit beſonderem Bezug auf das Kunſtgewerbe) zu zeichnen, deren Zeuge, Pfleger und Miſchöpfer das Sachſen der Kurfürſtenzeit war.

* * *

Zweieinhalb Jahrhunderte lang hatte die Gotik, hatten die Maßwerkmotive, das heraldiſche Wappenlaub und die Kirchenemblematik in Deutſchland den Raum und ſeine Einrichtung beherrſcht, als im erſten Viertel des ſechzehnten Jahrhunderts die Formen der Renaiſſance von Italien her zu uns kamen. In Sachſen fanden ſie ihren Eingang noch unter der Regierung Heinrichs des Frommen, alſo vor der ſächſiſchen Kurfürſtenzeit, etwa um das Jahr 1528 im Bau des ſogenannten Schöſſerturms in der Südoſtecke des großen Hofes des Dresdner Reſidenzſchloſſes. Aber erſt um die Mitte des Jahrhunderts, unter der Regierung des erſten ſächſiſchen Kurfürſten Moritz, gewann der herrliche, in der blühenden Schönheit wie dem Reichtum ſeiner Formen und Verzierungen unerſchöpfliche Stil, den Dürer die „antikiſche Art“ nennt, und den wir als den Stil der Renaiſſance bezeichnen, allgemeine Geltung. Die Abbildung S. 838 veranſchaulicht einen Raum dieſer Zeit. An die Stelle der Balkendecke, die in der Zeit der Gotik herrſchte, iſt die flache, in unſerm Raumbilde nur durch einen Balkenlauf unterbrochene Kaſſettendecke getreten, die Wände ſind, wie übrigens ja auch ſchon in der Zeit

Digitized by Google

der Gotik, um starke Licht- und Schattenwirkungen zu erzielen, bis über Manneshöhe getäfelt, und ein buntglasierter hoher Kachelofen schmückt das Gemach, das im übrigen, der Lebensweise jener Zeit entsprechend, außer Truhen, Lehnstühlen und einem großen runden Tisch keine Möbelstücke enthält. Die auf unsrer Abbildung wiedergegebene Decke ist die getreue Nachbildung einer gemalten Holzdecke, die im sächsischen Schloß Schönfeld bei Pillnitz aufgefunden worden ist; der Ofen entstammt der Kalandsstube der Marienkirche zu Zwickau.

Es ist bekannt, daß die meisten Zweige des Kunsthandwerks und der Kunstindustrie durch die Renaissance nur bedeutsame künstlerische Wandlungen erfuhren; wie neu geboren von ihr wurden aber zwei: die Hafnerkunst und die Glasindustrie. Wohl waren beide schon im Mittelalter in Geltung, wie sich ja das Vorhandensein der Ton- und Glasindustrie in Deutschland bis in die Tage der Römerzeit zurück nachweisen läßt; aber die künstlerischen Leistungen beider waren so gering, daß von ihnen kaum die Rede sein kann. Die Glasurtöpferei trat erst mit dem Schluß der Epoche der Gotik in die Kunstgeschichte ein; in den vollständig erhaltenen gotischen Öfen im Germanischen Museum, im Artushof zu Danzig, im Schloß Hohensalzburg und im Schloß Tirol sehen wir die ersten künstlerischen Leistungen des Hafnerhandwerks.

Die Grundformen dieser gotischen Öfen, den viereckigen großen Unterbau und den kleineren, ebenfalls entweder viereckigen oder (wie auf unserm Raumbilde) achteckigen Oberbau, die Gesimskrönung, den Fries am Unterbau, übernahmen die Kunsttöpfer der Renaissancezeit fast unverändert von der Spätgotik; aber sie gaben ihnen all den reichen ornamentalen Schmuck, den sie auf den Stichen Dürers, Burgkmairs und einzelner Kleinmeister, ihren Vorbildern, sahen. Die Kacheln wurden lebhaft in Farbe gesetzt, zuweilen auch in einer Farbe, mit Vorliebe in Grün (wie bei diesem Zwickauer Ofen), gehalten; der Fries am Unterbau und die Kacheln des Oberbaues schilderten gern geschichtliche oder biblische Gestalten. Dieser Zwickauer Ofen enthält in seinem Aufsatz Bildnisse von sieben Kurfürsten.

Der Hauptsitz der Ofentöpfer des sechzehnten Jahrhunderts war Nürnberg; aber

Hausaltar. Ebenholz und Silber, auf schwerer Konsole. Bez. HKD 08. Arbeit des Hans Kellerdahler, Dresden. 1608. (Kgl. Grünes Gewölbe, Dresden.)

auch in Oberösterreich, Salzburg und Südtirol müssen tüchtige Hafnermeister gesessen haben, denn diese Lande sind außerordentlich reich an schönen Renaissanceöfen. Einer der berühmtesten Hafnermeister des sechzehnten Jahrhunderts war Hans Kraut (1532 bis 1587) zu Villingen im Schwarzwalde. Das South-Kensington-Museum zu London besitzt einen Ofen, der mit Krauts vollem Namen und den Jahreszahlen 1577 und 1578 bezeichnet ist. Das Hauptrelief dieses Ofens stellt Momente aus der Geschichte der Esther dar.

Kann sich, was die kunstvolle Architektur, den Reichtum des ornamentalen Schmucks und die Tiefe und Schönheit der Farbe angeht, der in unserm Raumbilde wiedergegebene sächsische Ofen auch nicht mit den Arbeiten des Meisters Kraut messen, so legt er doch immerhin beredt genug Zeugnis ab

Digitized by Google

Bergmannsparte. Der Schaft mit eingelegten Hausornamenten: Szenen aus dem Bergmannsleben, Blumen usw. Sächsisch (wohl Freiberg). Zweite Hälfte des sechzehnten Jahrhunderts. (Sammlung Demiani, Dresden.)

von dem künstlerischen Fleiß und der Begabung der sächsischen Töpfer des sechzehnten Jahrhunderts. Die Arbeit stammt, wie sich sicher nachweisen läßt, aus dessen erster Hälfte.

Im Zusammenhang mit dieser Kunsttöpferarbeit mag die in Abbild. S. 839 wiedergegebene Tonfigur im Stil Henris II. erwähnt sein. Sie ist bunt glasiert und diente wohl zu ihrer Zeit als plastischer Schmuck eines Ofens. Das Werkchen, Besitz des Leipziger Kunstgewerbemuseums, trägt die Jahreszahl 1604 als Nachweis für die Zeit seiner Entstehung.

In dem Raumbilde fällt außer dem schönen runden Tisch mit der Himmelsglobusuhr der prachtvolle Kronleuchter in Messing auf. Der Tisch, aus Marmor und Serpentin hergestellt, ist eine Arbeit Johann Maria Nossenis, des im Jahre 1544 zu Lugano geborenen Bildhauers, der etwa um das Jahr 1570 in kursächsische Dienste trat, in Dresden eine Plastikerschule gründete und selbst sehr fruchtbar für die kirchliche und höfische Kunst tätig war. Der hier wiedergegebene Tisch ist ein charakteristisches Beispiel dafür, mit welcher Prachtliebe die Renaissance die Möbelform begleitete. Nicht allein, daß man den Beinen Säulenform in reicher Schnitzarbeit gab, man stellte zwischen die Beine zuweilen (wie bei diesem Tisch Nossenis) auch noch hermenartige Träger für einen Fries, auf dem die ebenfalls reichgeschnitzte Tischplatte aufsitzt. Dieser Nossenische Tisch ist eine Arbeit aus dem letzten Viertel des sechzehnten Jahrhunderts (1585); die auf ihm stehende Himmelsglobusuhr aus dem Besitz des Kurfürsten August, ein Werk von Johann Reinhold und Georg Knoll in Augsburg, wurde im Jahre 1586 geschaffen. Der Kronleuchter endlich, ein Besitzstück des Königs Friedrich August von Sachsen, entstammt der Zeit um 1600. Er gehört nicht zu den reichsten seiner Art, wohl aber zu denjenigen, die charaktervoll die Eigentümlichkeiten der Renaissanceformen und -ornamentik zum Ausdruck bringen. Das Beleuchtungsgerät, soweit hierfür Bronze und ihre verwandten Legierungen in Frage kommen, hatte im Gegensatz zu den Töpferarbeiten auch schon in der Zeit der Gotik künstlerische Pflege gefunden; die Gotik war es, welche die Mauerringform des Kronleuchters aufgab, in der während der Herrschaft des romanischen Stils dieses Gerät mit Vorliebe dargestellt wurde; sie bereitete die Lüsterform vor, die dann in der Zeit der Renaissance zu so schönheitsvoller Entwicklung gelangte. Aber die Gotik bildete

Digitized by Google

Fußturnierharnisch. Gebläut, mit geätzten vergoldeten Ranken geschmückt. Anton Peffenhauser, Augsburg. 1591. (Kgl. historisches Museum, Dresden.)

die Arme der Leuchter kantig, die Knäufe, wenn solche vorhanden waren, eckig; die Renaissance erst fand für den Ausdruck des notwendig Runden eines Kronleuchters die richtige oder besser natürliche Form, indem sie den Linien des Leuchters den schönen Schwung, dem Ganzen die reichere Gliederung gab. Waren die Nürnberger Gelbgießer auch in der Gestaltung des Beleuchtungsgeräts die vorbildlichen Künstler, so

Digitized by Google

Kanne mit Figuren nach Plaketten von Peter Flötner. Sächsisch. Zweite Hälfte des sechzehnten Jahrhunderts. (Geheimrat Schöller, Berlin.)

waren doch ihre sächsischen Zunftgenossen, wie diese Arbeit eines sächsischen Gelbgießers dartut, gelehrige und talentvolle Schüler.

Eine schöne, künstlerisch überaus fruchtbare Zeit war das sechzehnte Jahrhundert und das erste Viertel des siebzehnten Jahrhunderts für die deutsche Goldschmiedekunst. Man sieht es den Arbeiten der Goldschmiede namentlich des sechzehnten Jahrhunderts an, wie die Menschen dieser Zeit sich am Schmuck erfreuten, wie sie die edle Arbeit der Gold- und Silberschmiederei liebten und zu schätzen wußten. Selbst unsre heutige, für den Luxus so außerordentlich empfängliche Zeit kann nicht entfernt einen Vergleich aushalten mit der Schmuckliebe des sechzehnten Jahrhunderts. Die Männer behängten Hals und Brust mit goldenen Ketten, sie hefteten Medaillons und Agraffen an Barett und Hut, sie ließen Gürtel und Waffen von der Kunst des Goldschmieds mit Kostbarkeiten besetzen und beschlagen; und nicht anders die Frauen, die zudem mit köstlichem Schmuck auch das Haar bedachten, ihn am Ohre, ja selbst auf dem Gewande trugen. Und wie der Mensch des sechzehnten Jahrhunderts sich selbst mit den Köstlichkeiten des Goldschmieds und des Juweliers schmückte, so sorgte er auch für den Schmuck seines Hauses: er stellte herrliche Pokale und Kannen, Uhren und Altärchen in ihm auf, und die Pretiosen, die er trug, barg er in wundervollen Kästchen aus edlem Metall oder Elfenbein. Ein Gang durch das Grüne Gewölbe in Dresden, durch die Kaiserliche Schatzkammer zu Wien, durch die Schatzkammern zu München und Berlin und an andern Orten gibt uns einen Begriff von dem Reichtum und der Schönheit dessen, was uns das Zeitalter der Renaissance an Werken der Goldschmiedekunst schenkte. Und dabei ist es ganz zweifellos, daß das Beste und Schönste dieser Arbeiten uns nicht einmal erhalten geblieben ist. Denn wenn man die alten Aufzeichnungen von berühmten Arbeiten der Goldschmiedekunst durchliest, wenn man die Besitzstandverzeichnisse in den Archiven vornehmer Familien prüft, so begegnet man der Benennung von Hunderten und aber Hunderten von Stücken, die nicht mehr vorhanden sind — sie gingen unter, sei es durch Verarmung ihrer Besitzer, durch die Kriegsnöte des siebzehnten Jahrhunderts oder durch pietätloses Hinopfern der herrlichen Gebilde an einen veränderten Geschmack.

Die Beschauzeichen* der Gold- und Silberschmiedearbeiten der Renaissancezeit ergeben, daß Nürnberg und Augsburg die führende Stellung in der Gold- und Silberschmiederei einnahmen. Der Name des Nürnberger Goldschmieds Wenzel Jamnitzer glänzt hier vor allen andern; er hat für die deutsche Goldschmiedekunst der Renaissancezeit etwa dieselbe Bedeutung, die der Name Benvenuto Cellinis für die italienische besitzt.

* Beschauzeichen nennt man in der Gold- und Silberschmiedekunst des fünfzehnten und sechzehnten, teilweise auch noch des siebzehnten Jahrhunderts die durch Punzen oder Stempel in Gefäße und Geräte eingeprägten Zeichen, durch die von den vereidigten Innungsmeistern der Gehalt an Edelmetall verbürgt wurde.

Digitized by Google

Aber auch in andern deutschen Städten blühte die Goldschmiedekunst: in München, Straßburg, Frankfurt a. M., Köln, Mainz, Lübeck, Wien, Prag, Breslau, und nicht zuletzt in Dresden und Leipzig und andern, zum Teil ganz kleinen sächsischen Städten. So ist die prachtvolle silbervergoldete Standuhr (aus dem Besitze des Grünen Gewölbes zu Dresden), die in Abbild. S. 839 wiedergegeben ist, eine Arbeit des Schneeberger Goldschmieds Andreas Schellhorn (aus dem Jahre 1570); im Besitze der eben genannten Sammlung befinden sich ferner drei dreieckige Deckelpokale aus Nephrit in silbervergoldeter Fassung, die der Leipziger Meister Elias Geyger um 1600 schuf, und der in Abbild. S. 840 dargestellte Straußeneipokal (ebenfalls im Besitz des Grünen Gewölbes zu Dresden) trägt das Freiberger Beschauzeichen. Eine schöne Dresdner Arbeit mit der Meistermarke MS ist der in Abbild. S. 840 reproduzierte Elfenbeinpokal (im Besitz des Oberförsters von Zehmen in Weißig bei Dresden). Sehr kunstfertige Dresdner Meister des sechzehnten und siebzehnten Jahrhunderts waren ferner die Goldschmiede Georg Mond, Tobias Wolff, den Kurfürst August im Jahre 1574 von Breslau nach Dresden berief, Michael Botza, Urban Schneeweiß, Zacharias Schlosser und vor allem Hans Kellerdahler; in Leipzig wirkten außer Geyger noch verdienstlich Hans Reinhardt, Melchior Lauch d. Ä., Franz Friesinger und Johann Paul Schmidt, in Freiberg saß der geschickte David Winckler, in Schneeberg der schon genannte Andreas

Innungslade der Tischler zu Werdau. Holz, bemalt. Von Paul Eger. 1679. (Tischlerinnung zu Werdau.)

Leuchter, Bergmann darstellend. Sächsisch. Datiert 1685. (Kirche zu Geising.)

Schellhorn, in Torgau Andreas Klette. Andre kunstfertige Gold- und Silberschmiede lebten in Zwickau, Chemnitz und Bautzen. Mond schuf u. a. (1606) einen herrlichen Willkomm in Gestalt des Lustschlößchens auf der sächsischen Festung Königstein (im Besitz des Grünen Gewölbes zu Dresden), Kellerdahler den wundervollen Hausaltar (ebenfalls im Besitz des Grünen Gewölbes zu Dresden), den die Abbild. S. 841 wiedergibt. Diese Arbeit Kellerdahlers trägt alle Merkmale, die den Höhepunkt der deutschen Renaissance kennzeichnen; in späteren Arbeiten dieses Meisters, z. B. einem im Jahre 1615 geschaffenen Taufbecken des Königlich Sächsischen Hauses mit dem die Taufe Christi darstellenden Gießer von 1617, ferner einem Rosenwasserbecken von 1629 mit der das Midasurteil schildernden Henkelkanne (im Besitz des Grünen Gewölbes zu Dresden), machen sich bereits die Einflüsse des sogenannten holländischen Stils bemerkbar, jener Dekorationsart, die zwar noch auf der Grund-

Digitized by Google

lage der deutschen Renaissance beruht, in Einzelheiten aber doch schon, wie Woldemar von Seidlitz es knapp und klar ausdrückt, „die größeren Verhältnisse sowie die Gesetzmäßigkeit vorbereitet, welche den Stil Ludwigs XIV. bezeichnen".

Wie tief und allseitig die Kunst des sechzehnten Jahrhunderts alle Gebiete des Lebens durchdrang, wie sie im wahrsten Sinne des Wortes eine Kulturerscheinung war, die alle Schichten des Volkes gleichmäßig durchflutete, wie sie nicht als etwas nur dem Gebildeten Gelänfiges, sondern als etwas allen Ständen Gemeinsames erschien, das zeigen charaktervoll die Handwerkszeuge des sechzehnten Jahrhunderts. In Abbild. S. 842 ist die Barte eines Bergmanns wiedergegeben als ein Beispiel dafür, von welchem künstlerischen Geiste auch das gröbere Handwerk beseelt war. Der Schaft dieser bergmännischen Paradewaffe ist kunstvoll mit Zinnornamenten eingelegt: Szenen aus dem Bergmannsleben, Blumen usw. darstellend. Es ist sächsische, wohl Freiberger Arbeit und ein Werk aus der zweiten Hälfte des sechzehnten Jahrhunderts. Das Stück gehört der Sammlung Demiani in Dresden an. Eins der interessantesten Werkzeugstücke des sechzehnten Jahrhunderts, in der Feinheit der Arbeit, der Schönheit seines künstlerischen Schmuckes nur von wenigen andern übertroffen, ist die Drahtziehbank des Kurfürsten August von Sachsen, die allerdings nicht aus sächsischen Händen hervorgegangen ist, sondern aus Nürnberger, aus denen des kunstfertigen „Schraubenmachers" Leonhard Danner (Tanner). Es ist ein auf vier schrägstehenden, sehr reich geschnitzen Füßen ruhender, etwa 4½ Meter langer hölzerner Balken, dessen Flächen mit unendlich feinen Intarsien — Jagdszenen, Turnieren usw. — geschmückt sind. In die glatte Oberfläche sind eine eiserne Zahnstange und ein die Kurbelvorrichtung umschließendes eisernes Gehäuse eingelassen, beides nach Art der Plattnerarbeiten aufs reichste geätzt.

Große Deckelvase. Rotes Porzellan, geschliffen. Meißen. (Böttgersche Periode.) Um 1715. (Kgl. Porzellansammlung, Dresden.)

Auch die Kunst des Plattnerhandwerks des sechzehnten Jahrhunderts, also die Arbeit der Harnisch- und Panzermacher, der Waffenschmiede überhaupt, ist eine der Kulturerscheinungen des Zeitalters der Renaissance, die glänzend herüberstrahlen in unsre Zeit. Die Eisenhandwerker des sechzehnten Jahrhunderts waren Künstler im vollsten Sinne des Wortes; müssen wir schon staunend stehen vor dem, was ihre Geschicklichkeit in der Bearbeitung von Stahl und Eisen leistete, so fordert höchste Bewunderung die Kunstfertigkeit, mit der sie durch Treiben, Ätzen, Gravieren, Vergolden und Tauschieren ihre Arbeiten zugleich künstlerisch ausstatteten. In der Abbild. S. 843 ist ein Fußturnierharnisch wiedergegeben, der eine Arbeit des Augsburger Plattners Anton Peffenhauser (vom Jahre 1591) ist; ein andrer der in der Ausstellung befindlichen Harnische ist eine sächsische Arbeit vom Jahre 1590. Der Peffenhausersche Harnisch ist geblänt und mit geätzten vergoldeten Ranken geschmückt; der mit reichgesticktem Schurz versehene sächsische, für Kurfürst Christian II. angefertigt, aus Kupfer getrieben und vergoldet und kunstvoll graviert. Die Kunst des Ätzens und Gravierens, Vergoldens und des vom Orient

Digitized by Google

übernommenen Tauschierens von Prunkharnischen und Prachtwaffen wie überhaupt von Schmiedearbeiten war eine Technik, welche das sechzehnte Jahrhundert zur Vollendung ausbildete; die Zunft der Ätzmaler, die schon zu Beginn des sechzehnten Jahrhunderts in Nürnberg begründet wurde, gehörte zu den angesehensten kunsthandwerklichen Fachverbänden dieser Stadt. Dürer selbst lieferte Zeichnungen zu Harnischätzungen, und Hans Burgkmair d. J. wurde sogar für seine Verdienste um diese Tätigkeit zum kaiserlichen Harnischätzer ernannt.

Die glänzende Ausbildung des Eisenhandwerks zu einer Kunst hat anscheinend den Anlaß dazu gegeben, daß andre Metalle — außer Gold und Silber natürlich — im sechzehnten Jahrhundert in ihrer Verwendung zu Arbeiten künstlerischen Charakters in Deutschland zurückblieben, vor allem die in Italien sowohl für Werke der Groß- wie Kleinplastik und des Kunstgewerbes so sehr bevorzugte Bronze, aber auch Messing und Zinn. Vom Messing war schon die Rede; Bronzearbeiten der Renaissancezeit sind in der Ausstellung nur einige, u. a. ein getriebenes Relief, die Grablegung Christi darstellend (im Besitz des Städtischen Museums zu Dresden), vorhanden, an deren Beispiel es angesichts des begrenzten Raumes nicht lohnt, des näheren von dem Bronzegerät und Bronzeschmuck des sechzehnten und siebzehnten Jahrhunderts zu sprechen.

Bliebe das Zinn. Mit dem Schmied und Schlosser, dem Kupferschmied und Gelbgießer sorgte der Zinngießer im sechzehnten Jahrhundert für das Metallgerät im Hause. Man schuf in der Hauptsache die mächtigen Kannen, Pokale und Krüge aus Zinn, mit denen die Zunftstuben geschmückt waren. Für diese Arbeiten dienten die Silbergeräte der Zeit als künstlerische Vorbilder. Die in Abbild. S. 844 wiedergegebene Kanne (aus dem Besitz des Geheimrats Schöller in Berlin) stellt eine solche Arbeit des sechzehnten Jahrhunderts dar, und zwar eine Arbeit sächsischer Herkunft. Der Schmuck des Gefäßes ist den Figuren nachgebildet, die der Nürnberger Bildschnitzer und Zeichner Peter Flötner in Kehlheimer Stein und Buchsbaum für seine Plaketten ausführte. Was dem Material des Zinns an Eignem und ihm Eigentümlichem innewohnte — von Hans Lobsinger, einem Nürnberger Zinngießer des

Große Vase mit gelbem Fond und bunten Fabeltieren. Meißen, AR. (Heroldsche Periode.) Um 1730. (Kgl. Schloß, Dresden.)

sechzehnten Jahrhunderts, wird mitgeteilt, daß er es verstand, „Zinn so weich wie Leim zu machen, um darin zu drucken und es dann wieder zu härten" —, das erkannten und nützten freilich erst die Zinngießer des siebzehnten Jahrhunderts; sie erhoben ihr Handwerk zu einer Kunst, die mit der Gold- und Silberschmiederei zu wetteifern suchte, wenn auch nur in dem Sinne, daß sie die getriebenen Silberarbeiten durch Zinnguß kopierte oder ihre selbständigen Arbeiten mit Reliefdarstellungen verzierte, wie sie bei den Silberarbeiten gebräuchlich waren. Ist die Zahl der Zinnarbeiten, die an Feinheit der Materialbehandlung, an Kunstfertigkeit der Reliefierung mit getriebenen Silberarbeiten verglichen werden können, auch nicht groß, so besteht sie doch, und zu ihr gehört auch der Leuchter in Gestalt eines Bergmanns (Abbild. S. 845), der sich im Besitz der

Digitized by Google

Kirche zu Geising befindet. Zu künstlerischer Größe emporgeblüht ist im siebzehnten Jahrhundert in Deutschland die Zinngießerei wohl mit infolge der durch die Nöte des Dreißigjährigen Krieges eingetretenen Verarmung des Landes; als sich dann, nach der Mitte des Jahrhunderts, die wirtschaftlichen Verhältnisse wieder besserten, kehrte man, dem Beispiel Frankreichs folgend, wieder zur Bevorzugung getriebener Silberarbeiten, später auch des Porzellans, von dem noch zu sprechen sein wird, zurück; die Zinngießerei sank von der Höhe einer Kunstübung wieder zum Handwerk herab.

Karyatide von Rhinozeroshorn. Von Johann Melchior Dinglinger, Dresden. Achtzehntes Jahrhundert. (Kgl. Grünes Gewölbe, Dresden.)

* * *

In Sachsen hatte, wie wir wissen, die Renaissance unter der Regierung des Kurfürsten Moritz (1541 bis 1553) eingesetzt, hatte sich immer freier entwickelt unter der Regierung des Kurfürsten August (1553 bis 1586) und des Kurfürsten Christian I. (1586 bis 1591) und war auf ihrem Höhepunkt angelangt unter der Regierung des Kurfürsten Christian II. (1591 bis 1611). Die ersten Einflüsse des holländischen Stils, von dem schon die Rede war, wurden bemerkbar während der Regierung des Kurfürsten Johann Georg I., welche die Jahre 1611 bis 1656 umfaßte; die Blüte dieses Stils erlebte die Zeit des Kurfürsten Johann Georg II., der von 1656 bis 1680 regierte. In die nur kurzen Regierungszeiten der beiden Nachfolger dieses Fürsten, nämlich des Kurfürsten Johann Georg III. (1680 bis 1691) und des Kurfürsten Johann Georg IV. (1691 bis 1694), fallen die ersten Äußerungen im Stil Ludwigs XIV.

Es wäre den Herren, welche das Arrangement der Dresdner Ausstellung übernommen (es sind dies der Oberst z. D. von Kretschmar in Radebeul, der Oberregierungsrat Dr. Demiani in Dresden, der Direktorialassistent am Königlich Historischen Museum zu Dresden Prof. Dr. Erich Haenel und der Direktor der Kupferstichsammlung weiland des Königs Friedrich August II. von Sachsen Prof. Dr. v. Schubert-Soldern) und, wie bei dieser Gelegenheit betont werden soll, mit seinem historischem Verständnis und vornehmem künstlerischem Geschmack durchgeführt haben, ein leichtes gewesen, die künstlerische Kultur der Zeit Christians II. und der vier Johann George in Raumbildern darzustellen, denn aus den Beständen allein der Königlich Sächsischen Sammlungen und dem Besitz des sächsischen Königshauses hätte sich ohne Schwierigkeiten alles erforderliche und für den Geschmack dieser Zeiten charakteristische Material herbeischaffen lassen. Aber das Haus, in dem die Ausstellung unter-

Digitized by Google

Teeservice. Silber vergoldet und fein emailliert. Von Johann Melchior Dinglinger, Dresden. Achtzehntes Jahrhundert. (Kgl. Grünes Gewölbe, Dresden.)

gebracht worden ist, hatte nicht Räume genug zur Darstellung von wenigstens noch weiteren fünf Stilbildern. Platzmangel hindert auch den Verfasser dieser Ausführungen daran, an der Hand etwa der wertvollen Hinweise, die Herr von Seidlitz in seiner am Eingang dieses Aufsatzes erwähnten Schrift gegeben hat, solche Stilbilder in Schilderungen zu entwerfen. Einige charakteristische Arbeiten aus der Zeit der deutschen Hoch- und Spätrenaissance sind ja schon beschrieben und in Abbildungen vorgeführt worden; der Geschmack der Zeit zu Anfang des letzten Viertels des siebzehnten Jahrhunderts mag anschaulich gemacht sein an der in Abbild. S. 845 wiedergegebenen Innungslade der Tischler zu Werdau, einer schönen Arbeit des Werdauer Tischlers Paul Eger vom Jahre 1679 (gegenwärtig im Besitz der Tischlerinnung zu Werdau).

Das zweite diesem Aufsatz beigegebene Raumbild (Abbild S. 837) stellt einen Saal im Geschmack der Zeit Friedrich Augusts I. von Sachsen (Spätzeit des Stils Ludwigs XIV.) dar. Üppige Pracht ist sein Kennzeichen. Das Auge kann des Goldschmucks nicht genug sehen. Man beschränkt sich nicht mehr auf den Besitz von Goldschmiedearbeiten, Gold muß jetzt auch die Architektur des Zimmers schmücken helfen. Es liegt schimmernd auf Pfeilern und Gesims, es zieht in glitzernden Linien die Decke entlang, ja es überflutet sogar die Möbel des Raumes. Im Grunde ist der Barock ja noch immer Renaissance, freilich verwilderte Renaissance, Renaissance, die ihres echten künstlerischen Lebens beraubt worden ist und als Ersatz dafür die Hervorhebung und Übertreibung aller äußern Eigenschaften eintauscht. Das Kunstwerk wird sozusagen zum Kunststück. Das Detail der Dekoration fügt sich nicht mehr, wie in den edlen Arbeiten der Renaissance, harmonisch in das Ganze ein, sondern will für sich stehen, auf sich allein die Aufmerksamkeit des Beschauers lenken. Die Vorbilder zu den Pilastern auf diesem Raum-

Digitized by Google

Standuhr. Silber vergoldet, mit Juwelen besetzt und mit dem Monogramm Augusts des Starken. Von Gottfried Döring, Dresden. Anfang des achtzehnten Jahrhunderts. (Kgl. Grünes Gewölbe, Dresden.)

bilde eines Barocksaales lieferte der Thronsaal des Kurfürsten Friedrich August I. im Königlichen Schloß zu Dresden; das Gesims wurde dem im Königlich Mathematisch-Physikalischen Salon zu Dresden nachgebildet. Auch der schwere purpurfarbene Seidendamast der Wandbekleidung ist eine getreue Nachbildung der Dekorationsweise, die man in dieser Zeit den Seidenstoffen gab.

Es war schon davon die Rede, daß in dieser Zeit in der Kleinkunst die Goldschmiedearbeiten zurücktreten mußten vor den Arbeiten eines andern Materials, des Porzellans. Wohl kam Porzellan zu Ende des siebzehnten Jahrhunderts nicht zum erstenmal von Ostasien nach Europa; die Besitzstandverzeichnisse fürstlicher Schatzkammern erwähnen schon um die Wende des fünfzehnten Jahrhunderts „orientalische Porcellana“ (die von Portugiesen nach Europa gebracht worden waren). Aber erst die Einfuhr ostasiatischen Porzellans nach Europa durch holländische Kaufleute zu Ende des siebzehnten Jahrhunderts verhalf diesen Erzeugnissen der Keramik zu der grenzenlosen Bewunderung und Bevorzugung fast während des ganzen achtzehnten Jahrhunderts vor allen andern Arbeiten der Kleinplastik und ornamentalen Kunst. Kurfürst Friedrich August I. von Sachsen (August der Starke), der von 1694 bis 1733 regierte (seit 1697 war er zugleich König von Polen und hieß als solcher August II.), hat das Verdienst, hier vorbildlich gewirkt zu haben; seine Porzellanleidenschaft war für andre europäische Fürsten und Vornehme seiner Zeit das Signal, es ihm gleichzutun an Sammeleifer für diese gleißende Kleinkunst der Chinesen und Japaner. Übertroffen konnte er ja wohl nicht gut werden; dafür spricht noch heute beredt der einzig in der Welt dastehende Reichtum der Sammlung von chinesischem und japanischem Porzellan in Dresden, die er anlegte. Einer seiner Goldmacher — fast jeder europäische Fürst des siebzehnten Jahrhunderts hatte noch seinen Goldmacher — (Johann Friedrich Böttger) war es aber auch, dem zuerst die Nachbildung des harten ostasiatischen Porzellans gelang. Er erfand das sogenannte „rote Porzellan“, dem chinesischen Steinzeug nachgebildet, im Jahre 1707, die Masse des weißen Porzellans höchstwahrscheinlich im Jahre 1708 und die dazugehörige Glasur im Jahre 1709. Auf dem Kamin des in Abbild. S. 837 dargestellten

Elfenbeingruppe. Herkules und Omphale. Von Balthasar Permoser, Dresden. Mitte des achtzehnten Jahrhunderts. (Kgl. Grünes Gewölbe, Dresden.)

Digitized by Google

Raumes sieht man drei Vasen stehen; es sind ostasiatische Erzeugnisse. In diesen Raum gehören aber auch Porzellanstücke aus der Frühzeit der Meißner Porzellanmanufaktur, wie sie in Abbild. S. 846 u. 847 wiedergegeben werden. Denn die Manufaktur war die ureigenste Schöpfung Augusts des Starken, entstanden in erster Linie aus der Leidenschaft dieses Fürsten für Porzellan. Die Abbild. S. 846 stellt eine Deckelvase aus rotem Porzellan dar, das kunstvoll geschliffen ist. Das Stück ist eine Arbeit aus dem Jahre 1715, also aus der Zeit, da Böttger (gest. 1719) noch in der Manufaktur tätig war. Die Abbild. S. 847 zeigt eine große weiße Porzellanvase der Herold zeit mit sogenannter Fondmalerei, die in Meißen zuerst etwa um das Jahr 1725 herzustellen gelang. Herold war 1720 von Wien nach Dresden (Meißen) berufen worden; er verbesserte die Farbenpalette für Porzellan bedeutsam.

Während die Vase der Heroldzeit sowohl in der Grundform wie in der farbigen Dekorierung unmittelbar ostasiatischen Vorbildern nachgeschaffen ist, zeigt die rote Porzellanvase der Böttgerzeit barocke Form und Verzierung. Sie ist vielleicht nach einem Modell hergestellt worden, das der Dresdner Hofsilberarbeiter Johann Jakob Irminger d. Ä. geschaffen hat.

Die Erwähnung des Namens Irminger führt dazu, einen Blick auf die Gold- und Silberschmiedearbeiten dieser Zeit zu werfen. Hatte die Gold- und Silberschmiedekunst in den ersten Jahrzehnten des siebzehnten Jahrhunderts immerhin noch einen gewissen rühmlichen Stand behauptet, so verlor sie seitdem, vor allem aber seit der zweiten Hälfte des Jahrhunderts, viel von ihrer bisherigen Schönheit. In der Sucht, es dem prunkliebenden französischen Hofe an Pracht gleichzutun, entzog man sie auch in Deutschland ihrer eigentlichen Aufgabe und ließ sie wie in Frankreich ihr Können an Geschmacklosigkeiten versuchen: sie mußte Tische, Stühle, selbst Betten, Altäre und riesige Silberkandelaber herstellen. Der mittlere Tisch in dem Raumbilde Abbild. S. 837, die beiden Gueridons im Hintergrunde, selbst schon die vier sechsarmigen Wandleuchter sind solche die Grenzen des Gold- und Silbermaterials weit überschreitende Arbeiten. Der Tisch, Silber vergoldet, in getriebener Arbeit, ist ein Werk des Augsburger Goldschmieds Albrecht Biller vom Jahre 1725, die beiden Gueridons und die

Standuhr in vergoldeter Bronze. Von Gault, Paris. 1750. (Kgl. Schloß, Dresden.)

vier Wandleuchter wurden von einem Namensvetter dieses Meisters, Johann Ludwig Biller, ebenfalls einem Augsburger Gold- und Silberschmied, geschaffen, und zwar im Jahre 1710 und 1725. Alle diese Arbeiten stammen aus dem Königlichen Schlosse zu Dresden.

Digitized by Google

Porzellangruppe. Harlekin mit Dame musizierend. Meißen. (Kaendlersche Periode.) Um 1740. (Generalkonsul Klemperer, Dresden.)

Reine Gold- und Silberarbeiten, wie sie das sechzehnte Jahrhundert mit so großer Kunstfertigkeit geschaffen hatte, wurden in dieser Zeit so gut wie überhaupt nicht mehr begehrt; die barocke Richtung der Zeit kam auch insofern zum Ausdruck, als der Goldschmied seine Tätigkeit fast immer in Verbindung mit der Bearbeitung von Edelsteinen und Halbedelsteinen oder der Kunst des Emaillierens bringen mußte. Erfreulicherweise darf gesagt werden, daß in Arbeiten dieser Art sich bei aller Bizarrerie der Materialzusammensetzung eine gewisse Feinheit des Geschmacks und Vollkommenheit der Technik erhielten. Der begabteste der Goldschmiede aus der Zeit Friedrich Augusts I. war Johann Melchior Dinglinger. Der Anfang seiner Tätigkeit fällt wohl noch in die Regierungszeit Johann Georgs IV.; zu ihrer reichsten Entfaltung aber kam sie erst unter der Herrschaft Friedrich Augusts I. Die Arbeiten Dinglingers gehören noch heute zu den Zierden des Grünen Gewölbes zu Dresden. In den Abbild. S. 848 u. 849 sind zwei von ihnen wiedergegeben, Stücke des herrlichen, reich mit Edelsteinen besetzten Teeservices (Abbild. S. 849) und die Karyatide aus Rhinozeroshorn (Abbild. S. 848). Neben Dinglinger war der Gold- und Silberschmied Gottfried Döring ein geschickter und kunstfertiger Juwelier. Die in Abbild. S. 850 dargestellte, silbervergoldete, ebenfalls aufs reichste mit Juwelen besetzte Standuhr (aus dem Besitz des Grünen Gewölbes zu Dresden) ist eine Arbeit dieses Meisters. An dritter Stelle mag noch Johann Heinrich Köhler, ebenfalls ein Dresdner Goldschmied, genannt sein; von seiner Hand wurden die schönen polnischen Kroninsignien geschaffen.

In dieser Zeit, wo man den Prunk um seiner selbst willen liebte, mehr den Glanz als die Schönheit in künstlerischen Dingen suchte, kam auch in Deutschland die Bronze zu den Ehren, die sie in Italien bereits im sechzehnten Jahrhundert genossen hatte. Freilich mag auch das allgemeine Sinken des Wohlstandes der deutschen Reichsstädte mit dazu beigetragen haben, daß Gold und Silber von weniger edlen Metallen, eben der Bronze, aber auch dem Kupfer, teilweise verdrängt wurden. In Abbild. S. 851 ist eine Standuhr aus vergoldeter Bronze wiedergegeben (aus dem Besitz des Königs Friedrich August von Sachsen), die charakteristisch für diese Arbeiten des achtzehnten Jahrhunderts ist. Sie ist das Werk eines französischen Künstlers, Gault in Paris, und wurde etwa um die Mitte des achtzehnten Jahrhunderts erschaffen.

Schließlich haben noch Anspruch auf Erwähnung die Elfenbeinarbeiten dieser Zeit; die in Abbild. S. 850 abgebildete Gruppe ist ein Werk Balthasar Permosers, des Schöpfers der Figuren im Königlichen Zwinger zu Dresden.

* * *

Aus dem Pompösen, Gewolltwuchtigen und Hochtrabenden des Barocks ging die Zeit nach Ludwig XIV. (in Sachsen die Zeit

Teller mit Jäger usw. Von Heinrich Burchard Aßleben, Zittau. 1784. (Städtisches Museum, Zittau.)

Digitized by Google

Lesser Ury: Im Damencafé.

Zu Georg Buß: Kaffee und Kaffeehäuser.

Digitized by Google

Rokokosalon. Zeit Kurfürst Friedrich Augusts II. von Sachsen. (Mit Genehmigung der Verlagsbuchhandlung von Wilhelm Baensch in Dresden.)

nach Friedrich August I.) über in die Zierlichkeit, in das Spiel geistreicher Launen und Einfälle des Rokokos, in die Zeit Ludwigs XV. (in Sachsen Friedrich Augusts II.).

Parfaits dans le petit, sublimes en bijoux,
Grands inventeurs de rien, nous faisons des jaloux.

So charakterisiert sehr bezeichnend Voltaire den Geschmack dieser Zeit. Zwar ist der Stil des Rokokos nur eine Stilepisode, deren Leben so kurz war wie das Dasein einer düftereichen, schnell vergänglichen Blume; aber er ist doch zugleich eine charaktervolle Erscheinung für die Beurteilung des Wesens der Zeit, die ihn schuf. Voller Feinheit und Grazie, voller Witz und Geist, zugleich aber auch voller Geziertheit und Unnatur wie die Menschen der Rokokozeit, waren auch die Formen und Linien des Rokokos, war überhaupt der Kunstgeschmack dieser Zeit. Es mußte alles gerade ins Gegenteil von dem verkehrt werden, was die Natur der Dinge verlangt. Wie die Menschen dieser Zeit sich auf die Wangen künstlich das Rot der Jugend, aufs Haar den Schnee des Alters legten, wie sie, um gravitätisch, vornehm gemessen zu erscheinen, ihre Füße in enge Stöckelschuhe zwängten und anderseits sich in Gewänder hüllten — zierlich geblümte, zart gefärbte Seidenstoffe —, die im vollsten Gegensatz zu dieser Gemessenheit der Bewegung die leichteste Grazie voraussetzen, so formten sie auch den Raum, in dem sie lebten, aus dem Natürlichen ins Unnatürliche um. An die Stelle der Symmetrie setzten sie die Asymmetrie; wo aus konstruktiven Rücksichten sich mit Notwendigkeit gerade Linien ergeben mußten, wendeten sie krumme an, die Mitte einer Fläche verlegten sie nach den Seiten rechts und links — kurz, Gleichgewicht, Ebenmaß, Wiederkehr existierten für sie nicht. Und doch liegt im Rokoko eine Welt von leichter und luftiger Schönheit, von Grazie und Anmut; man übersieht seinen sinnlosen Schnörkelwust, von dem man nicht weiß, was er soll, aus welchem künstlerischen Gedanken er geboren ward; man fühlt sein Auge nicht bedrängt von dem Bizarren, Exzentrischen, Unlogischen der Formensprache dieses Stils, sondern genießt ihn als das Feine, Geistreiche, Anmutige, Zarte, das er in der Tat ist.

Unser drittes Raumbild (s. obenstehende Abbild.) gibt einen Rokokosalon aus der Zeit

Digitized by Google

Zopfzimmer. Zeit Kurfürst Friedrich Augusts III. von Sachsen. (Mit Genehmigung der Verlagsbuchhandlung von Wilhelm Baensch in Dresden.)

Friedrich Augusts II. (als König von Polen August III.), der von 1733 bis 1763 regierte, wieder. Der Raum ist in seiner Dekoration eine getreue Kopie des Festsaales im Kurländer Palais zu Dresden. Alle Möbelstücke, unter denen das Sofa, die sogenannte „Causeuse", deshalb bemerkenswert ist, weil es (als Nachfolger der Truhe) in dieser Zeit zum erstenmal im Salon auftritt, und Zieraten entstammen dem Königlichen Schloß zu Dresden. Alle Zieraten in diesem Salon sind übrigens Bronzearbeiten, die Kaminuhr ein Werk des französischen Plastikers Maurice Blanc; auch die Kaminböcke sind französischer Herkunft, während der Kristallkronleuchter und die zweiarmigen Leuchter an den Wänden wohl Arbeiten heimischer, also sächsischer Handwerkskünstler sind. Die Bronze begann jetzt durch Anregungen, die, wie fast ausnahmslos alle Kultur des achtzehnten Jahrhunderts, wieder von Frankreich ausgingen, auch in Deutschland ihren Siegeszug durch die Räume des Hauses. Weniger in der Form der Kleinplastik denn als selbständiges Gerät oder als schmückender Teil des Geräts. Vor allem als Schmuck des Möbels. Von der weiter oben erwähnten Sitte, Möbel aus Silber herzustellen, war man bald wieder abgekommen. Aus leicht begreiflichen Gründen: selbst fürstliche Haushalte vertrugen solchen Luxus auf die Dauer nicht. Dafür verzierte man nun Möbelstücke mit vergoldetem Metall, und zwar vorzugsweise mit vergoldeter Bronze. Eingeführt worden war diese Verzierungsweise durch den Pariser Kunsttischler Charles André Boulle, nach dem eine bestimmte Mobiliarverzierung Boullearbeit benannt worden ist. Leider enthält die Dresdner Ausstellung außer zwei zur Reproduktion nicht geeigneten Postamenten kein charakteristisches Boullemöbel, das hier abgebildet werden könnte. Boulle verwendete für seine Möbel nur die kostbarsten Hölzer, meist Ebenholz, die er durch eingelegte Ornamente (Tiere, Blumen, Früchte, ja selbst ganze Stilleben) aus Perlmutt, Schildpatt, Elfenbein und ziselierter Bronze verzierte. Dem deutschen Geschmack des achtzehnten Jahrhunderts, der sonst so willfährig dem französischen sich unterordnete, sagte diese Art der Marketerie nicht lange zu; blieb auch die Zusammensetzung der farbigen Hölzer zunächst noch bestehen, so verschwanden doch Elfenbein, Schildpatt und Perlmutt wieder

Digitized by Google

aus der Marketerie, vor allem aber die Bronze, die in den Möbeln des Rokoko nur noch als plastische Zierde benutzt wurde. In dieser Form erhielt sie sich als Möbelschmuck bis in die Zeit des Empirestils hinein. Die Arbeiten Boulles führten aber zu einer neuen Dekorationsart der Möbel, der Holzmosaik, die sich nicht auf die Darstellungen von einzelnen Früchten usw. beschränkte, sondern ganze Gehänge und Blumenbukette bildete, ja auch figürliche Darstellungen: Schäferszenen, Chinoiserien und selbst historische Schilderungen. Ein deutscher Künstler, David Röntgen in Neuwied a. Rh. (von Geburt übrigens Sachse, nämlich Herrnhuter), brachte es in dieser Dekorationsmanier zu besonderer Vollendung. So große Möbelkostbarkeiten, wie dieser Neuwieder Ebenist sie schuf, konnte erklärlicherweise alle Welt sich nicht leisten; das führte — zum Teil auch unter der Einwirkung der schönen japanischen Lackarbeiten — zur Anwendung einer Dekorationsart, die wohlfeiler war, aber sich trotzdem recht prächtig ausnahm: man überzog das Holz des Möbels völlig mit Farbe, lackierte es glänzend rot oder grün, auch weiß, und bedeckte es mit goldenen Ornamenten. Diese Möbel wurden „Meubles à vernis Martin" genannt, weil das Verfahren von einem gewissen Simon Etienne Martin zuerst angewendet wurde. Zunächst wurde diese Dekoration nur für Wagen und Sänften benutzt, später aber auch für Möbelstücke.

Deckelvase mit bunter Blumenmalerei und Vergoldung. Meißen, Schwertermarke mit Stern. (Marcolinische Periode.) Um 1780. (Kgl. Porzellansammlung, Dresden.)

Gruppe aus Biskuitporzellan. Von Chr. Gottlob Jüchzer, Meißen. Ende des achtzehnten Jahrhunderts. (Kgl. Porzellansammlung, Dresden.)

In dem in Abbild. S. 853 wiedergegebenen Rokokosalon könnte auch die Porzellangruppe stehen, die in Abbild. S. 852 dargestellt ist. Sie ist eine Arbeit aus der Kaendlerzeit der Meißner Porzellanmanufaktur, also aus der Zeit, in der die Blüte dieses Instituts verkörpert ist. Das charakteristische Ornament des Rokokos, die Muschel, erscheint freilich auf diesem Gebilde noch nicht; es stammt aus der Zeit, als eben die Linienwirrnis des Rokoko von Frankreich nach Deutschland kam. Um so wirksamer wird diese Linienwirrnis, die willkürliche, launenhafte Unterbrechung der Kreislinie gezeigt an dem Zinnteller, den die Abbild. S. 852 wiedergibt.

Als dieser Teller von dem Zittauer Zinngießer Heinrich Burchard angefertigt wurde, hatte der Stil des Rokokos freilich auch in

Digitized by Google

Deutschland schon längst abgeblüht; die ruhigeren und vornehmen, in den konstruktiven Teilen wieder geradegewordenen Linien des Zopfstils waren an seine Stelle getreten. Die Abbild. S. 854 zeigt als Muster eines Zopfstilraumes die genaue Nachbildung des Wohnzimmers des Kurfürsten Friedrich August III. (1763 bis 1827, seit 1806 König mit der Bezeichnung Friedrich August I., der Gerechte) im Schlosse zu Pillnitz. Von dem eigenkünstlerischen Wesen des Zopfstils ist allerdings nicht viel Aufhebens zu machen. Er hat als einziges Verdienst dieses, daß er den Launen und der Willkür des Rokokos ein Ende machte. Um das zu können, mußte er, da er nicht neuschöpferischem Geist entsprang, bei schon Vorhandenem Anschluß suchen. Er bediente sich dazu der Antike, deren Formen und Linien durch die Winckelmannschen Schriften der Welt wieder nahegerückt worden waren. Charakteristisch für diese Zeit, aber begreiflich, wenn man daran denkt, aus welchem Geiste heraus ihr Geschmack geboren wurde, ist die Vorliebe für Marmorarbeiten; das Gerät der Räume wurde, wo immer es anging, in Verbindung mit diesem Material gebracht. In dem hier wiedergegebenen Raumbilde sind nicht nur die Türen und das sonstige Holzwerk des Zimmers weiß angestrichen, was den Eindruck der Marmorbekleidung erwecken soll, sondern auch die Platten der Tische, die Sockel der Leuchter, das Gehäuse der Standuhr sind aus echtem Marmor gebildet. Und in diesem Zopfzimmer könnte auch ganz gut die Gruppe aus Biskuitporzellan stehen, die in Abbild. S. 855 wiedergegeben ist. Sie ist eine Arbeit des Meißner Modelleurs Chr. Gottl. Jüchzer und bezeichnend für den Geschmack der Zeit. Wie die Künstler der Meißner Manufaktur bestrebt waren, in ihren Arbeiten die Formen und den Dekor der klassischen Kunst wieder Leben gewinnen zu lassen, so bedienten sie sich auch eines Materials, das das bevorzugte Material der Antike, den Marmor, vortäuschen sollte; sie ließen, namentlich bei figürlichen Darstellungen, die Masse des Porzellans unbemalt und glasierten sie auch nicht. Wenn man das Porzellan bemalte, so geschah es in der Manier, wie sie die in Abbild. S. 855 wiedergegebene Vase schildert.

Die Abbildung S. 843 ist vom Königlich Historischen Museum zu Dresden zur Verfügung gestellt worden.

Die Abbildungen S. 848 und S. 849 sind dem Graefeschen Werke „Das Grüne Gewölbe zu Dresden" (Verlag von Paul Bette in Berlin) entnommen. Die Direktion des Grünen Gewölbes gab ihre Einwilligung zur Wiedergabe dieser wie auch der übrigen dargestellten Besitzstücke aus der Sammlung.

Alle übrigen Abbildungen wurden für den besondern Zweck dieses Aufsatzes aufgenommen. Soweit unter ihnen sich Stücke aus königlich sächsischem Besitz befinden, erteilte S. M. der König Friedrich August von Sachsen dem Verfasser dieses Aufsatzes, Hofrat Doenges in Dresden, die Erlaubnis zur photographischen Aufnahme.

Post vitam

Die Seelen stiegen zum Himmel empor,
Von lichten Gestalten ein dichter Chor.
Sie trugen, was sie im Leben erspart,
Viel köstliche Gaben von bunter Art.
Sie schleppten Garben von goldnem Korn
Und duftende Kronen von Rosen und Dorn
Und edle Steine voll sprüh'nden Lichts,
Nur du alleine — du trugest nichts.
Einsam gingst du, das Haupt gesenkt —
Du hattest ja alles mir geschenkt!

Walther Unus

Digitized by Google

Das Goethetheater in Lauchstädt nach seiner Wiederherstellung.

⊗ Lauchstädt ⊗

Von Dr. Erich Petersilie

Unsre Zeit hat kurz nacheinander die Wiedereröffnung zweier Theater aus klassischer Zeit erlebt. Im Jahre 1907 ist das Theater in Weimar eingeweiht worden: ein neues Haus in einem neuen Weimar. Am 13. Juni 1908 ist in dem kleinen, der Universitätsstadt Halle benachbarten Lauchstädt das einst 1802 erbaute Goethetheater in großer Festvorstellung von neuem eröffnet worden: das alte Gebäude im alten Lauchstädt. Denn der kleine weltentlegene Ort stellt sich uns in seinem Kerne noch so dar, wie er einst in seiner geradezu glänzenden Vergangenheit ausgesehen hat, und es gewährt einen eignen Reiz, durch seine stillen Straßen, über seinen schweigenden Markt zu wandern, vorbei an dem steingefaßten Teich, auf dem wie einst stolze Schwäne ihre ruhige Bahn ziehen, nach all den Erinnerungsstätten mit ihrer feinen, vornehmen Architektur. Wir können dort ungestört in traumhafter Stimmung seiner schönen Vergangenheit nachsinnen.

Und der jüngst gefeierte Jubeltag Lauchstädts gibt uns willkommenen Anlaß, dessen zu gedenken, was unser deutsches Volk diesem bisher fast vergessenen Städtchen zu danken hat — zu denken an sein berühmtes Goethetheater mit seiner Bedeutung für klassische Schauspielkunst aller Zeit, zu denken an die Stätte, die aufs engste mit dem persönlichen Leben unsrer Großen von Weimar in bedeutungsvollen Stunden verknüpft ist. —

Seine Berühmtheit verdankt Lauchstädt letzten Endes seiner eisenhaltigen Quelle. Etwa 1700 entdeckt, wurde sie von dem Professor der Arzneikunde an der Universität Halle Friedrich Hoffmann, einer ärztlichen Autorität ersten Ranges in seiner Zeit, dem Mann der „Hoffmannstropfen", in seinem „Kurtzen, doch gründlichen Bericht von der herrlichen Kraft und dem nützlichen Gebrauch des Lauchstädter Martialischen Gesundbrunnes" weithin bekannt gemacht. Einige in die Augen fallende Heilungen breiteten ihren Ruf rasch aus, zumal da auch die im benachbarten Merseburg residierende landesherrliche Familie Sachsen-Merseburg sich zu dem neuen Bade bekannte. Der in der Umgegend wohnende sächsische Adel folgte bald dem Beispiel seines Hofes, so daß Lauchstädt schnell ein gern besuchtes Bad Mitteldeutschlands wurde.

Entscheidend aber für seine Geschicke wurde es, daß es nach dem Aussterben der Merse-

Digitized by Google

burger Sonderlinie an Kursachsen gefallen war, und daß nunmehr in den letzten Jahrzehnten des achtzehnten Jahrhunderts der vornehme, kunstsinnige Hof von Dresden wiederholt in Sommermonaten seine Residenz nach dem kleinen (damals etwa 700 Seelen zählenden) Landstädtchen verlegte. Von dieser Zeit an (etwa 1775) datiert die Periode seiner höchsten Blüte und eigentlichen Glanzzeit, die bis etwa 1810 hin dauert. Von zahlreichen Fürstlichkeiten besucht, sah es seine regelmäßigen Gäste doch in dem hohen und niedern kursächsischen Adel, der wohlhabenden, insbesondere der Leipziger Kaufmannschaft und der Hallischen und Leipziger Gelehrtenwelt. Doch war sein Ruf auch weit über Mitteldeutschland hinausgedrungen: die uns erhaltenen Badelisten weisen z. B. auch zahlreiche Namen aus Rußland und Frankreich auf. Genug, Lauchstädt war zum Mode- und Luxusbad geworden, dessen Besuch geradezu zum guten Ton gehörte.

Die Kurgäste schieden sich meist in zwei Heerlager: auf der einen Seite standen die Angehörigen des kursächsischen Hofes und Adels. „Es herrscht (bei ihnen) ein gewisser Hochmut, bey den Damen bewirkt durch Adel und die Dresdner Hofluft; bey den Herren durch Schlüssel, Stern und Kreuz. Sie glauben, der sächsische Adel sey der erste in der Welt; die Welt drehe sich um Deutschland, Deutschland um den Kurkreis und der Kurkreis um Dresden." Demgegenüber bildeten sich Vereinigungen aus dem Kaufmanns- und Beamtenstande — Sondergruppen, ebenfalls oft mit Selbstgefühl und Prätension. Eine Vermittlung bildeten wohl die Kreise junger strebsamer Männer, die sich um eine gelehrte akademische Berühmtheit gruppierten oder einer literarischen Größe als erwünschter Hintergrund dienten. So waren 1757 Gellert, 1763 Gottsched, 1788 Gleim · Kerne solcher Gesellschaftsgruppen gewesen.

Bei diesem Emporblühen Lauchstädts übernahm die Munifizenz des Kurfürsten bald eine zeitgemäße Ausstattung des Bades, und es entstand seit 1776 unter der Oberleitung des in der Dresdner Kunstgeschichte bekannten Grafen Marcolini in dem sichern feinen Geschmack jener Zeit eine Anlage, die noch heute trotz aller ihrer Bescheidenheit zu den köstlichsten Schöpfungen gehört, die wir in dieser Art besitzen. In feiner baulicher Gestaltung und räumlicher Disposition wurden Quelle, Einzelpavillons, Kursaal („Salon", „Assembleehaus"), Wirtschaftsgebäude, eine lange Reihe von Kaufmannsbuden, deren davor hinlaufendes vorspringendes Laubendach dem Spaziergänger bei schlechtem Wetter zum Schutze diente, mit dem Teich, der Promenade, den Gartenanlagen und hohen Kastanienalleen zu einer einzigen geschmackvollen Gesamtanlage.

Die Wohnungen für die Kurgäste im Städtchen und für die landesherrliche Familie im „Schloß" waren bescheiden genug. Wir kennen diese Einfachheit in Goethischer Zeit aus Weimar. Was Vergnügung und Zerstreuung anlangt, so promenierte man auf der Allee, in distinguierter Unterhaltung begriffen: die Damen geschminkt, in Reifröcken und hohen Hackenschuhen, mit dem Fächer spielend; die Herren mit feingefälteltem Spitzengekräusel angetan, den Galanteriedegen zur Seite, die Tabatiere zwischen den Fingern drehend. Die Jugend tanzte natürlich; die Herrenwelt spielte. Auch fand eine Zeit, in der das „landschaftliche Auge" noch nicht zu heutiger Anschauung umgebildet war, manchen Reiz in der an sich einförmigen, flachen und waldlosen Umgebung. Eine gerühmte Postverbindung sorgte dafür, daß die Briefe, in die jenes Zeitalter feinsinnig seine Empfindungen zu gießen verstand, eilends hin- und hergehen konnten. Alles Fehlende aber an Vergnügung mußte ersetzen und ersetzte in einer literarisch-ästhetischen Zeit das Theater. Ja, das Theater erlangte schließlich in dem kleinen Badeorte eine solche Wichtigkeit, daß es beinahe den Anschein gewann, als kämen die Fremden nicht mehr der Kur oder des geselligen Lebens halber, sondern nur des Theaters wegen. Wenn die Schauspieler mit Ende Juni aus Weimar eingetroffen waren, begann die Saison, und mit dem Schluß der letzten Vorstellung (etwa Mitte August) endigte sie.

Das wäre etwa der Hintergrund, auf dem sich die Ereignisse abgespielt haben, die sich nicht wie dieses eigenartige Leben in dem kleinen Modebade in flüchtigen Jahrzehnten erschöpften, die vielmehr dem Orte eine bleibende Bedeutung sichern. Ehe wir jedoch zu ihrer Betrachtung übergehen, ist es noch nötig, eines Bestandteiles der Bade- und Zuschauergesellschaft zu gedenken, der eine ganz besondere Rolle gespielt hat: der Hallischen Studenten. War Lauchstädt für

Digitized by Google

Das Goethehaus in Lauchstädt.

sie schon lange ein beliebter Ausflugsort gewesen, so wurde er das in besonderm Maße, als die Blütezeit des Theaters begann. Zu Fuß, zu Pferde, zu Wagen und mit der Post kamen sie herüber. „Eine Kette von Reitern, Fußgängern und Wagen dehnt sich auf dem ganzen Wege aus, das eine Ende davon ist Lauchstädt, das andre Halle", berichtet ein Augenzeuge. Auf Begehren wurden die Nachmittagsvorlesungen ausgesetzt. „Niemand wollte zurückbleiben; die Reicheren griffen den Unbemittelten mit Entree und sonstiger Ausrüstung willig unter die Arme, denn die Sache wurde ganz richtig als eine Nationalangelegenheit betrachtet." So erzählt uns Eichendorff aus jener Zeit.

Es reizte die Musensöhne nun ganz besonders, in die entweder ehrsame langweilige oder überfeine Gesellschaft der Badegäste ihr burschikoses Wesen hineinzutragen. Hierfür statt zahlreicher Berichte nur folgende Anzeige des Brunnenmeisters: „Es haben am gestrigen Sonntage die Studiosi aus Halle vor dem großen Saale mit Peitschen sehr stark geklatscht, sind mit brennenden Pfeifen in der Allee umhergezogen und in den Tanzsaal getreten, haben auch auf alles bescheidene Ersuchen, daß dieselben doch solches unterlassen möchten, damit die hochansehnliche Badegesellschaft nicht so irritieret würde, gar nicht reflektieret." Schließlich wurde ein ständiges Militärkommando nach Lauchstädt zur Unterstützung der dortigen Polizei beordert. Auch im Theater wurde toller Übermut getrieben, und Goethe erzählt, wie er das „närrische Volk, dem man nicht feind sein kann", habe zügeln müssen. —

Dieses Lauchstädt ist also die Stätte, wo Karl August, Körner, Frau von Stein, Karoline und Charlotte von Lengefeld, Christiane Vulpius und viele andre ihr Sommervergnügen suchten. Für Goethe und für Schiller ist Lauchstädt aber nicht allein der Erholungsort gewesen, ihr Leben und Wirken ist enger mit ihm verknüpft.

Lauchstädt gilt als der Ort, wo Schiller und Charlotte von Lengefeld sich verlobt haben. Er hatte im Jahre 1777 jenen glücklichen Sommer in Volkstedt mit den Schwestern Lengefeld verlebt; man plante im Jahre darauf ein Wiedersehen in Lauchstädt, wo sich die beiden Schwestern mit ihrer kränk-

Digitized by Google

Inneres des Kursaales (Assembleehauses), mit den damals beliebten „Grotesken" geschmückt.

lichen Freundin Karoline von Dacheröden (der späteren Gemahlin Wilhelm von Humboldts) aufhielten. Bei dieser Zusammenkunft fand Schiller endlich kurz vor seiner Abreise nach Leipzig zu Körner Gelegenheit, sich der Schwester Lottes, die „als wohltätiger Engel seinem furchtsamen Geheimnis so schön entgegenkam", zu offenbaren. Von Leipzig erklärte er sich dann schriftlich und erhielt ebenfalls schriftlich das Jawort von Lotte; und es wurde nun von Lauchstädt aus jener köstliche Briefwechsel eröffnet, den Schiller mit den Worten einleitete: „Dieser heutige Tag ist der erste, wo ich mich ganz glücklich fühle. Nein! Ich habe nie gewußt, was glücklich sein ist, als heute."

Schiller ist in späteren Jahren nur noch einmal (1803) in Lauchstädt gewesen. Begeisterte Huldigungen wurden ihm zuteil, denen er fast ängstlich aus dem Wege ging. „Er ging gewöhnlich gebückten Hauptes durch die Massen, jedem, der ihn grüßte, freundlich dankend. Wie ganz anders war Goethe unter diesem Publikum einhergeschritten, stolz wie ein König, mit erhobenem Haupt, dasselbe bei einem Gruß nur gnädig neigend."

Goethe ist häufig in Lauchstädt gewesen, schon allein der Theaterleitung wegen; besonders zog ihn auch die Nähe der Hallischen Freunde und Gelehrten dorthin. Unter dem Badepublikum hat er sich nie recht wohl gefühlt; so heißt es z. B. 1802, trotzdem soeben die wohlgelungene Theatereinweihung stattgefunden hatte: „Vermutlich werde ich mich bald nach Weimar zurückziehen; denn ein sonderlich Teil ist für uns nicht in der äußern Welt zu suchen, wo man überall nur gestückelt antrifft, was man schon ganz besitzt." (An Schiller.)

Doch eines Aufenthalts in Lauchstädt müssen wir noch kurz gedenken. Am 9. Mai 1805 war Schiller gestorben. Goethe, in jener Zeit selbst seit Jahren kränklich und gerade besonders krank, war tief gebeugt: „Ich dachte mich selbst zu verlieren und verliere nun einen Freund, und in demselben die Hälfte meines Daseins." Eine Totenfeier fand zunächst nicht statt. Goethe wollte als schönste Totenfeier den ihm aufs genauste vertrauten „Demetrius" vollenden. Es mißlang. Da traf im Juni, als die Wunde noch ganz frisch schmerzte, Friedrich August Wolff aus Halle znm Besuch ein. Seine ungewöhnlich geistvolle, anregende Art wußte Goethe zur lebendigsten Mitteilung zu bewegen. Dies Zusammensein hatte Goethe sehr aufgerichtet, und es verlangte ihn, dem geistvollen Manne weiter nahe zu sein. So

Digitized by Google

Einzelpavillon, links davon die steingefaßte Quelle, zu der man auf Stufen hinabsteigt.

wurde als Erholungsaufenthalt Lauchstädt gewählt, und Goethe kündigt Wolff sein Nahen mit den bezeichnenden Worten an: „Mittwoch, den 3. Juli, gelange ich wieder in Ihre Nähe, welches mir ein südliches Land zu sein scheint."

Und nun wurde auch in Lauchstädt, nicht in Weimar, dem toten Freunde die Gedächtnisfeier veranstaltet. Manches war von Goethe hierzu geplant und wieder verworfen worden. Endlich glückte ihm der Epilog zur „Glocke", in den er in tiefer Empfindung seine und des Volkes Trauer goß. An der Feier nahmen sämtliche Weimarischen Hofschauspieler teil. Man gab die drei letzten Akte des Trauerspiels „Maria Stuart"; sodann führte man die „Glocke" in dramatischer Darstellung vor, worauf am Schluß der Epilog gesprochen wurde: „Denn er war unser ..." Die Zuschauer waren tief ergriffen.

* * *

Die Entstehungsgeschichte des Lauchstädter Theaters können wir nur kurz streifen. Nachdem dort schon längere Zeit im Sommer von Wandertruppen einfache Marionettenstücke zur Darstellung gekommen waren, erwirkte sich 1785 Joseph Bellomo von der Kurfürstlich Sächsischen Regierung die Erlaubnis, daselbst ein hölzernes Komödienhaus aufführen und während der Badezeit spielen zu dürfen. Es ist das derselbe Bellomo, der uns aus der Weimarer Theatergeschichte bekannt ist, dessen Truppe im Jahre 1784, als Goethe es müde geworden, „Großmeister der Affen" zu sein, an Stelle des Liebhabertheaters am Hofe getreten war. Da Bellomos Leistungen dem Weimarer Hofe allmählich immer weniger genügten, so entschloß man sich 1791 zur Errichtung eines eignen Hoftheaters. Goethe übernahm die „Oberdirektion". In Lauchstädt trat man in die für Bellomo bestehende Konzession ein und kaufte diesem das hölzerne Theatergebäude ab. Schon am 10. Juni desselben Jahres eröffnete die neu gegründete Theatergesellschaft Weimars in Lauchstädt ihre Vorstellungen: seine goldene Zeit war angebrochen.

Das alte Theaterlokal — von den Studenten wegen seiner Form „die Schafshütte" genannt — erwies sich sehr bald als unzulänglich, und Goethe beschloß, ein neues Gebäude zu errichten. Jahrelange Verhandlungen zwischen den Höfen von Dresden und Weimar, insbesondere auch über die Eigentumsfrage an Grund und Boden für das zu errichtende Haus, traten dazwischen. Endlich.

Digitized by Google

im Januar 1802, waren alle Schwierigkeiten beseitigt. Da erhob der Magistrat von Lauchstädt noch Einspruch, indem er den für passend gefundenen Platz wegen seiner alten Bäume nicht preisgeben wollte. Goethe griff zu einem Gewaltstreich: er ließ in mondheller Nacht die Bäume fällen, und man fügte sich ins Unvermeidliche. Mit großer Eile und Tatenlust ging man nun an die Bauausführung; lag auch das nötige Bauholz im März noch eingefroren bei Saalfeld, so fand doch schon am 26. Juni die Eröffnungsvorstellung statt.

Langsam war man sich über die Form des neuen Hauses klar geworden. „Abgewiesen ward vor allen Dingen die Hüttenform, die das Ganze unter ein Dach begreift. Eine mäßige Vorhalle für die Kasse und Treppen sollte angelegt werden, dahinter der höhere Raum für die Zuschauer emporsteigen und ganz dahinter der höchste fürs Theater." (Goethe.) So ist uns das kleine Gebäude noch heute erhalten und nunmehr weitererhalten. Der Bau hatte ohne alles Zubehör neuntausend Taler gekostet. Der Zuschauerraum war in drei Abschnitte geteilt. Gegenüber der Bühne befand sich ferner ein kleiner halbrunder Balkon, der sich in etwa zweieinhalb Meter Breite an den Seitenwänden entlang zog; an seinem linken Ende nächst der Bühne, und durch eine Treppe mit ihr verbunden, pflegte Goethe zu sitzen. Die Preise waren sechzehn, zwölf, acht und vier Groschen. „Jedermann ist mit dem Hause zufrieden. Man sitzt, sieht und hört gut und findet für sein Geld immer noch einen Platz. Mit fünf- bis sechshalbhundert Menschen kann sich niemand über Unbequemlichkeit beschweren." (Goethe.) Die Bühne maß etwa sechseinhalb mal neuneinhalb Meter im Lichten. Das Haus erscheint uns klein; doch hatten die Theater damals überhaupt eine mäßige Größe, und die Schauspieler klagten darüber, als man anfing, sie größer zu bauen, daß der Reiz feinsten, intimsten Charakterspiels zerstört werde; diese neuen Gebäude erschienen ihnen „fast alle mehr für Raumachien der Römer als für Stücke von Lessing" errichtet.

Auf dieser kleinen Bühne, die zugleich für die Oper diente, haben nun alle die großen figurenreichen Darstellungen, wie die „Jungfrau von Orleans", der „Wallenstein", stattgefunden. Was die Zuschauer zur Begeisterung fortriß, das war der einheitliche ideale Stil der Weimarischen klassischen Schule.

Zur Eröffnungsvorstellung hatte Goethe das symbolisch-allegorische Vorspiel „Was wir bringen" gedichtet; sogar die äußern Türen hatten geöffnet werden müssen, so überfüllt war das Haus. Auf die begeisterten Hochrufe trat Goethe — gegen seine sonstige reservierte Art — vor und sprach die Worte: „Möge das, was wir bringen, einem kunstliebenden Publikum stets gefallen!"

Es war für Darsteller und Zuschauer eine Zeit hochgesteigerter Kunstgenüsse. Wir haben der Zeugnisse genug, wie sehr Goethe und Schiller die kleine Filialbühne am Herzen lag. Sie ließen sich fortdauernd mit Berichten vom Oberregisseur versehen, und mit Stolz spricht Goethe vom Spielplan: „Das Repertorium dieser Vorstellungen ist vielleicht das Bedeutendste, was die Weimarische Bühne, wie nicht leicht eine andre, in so kurzer Zeit gedrängt aufzuweisen hat."

So viel über die äußere Geschichte der Bühne. Ihre innere Bedeutung beruht darin, daß sich das Weimarische Hoftheater ohne die sorglam befolgte Gewohnheit, im Sommer auswärts zu spielen, wohl kaum zu der Höhe entwickelt hätte, die es schließlich eingenommen hat, und daß demnach die ideale (klassische) Schauspielkunst nie zu solcher Vollendung gediehen wäre.

Und das ist es, was dem kleinen Lauchstädter Theater die bleibende kulturhistorische Bedeutung sichert.

Zunächst einmal waren die auswärtigen Gastspiele, die vorübergehend auch noch in Erfurt, Rudolstadt, Naumburg, Leipzig und Halle stattfanden, notwendig, um das Bestehen der Mutterbühne in Weimar zu ermöglichen. Goethe selbst spricht sich einmal hierüber folgendermaßen aus: „Das ganze finanzielle Geheimnis, wodurch wir bisher (1813) unser Institut (in Weimar) erhielten, war, daß wir sommers auswärts mehr einnahmen, als wir brauchten." Der kleine Staat Weimar war arm, und die Opfer Karl Augusts und seiner Mutter für die Hofbühne waren schon groß. So war eine wohlgeordnete und geschäftskluge Leitung Goethes und seines sparsamen Helfers, des Kammerrats Kirms, notwendig.

Neben diesem äußern Gewinn bestand aber ein innerer, der wichtiger war. Im Som-

Digitized by Google

Der Laubengang mit den (geschlossenen) Kaufmannsläden dahinter.

mer hätte man in dem kleinen, damals etwa achttausend Einwohner zählenden Weimar nicht auch noch spielen können; es würde an Publikum gefehlt haben. So wäre eine ständige Weiterübung der Schauspieler merkbar unterbrochen worden. Goethe läßt sich in dieser Hinsicht folgendermaßen aus: „Neue Stücke wurden (für Lauchstädt) nicht eingelernt, aber die älteren durchgeübt, und so kehrte die Gesellschaft mit frischem Mut im Oktober nach Weimar zurück. Man zog daher den doppelten Vorteil, daß Stücke fortgeübt wurden, ohne dem Weimarischen Publikum verdrießlich zu fallen."

Was aber dieses „Fortüben" eigentlich für eine Bedeutung hatte, können wir nur ermessen, wenn wir die Theaterverhältnisse jener Zeit etwas näher betrachten. Die ganze Schauspielkunst lag noch sehr im argen. Die Zeit der Wandertruppen war kaum vorüber. Der sittliche und der Bildungsstand der Schauspieler waren sehr tief. Fast immer führte ein fehlgeschlagener Lebensweg zum Theater; immer noch ergänzten sich die Kunstgenossenschaften aus den untern Schichten der Gesellschaft.

Ferner aber herrschte auf dem Repertoire das Ritterstück und das historische Spektakelstück mit einer unbändigen und rohen Darstellungsweise. Und wo etwa eine Bühne auf höherem Niveau stand, da huldigte man, wie der bewunderungswürdige geniale Schröder oder wie Iffland, dem naturalistischen Charakterspiel, dem es nicht auf schöne Gedanken und vornehme Bühnenbilder, sondern vor allem auf eine naturgetreue Menschendarstellung und naturwahre Charakteristik in Wort und Geste ankam.

Demgegenüber nun das Goethisch-Schillersche klassische Schauspielideal: mit seiner Forderung von Adel und Schönheit in Gang, Geste und Bewegung gemäß dem antiken Muster, von Reinheit der Sprache, von seiner Harmonie des Gesamtspiels in schönen Bühnenbildern; mit einem Wort: von Würde. Und das alles verwirklicht im Versdrama mit der Fülle seiner schönen Gedanken und seiner edlen Sprache!

Wie sollte das alles mit einer an sich spärlich ausgerüsteten Truppe erreicht werden, in einer Zeit, wo es selbst bedeutenden Schauspielern auf lange hinaus nicht möglich war, eine rhythmisch in Versen ausgeschriebene Rolle zu lernen, bevor sie sie nicht in Prosa — hinter jedem Vers mit einem Strich — hatten umschreiben lassen.

Digitized by Google

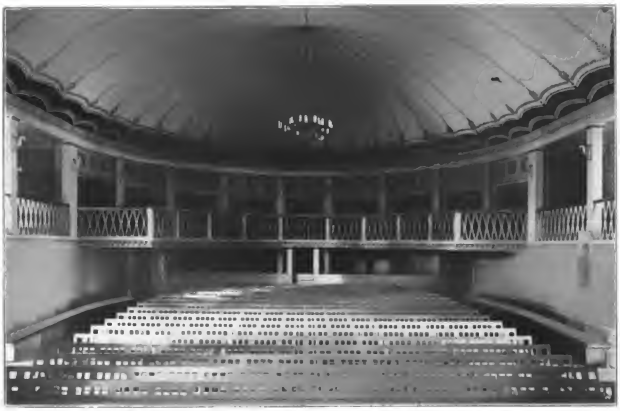
Inneres des Goethetheaters mit dem Blick auf die Bühne, vor seiner jetzigen Wiederherstellung

Es waren das für die damaligen Schauspieler alles neue und erstaunlich harte Forderungen, deren Erfüllung nicht nur einen verfeinerten Sinn und eine veredelte Empfindung, zum Teil antiquarische Bildung voraussetzten. Da mußte freilich geübt und geübt werden. Und in der Tat haben Goethe und Schiller mit einer Zähigkeit und Geduld, die ihresgleichen suchen, die Bühne von Stufe zu Stufe gehoben, bis sie im Schauspiel den ersten Bühnen Deutschlands gleichkam, ja für das große Versdrama einzig und allein den Stil besaß, der dieser erhöhten Kunstform gemäß erschien. Die Bedeutung dieser Bühne beruhte nicht in dem Vorhandensein einzelner hervorragender Talente, sondern in der Harmonie des Gesamtspiels, im einheitlichen Stil.

Wir können nun ermessen, welche Rolle das Lauchstädter Theater bei dieser Entwicklung gespielt hat, zumal wenn wir noch hinzunehmen, daß in Lauchstädt ein kritikfähiges Publikum — „aus dem gebildeten Teile der Nachbarschaft, den kenntnisreichen Mitgliedern einer nächstgelegenen Akademie und leidenschaftlich fordernden Jünglingen" bestehend (Goethe) — die Schauspieler immer von neuem anspornte, ihr Bestes zu geben; und ferner, daß die Schauspieler — worauf Goethe großen Wert legte — durch den Verkehr mit dem Badepublikum, bei dem sie gern gesehene Gäste waren, in ihrer gesellschaftlichen Stellung und ihrem Ansehen weit mehr gehoben wurden, als sich dies unter dem Zwang einer kleinen Residenz ermöglichen ließ.

Wir müssen es uns versagen, näher zu schildern, welche Wirkungen die Lauchstädter Bühne für das deutsche Volk sonst noch gehabt hat. Der von ihr gesäte Same wurde allein durch die Hallischen Studenten weit in alle Lande gestreut. Nur zwei von diesen Studenten wollen wir noch kurz nennen. Joseph von Eichendorff erzählt noch als Greis („Halle und Heidelberg") in freudiger Erinnerung von jenen Zeiten und ihrer Bedeutung, und Karl Immermann berichtet — die Weimarische Gesellschaft spielte während seiner Studienzeit gerade in Halle —: „Von Vergnügen war da nicht die Rede, sondern entzückt war ich und verzückt. Formgebend für meine ganze spätere Zeit sind diese Eindrücke gewesen." Und diese Eindrücke hat Immermann nachmals auf der Düsseldorfer Musterbühne zu verwirklichen gestrebt, einer Vorläuferin mancher Bayreuther Ideen, eben in Wagners Jugendjahren. So läßt sich fast sagen, daß sich eine ganz bestimmte, wenn auch feine geistige Linie von Lauchstädt hinüber nach Bayreuth zieht.

Digitized by Google



Zuschauerraum des Goethetheaters, von der Bühne aus gesehen, nach seiner jetzigen Wiederherstellung.

Und noch einmal hat einer von unsern ganz Großen vor der klassischen Bühne gestanden: der junge Richard Wagner. Der Zwanzigjährige war eifriger Chordirigent in Würzburg gewesen; ein Jahr später, 1834, erhielt er das Anerbieten, die Kapellmeisterstelle der Bethmannschen Operntruppe in Magdeburg zu übernehmen, die sommers in Lauchstädt und Rudolstadt spielte. Er nahm diese erste feste Stellung an und begann Ende Juli im Lauchstädter Theater seine Dirigententätigkeit. Er kannte Einzelheiten aus der dortigen klassischen Zeit. Vielleicht hat diese einen gewissen Einfluß bei der Konzeption seiner (zweiten) großen „Symphonie in Es-Dur" gehabt, deren Allegrosatz an der Spitze das Datum „Lauchstädt" trägt. —

Noch einige Worte über den Ausgang. Seit etwa 1810 beginnt der Rückgang des Bades und damit des Schauspielhauses. Das Schauspiel, das jetzt auf dem Welttheater vor sich zu gehen begonnen hatte, und eine Reihe andrer Gründe bewirkten das. Die Weimaraner siedelten von Lauchstädt nach Halle über. Nach dem Friedensschluß 1815 ging Lauchstädt an Preußen über: der Staat erwarb das Schauspielhaus für fünftausend Taler vom Weimarischen Hof. Es wurden viele Versuche gemacht, das Bad wieder zu heben. Vergeblich. Das Theater, in dem nachmals noch manche Truppe gespielt hatte, verfiel mehr und mehr. Es soll sogar in neuster Zeit in der Gefahr gestanden haben, abgebrochen zu werden. Endlich besann man sich auf seine Pflicht. Es steht heute im Eigentum der Provinz. Die Opferwilligkeit eines Hallischen Bürgers hat seine Wiederherstellung ermöglicht, und man darf sagen: sie ist mit Pietät vorgenommen worden. So kann es uns wieder auf lange erhalten bleiben: ein erinnerungsreicher Besitz der Nation.

Digitized by Google

Gabriele Reuter. (Nach einer Aufnahme von Nicola Perscheid in Berlin.)

Gabriele Reuter

Von Victor Klemperer

„Glück und Geld. Ein Roman aus dem heutigen Ägypten.“ Der Titel klingt recht altmodisch, und rührend naiv-altmodisch ist denn auch dieses 1888 erschienene Buch einer Schriftstellerin, die wenige Jahre später eines der charakteristischsten und einflußreichsten Werke der neuen deutschen Literaturrichtung hervorbringen sollte. Octavia, ein armes Mädchen, sieht sich von einem edlen, doch unbemittelten Gelehrten und dem scheußlichsten, doch phantastisch reichen Wucherer umworben. Ihr unreifes Herz zieht sie zu dem edlen Forscher, ihre Vernunft, ihre kindische Phantasie sprechen für die reiche Heirat. Sehr eilig nimmt sie den reichen Sünder. Mutterliebe und Unglück aber beginnen sie bald zu läutern. Ihr fürchterlicher Gatte zwingt Octavia, auf einem Ball zu tanzen, während ihr Kind stirbt; sie kommt hinzu, wie ein durch Riviottis Niedertracht Ruinierter den Revolver an die Stirn setzt; sie wird auf lange Zeit die geduldige Krankenpflegerin des bösen Gemahls. Endlich ist das Läuterungswerk vollbracht. Da darf denn der alte Wucherer sterben und der von Octavia totgeglaubte Forscher wieder auftauchen, um die nunmehr echten Glückes Würdige heimzuführen.

Es ist wahrhaftig eine schöne und rührsame und erbauliche Geschichte. Doch findet der aufmerksame Leser in all dieser Trivialität ein paar überraschende Einzelheiten. Was Gabriele Reuter von der Mutterliebe berichtet, ist durchaus nicht von der sonst in derartigen Schriften üblichen Zartheit und Süße. Vielmehr deutet sie fanatisch leidenschaftliche und gewissermaßen animalisch wilde Empfin-

Digitized by Google

dungen in der Seele ihrer Heldin an. Auch die Frömmigkeit dieser Heldin hält sich nicht in den üblichen Grenzen tugendhafter Unterhaltungsliteratur. Octavia ringt offenbar um eine Weltanschauung. Freilich wagt die Verfasserin noch nicht, ihre „schöne" Handlung mit solchen wenig spannenden Gedankengängen zu beschweren. Aber es wird doch gesagt, daß die christlich-fromme Octavia auf die andersgearteten Ideale des freidenkenden Forschers achte. Und wiederum klammert sich diese tolerante Christin mit der heißesten Inbrunst an ihren Gottglauben, ja an das Dogma. In der Verzweiflung um ihr totes Kind, vor dem Madonnenbild, findet Octavia den „menschgewordenen gekreuzigten Gott — ihren Erlöser". Und die Kirchenlehre gibt ihr Trost: „Dieses Kind war geboren, dahingegeben, das Leid der Menschheit zu tragen, das ganze Elend der Kreatur durchzuempfinden, um sie vor dem ewigen Tode zu retten." — —

Die gereifte Schriftstellerin hat der Dichterin Annette von Droste-Hülshoff eine Studie gewidmet („Die Literatur", Bd. 19). In dieser so geistvollen wie einseitigen Arbeit wird von den kraftstrotzenden Epen Annette von Drostes kaum gehandelt. Um so feiner werden die weiblichen Züge ihrer Seele festgehalten. Wo von dem seltsamen mütterlichen und zugleich bräutlichen Empfinden Annette von Drostes für Levin Schücking die Rede ist, spricht Gabriele Reuter von „dem viel verästelten Baume der Liebe" und meint, daß die sinnlichen Gefühle nicht nur auf den einen „Zweig" der Geschlechtsliebe beschränkt seien. „Liegt nicht ein gutes Teil holdester Sinnenlust in der Liebe der Mutter zu dem Kinde an ihrer Brust, zu diesem atlaszarten, warmen, rosenroten Fleisch des gesunden Körperchens, das sie mit Hunderten und aber Hunderten von zärtlichen Küssen bedeckt?" Und an andrer Stelle schildert sie ergreifend das qualvolle Christentum der Dichterin: „Ihr Glaube war und blieb bis zu den letzten Stunden — ein Ringen, ein verzweifeltes Sehnen nach dem Glauben, und das Opfer ihrer rebellischen Vernunft mußte täglich neu gebracht werden." Ist diese Annette von Droste nicht ein wenig verwandt mit der Romanpuppe Octavia? Es will mir scheinen, als hätten beide Frauengestalten wesentliche Züge nach dem Bilde ihrer Dichterin erhalten.

Mutterschaft und Religion sind die großen Themen, in denen sich eine eigentümliche Begabung Gabriele Reuters schon unter der Hülle eines grob „spannenden" Schablonenromans andeutet. Während diese Dinge aber noch zaghaft behandelt werden, kommt ein andres schätzenswertes Talent der Schriftstellerin schon reichlicher zu Worte. Sie weiß zu beobachten und lebendig darzustellen, kulturhistorisch wertvoll zu schildern. Man erhält als Beigabe zu der trivialen Geschichte wirklich ein Bild „aus dem heutigen Ägypten". Da wird eine politische Skizze von Ismail Paschas Scheinkönigtum, von den unsittlichen, ungesunden Verhältnissen des so reichen und so verkommenen Landes entworfen, da wird der Luxus der Besitzenden, das Elend der Massen anschaulich geschildert, da lernt man allerhand Glücksritter, Spieler und Betrüger kennen. In einem folgenden Roman, der mir als Dichtung noch viel wertloser erscheint als jener erste, betätigt Gabriele Reuter wiederum dieses kulturhistorische Können. Im „Kolonistenvolk, Roman aus Argentinien" liegt das halbzivilisierte Land mit dem Überfluß an Naturschönheiten und -schätzen, dem Mangel an Ausnutzungsmöglichkeiten wirklich offen vor den Augen des Lesers. Und er erhält einen deutlichen Begriff von der Heißblütigkeit, dem Stolz, der Trägheit, dem Aberglauben, der Verlogenheit der spanischen Bevölkerung; er sieht ein paar tüchtige deutsche Kolonisten an der Arbeit, sieht sie gehemmt von manchem verkommenen und gescheiterten Landsmann, von untauglichen Schwächlingen und ehrlosen Abenteurern. Sie weiß auch mit derbem Humor eine Präsidentenwahl bei diesem „freiheitlichen" Volke getreu zu schildern. Neben den Romanen stehen einige kürzere Erzählungen, deren Bestes das kulturhistorische Moment bedeutet. Wie trefflich veranschaulicht die Novelle „Im Sonnenland" die Eigenart der levantinischen Familien, in deren Wesen sich List und Niedertracht mit Gutmütigkeit und kindlicher Lebensfreude so seltsam mischen. Und wie die strenge deutsche Gouvernante unter dem entnervenden Einfluß des Klimas und ihrer Umgebung allmählich von ihrer sittlichen Höhe herabgleitet, auch das ist sehr gut beobachtet. Ein andermal im „Neuen Orest" (zuerst in diesen Monatsheften) malt Gabriele Reuter ein Bild des tiefsten Elends aus dem „Sonnenland"; später stellt

Digitized by Google

sie auch wohl in diese exotische Umgebung Gestalten, die wir aus ihren rein psychologischen Romanen kennen, so etwa die Tyrannin aus Mutterliebe: „Clementine Holm".

* * *

Den bisher behandelten Teil ihres Schaffens mag Gabriele Reuter wohl väterlichem Einfluß zu danken haben. Sie wurde 1859 als Tochter eines deutschen Kaufmanns in Alexandrien geboren und verlebte ihre frühe Kindheit und später die ersten Mädchenjahre in dem etwas chaotischen Getriebe der ägyptischen Großstadt. Da empfing sie eine Art unmittelbaren kulturhistorischen Anschauungsunterricht. Neben dem bunten Leben der Gegenwart mußte auch die gewaltige Vergangenheit des ägyptischen Bodens mächtig auf sie einwirken. Möglicherweise konnte sie den jähen Wechsel der Glücksfälle, wie er in ihrer Umgebung herrschte, gleichzeitig im eignen Elternhause betrachten. Es sind oder waren wenigstens vor fünfzig Jahren nicht immer die ruhigsten Elemente des deutschen Kaufmannsstandes, die ihr Glück in der Fremde suchten.

Ganz andre Faktoren wirkten von der mütterlichen Seite her auf Gabriele Reuter ein. Die Mutter stammte aus ganz altfränkischem, streng konservativem, streng christlichem Hause. Sie veranlaßte es wohl, daß schon ihr fünfjähriges Töchterchen zur Erziehung in eine deutsche Kleinstadt geschickt wurde. Ich halte es für ein besonderes Glück für Gabriele Reuter sowohl wie für die deutsche Literatur, daß das Mädchen noch einmal der kleinstädtischen Enge entrissen wurde und von seinem elften bis vierzehnten Jahr in Alexandrien lebte. Danach, als der Vater starb, kam Gabriele Reuter dauernd in die allerengste deutsche Umgebung. Bis 1895 hat sie die längste Zeit bei ihrer Mutter in Weimar und wohl immer unter dem Einfluß der mütterlichen Familie verbracht. Dann erst kamen die Jahre freierer Lebensgestaltung in München und Berlin.

An großen und bunten Bildern hatte das kindliche Mädchen seine Beobachtungsgabe gestärkt. Nun sahen und erfaßten diese geschulten Augen enge, farblose, unscheinbar stille Alltäglichkeit. Freilich, das war vorderhand wohl nur ein trübselig nutzloses Aufspeichern von Erfahrungsschätzen. Vorderhand ... Man schätzt Gabriele Reuter allgemein als Seelenmalerin. Ich möchte demgegenüber stark betonen, daß wir ihr als Kulturschilderin zu hohem Dank verpflichtet sind. Und nicht nur der Schilderin exotischer Bräuche und Gegenden. Man lese nur einmal die kurze Seite in „Frau Bürgelin und ihre Söhne", wo Gabriele Reuter die Eigenart der deutschen Kleinstädte andeutet. Wie in der einen die Kaserne den Ton angibt, in der zweiten die Universität, in einer dritten das Fabrikviertel usw. Oder man erinnere sich ihrer mannigfachen Schilderungen aus Weimar. Man ist sanft, man ist gebildet, man ist stolz — aber so recht den Mund auftun darf man doch nicht. Die großen Dichter von Anno dazumal fordern Respekt, sie sind die Herrschenden, die eigentlich Lebenden, und die jetzige Generation hat sich zu ducken. Welch köstlich wehmütiger Humor steckt in solchen Schilderungen! Und ist nicht die Geschichte des armen Mädchens „aus guter Familie" vor allen Dingen ein unerhört bedeutendes Kapitel der deutschen Kulturgeschichte?

Der schriftstellerische Drang regte sich früh in Gabriele Reuter. Doch es fiel ihr nicht ein, zu schreiben, was ihr das Wesentlichste war. Ihre religiösen Zweifel, die Sitten und Anschauungen des kleinstädtischen Patriziers, des tugendstolzen Landadligen, des orthodoxen Pastors zum Thema zu nehmen, hätte sich „nicht geschickt". Und dann: wer hätte wohl auch so alltägliches Zeug mit Interesse gelesen? Das junge Mädchen lebte recht abgeschlossen von aller tieferen Bildung, aller Zeitströmung. Ein zahmes Familienjournal, eine moralische „Geschichte für junge Mädchen" — das war so etwa ihre Lektüre. Sie hat es mir selber erzählt, ich ziehe also nicht bloß fragwürdige Rückschlüsse aus ihrer Dichtung. Da nahm sie sich denn die ihr zugängliche Literatur zum Muster und schrieb die üblichen „spannenden" Geschichten, aus Ägypten, das sie selber gesehen, aus Argentinien, das ihre Brüder so anschaulich beschrieben. Ich habe zu zeigen versucht, wie erste Spuren ihrer Eigenart schon unter dieser Schablone bemerkbar sind. Und bisweilen kann die jugendliche Schriftstellerin dem Wunsch, schlechthin Menschen zu schildern, doch nicht widerstehen. Die eigenartige Studie „Episode Hopkins", die einem amerikanischen Jesuiten gilt, liegt schon weitab vom span-

Digitized by Google

Hermann Prell: Klippen von Sestri.

nenden Roman; und „Zu spät", das Schicksal einer alten Jungfer, der das langersehnte Glück auf so grausame Weise zu spät erscheint — diese ergreifende Novelle enthält schon viel von Gabriele Reuters eignen Leiden.

Die eignen Leiden, daran reifte sie. Die religiösen Zweifel werden stärker, der Bildungshunger wird heißer, das Gefühl des Andersseins als die Umgebung peinigt das empfindliche Geschöpf immer mehr. Und schließlich bleiben der qualvoll Suchenden die draußen strömenden Lebensquellen doch nicht ganz verborgen. Es ist eine der erschütterndsten Szenen in dem Roman „Aus guter Familie", da Agathe in der väterlichen Bibliothek ein verstaubtes Buch findet und sich nun ganz heimlich an die Lektüre von Haeckels „Natürlicher Schöpfungsgeschichte" macht. „Einer weiten Weltreise war es in seiner Wirkung zu vergleichen — einer Weltreise mit erhabenen Rückblicken in ungeheure Vergangenheiten und Fernsichten auf eine von Entwicklungskräften erfüllte Zukunft — mit Vergessen des Ich und erstaunlicher Erkenntnis des eignen Werdens durch zahllose Ahnenreihen — mit Entdeckung neuer Verwandtschaften — mit Gewitterstürmen und brechenden Masten — mit Verlieren des Reisegepäcks und der Erwerbung ungeahnter Reichtümer ..."

Doch hinter all diesen Leiden steht eine tiefere Not. Kurz nach der Entzückung über den Bildungszuwachs heißt es: „Ach, Männer, die sich hier vertiefen ... die Glücklichen! denen brauchte freilich die dumme Liebe nur etwas Nebensächliches zu sein!" Der Hunger nach Bildung, die Gewissensängste werden dem Mädchen nur deshalb so fühlbar, weil ihr die natürlichste Ausfüllung des Weibes fehlt, die „dumme Liebe", die Liebe zum Mann und mehr noch, viel mehr die Liebe zum Kind. Die Sitte, von der ihre Umgebung, die beste Schicht deutschen Beamtentums, deutschen Adels, beherrscht ist, bringt sie auf maunigfache Weise um die Möglichkeit der Liebe und Mutterschaft, um das Surrogat der Geistesbildung und Kraftbetätigung. Mit den wachsenden Leiden der Unterdrückten wächst auch ihr Unwille, ihr innerlicher Widerstand, ihr revolutionäres Gefühl. Sie sieht, wie zahlreiche Freundinnen ein gleiches Los erdulden und daran, wenn nicht zugrunde gehen, so doch verkümmern.

So kommt naturgemäß der Augenblick, wo Gabriele Reuter nicht mehr farbenprächtige und wildbewegte fremde Handlungen berichten kann, wo das eigenste Erleben, die eigne Not auf ihre Lippen tritt. Die Pietät gegen ihre Umgebung hat sie lange in Schranken gehalten; aber schließlich muß sie sich sagen, daß es nicht nur die eigne Sache ist, für die sie zur Rebellin wird. Indem sie die eignen Leiden zur anklagenden Dichtung formt, wird sie die Vorkämpferin ihrer bedrängten Schwestern. Daß sie von diesem Kampfgefühl getrieben wird, daß es ihr in ihrem Hauptwerk mehr um einen Aufruf zur Freiheit, um einen Sklavenaufstand zu tun ist als um reine Poesie, das spricht sie in ihrem Roman deutlich aus: „Ich weiß überhaupt nicht, ob es heute darauf ankommt, Kunstwerke zu schaffen ... Wir leben alle so sehr im Kampf!"

„Aus guter Familie. Leidensgeschichte eines Mädchens." Ein breites, einförmiges, schlichtes Buch ohne Spannungen der Handlung, ohne Rhetorik, und doch die leidenschaftlichste Anklage; ein Leben ohne äußere Entbehrungen, ohne gewaltsame Anfeindungen, und dennoch der qualvollste Leidenspfad von Gesundheit zu tödlicher Zerrüttung, von Natur zu Unnatur durch Zwang, Leere und Hunger — das ist Gabriele Reuters bedeutungsvollstes Werk. Agathe Heidling, die ganz unheldische Heldin des Romans, ist die Vertreterin ihrer vielen ähnlich gefesselten, ähnlich leidenden Schwestern, ist der Typus des jungen Mädchens aus guter Familie. Gleichzeitig aber ist diese Agathe auch wieder eine ganz eigenartige Persönlichkeit, ein weiches, empfindliches Geschöpf mit heißem Herzen, leidenschaftlich im Begehren und Entsagen, im Glauben und Unglauben, innerlich romantisch exaltiert und äußerlich so bescheiden und meist so korrekt, ohne Widerstandskraft und doch merkwürdig zäh. Agathe Heidling scheint mir die eine und einzige Gestalt aus allen Werken der Dichterin, in der Gabriele Reuter gelungen ist, was ich für das Wesentlichste aller Dichtung halte: die Verschmelzung des Typischen, des allgemein menschlich Bedeutenden mit dem Individuellen. Unsre jüngste Literatur und in ihr Gabriele Reuters neueres Schaffen ist reich an psychologischer Feinheit; aber über dem gesteigert Individuellen, dem Überfeinerten, dem allzu Sensiblen, dem Pathologischen

Digitized by Google

schließlich — über all der Eigenart wird das Typische so ganz vergessen, und damit beraubt man — will mir scheinen — die Kunst ihrer Bedeutung, damit verwandelt man Ernst in Spiel und Nahrung für alle in Leckerbissen für wenige.

Der Gegenspieler, an dem die arme Heldin Agathe langsam zugrunde geht, ist kein einzelner Mensch; sie hat keine Feinde. Ihr Vater, ein strebsamer Regierungsrat, ist ein gebildeter gutmütiger Mann, ihre Mutter eine bemütige, pflichtgetreue Christin, voller Liebe zum Gatten und zu den Kindern, ihr Bruder ein braver Junge, nicht besser, doch auch nicht schlechter als zehntausend andre Brüder; ihre Freundin und spätere Schwägerin Eugenie hat zwar wenig Herz und viel Lebensschlauheit und Skrupellosigkeit, aber durchaus keinen Haß wider Agathe. Deren Feindin ist ein unfaßbares Ganzes, ein tyrannischer Begriff: die Gesellschaft, die „gute Familie". Über den Dingen, die sich in der guten Gesellschaft schicken und nicht schicken, verliert Agathe nach vielen stillen Leidensjahren den Verstand.

Agathe wird konfirmiert, und ihre Stimmung ist die allerchristlichste. Unter den Einsegnungsgeschenken befinden sich, vom unreisen Vetter Martin geschickt, Herweghs Gedichte; die werden konfisziert und gegen ein Liederbuch für junge Mädchen umgetauscht. Warum das? Agathe zerbricht sich umsonst den Kopf. Die Lektüre schickt sich eben nicht für ein junges Mädchen, für die Tochter eines Regierungsrats. Aber Agathe versteht ja nicht das Geringste von dem politischen Inhalt der bösen Gedichte. Es war nur so begeisternd für sie, wenn Vetter Martin die flammenden Verse voller Pathos vortrug. Um diese unschickliche Begeisterung wird sie ohne Erklärung ärmer gemacht. Ganz ähnlich geht es ihr später mit der Begeisterung für die Naturgeschichte. Natürlich nimmt man der Erwachsenen den Haeckel nicht ohne weiteres fort. Aber als sie sich andre naturwissenschaftliche Bücher zum Geburtstag wünscht, erhält sie einen botanischen Prachtband „zum Gebrauch für unsre Töchter". Will sie sich seelisch erheben, so darf sie in die Kirche gehen, darf sich auch christlich betätigen; aber jedes Übermaß christlicher Gesinnung oder gar Tätigkeit (etwa für Gefallene) ist wiederum unschicklich. Agathe hat immer zu bedenken, daß sie ein junges Mädchen ist, daß sie sich ganz rein und unberührt zu erhalten hat für ihren künftigen Beruf als Gattin. Danach hat sie zu leben als Fünfzehnjährige so gut wie als Dreißigjährige. „Sie war das junge Mädchen und mußte es bleiben, bis man sie welk und vertrocknet, mit grauen Haaren und eingeschrumpftem Hirn in den Sarg legte."

Da richten sich denn natürlich alle Gedanken der Abgeschlossenen mit der größten Energie auf die „dumme Liebe". Von ihr erwartet sie Befreiung, Ausfüllung, wahres Leben. Anfangs trägt das Mädchen eine ganz ideale Liebe im Herzen. Lord Byron ist ihr Heros. Mit ihm kann sie die Jünglinge vergleichen, die sie auf Bällen kennen lernt. Alle Welt erklärt ihr: diese Bälle sind das herrlichste und poetischste Vergnügen. Sie selbst aber empfindet von Anfang an ein tiefes Mißbehagen bei solchen Veranstaltungen. Sie fühlt die Lüge, von der sie umgeben ist. Unter dem Schein der Harmlosigkeit Männerjagd bei den Müttern und Töchtern, versteckte Sinnlichkeit bei den Tänzern. Auf die Lord-Byron-Liebe folgt eine noch unseligere. Agathe darf für etliche Wochen ein der Familie entfernt verwandtes Künstlerpaar besuchen. In dieser freieren Umgebung lebt sie auf — um später die Enge im Elternhaus desto qualvoller zu empfinden. Und dann bringt sie auch von ihrer Reise die zweite Liebe mit heim. Ihr Erwählter ist ein interessanter Maler, der auf modernster Kitheteuhöhe steht. Kennte sie ihn näher, so würde Agathes Liebe wohl bald ein Ende haben. Aber sie schwärmt ja für ein Idealgeschöpf; nur daß sich nun schon die Sinne in diese Anbetung mischen. Zuletzt erfährt das Mädchen, daß ihr Held bereits der Vater eines unehelichen Kindes ist. Darüber erkrankt sie gefährlich. Dann kommen Jahre größerer Reife. Nun wäre ihr eine nüchterne Ehe ganz recht. Nur Ausfüllung um jeden Preis. „Etwas Werdendes ... ein Kind — oder ein Werk — meinetwegen ein Wahn ... das braucht der Mensch, und das braucht darum auch die Frau!" Ein Landrat mit Glatze und Bauch umwirbt sie, sie wechseln einen ersten Kuß. Agathe ist glücklich. Braut, bald Frau und Mutter. Aber der Regierungsrat kann seiner Tochter nicht die nötige Mitgift geben; das standesgemäße Leben des Bruders Leutnant hat gar zu viel gekostet. So wird aus

Digitized by Google

der Verbindung mit dem Landrat nichts. Agathe muß sich auf den nächsten Bewerber vertrösten. Und sie hält krampfhafte Ausschau und fühlt dabei die eigne Erniedrigung und das Unreinerwerden ihrer Phantasie. Ihr Gemüt verbittert, ihre Nerven werden geschwächt, ihre gefesselten Sinne überreizt. Der Vater wird pensioniert, die Mutter stirbt — Agathes Lebenskreis verengt sich noch mehr. Schließlich erkrankt sie. In der Schweiz soll sie Kräftigung finden. Hier kommt ein erster Lichtstrahl in ihr Leben. Sie trifft jenen Vetter Martin wieder, der als Sozialist aus der Familie gestoßen, aus der Heimat verbannt wurde. In der Schweiz hat er sich zum tüchtigen, freien, selbstdenkenden Mann entwickelt. Er will der armen verkümmerten Cousine helfen. Geht aber ein wenig brutal dabei zu Werke, wendet sich auch nur an ihren Geist. So bricht Agathe unter dieser Aufrüttelung, die ihr alle unwiderbringliche Entbehrung ihres Lebens zeigt, nur desto rascher und völliger zusammen. Ein Stahlbad, eine Irrenanstalt sind ihre nächsten Leidensstationen. Man entläßt sie später als geheilt; da ist sie zur halben Idiotin geworden. Ein Opfer der Gesellschaft, der „guten Familie".

Ein Klage- und Kampfruf, ein meisterliches Stück Kulturgeschichte und, wie absichtslos nebenher, die ergreifendste Dichtung — das alles ist Gabriele Reuters Hauptwerk. Wieweit es tatsächlich pädagogische Wirkung getan hat, das wird wohl erst in viel späterer Zeit zu ergründen sein. Jedenfalls wurde das Thema in unsrer modernen Literatur mit Begeisterung aufgenommen und mit fast komischer Beharrlichkeit wiederholt. Wenigen Büchern ist die Ehre so vielfacher Nachdichtung zuteil geworden wie dem Roman „Aus guter Familie".

* * *

Langsam ringend und in tiefer Einsamkeit schrieb Gabriele Reuter ihr großes Werk. 1891 entstanden die ersten Kapitel, 1895 erschien der Roman. Gewiß, in diesen Jahren über der stillen heißen Arbeit reifte sie innerlich zur freien Persönlichkeit. Aber nun bricht plötzlich der laute Erfolg über sie herein, schenkt ihr die langentbehrte äußere Selbständigkeit. Das gefesselte Mädchen aus guter Familie ist mit einem Schlage zur gefeierten Schriftstellerin, fast zur Führerin der Moderne geworden, sie sieht sich in der Lage, dem engen Weimar zu entfliehen und im heitern München endlich das ersehnte Leben kennen zu lernen. Alle Quellen des neuen Wissens, der neuen Kunst strömen ihrem Geist, und ihrem Herzenssehnen kann der Schicklichkeitsbegriff der Gesellschaft nichts mehr anhaben. Sie ist frei — vom Ruhm zur Freiheit geführt.

Von nun an liegt es wie ein Persönlichkeitsrausch über ihren Werken. Das eigne Wesen bis in seine Absonderlichkeiten hinein zu pflegen und zu beobachten und darzustellen, verwandte Naturen aufzusuchen und abzuschildern, das wird jetzt ihre vorzügliche Aufgabe. Alles Typische ist ihr der Spießbürgerlichkeit verdächtig, nur das Besondere, das Absonderliche hat Wert. Merkwürdig: mir erscheint die freigewordene Gabriele Reuter unfreier als die noch unberühmte, in der Enge und Einsamkeit lebende Schriftstellerin. Damals war sie ganz sie selber; jetzt, in ihrem Persönlichkeitsrausch, ist sie von allerhand „Richtungen" der jüngsten Literatur beeinflußt. Das leichte Erleiden fremden Einflusses hat Gabriele Reuter mehrfach als speziell weibliche Charaktereigenschaft geschildert; ich glaube, auch hierin war sie sich selber Modell. Sie hat an Eigenart verloren, seit sie der Einsamkeit entronnen ist.

Der Roman „Frau Bürgelin und ihre Söhne" nimmt noch in mancher Seite auf Gabriele Reuters wesentlichstes Thema Bezug. Da ist die Pastorentochter, die sich zur Sängerin emporgearbeitet hat und schließlich auch das Recht der freien Liebe für sich in Anspruch nimmt, da ist die Tochter eines Beamten, die sich an den seltsamen Philosophen und Familienvater Fahrenhorst, einen im Grunde wohl Selbsttäuschung übenden Phrasenhelden, wegwirft und an dieser illegitimen Liebe zur Persönlichkeit und Künstlerin reift. Und auch die Vorgeschichte der Haupthandlung gehört in die gleiche Ideenrichtung: die Heldin, eine schottische Aristokratin, hat den scheinbaren „Naturburschen" Dr. Bürgelin aus Opposition gegen die Enge ihres heimatlichen Kreises geheiratet. Man hatte sie „als Mädchen im engen Käfig puritanischer Orthodoxie gehalten", man hatte sie später durch Bälle und Badereisen ermüdet, statt ihrem Geist Nahrung zu geben. Doch all das wird kurz abgetan, Frau Bürgelins Ehe-

Digitized by Google

geschichte sogar fast erheiternd kurz. Der Mann wird kaum erwähnt, tritt niemals auf, ist ganz nebensächlich. Er hat die Kinder in die Welt gesetzt und damit seine Romanpflicht erledigt. Das Ehepaar hat sich nach wenigen zwisterfüllten Jahren getrennt, er lebt als Einsiedler in der Schweiz, sie als hoffähige Aristokratin und Erzieherin ihrer Söhne in Weimar. Das Buch enthält die Tragödie einer absonderlich tyrannischen Mutter. Nach vorgefaßtem Plan will Frau Bürgelin das Schicksal ihrer Kinder gestalten. Ihr Liebling Dionys soll ein gewaltiger Dichterkomponist und zweiter Richard Wagner werden, während sich der verschlossene, dem Vater ähnelnde Karl mit einer niedrigeren Rolle zu begnügen hat. Die Natur aber hat es anders gewollt. In Dionys steckt nur ein bescheidenes Talent, in Karl eine geniale Veranlagung. Wie sich dieses Genie im Kampf gegen die Mutter allmählich entwickelt, wie die stolze Frau an diesem Kampf langsam zugrunde geht, das ist mit der meisterlichsten Psychologie durchgeführt, und das Buch enthält Szenen aus Karls Knaben- und Entwicklungszeit, die mir überaus bedeutend erscheinen.

Aber Frau Bürgelins Lebens- und Erziehungsideal heißt weder Tüchtigkeit, noch Güte, noch Menschlichkeit, sondern Schönheit. Schönheit schlechthin. Und hierin erblicke ich das ungenießbare Element der Dichtung. Es scheint mir im Wesen der Schönheit zu liegen, daß sie Unheil stiften muß, sobald sie zum für sich bestehenden Ideal erhoben wird. In der nachklassischen Epigonenzeit schrieb man „schöne" Geschichten, malte „schöne" Bilder. Das heißt, man gab etwas schablonenmäßig angenehm Süßliches, das von aller herben Wahrheit, allem Charakteristischen weitab lag und eben nur „schön" war. Dann kam eine Sturm- und Drangzeit, die zur Wahrheit schwor und jene markloſe Schönheit grimmig befehdete, so grimmig, daß sie fast das Häßliche um seiner Häßlichkeit willen liebte und alles Schöne ohne Ausnahme und a priori für süßlich und verlogen hielt. Natürlich trat ein Rückschlag ein, und die Schönheit fand wieder Anhänger. Aber sie war eine andre geworden. Nicht mehr süßlich fade — im Gegenteil. Nun galt für schön, was irgendwie dem Banalen, Alltäglichen widersprach. Und leider wurde das Typische, das Allgemeinmenschliche mit diesem Banal-Alltäglichen identifiziert. Schön ist nach neuer Anschauung das Außergewöhnliche, das Reizende, das Abseitsliegende, das Romantische mit einem Wort. Doch diese neue Romantik unterscheidet sich von der alten dadurch, daß sie auch alle eingeborenen sittlichen Begriffe als zu alltäglich aus dem Spiel läßt. Frau Bürgelin, eine schöne Frau, erkrankt am Unterkiefer. Der Arzt kann sie durch eine Operation heilen, freilich nicht ohne Entstellung ihres schönen Gesichts. Da bleibt Frau Bürgelin lieber lebenslänglich krank und verbittert und verkürzt ihr Leben. Sie darf ihren Söhnen nicht Häßlichkeit ins Haus bringen! Dionys begreift die Mutter nicht, Karl aber, der werdende Künstler, versteht sie und gibt ihr recht. Ihn würde ihre Häßlichkeit abstoßen. Wie krank und wie armselig vor allen Dingen ist dies am Äußerlichen haftende Schönheitsgefühl des jungen Menschen! Wenn ihm eine Narbe das Bild der Mutter beeinträchtigen kann, wie wenig hat er dann von ihrem Seelischen erfaßt, wie ungeeignet erscheint er zur Ausübung tiefgreifender Kunst! Frau Bürgelins ästhetisches Opfer ist sehr charakteristisch für den neuen Schönheitsbegriff und wohl auch für Gabriele Reuters Abhängigkeit von fremden Einflüssen. Denn ihrer eignen tief sittlichen, tief religiösen Natur entspricht diese ästhetische Verstiegenheit herzlich wenig.

Gleich persönliche Absonderlichkeit, aber bedeutend mehr ins Krankhafte verzerrt, bietet dann die nächste größere Schöpfung der Schriftstellerin, das Tagebuch einer Ehe: „Ellen von der Weiden". Hier fehlt der letzte Rest allgemein menschlichen Empfindens, natürlicher Zustände. Dafür ist freilich das Kranke mit einer analytischen Kunst geschildert, die bedeutenderer Objekte würdig wäre. Zwar Gabriele Reuter wehrt sich in ihrem Roman selber gegen den vorauszusehenden Vorwurf, ihre Heldin sei ein krankes Geschöpf. „Man soll Reichtum und Fülle nicht Schwäche und Krankheit und Sünde schelten." Aber wie steht es denn um Ellens „Reichtum und Fülle"? Sie hat den etwas nüchternen, doch tüchtigen, an seinen Beruf hingegebenen Frauenarzt Fritz Erdmannsdörfer geheiratet, ohne ihn sonderlich zu kennen. Nur weil sie auf ein Neues begierig war, auf gesteigertes Leben, auf Ausfüllung, vielleicht nur auf das Kind. Der Arzt hat sich auf einer Harzreise in das scheinbar gesunde Mädchen

Digitized by Google

verliebt, hauptsächlich aus Abneigung gegen die hysterischen Frauen, die er in seinem Beruf kennen lernte. Es kann nicht fehlen, daß beide Eheleute sehr bald gelinde Enttäuschungen erleben. Ellen ist nichts weniger als die friedliche Natur, nach der sich Erdmannsdörfer gesehnt, und der Arzt wiederum ist kein phantastischer Märchenprinz. Aber man sollte denken, da diese zwei jungen Menschen von ehrlicher gegenseitiger Zuneigung beseelt sind, so könnten sie sich bei einigem guten Willen, bei einiger Nachsicht zueinanderfinden. Der Mann läßt es auch an solchem guten Willen nicht fehlen. Anders Ellen. Der scheinbare Reichtum ihrer Natur ist Unrast, Begier nach immer Neuem, Leere. Und dann: ihre Art, Liebe zu empfinden, ist doch wohl recht einseitig, ich möchte sagen verfeinert sinnlich. Das Herz, der Geist hat damit wenig zu tun. Da kann die Haltlose denn sehr bald notieren: „Nicht sagen dürfen: Ich mag jetzt nicht. Ich habe dich ein paar Wochen nicht lieb. Ich weiß nicht, wie es kommt, aber ich fühle nichts zu dir. Ich bin mit etwas anderm beschäftigt." Das Verhältnis zu ihrem Mann wird ein gespanntes, das Kind, von dem sie so viel erhofft — ich glaube nur, weil es ihr etwas ganz Neues ist —, läßt ein wenig auf sich warten; so sucht die Unstetige immer neue Reize und Befriedigungen. Als ihr großer Wunsch in Erfüllung gehen soll, ist sie bereits zur Ehebrecherin geworden. Ein moderner Stimmungsmaler, in dem sie den Seelenverwandten ahnt, hat es ihr angetan. Und Widerstandskraft hatte sie prinzipiell nicht. Es steht ja in ihrem Tagebuch: „Werde ich einmal lernen, den Mut zu mir selbst und zu meiner Natur zu haben?" Sie wird von ihrem Manne geschieden, sie trennt sich auch von dem Geliebten. Sie ist nun Mutter und glaubt in ihrer Mutterschaft den vollen Frieden zu finden. Und der Leser soll das womöglich am Schluß des Buches auch glauben. Er weiß es aber besser: die Haltlose wird noch vielen Menschen und ihrem armen Kinde und sich selber zur Last sein; denn sie wird immer neue Sensationen begehren und sich — aus dem Prinzip der freien Persönlichkeit heraus! — nicht eine versagen. Armselig finde ich diese Natur und bedauernswert. Aber sie ist ja „individuell", ist eine Schönheitssucherin.

Seltsam: Gabriele Reuter hat eine sehr besonnene, in vielen Punkten treffliche Abhandlung geschrieben über „das Problem der Ehe". Da wird sie der veränderten sozialen Stellung von Mann und Frau im heutigen Leben gerecht. Kommt aber doch zum alten, immer wieder wahren Satz: „Respekt der Frau vor dem Manne, Ehrfurcht des Mannes vor der Frau ist noch heute das A und O jeder guten Ehe." Und schildert das Wesentliche solcher guten Ehe mit beredten Worten. Gegenseitige Rücksichtnahme, tüchtige Kameradschaftlichkeit, wenn es möglich ist — aber das ist nur wenigen und auch diesen nur an hohen Feiertagen möglich —, Seelengemeinschaft, gemeinschaftliches Streben „aus dem Gemeinen in das Reich des Göttlichen, des Ideals empor". Und trotzdem sie so klare und schöne Ansichten vom Wesen der Ehe hat, findet sich in all ihren Werken nicht eine gute Ehe. Die Geschichte Ellens von der Weiden ist durchaus typisch für Gabriele Reuter. In ihren Novellenbänden „Der Lebenskünstler", „Frauenseelen" und „Wunderliche Liebe" trifft man auf manche Studie, die das Ehe- und Liebesthema in gleich trostloser Weise behandelt.

Ich suche nach einem Grunde hierfür. Ist es wirklich nur jener Zug zum Individuellen um jeden Preis, zur neuromantischen Schönheit? Oder hat die leidenschaftlich Subjektive — wer ihre ganze Subjektivität kennen lernen will, blättere einmal in ihren literarhistorischen Arbeiten über Droste-Hülshoff und Ebner-Eschenbach —, hat sie selber nur traurige Erfahrungen gemacht und kann nichts andres schildern als eben dieses Traurige? Ich glaube, das Ding verhält sich noch ein wenig anders. In einer dieser Novellen, der „Schönen Adeline", heißt es einmal: „Liebe ist euch ein Spiel mit Sensationen geworden." Daran liegt es: Gabriele Reuter, und nicht als einzige und nicht als erste, handelt in ihren Dichtungen nicht von Liebe und nicht von Ehe, sondern von einer viel unwesentlicheren Sache, vom „Spiel mit Sensationen", von Erotik, wie man das Wort heute gebraucht. Ich kenne den Einwand manches Lesers, ich habe ihn ähnlich von Gabriele Reuter selber gehört: Erotik ist kein unwesentliches Gebiet, sie ist das wesentlichste. Wirklich das wesentlichste oder auch nur ein wesentliches? Sollte hier nicht

Digitized by Google

eine arge Verwechslung vorliegen zwischen Liebe und Ehe einerseits und allerhand sexuellen Sensationen anderseits? Kommt nicht Erotik für die meisten Menschen eigentlich nur herzlich wenig in Betracht? Die meisten und nicht die unlüchtigsten werden doch nach einigen Jugendlichkeiten zu einem dieser beiden Dinge gelangen. Entweder zu einer guten Ehe; in diesem Falle wird sich aus dem erotischen Verhältnis ein friedliches gemeinschaftliches Vorwärtsschreiten zu irgendeinem Ziel entwickeln. Oder zur Resignation — einerlei, ob als ledige Leute oder minder glückliche Verheiratete. Dann wird ihnen, je nach ihrer Anlage in gesteigertem oder geringerem Maße, die Erotik zu etwas Nebensächlichem, zu einer Nebenquelle von Freuden und Leiden werden, ihre eigentliche Lebensbetätigung aber, ihre eigne Entwicklung und ihre Einwirkung auf die Welt, wird weitab liegen. Als Mütter oder Lehrerinnen oder meinetwegen als Waschfrauen, als erhabene Forscher oder bescheidene Steinklopfer werden sie durchs Leben gehen und nur wenig beeinflußt werden von all den Sensationen, die wir Erotik zu nennen gewohnt sind. Nur die wenigsten Menschen, untüchtige, angekränkelte Naturen zumeist, dürften ihr ganzes Leben hindurch am wesentlichsten von der Erotik (und nun gar, wie uns die jüngste Literatur so oft glauben machen will, einzig und allein von der Erotik) bestimmt werden. Aber freilich: diese ungesunden Nichtsalserotiker sind Ausnahmenaturen, „Individuen". Und so erklärt sich denn die maßlose Überschätzung erotischer Fragen im Grunde auch aus dem übertriebenen Persönlichkeitskult.

Es ist bisweilen betrübend, daß Gabriele Reuter ihre großen Kräfte, ihre reife psychologische Kunst an eine unwesentliche Aufgabe verschwendet. Auch ihr letzter großer Roman „Liselotte von Neckling" hat, wenigstens in seinen Schlußpartien, unter dieser Einseitigkeit gelitten. Im ersten Teil steckt sie sich ihr Ziel recht hoch und zeigt auch, daß es ihr nicht an Kraft fehlt, ein bedeutenderes Weltbild zu gestalten. Liselotte wächst auf dem Lande auf, in der streng christlichen adligen Familie ihres toten Vaters. Von der Mutter, einer „fröhlich-schamlosen" Natur, hat sie heißes Blut und lebhaften Sinn geerbt. Mit welcher Kunst wird das Werden dieses Mädchens, wird ihre andersgeartete Umgebung geschildert! Da ist alles volles starkes Leben, da kommt auch wieder einmal die Kulturschilderin zu Wort. Dann taucht Lorenz von Altenhagen auf, ein edler Mensch, der sich von seinen Standesgenossen, von seinem Offiziersberuf losgelöst hat, um seinen freien religiösen und sittlichen Idealen zu leben und als Prediger und Schriftsteller ihnen Anhang zu werben. Der Mann hat kaum neue Ideen, aber doch ein feuriges reines Empfinden und die Gabe, andre über den Alltag emporzuheben. Lorenz und Liselotte finden sich, wollen gemeinsam das große Werk verrichten. Von hier ab gewinnt die Erotik meiner Meinung nach allzu starken Einfluß auf den Gang der Handlung, die Entwicklung der Charaktere. Erst fühlt sich Lorenz, der die Freude predigte, durch den Sinnenrausch seiner jungen Ehe abgelenkt und beschämt, dann verfällt er ins Phrasentum, dann kommt ihm neue Anregung und Offenbarung von einer Bohémienne, die ihn verführt, und er läßt Weib und Werk um des Abenteuers willen im Stich. Und Liselotte, die sich erst an den tüchtigen Mann geschmiegt hat, wird haltlos und friedlos, um sich dann in mystisch-religiöse Gefühle zu retten. Das ist trefflich und folgerichtig dargestellt; ich glaube aber, zu dem bedeutenden Anfang hätte ein höherer Schluß gehört, und ich glaube auch, daß nur die allzu hohe Einschätzung der Erotik Gabriele Reuter an einem bedeutenderen Schluß verhinderte ...

Überblicke ich Gabriele Reuters Werk, so scheint mir bislang ihr Roman „Aus guter Familie" den Höhepunkt zu bedeuten. Er dürfte wahrhaft unvergänglich sein, indem sich in späteren Tagen, wenn er nicht mehr „modern" ist, sicherlich die Kulturgeschichte seiner bemächtigt. Nach diesem Werke wandte sich die Dichterin Einzelstudien zu, in denen sie — vielleicht nicht immer an ganz würdigen Themen — ihre psychologische Kunst pflegte und vervollkommnete. In „Liselotte von Neckling" steht sie zwar noch immer stark im Bann der Erotik als einzig bedeutenden Objektes, strebt aber doch bereits wieder ein größeres Weltbild an. Vielleicht bedeutet das den Beginn einer neuen Epoche in ihrem Schaffen. Denn die Feder niederzulegen, wird sie noch lange nicht gewillt sein.

Digitized by Google

Die Amerikanerin und ihre Stellung im Lande

Von Frau Neena Hamilton Pringsheim, Dr. phil. (Charlottenburg)

Die Stellung der Amerikanerin im Staate ist die Folge von ungehinderten Entwicklungsbedingungen, wie sie in gleicher Weise in keiner andern Kulturgemeinschaft herrschten. In Amerika hat infolge der reichlichen Arbeitsgelegenheit für alle und infolge der allgemeinen demokratischen Lebensprinzipien, die auf die Gleichstellung aller hinzielen, die Frau Gelegenheit gehabt, zu zeigen, wie sie sich unter solchen Bedingungen in das Leben einordnet. Sie war weiterhin in ihren Bestrebungen nicht gehemmt durch Vorurteile, die älteren Staatsgemeinden immer anhaften müssen, und sie verfiel in ihren Zielen weder der Blaustrümpfigkeit selbst noch der Furcht vor dieser billigen Methode des „Lächerlichmachens". Aber gerade dadurch fühlte sich die Amerikanerin auch nicht veranlaßt, ihre Ziele im Unterstreichen der Fraumännlichkeit zu sehen: sie hielt sich von diesem Extrem frei und strebte der Erfüllung ihrer Wünsche nach, ohne die Weiblichkeit abstreifen zu wollen.

Nun wird einerseits von der extremen Frauenbewegung hierzulande häufig der amerikanische Lebenszustand der Frau übertrieben und dann als nachahmenswertes Beispiel hingestellt, während auf der andern Seite diejenigen Elemente, besonders unter den Männern, die gegen die freie Entwicklung der Frau sind, auf die amerikanischen Zustände als extrem hinweisen, um vor einer ähnlichen Entwicklung in deutschen Landen zu warnen.

Mit wie wenig den Umständen entsprechenden Beispielen beide arbeiten, soll durch die folgenden Ausführungen dargelegt werden.

* * *

Unter vier Hauptgesichtspunkten möchte ich die Stellung der Amerikanerin im Lande betrachten: erstens als verheiratete, zweitens als unverheiratete Frau, drittens in ihren allgemeinen Bestrebungen und viertens nach ihrem Temperament und ihrem Ideal.

Da der Mensch im hohen Maße ein Ergebnis seiner Erziehung ist, müssen wir uns zuerst die Hauptzüge der amerikanischen Schulbildung und die Sitten, unter denen die Frau dort heranwächst, klarmachen, um sie in ihrer späteren Tätigkeit zu verstehen.

Eine Schilderung des ganzen Schulwesens, so interessant sie auch wäre, ist hier nicht möglich. Nur die Wesensunterschiede zwischen der deutschen und der amerikanischen Erziehung können hervorgehoben werden. Diese Hauptunterschiede lassen sich in drei Gruppen einteilen. Von fundamentalem Einfluß auf die Jugend ist erstens die gemeinsame kostenfreie Erziehung von Knaben und Mädchen von dem sechsten bis zum vollendeten achtzehnten Lebensjahre. „Die ganze Erziehung der Nation wird als eine öffentliche Funktion aufgefaßt." Im Jahre 1904 waren über 95½ Prozent aller Schulkinder, 93 Prozent aller Studierenden überhaupt in gemeinsamen Schulen. Der Erfolg des gemeinsamen Unterrichts zeigt sich praktisch in der Tatsache, daß getrennte Privatschulen, von denen 43 Prozent schon gemeinsame Erziehung haben, allmählich in gemeinsame Schulen übergehen. Die Wirkung auf die Jugend hat sich als höchst vorteilhaft erwiesen. Obgleich der Staat bei der Einführung dieses Systems eine leichtere Aufgabe zu lösen und beträchtliche Verminderung der Kosten aufzuweisen hat, beruht der zunehmende Sieg des Prinzips doch auf der günstigen Entwicklung der Kinder. Allen wird eine gleichmäßige Gründlichkeit zu teil; die Knaben werden verfeinert im Gefühl und in Sitten, die Mädchen werden durch das Zusammenarbeiten zur Selbstbeherrschung und Selbstbestimmung erzogen; vor allem eignet sich ein jeder den richtigen Maßstab für die Fähigkeiten des andern an, wobei der Ehrgeiz in gesunder Weise angefacht wird. Nirgend hat sich eine Herabsenkung des Niveaus durch die Anwesenheit der Mädchen gezeigt. Im Gegenteil. Da sie sich etwas schneller entwickeln und fleißiger sind, hat die Statistik bewiesen, daß sie durchschnittlich in bezug auf Examina und Schulleistungen etwas höher stehen als die Knaben. Neben diesen Vorteilen trägt die gemeinsame Erziehung zur Förderung der Sittlichkeit bei; ungesunde Romantik wird durch gegenseitige Achtung und freundschaftliche, hilfreiche Kameradschaft ersetzt; von Kindheit an lernt man eine richtige Freiheit richtig gebrauchen.

Die zwölfjährige öffentliche Erziehung bei täglich fünfstündigem Lehrplan vom sechsten Jahre an teilt sich in zwei Stufen: die kommunale oder Common Schools vom sechsten bis zum vierzehnten Jahre, in der Englisch als Sprache allein herrscht, und in die höhere oder High Schools vom vierzehnten bis zum vollendeten achtzehnten Jahre, in der zwei fremde Sprachen Bedingung sind, vier aber zur Wahl stehen, von denen eine Latein oder Griechisch sein muß. Die Basis der

Digitized by Google

Versetzung ist die Mathematik, in der kein „Ungenügend" geduldet wird. Dieses Fach verdankt seinen Vorrang der Ansicht, daß man das Hauptgewicht nicht auf die reproduktiven Fähigkeiten, sondern auf die logische Denkkraft der Schüler legen solle. Von der Common School gehen alle aus, die zum sofortigen Lebensverdienst gezwungen sind; die High School wird weiter von allen besucht, die zum praktischen Leben eine bessere Bildung beanspruchen und zugleich von denen, die später eine höhere Erziehung genießen wollen.

Aus dieser Tatsache geht der zweite Wesensunterschied zwischen der deutschen und der amerikanischen Erziehung hervor: die Schule ist keine Standes-, sondern eine allgemeine Schule. Hier kommt der demokratische Geist der Republik zum vollen Ausdruck. Hier wird der Individualismus, das Grundprinzip Amerikas, ausgebildet und der Sozialismus für alle Zeiten unmöglich gemacht. Der Sohn des Reichen ist mit dem Armen befreundet, der künftige Gelehrte teilt seine Schulbank mit dem kleinen Handwerker. Die Kameradschaft der Jugend führt zum gegenseitigen Verständnis im Mannesalter, und jeder empfindet, daß es auf seine eignen Fähigkeiten ankommt, ob er Führender oder Folgender unter seinem Volke bleibt.

Der dritte Wesensunterschied der Erziehung besteht darin, daß die Schule nicht nur eine Wissens-, sondern auch eine Willensschule ist. Der Zweck der Erziehung ist stets ein doppelter: die Aneignung von Kenntnissen und die Ausbildung eines selbständigen Charakters. Die Schule will Kraftbildnerin sein. Sie versucht die Eigenart der Individualität zu bewahren; deshalb bietet sie in den höheren Klassen eine reiche Auswahl an Fächern; die produktiven ebenso wie die reproduktiven Fähigkeiten des einzelnen sollen ausgebildet werden.

Es mag den meisten Europäern fast als eine Unmöglichkeit erscheinen, daß eine Schule genau wie eine Stadt sich selbst regieren kann; doch ist dies in Amerika das angestrebte und oft bis ins kleinste durchgeführte Prinzip. Solche Schulen besitzen eine Verfassung und Gesetze, die von den Schülern und Lehrern zusammen aufgestellt und ausgeübt werden, ganz wie die kommunale Verwaltung. Hier wählen die Schüler ihre Polizisten, Rechtsanwälte, Richter, ihren Bürgermeister, ihr Gesundheits- und Kultusamt; sie erteilen selbst ihre Strafen und halten strenge Ordnung — alles natürlich unter der Leitung des Lehrers und der Direktion des Schulvorstehers. Die schwerste Strafe ist der Verlust des Schulbürgerrechts auf längere oder kürzere Zeit; in diesem Falle weigern sich die Kinder, während der Dauer der Strafe mit ihren Kameraden zu spielen. Dieses System der Selbstverwaltung wurde zuerst von Mr. Wilson L. Gill in Philadelphia ausgearbeitet, einem Patrioten, der sein Leben dessen allgemeiner Einführung widmete. Den Erfolg des Systems kann man am besten aus der Tatsache ersehen, daß, als die Vereinigten Staaten die Ordnung des Schulwesens in Kuba übernehmen mußten, die Regierung Mr. Gill hinsandte, um die „School-City", die „Schulstadt", soweit es die Verhältnisse gestatteten, einzuführen. —

Eine allgemeine, mit der der Knaben gleichwertige und gleichartige Erziehung genießt somit die junge Amerikanerin bis zum vollendeten achtzehnten Jahre; dies ist der geringste Bildungsgrad, der als gesellschaftlich zulässig angesehen wird. Mit der High School hört die Schulung aller auf, die in sich keinen Wunsch zum weiteren Studium fühlen, wie auch derjenigen, die zum Lebensverdienst gezwungen sind, wie z. B. die Buchhalterinnen, die Stenographistinnen. Das junge Mädchen aber, das als wirklich gebildet betrachtet werden will, oder das sich als Lehrerin später betätigen möchte, fängt nach der Absolvierung ihres Schulexamens einen weiteren vierjährigen Kursus an. Dieser kann entweder in einem College oder in einem Lehrerseminar stattfinden.

Das College ist ein Zwischenglied zwischen High School und Fachuniversität. Es entspricht etwa in seiner höchsten Entwicklung im Osten dem deutschen Gymnasium mit drei bis vier Semestern in der philosophischen Fakultät. Der Zweck des Unterrichts ist die allgemeine geistige Bildung. Das College ist keine Fachschule und bildet nur durch Auswahl gewisser zusammenhängender Studien, wenn der Student sie wählt, eine Vorbereitung für den künftigen Fachberuf.

Die Zahl der Colleges, von denen 58 unentgeltliche staatliche Anstalten sind, beträgt 621. Von diesen haben gemeinsamen Unterricht 480, die übrigen 141 sind ausschließlich dem einen oder dem andern Geschlecht geöffnet. Im Jahre 1903 besuchten die rein weiblichen Colleges 16744, die gemeinsamen 24863, während in den verschiedenen Fachschulen noch 1862 Frauen studierten, eine Gesamtzahl von 43469 Studentinnen. In den mit diesen Anstalten verbundenen Vorbereitungsabteilungen befanden sich zur gleichen Zeit 31000 junge Mädchen.

Auf diese große Anzahl Frauen, die sich eine höhere allgemeine Bildung aneignen, kommt eine noch größere, die sich auf den Lehrerseminaren, den Normal Schools, ausbilden, nämlich 45567.

Die Absolvierung des vierjährigen Kursus des Colleges oder des Seminars befähigt zum Unterrichten in den öffentlichen Schulen. Sowohl Schüler wie Lehrer des Lehrerseminars gehören beiden Geschlechtern an. In einigen Frauen-Colleges unterrichten nur Frauen, in andern nur Männer, in der Regel sind aber beide im Lehrkörper. Der Prozentsatz der in den gemein-

Digitized by Google

samen Colleges und Universitäten studierenden Frauen wächst von Jahr zu Jahr schnell gegenüber der Anzahl derjenigen, die getrennte Colleges besuchen, obgleich die Zahl dieser an sich stetig zunimmt. Von den hervorragendsten Frauen-Colleges des Ostens sind Vassar, Wellesley, Smith, Barnard, Radcliffe, Bryn Mawr, Holyoke und Baltimore zu nennen. Meistens in großen Parken gelegen, besitzen die Colleges Lehrgebäude, Laboratorien, Bibliothek, Museen, Kirche, Turnhalle, Klub- und Wohnhäuser, Tennis- und Ballplätze, genug, alles, was zur gesunden Entwicklung des Geistes und des Körpers gehört. Hier wie in der Schule entscheidet das persönliche Talent auf jedem Gebiete. Es herrscht eine fröhliche, gesunde, ethische Stimmung, in der religiöse Begeisterung hervortritt. Das Motto eines bekannten Colleges ist: „Dienen, nicht bedient werden", eines andern: „Für Gott in der Welt". Die Bestrebungen der gesamten Frauen-Colleges finden in den drei folgenden Thesen ihre Verkörperung: „Eine ernste wissenschaftliche Bildung, die zum Lebensunterhalt befähigt; die Ausbildung der physischen, der moralischen und der religiösen Natur; die Ausbildung einer vollkommenen Weiblichkeit".

In dem Regierungsbericht über „Coeducation in the Schools and Colleges of the United States" (Washington 1904) heißt es: „Das junge Mädchen, das denselben College-Kursus wie ihr Bruder durchmacht, hat durch die Statistik bewiesen, daß sie fähig ist, Schritt mit ihm zu halten; sie hat sich in der Regel ausgezeichneter Gesundheit erfreut; sie hat später die Weissagungen der falschen Propheten durch den Prozentsatz der Verehelichungen zunichte gemacht; und endlich hat sie in der Ehe eine normale Anzahl kräftiger Kinder aufzuweisen. Nichts bleibt den unversöhnlichen Gegnern der höheren Erziehung der Frau übrig, als dem Gebrauche jeder Statistik zu entsagen."

Die Universitäts- oder fachmännische Bildung wird von verhältnismäßig wenigen Frauen in Amerika ergriffen. 1903 studierten auf den Magister- oder den Doktorgrad hin in den Graduate Schools der Universitäten 1838 Frauen, in den Fachschulen der Theologie, der Jura und der Medizin weitere 1599, eine Gesamtzahl von 3437 gegenüber 89036, die sich in den Colleges und Lehrerseminaren zu gleicher Zeit befanden. Also nur 3,08 Prozent der studierenden Frauen widmeten sich einem höheren Berufsstudium; im allgemeinen hörte die Bildung mit der Absolvierung eines Colleges oder Lehrerseminars im zweiundzwanzigsten Jahre auf.

Die fachmännische Bildung kann dem Schema nach schon im Alter von dreiundzwanzig Jahren angefangen werden. In Wirklichkeit aber sind es nur wenige Frauen, die sich in diesem Alter dazu entschließen. Nach dem Schul- und College-Kursus läßt man, wenn die Mittel es gestatten, eine Pause eintreten. Diese Zeit wird dazu benutzt, durch Reisen, Einführung in die Gesellschaft und praktische Haustätigkeit sich einen weiteren Blick ins Leben zu verschaffen. Die Frauen, die dann später zum Berufe übergehen, sind meistens gereifteren Alters und treten ernsten Sinnes für den Erfolg ihrer Arbeit ein. Jeder Beruf steht der begabteren Frau offen, und in jedem Berufe hat sie sich schon erfolgreich behauptet.

Die Bedingungen der Verehelichung sind in Amerika sehr günstig. Die Verteilung der Geschlechter fällt zugunsten der Frauen aus, da auf jede 1000 Männer 958 Frauen kommen, also ein Überschuß von 42 Männern gegenüber einem gleichen Überschuß von 32 Frauen in Deutschland. Nicht aber allein dieser Umstand begünstigt die Eheschließung. Das Heiratsalter der Frau wird in keiner Weise von der öffentlichen Meinung bestimmt. Das Gesetz schreibt vor, daß sie achtzehn Jahre alt sein oder eine besondere Einwilligung beider Eltern vorweisen muß. Das Durchschnittsheiratsalter ist aber viel höher und wird auf sechsundzwanzig Jahre geschätzt. Das junge Mädchen hat aber nie das Gefühl, daß es beim Erreichen eines bestimmten Alters „alte Jungfer" wird.

Wie Freiheit der persönlichen Entwicklung das Prinzip der Schulerziehung ist, so ist auch Freiheit der persönlichen Wahl Prinzip der Eheschließung. Weder durch die Macht der öffentlichen Meinung noch durch die Beeinflussung der Eltern fühlt sich ein junges Mädchen zur Ehe gezwungen, noch viel weniger wird ihre Wahl von andern bestimmt. Die Theorie, daß eine Frau die Vervollkommnung ihres Wesens nur in der Ehe finden, der Mann aber auch allein selig werden kann, ist dem Amerikaner unverständlich. Die grundsätzliche Gleichheit der beiden Geschlechter in der Ehe ist für ihn der Ausgangspunkt. Er glaubt, daß aus den Pflichten und Freuden des gemeinsamen Lebens dem Manne genau so wie der Frau der reichste Lebensinhalt erwächst. Beide sollen darin nicht nur nach gegenseitiger Beglückung, sondern auch nach individueller Persönlichkeitsentfaltung streben. Durch diese Anschauung wie durch die gleichartige Erziehung und die ihr günstigen sozialen Verhältnisse ist die Ehe als Notwendigkeit für die Frau aufgehoben, ihr Wert ist aber für sie unendlich vertieft. Das rein Menschliche entscheidet. Eine geistige Gemeinschaft ist in allen Ständen in der Ehe erste Bedingung. Diesem Umstand ist die Tatsache zu danken, daß die reine Atmosphäre des ehelichen Lebens das Bewußtsein der ganzen Nation durchdringt.

Ein weiterer Faktor, der auf die Eheschließung günstig wirkt, ist das Fehlen des geschäftlichen Elements. Die Braut bringt im allgemeinen

Digitized by Google

keine Mitgift mit, und das Volk kennt kein systematisches Suchen nach einer reichen oder geschäftsmäßigen Heirat. Eine verheiratete Frau hat genau dieselben Rechte in bezug auf ihr Vermögen wie der Mann auf seins. Ihr unbewegliches Vermögen ist ihr Sondergut, ebenso alles, was sie selbständig während der Ehe erwirbt. Weder der Mann noch die Frau hat ausschließlich Verfügungs- oder Verwaltungsrecht, da alle von ihnen eingegangenen Verträge von beiden ausgeführt werden müssen. Das System ist daher im allgemeinen: Gütertrennung mit Verwaltungsgemeinschaft und gemeinsamer Bestreitung der Ehelasten.

Wie diesen Umständen nach zu erwarten, ist der Prozentsatz der verheirateten Frauen in Amerika sehr groß. Das geht am klarsten aus einem Vergleich mit Deutschland hervor, wo auf je 1000 Frauen über fünfzehn Jahren 520 verheiratete kommen, während in Amerika auf dieselbe Zahl bezogen 547, also 27 mehr in jedem 1000 trotz des dortigen viel höheren Durchschnittsheiratsalters, verehelicht sind. Auf der gesunden Grundlage der gleichwertigen Erziehung, der gegenseitigen Kenntnis, der gleichen Ideale baut sich so die amerikanische Ehe auf. Bücher, Schriften, Artikel über eine „Reform der Ehe" sind unbekannt.

Die Gesetze sind nicht in allen Staaten ganz gleich, im allgemeinen aber haben beide Eltern gleiche Autorität über ihre Kinder. Die Mutter ist ebenso wie der Vater für ihren Unterhalt verantwortlich. Im Falle einer Trennung entscheidet der Gerichtshof je nach den Umständen: oft erhält die Mutter die Töchter, der Vater die Söhne. Das uneheliche Kind hat Anspruch auf Lebensunterhalt, bemessen nach dem Vermögen des Vaters.

Die Gesundheit der Familienverhältnisse geht besonders aus der Statistik der Geburten hervor. Vergleichen wir die drei verwandten vorwärtsschreitenden Nationen England, Deutschland und Amerika, so finden wir, daß in dem Jahrzehnt 1890 bis 1900 auf je 1000 Einwohner England einen Geburtenüberschuß von 11,7, Deutschland 13,7, Amerika aber 17,7 besitzt.

Amerika ist trotz der Neuyorker „Wolkenkratzer" das Land des kleinen Heims. Die Umgebung der Millionenstadt bis auf zwei Stunden Bahnfahrt heißen „die Wohnräume Neuyorks", da der abgehetzte Geschäftsmann des Abends dorthin zu seiner Familie zurückkehrt, um Erholung im Hause und im Garten zu finden. Im vorigen Jahre wurden allein in der alten Quäkerstadt Philadelphia über 10000 kleinere Einfamilienhäuser von vier bis sechs Zimmern errichtet. Es gibt größere Städte ohne ein einziges Etagenhaus. Es ist die Erwartung jedes Bürgers, die Hoffnung jedes Arbeiters, sein Häuschen zu besitzen oder wenigstens allein zu bewohnen — aus diesem starken Verlangen des Volkes ist die Villenarchitektur entstanden, die reizvolle neue Motive und stets jede nötige Einrichtung der Bequemlichkeit aufweist und in den Wohnungen der Reichen eine eigenartige individuelle Schönheit annimmt.

Der Prozentsatz der verehelichten Frau ist, wie wir gesehen haben, hoch, ihre Zahl 13845963. Sehr wenige davon sind erwerbstätig, nur 775000 oder 5,6 Prozent. Die Berufe, die eine beträchtliche Zahl beschäftigen, sind die Schneiderei, die Hutmacherei, die Wäscherei und die Fabrikarbeit. Ein großer Teil der verheirateten Arbeiterinnen sind Negerinnen oder Frauen der Eingewanderten, die oft an schwerer Not leiden. Die wirtschaftlichen Verhältnisse Amerikas zwingen aber für gewöhnlich die verheiratete Frau nicht zum Erwerb. Das Gefühl des Volkes, wie die kleine Anzahl deutlich zeigt, ist dagegen. Der Arbeiter verdient genug, um seine Familie zu ernähren, die Frau des Mittelstandes ist in ihrem Haushalt, nicht aber im Laden oder im Bureau tätig, wie es häufig in Frankreich der Fall ist. Die Tätigkeit der verheirateten Amerikanerin läßt sich darum für gewöhnlich unter vier Gesichtspunkten betrachten: als Mutter, als Erzieherin, als Gehilfin des Mannes und als Hausfrau.

Als Mutter nährt die Amerikanerin wenn möglich selbst ihr Kind. Eine Kinderfrau oder selbst ein Kindermädchen gilt als Luxus, den nur die sehr wohlhabenden Kreise sich erlauben können, und in manchen Gegenden ist gute Dienerschaft überhaupt nicht zu finden. Die überwiegende Anzahl der Frauen sorgt selbst für ihre Kinder. Es ist ein hübscher Anblick in allen kleineren Städten Amerikas, die jungen Mütter im anziehenden Kostüm zu sehen, wie sie ihre Kinderwagen durch die Straßen schieben. Wenn der Mann seine Frau begleitet, nimmt er ihr die Anstrengung ab und betrachtet diese Hilfe als sein stolzes Recht.

Als Erzieherin sucht die Mutter im allgemeinen die Selbständigkeit des Kindes zu entwickeln. Die Individualität des Kindes soll nie unterdrückt werden. Dieses Bestreben geht so weit, daß es dem Kinde während einiger Jahre fast zum Nachteil ausschlägt. Das Kind erscheint unbändig und wird der erwachsenen Welt lästig. Eine Periode des Sichauslebens, wenn die Jugend sich zum ersten Male von Haus entfernt, kennt man aber nicht, denn das Kind lebt sich von Anfang an zu Hause aus. Der feste Glaube an gutes Beispiel und wenige Befehle beherrscht die Erziehungsprinzipien. Die Mutter will vor allem die Freundin ihres Kindes bleiben, sie will weder im Kleinen noch im Großen sein Vertrauen verlieren, und da ihr meistens dieselbe Erziehung wie ihrem Kinde zuteil geworden ist, ist sie, wenn sie ernsterer Natur ist,

Digitized by Google

imstande, dieses Vertrauen ihr Leben lang zu bewahren. Auf der Basis der gemeinsamen Lebenserziehung und der sozialen Gleichheit der Geschlechter besteht ein bis jetzt unerreichter Zustand gegenseitigen Respekts und hilfreicher Freundschaft zwischen Müttern und Kindern wie zwischen den Geschwistern einer Familie. Dies ist vielleicht der Hauptgrund der Zufriedenheit des Amerikaners, dies der Grund des fehlenden Wirtschafts- und Kneipenlebens; jede Familie hat ihren reichen Kreis von Bekannten, hat ihre eignen Freuden und Freundschaften, in denen alle Mitglieder zusammen Erquickung finden.

Als Gehilfin des Mannes hat die Amerikanerin eine wichtige Aufgabe zu erfüllen. Der Mann stellt hohe Ansprüche an die geistige Gemeinschaft. Er verlangt Verständnis seiner Arbeit und seiner Ziele. Er betrachtet es als ein Unglück, wenn die Erziehung der Frau der seinigen nicht gleichkommt, und sucht für gewöhnlich eine ihm gleichstehende wie gleichaltrige Persönlichkeit. Das Motiv der gegenseitigen Hilfeleistung ist die Förderung der gemeinsamen Interessen, in der eine Unterwürfigkeit auf der einen oder auf der andern Seite keinen Platz findet. Die gesellschaftliche Stellung des Mannes ist im hohen Maße von seiner Frau abhängig. Der Gebildete verlangt würdige Repräsentation von ihr, der Ungebildete überladet sie oft mit reicher Kleidung in der Hoffnung, ihr dadurch diese Befähigung zu geben; denn die Gesellschaft beurteilt den Mann nach der Wahl seiner Frau.

Als Hausfrau hat die Amerikanerin in der Tat mehr als genügend zu leisten. Vier Fünftel aller verheirateten Frauen verrichten ihre gesamte Hausarbeit allein, eine unverhältnismäßig größere Anzahl als in Deutschland. Bei dieser praktischen Tätigkeit empfindet die gebildete Frau den ganzen Segen ihrer Jugenderziehung; sie versteht es, ihre Arbeit zu vereinfachen, sie zwingt die Geschäftswelt zur schnellen, guten Bedienung. Von einer Markthalle kommt zweimal täglich ein Angestellter, der die Bestellung für jeden möglichen Gebrauchsartikel im Haushalt entgegennimmt und für seine Lieferung verantwortlich ist. Die Frau fordert in ihrer Wohnung Dampfheizung, Gasherde und jede neuerfundene zeitsparende Maschine. Das Kleinliche vernachlässigt sie mit Willen. Ihr Ideal ist nicht, ein Haus zu halten, sondern ein Heim zu bilden.

Wenn sich die Amerikanerin zur Ehe entschließt, glaubt man, daß die Pflichten, die ihrer harren, im allgemeinen ausreichend sind, um ihre Zeit und Kraft voll in Anspruch zu nehmen. Dieses nationale Gefühl geht so weit, daß die verheiratete Frau keine Anstellung in Staatsschulen und nur schwer Beschäftigung in Geschäftsunternehmen finden kann, während der verwitweten oder geschiedenen alles offensteht. Nirgends hört man die Doktrin vortragen, daß die Frau neben ihrem Beruf als Gattin, Mutter und Heimbildnerin noch einen andern einschlagen sollte. Ein solcher Lebensgang wird als traurige Notwendigkeit im einzelnen Falle zugegeben, aber nie als wünschenswerte Lösung des Lebensproblems der Allgemeinheit angesehen. In Ausnahmefällen leiten verheiratete Frauen Privatschulen, Privatunternehmen, sind Ärztinnen, Juristinnen oder Journalistinnen; aber diese Fälle sind und werden in der Zukunft Ausnahmen bleiben.

Die Lebensstellung der unverheirateten Frau in Amerika ist beneidenswert, ihr Lebensinhalt reich. Sie genießt genau dieselbe allgemeine Achtung wie ihre verheiratete Schwester, oft sogar wird ihr eine noch größere öffentliche Anerkennung zuteil, weil sie besser imstande ist, ihre Zeit in den Dienst der Allgemeinheit zu stellen. Jede Art Tätigkeit, alle Berufe stehen ihr offen. Nirgends streckt sich ihr eine kalte Hand mit ungerechter Abweisung entgegen. Vor allem wird sie in der Entfaltung ihrer Persönlichkeit wie in ihrem Kampf ums Dasein niemals durch Mißverständnis oder durch Herabsetzung ihres Strebens verbittert. Der Konkurrenzkampf, wenn er überhaupt besteht, wie z. B. noch in der Medizin, wird vom männlichen Geschlecht mit einer vornehmen Ruhe geführt, die sich und der Welt deutlich sagt: „Der besten Arbeit der höchste Preis.“ Wenn dieser Preis der Frau zufällt, ist der ehrliche männliche Gegner der erste, seine Anerkennung auszusprechen.

Es gibt also keine Furcht vor der „Freilassung“ der Frau. Aus vielen Gründen. Erstens ist das Gespenst des „Mannweibes“ verschwunden. Die Frau hat hundertfach für den Mann durch die harmonische Herausbildung aller ihrer Fähigkeiten gewonnen, und dies erkennt er dankbar an. Zweitens gibt es wirklich Arbeit für alle, und die Differenzierung der Kultur des Landes, die durch die Frauenarbeit entsteht, sieht der Amerikaner als einen großen kulturellen Fortschritt an. Drittens glaubt er, und mit Recht, an den sittlichen Willen zur Frauenpflicht, an die Sehnsucht der Frau nach ihrer natürlichen Bestimmung, an die ewige Kraft der Naturgesetze. Die gleichwertige Erziehung, die Gelegenheit zur vollen Entfaltung und Betätigung aller Kräfte hält keine Frau davon zurück, eine wahre Ehe einzugehen, sie bietet ihr nur die Möglichkeit, sich vor einer unwahren Ehe zu schützen. Nicht allein auf die Quantität, auch auf die Qualität der Familien kommt es im nationalen Wohlstand an. Nicht die „Emanzipation“, sondern drückende ökonomische Verhältnisse treiben die Frau in unverhältnismäßig großer Anzahl in den Beruf oder zum Verdienst des täglichen Brotes. Diese Tatsache geht am klarsten aus einem Vergleich der Prozentsätze der berufstätigen Frauen in Ländern gleicher Kultur, wie z. B. in Deutschland und

Digitized by Google

Amerika, hervor. Von 37244145 Frauen in den Vereinigten Staaten sind von allen über zehn Jahre alten nur 5329272 erwerbstätig oder 14,3 Prozent. Der Prozentsatz der ledigen erwerbstätigen Frauen ist 14 Prozent gegenüber 25 Prozent in Deutschland, und dieser Prozentsatz verteilt sich in beiden Ländern in ganz anderer Weise. Das Dienstmädchenpersonal zählt nur 1283000, die Bauersfrau kennt keinen Mitverwerb außerhalb des Hauses, bleiben 10 Prozent erwerbstätige Frauen, die sich der Fabrikarbeit, den freien Arbeitszweigen oder dem höheren Berufe widmen. In Krankenpflege, Stenographie, Schreibmaschinenarbeit wie im Dienste des Telephons überwiegen bei weitem die Frauen. Sie bilden ferner im Lehramt die Mehrzahl. In der Common School scheint die Frau durch ihren größeren Erfolg in der Behandlung der kleinen Kinder den Mann allmählich aus dem Felde zu schlagen: wir finden, daß hier 78 Prozent aller Erzieher Frauen sind. In der höheren Schule 50 Prozent; in den Colleges und Universitäten fällt die Zahl bis auf 12 Prozent. Der Schulvorstand ist gewöhnlich ein Mann, doch können auch hier besondere Fähigkeiten der Lehrerin zum vollen Erfolg führen. Es sind sogar 324 Frauen Schulinspektorinnen für die Provinz. In Cambridge, Mass., der ältesten, also vorurteilsvollsten Kulturstadt Amerikas, hat eine hochbegabte Negerin die leitende Stelle an einer der angesehensten öffentlichen Schulen inne.

Im Jahre 1900 waren im Lande 7387 Ärztinnen, 3373 Predigerinnen, zum großen Teil in der Heilsarmee, 1010 Juristinnen, während die Journalistinnen über 2000, die Malerinnen, Architektinnen und Lehrerinnen in verschiedenen Kunstzweigen über 12000 zählten. Diese Ziffern zeigen deutlich den Drang der Amerikanerin nach Lebenseinhalt und geistiger Betätigung wie die freie Möglichkeit der Erreichung ihrer Ziele. Wenn wir aber die Gesamtstatistik betrachten, finden wir, daß der weibliche Anteil in den meisten Berufen, verglichen mit den männlichen, doch sehr gering ist. Vom zehnten Jahre an gerechnet ist der Gesamtprozentsatz der weiblichen Broterwerber nur 18 Prozent.

Das Gehalt der Frau ist im allgemeinen etwas niedriger als das des Mannes. In den Volksschulen erhält der Lehrer durchschnittlich 46 Dollar monatlich, die Lehrerin 39 Dollar. In den höheren Schulen der Stadt Neuyork ist das Anfangsgehalt des Mannes 1500 Dollar, das der Frau 1200 Dollar jährlich. Nur in hohen verantwortungsvollen Stellungen bleibt das Gehalt das gleiche. Zwei Ansichten herrschen über diesen Unterschied im Gehalt. Die eine sagt, er sei ungerecht, und glaubt, daß der Mann sich selbst am meisten durch die niedrigere Bezahlung der Frau schadet, da er ihr dadurch einen Vorteil in der Konkurrenz verleiht; die andre Ansicht behauptet, daß die Frau etwas weniger leisten kann, frühere Pensionierung verlangt und deshalb mit Recht geringer bezahlt wird. In der Praxis gleicht sich der nicht mehr beträchtliche Unterschied mehr und mehr aus, da die Frauengehälter sich durch zufriedenstellende Leistung allmählich heben.

Die allgemeinen Bestrebungen der Amerikanerin, abgesehen von denen, die wir schon besprochen haben, lassen sich in religiöse, wohltätige, gesellschaftliche und politische einteilen.

Der Staat in Amerika hat nicht das Recht, nach der Religion des Individuums zu fragen; er gewährt der Kirche keinen Unterhalt, darf die Einführung einer Sekte weder fördern noch verhindern. Prediger und Predigerinnen machen kein Staatsexamen und erhalten keine staatliche Anstellung. Die Kirche ist von der Regierung gänzlich getrennt. Ihre Unabhängigkeit hat ihre Form wesentlich verändert. Sie ist Sache des Volkes geworden, ein mächtiger, sozialer Faktor im Lande, dessen Wirken sich niemand entziehen kann; sie beansprucht nicht nur den Sonntagskirchenbesuch, sondern die lebendige tägliche Mitarbeit ihrer Glieder. Sie greift in persönlicher, praktisch hilfreicher Weise in die Angelegenheiten der Gemeinde ein und ist in manchen Gegenden der Mittelpunkt des Verkehrs. Da ihr keinerlei pekuniäre Unterstützung von andern zuteil wird, muß sie selbst für ihren Unterhalt Sorge tragen. Die männlichen Mitglieder der Kirche, denen ihre praktische Versorgung hauptsächlich obliegt, sind durch ihre Berufspflichten während der Woche sehr in Anspruch genommen; desto wichtiger sind die vielfachen religiösen Pflichten, die die Frauen zu erfüllen haben. Wie sie diesen Pflichten nachkommen, beweist am besten das blühende Kirchenleben des ganzen Landes. Es wäre dem Pastor und dem Hilfsprediger schier unmöglich, die vielen kirchlichen Versammlungen zu veranstalten, die weitverzweigten Wohlfahrtseinrichtungen zu lenken, die Kranken täglich aufzusuchen, die Fremden, die sich in seiner Gemeinde niederlassen, sogleich zu besuchen, um ihnen mit Rat und Tat beizustehen, die freien Bibliotheken, Lesezimmer, Eßstuben und Badehäuser, die zu der Gesamtheit der Kirche gehören, zu überwachen, wenn die Frauen nicht einen großen Teil ihrer Zeit und Kraft diesen Zielen widmeten. Die Sonntagsschulen, deren es zwanzigmal so viele gibt wie in Deutschland, und deren Mitglieder acht Millionen zählen, sind für die Stärke des religiösen Gefühls bezeichnend. Hier sind unter der Leitung hervorragender Philanthropen, Professoren, Geschäftsmänner und gebildeter Frauen Klassen für die Erwachsenen wie für die Kinder aller Altersstufen, für die Siebzig- wie für die Siebenjährigen, eingerichtet. Das Kind wächst im Respekt vor und in der Liebe zu der Kirche auf und hat auch seinen eignen, von einem jugendlichen Mitglied einmal wöchentlich geleiteten Got-

Digitized by Google

tesdienst, einen im ganzen Lande organisierten Verein, der The christian Endeavour Society heißt, und dessen Zweck es ist, Knaben und Mädchen zu ihren späteren ernsten religiösen Pflichten heranzubilden.

Da die Wohltätigkeit Amerikas nicht, wie die Kirche, ganz, aber doch im hohen Maße privater Natur ist, sind die Gelegenheiten reicher Beschäftigung, die sich der Frau auf diesem Felde bieten, Legion. Voran geht auch hier die religiöse organisierte Arbeit, die unter der Leitung der einzelnen Kirche steht und für deren Missionen und Hospitäler sorgt. Es folgt dann die Wohltätigkeit, die auf Reform der ökonomischen, praktischen Lebensverhältnisse der Einwanderer, der Armen, der Unglücklichen und der Verbrecher ausgeht und oft absichtlich jede äußere religiöse Basis vermeidet, um durch Hilfe und Beispiel zu wirken, nicht durch unverstandene Lehren abzustoßen. Von größter Bedeutung sind hier die Settlements (Ansiedlungshäuser), deren es in der Stadt Neuyork allein sechsundvierzig gibt. Nicht nur die Bewohner der Settlements sind hier mit vielseitiger praktischer Hilfe beschäftigt, sondern jede solche Ansiedlung streckt die Hand nach der Unterstützung aller Gesellschaftsklassen aus; hier vereinigen sich sehr verschiedene Elemente: der eine hält Vorträge, der andre erteilt ein- oder mehrmaligen wöchentlichen Unterricht, wieder ein andrer spielt mit den Straßenkindern oder geht mit ihnen aufs Land, für alle gibts Beschäftigung, und jeder, der selbst irgend etwas Tüchtiges geleistet, findet die Gelegenheit, es für andre zu verwerten.

Ein Settlement in Chikago, von Miß Jane Addams geleitet, hat sich zuerst die Aufgabe der Fürsorge für den jugendlichen Verbrecher gestellt; diese Bemühungen haben jetzt zu der allgemeinen Einführung von Kindergerichtshöfen geführt, die ohne die Unterstützung philanthropischer Frauen kaum imstande wären, ihre Aufgabe mit Erfolg zu lösen. Diese Gerichtshöfe arbeiten zusammen mit der Kinderschutzgesellschaft, den Schulen, den Settlements und den Eltern der Kinder. Ihr Vorsatz ist, die Frage zu lösen: Welche Handhaben gibt das Gesetz, um ein Kind unter sechzehn Jahren vor einer Laufbahn des Verbrechens zu bewahren? Die Gefängnisstrafe wird überhaupt nicht verhängt. In allen leichteren Fällen wird der bedingte Strafvollzug durch gutes Benehmen des Kindes aufgehoben, und oft führt das erste Vergehen zu einer Besserung verdorbener Familienverhältnisse. Schwere Verbrechen führen zur Besserungsanstalt, wo jeder Versuch gemacht wird, die Jugend ferner vor dem Verbrechertum zu schützen.

Die gesellschaftlichen Pflichten der Amerikanerin unterscheiden sich nicht merklich von denen der Europäerin. Aber ihre gesellschaftliche Stellung ist freier, sicherer, freudiger, ihr Auftreten bestimmter und selbstbewußter. Sie ist daran gewöhnt, die Unterhaltung zu führen, dem Manne erst durch ein Kopfneigen auf der Straße die Erlaubnis zur Begrüßung zu geben. Es wäre der Gesellschaft ebenso unmöglich wie unerwünscht, die ernste Arbeit des Tages durch eine Mittagsbesuchszeit zu unterbrechen. Die Besuche werden zwischen drei und sechs, auch zwischen acht und zehn Uhr des Abends abgestattet. Außer größeren Gesellschaften versammelt die Amerikanerin oft und gern Bekannte in freundlichem, anregendem Kreise in ihrem Heim; es ist ihr zu jeder Zeit möglich, denn ihre Gäste beanspruchen keine Bewirtung und sehen es als besondere Aufmerksamkeit der Wirtin an, wenn Obst, die selten fehlende Limonade oder andre Getränke vorgesetzt werden.

Es ist die Pflicht der ansässigen Damen eines Ortes, die Fremden zuerst aufzusuchen und sie willkommen zu heißen. Ebenso besuchen die Älteren das jung verheiratete Paar, um ihm Glück in seinem Heim zu wünschen. Diese Besuche führen zu keinen weiteren Verpflichtungen, erhöhen aber das nachbarliche Gemeinsamkeitsgefühl.

Die politischen Bestrebungen der Amerikanerin richtig zu beurteilen, ist nicht leicht. Die Stimmung in verschiedenen Landesteilen verkörpert oft entgegengesetzte Ansichten, die sich für und gegen Frauenbetätigung an der Nationalpolitik ereifern. Die Hauptgegner der Frauenpolitik sind die Frauen selbst, und die einzige organisierte Agitation dagegen geht von einer Frauenliga aus. Kein Kenner des Landes kann daran zweifeln, daß, wenn die Frauen in ihrem Wunsche einig und entschlossen wären, sie auch bald das volle Wahlrecht erhalten würden. Aber gerade viele von den gebildetsten Frauen wollen kein allgemeines, sondern ein bedingtes Wahlrecht, das nur von einer gewissen Bildungsstufe an ausgeübt werden soll. Die Bildung soll der der Common School entsprechen. Wenn für die Frauen solche Bestimmungen getroffen würden, müßten sie auch für die Männer eingeführt werden, aber solche Einschränkungen widersprechen dem Freiheitsgefühl der Nation, und daran scheitern alle diese Versuche. Amerika mit seiner ungebildeten Einwanderung, mit seiner großen Negerbevölkerung steht vor eigenartigen Problemen in bezug auf seine Wählerlisten. Ihre Verdoppelung könnte vorläufig nur mit großer Gefahr vorgenommen werden. Die Amerikanerin ist zu politisch geschult, um das zu verkennen. Wenn sie im allgemeinen selbst nicht überzeugt wäre, daß ihr jede mögliche Gerechtigkeit zuteil würde, wenn sie das Gefühl hätte, daß die gesetzgebenden Körperschaften der Nation ihre Rechte oder ihre Würde verkannten, würde sich bald eine lebhafte Kampfstimmung geltend machen. Ihr Rat wird aber in jeder öffentlichen Frage

Digitized by Google

gesucht, ihr Urteil respektiert, und heute muß man sagen, daß der Wunsch der Amerikanerin im ganzen mehr auf eine organische innere Entwicklung aller Teile der Gesellschaft als auf einen plötzlichen Umsturz oder auf schnelle Veränderung bestehender Verhältnisse hinzielt. Es gibt außerdem eine große Anzahl Frauen, die aus praktischer Erfahrung wissen, daß jedes Recht auch eine entsprechende Pflicht mit sich bringt, und die glauben, die Amerikanerin habe mit ihrer Arbeit für den Staat, die Stadt, das Unterrichtswesen, für die Kirche, die Wohltätigkeit und die Familie vollauf zu tun. Sie möchten deshalb ihrer Kraft nicht noch mehr zumuten.

Andre weisen darauf hin, daß durch die Ausübung ernster Pflichten und Verantwortungen die Frau bis jetzt sich nur veredelt und gekräftigt hat, und sie glauben, daß sie kein Recht besitzt, sich den wichtigen politischen Entscheidungen ihres Volkes praktisch zu entziehen. Wohin diese Meinung führt, kann man noch nicht mit Bestimmtheit sagen. Die Amerikanerin wird ja notwendigerweise zum politischen Interesse erzogen. Schon in der Schule macht sie mit den Kindern zusammen einen Kursus in den Grundlagen der Nationalökonomie durch, und auf den Colleges und Universitäten ist gerade dieses Fach ein Lieblingsstudium der Frauen. In späteren Jahren folgt sie mit heißem Interesse der Entwicklung jedes nationalen Problems. Heute schon besitzt sie in vier Staaten, Idaho, Wyoming, Kolorado und Utah, volles Wahlrecht. In Kansas besteht das allgemeine städtische Wahlrecht; in vielen Staaten gehört dieses Wahlrecht allen steuerzahlenden Frauen. Im konservativen Staate Massachusetts wurden vor ein paar Jahren die 575000 steuerpflichtigen stimmberechtigten Frauen vom Staate gebeten, ihre Stimme für oder gegen die Einführung des allgemeinen Wahlrechts einzureichen — nur 25000 haben bejahend gestimmt, eine überwältigende Mehrzahl war also dagegen.

Obgleich die Frauen im allgemeinen das Wahlrecht noch nicht fordern, so entschlossen sind sie doch in der Frage der Erziehung ihrer Kinder, in der nationalen Schulverwaltung eine entscheidende Stimme zu erlangen, wie aus der Tatsache zu ersehen, daß sie in siebenundzwanzig Staaten und allen Territorien, also fast im ganzen Lande, eine mit den Männern gleichwertige Stimme erlangt haben.

Über das Temperament der Amerikanerin sind zwei Ansichten verbreitet, das Urteil des Aus- und des Inländers. Das Ausland hält sie für kühl und überlegen, das Inland für ernst, doch leicht erregbar und begeistert. Kein Volk, das während sieben bis acht Monaten des Jahres von einer heißen Sonne beschienen wird, ist bis jetzt mit Recht kalt genannt worden, ebensowenig Nordamerika. Doch haben die Frauen in der Schule von Kindheit an gelernt, sich selbst zu beherrschen und jeden unerwünschten Ausdruck ihrer Gefühle der Welt gegenüber zu unterdrücken. Nicht ein Übermaß, sondern ein Gleichmaß der Gefühle wird ihnen gepriesen. Keine Frau der Welt besitzt so große soziale Freiheit, aber keine Frau mißbraucht sie auch so wenig. Die Amerikanerin hat kein Verständnis — es fehlen dem Lande sogar die bezeichnenden Ausdrücke — für „freie Liebe", „freie Ehe". Sie fühlt sich mit den Organisierungen und Bestrebungen ihres Vaterlandes einig und kann sich unmöglich als losgelöst von den Gesetzen denken; sie will zum Wohl der Gesamtheit beitragen und weiß keine bessere, sicherere, höhere Weise, dies zu erreichen, als in der Fortführung und Förderung des vom Staat und von der Kirche sanktionierten Familienlebens, verbunden mit ihrem freudeerweckenden Anteil am öffentlichen Leben des Volkes. Das einzige Gefühl, das bei ihr zum leidenschaftlichen Ausdruck kommt, ist vielleicht ihr Patriotismus. Die Mutter erzählt ihrem Kinde, die Schule wiederholt es ihm, daß es das größte Glück der Erde ist, in Amerika geboren zu werden, und der Erwachsene ändert selten diese in der Kindheit gewonnene Gewißheit. Auf diesem Patriotismus, verbunden mit den ökonomischen Möglichkeiten des Landes, ruht der unbegrenzte Optimismus der Nation, ein Optimismus, der zugleich ihre Kraft und ihre Schwäche ist. Nur wenn ein Amerikaner von einem tatsächlichen Übel im privaten oder im öffentlichen Leben überfallen wird, glaubt er an dessen wirkliche Existenz. Deshalb die Leichtgläubigkeit, die der Korruption freie Hand läßt, die Sorglosigkeit für das eigne wie für das fremde Leben, solange alles gut geht; deshalb aber auch die Unternehmungslust, die zu jeder neuen Bestrebung bereit ist, die strotzende Kraft, die den Kampf des Lebens genießt.

Das Ideal der Amerikanerin läßt sich dem Prinzip nach in zwei Bestandteile zerlegen: in die Entwicklung des Persönlichkeitswertes und das Gemeinsamkeitsgefühl mit dem Manne. Der Wirklichkeit nach bildet dieses Ideal eine Einheit. In der weiteren Entwicklung dieser Einheit des Persönlichkeitswertes und des Gemeinsamkeitsgefühls glaubt der Amerikaner, ebenso wie die Amerikanerin, einer leuchtenden Zukunft entgegenzugehen. Selbstvervollkommnung des Individuums, des Weibes wie des Mannes, ist das Ziel, worauf das Auge der werdenden Kultur gerichtet ist. Hand in Hand wollen sie zusammen in dem Staate, in der Kirche und in der Familie vorwärtsgehen, in nichts getrennt, aber in vielem ewig verschieden.

Digitized by Google

Im Maleratelier. Nach dem Gemälde von P. Longhi.

Der Cicisbeo

Skizze aus dem venezianischen Gesellschaftsleben des achtzehnten Jahrhunderts

Von Prof. Baron M. von Locella †

Das Zeitalter des Rokokos hat in der italienischen Gesellschaft eine Erscheinung auftauchen sehen, die man sich nur in dem stutzerhaften Kostüm des achtzehnten Jahrhunderts vorstellen kann, und die verschwand, als die Revolution mit den Puderbüchsen und Riechfläschchen des ancien Régime aufräumte: die des Cicisbeo oder Cavaliere servente.

Was soll man von diesem Wesen halten, das man hauptsächlich in seinen negativen Eigenschaften durch die Satire eines Parini, die Sermoni eines Gozzi und die Komödien Carlo Goldonis kennen lernt? Um so viel beißenden Witz, moralische Entrüstung und heitern Spott hervorzurufen, mußte der Cicisbeo wirklich den Dichtern und Propheten unter seinen Zeitgenossen ein Ärgernis gewesen sein. Liest man andre Schilderungen, so erscheint er bald als Galan, bald als Seelenfreund des schönen Geschlechts, hier wird er als Zieraffe bezeichnet, dort als ein Verworfener gebrandmarkt, der eine nennt ihn eine gesellschaftliche Amphibie, der andre geht so weit, zu behaupten, die Natur habe in dieser Spezies sich bemüht, einen Übergang vom Mann zum Weibe zu schaffen — ein „drittes Geschlecht" würde man es vielleicht heutzutage heißen. Das Zeitalter der heuchlerischen Phrase, in welches das Dasein des Cicisbeo fällt, wirft scheinbar ein trügerisches Licht auf diese menschliche Spielart.

In Wirklichkeit kann der Cicisbeo als der Dritte im Bund einer Konvenienzehe gelten. Der Gatte setzt ihn zum Hüter der Ehre seiner Frau ein, diese schließt meist ein Kompromiß mit ihm, und er selbst begnügt sich in vielen Fällen mit der Stellung eines Strohmanns, der mehr Pflichten als Rechte hat. Ein armer Lückenbüßer war er und doch vielleicht der beste Kenner der

Digitized by Google

weiblichen Psyche, den es damals gab. War er doch der treuste Gefährte seiner Herrin, der ihr Geplauder hörte, ihre Geheimnisse teilte, sie in den unbewachten Augenblicken beobachten konnte. Leider hat kein beglaubigter Cicisbeo den Ehrgeiz besessen, uns Dokumente seiner Erfahrungen zu hinterlassen; um so mehr ist er selbst zu einer literarischen Zielscheibe geworden, als der Vertreter der Unnatur und Gezierttheit einer nur auf den äußern Schein bedachten Gesellschaft. Nur Paul Heyse hat, soweit wir sehen, in einer seiner anmutigen Verserzählungen in Terzinen eine — nach novellistischer Art natürlich auf einen einzelnen Fall bezogene — Ehrenrettung des Cicisbeo gewagt. Wir weisen darauf um so lieber hin, als die kleine Novelle zuerst in diesen Monatsheften an die Öffentlichkeit getreten ist (Januarheft 1877).

Wo immer die Frau in der Öffentlichkeit sich zeigte, sah man den Cicisbeo an ihrer Seite, ebenso hatte er die Aufgabe, ihr die Langeweile am häuslichen Herd zu vertreiben, wo nach damaligem Gebrauch die Gatten sich selten Gesellschaft leisteten. So lebte er in steter Gemeinschaft mit der Frau vom Morgen bis zum Abend. Erst dann trat er die Rolle seinem bevorzugteren Partner, dem Ehemann, ab, den man mithin den Mond am ehelichen Firmament nennen könnte, während der Cicisbeo als Tagesgestirn glänzte.

Im Karneval. Nach dem Gemälde von P. Longhi.

Doch die Bescheidenheit des Cicisbeo selbst würde sich gegen solchen Vergleich sträuben — war er doch der unterwürfigste Verehrer und Diener der Frau und diese vielmehr die Sonne, welche sich seine Ergebenheit als schuldigen Tribut gefallen ließ.

Keine vornehme Dame in Genua oder Venedig verzichtete auf diesen Satelliten, der, eine Art Kammerherr im täglichen Leben, zugleich viele Funktionen einer Kammerzofe erfüllte. Die Sitte nahm an solcher Intimität keinen Anstoß, vielmehr gehörte es zum guten Ton, daß ein Ehemann in fremden Salons mehr zu Hause war als im eignen und die Pflichten der Galanterie gegen seine Gattin ostentativ einem Dritten überließ. Es war dies ein Tiefstellen der Ehe, das damit zusammenhing, daß dieser Vereinigung selten Herzensneigung, sondern meist nur Interessengemeinschaft zugrunde lag.

Der Name Cicisbeo wird von „Flüstern" abgeleitet — war sein Platz doch immer dicht am Ohr der Gebieterin. Auch Bracciere hieß er im Anfang, da er seine Dame am Arm führen mußte. Während fast sämtliche Gesetze für Anstand und Mode von Paris ausgingen, ist der Cicisbeo von Spanien eingewandert. Dieses Land, das die vornehmsten Typen der Ritterlichkeit geschaffen, in dem der Frauendienst am längsten mit Romantik umgeben war, sah das chevaleresle Urbild des Cicisbeo entstehen. Erst und nach und nach artete er zu einer Karikatur aus, ähnlich wie sich das edle Pathos eines Eid allmählich zu den grotesken Allüren eines Don Quijote verzerrte. Der historische Cicisbeo, der über Genua den Eingang nach Italien fand, in Mailand und Florenz vereinzelt auftauchte, bürgerte sich völlig nur in Venedig ein. Seine Zwitterstellung gab ihn bald der Lächerlichkeit preis, und doch setzte er in seiner idealen Auffassung Tugenden voraus, die an den selbstlos immateriellen Minnedienst der Troubadours anknüpften, der den Kultus der Frau um des Kultus willen pflegte. Eine eigentümliche Entwicklung, wenn man bedenkt, daß zwischen jenen Sängern und dem ins Weibliche hinüberspielenden Cicisbeo die Renaissance liegt mit ihrer starken Betonung der Persönlichkeit, den freien Formen ihres Gesellschaftslebens. Das darauffolgende Jahrhundert kann mit einigem Recht als eine Parodie der früheren Epoche angesehen wer-

Digitized by Google

Hans Hartig: Jahrmarkt vor dem Tore.

Digitized by Google

Digitized by Google

Bei der Wahrsagerin. Nach dem Gemälde von P. Longhi.

den. Von der üppigen Blüte dieser war in der schwülen Atmosphäre der Salons des achtzehnten Jahrhunderts nur ein fader Duft zurückgeblieben, wie von verwelkten Blumen. Hierhinein paßte die durch und durch dekadente Gestalt des Cicisbeo.

Die Liebesleidenschaft, die in heldenhafteren Zeiten etwas Dämonisches, Schicksalsvolles gehabt, äußerte sich jetzt in einem tändelnden Spiel, bei dem nicht nur die Augen und Fächer, sondern sogar die Schönheitspflästerchen eine Sprache redeten. Das auf der Nase galt als Herausforderung, das auf der Wange oder Oberlippe verhieß einen Kuß, der dunkle Punkt am Mundwinkel bat um Verzeihung für begangenes Unrecht. Liebeswerben und Eifersucht, die bei früheren Generationen blutige Dramen heraufbeschworen, zeigten sich bei den Urenkeln in einem süßlich-koketten Geplänkel, das, fern von natürlichem Gebaren, sich hauptsächlich von den zahlreichen Vorschriften der guten Erziehung leiten ließ. Die Ehemänner fanden offenbar, daß es sich nicht mehr verlohne, für so leichte Triumphe das Leben aufs Spiel zu setzen. Man verzieh ebenso lächelnd, wie

Digitized by Google

man lächelnd sündigte. Ein Zeitgenosse, der Abbate Chiari, schreibt darüber: „Wer viel in der Welt verkehrt und häufig Damen den Hof macht, dem werden die Galanterien zur zweiten Natur, ohne daß man etwas dabei empfände. Und selbst, wenn sich eine Leidenschaft, eine Liebe zu regen beginnt, so ist es nur ein oberflächliches Gefühl, welches der leiseste Windhauch spurlos zerstieben läßt. Wo fände man heutzutage jene mächtige und denkwürdige Leidenschaft, die früher eine Frau, deren Angesicht man nur einmal flüchtig hinter ihrem Schleier oder vom hohen Altan herab gesehen, einzuflößen vermochte? Je mehr man liebt, desto besser lernt man lieben, und man kann in der Tat sagen, die heutige Liebe ist keine Leidenschaft, sondern eine Gewohnheit."

Ein Geschichtschreiber, der über diesen großen Umschwung berichtet, steht nicht an, den Cicisbeo als den Herold des häuslichen Friedens zu feiern, da die Ehemänner auf ihn so wenig eifersüchtig zu sein pflegten wie ein Pascha auf den Wächter seines Harems. Bei den damaligen Ehescheidungen tritt in der Tat die Eifersucht ganz selten als Grund auf. In der venezianischen Gesellschaft scheint es fast der Cicisbeo zu sein, welcher der Frau die Tür zu dem Salon öffnet, in dem sie fortan unbeschränkte Triumphe feiert. Wie an den Fürstenhöfen der Einfluß der Gekrönten oft zurücktrat gegen den der Favoritinnen, die zuweilen sogar die politischen Karten mischten, so wuchs auch im Privatleben die Huldigung der weiblichen Grazie und Klugheit, selbst da, wo ihr Zepter ein launenhaftes war. Der erste Sklave dieses Zepters war der Cicisbeo selbst.

Bei der Verheiratung eines gutsituierten Paares gehörte er sozusagen zur Ausstattung. Die Familien einigten sich über eine passende Persönlichkeit, meist im Alter und Rang des Ehemannes. Zuweilen war es eine Versorgung für einen armen Verwandten, der eine gute Gestalt besaß und nichts gelernt hatte wie tadellose Manieren. Öfters wählte man auch einen wohlhabenden Junggesellen, der bereit war, die Vorteile einer Intimité sans conséquences durch gelegentlichen finanziellen Beistand im Haushalt auszugleichen. Eine Sinekure war freilich das Dasein eines Cicisbeo, der seine Pflichten kannte, nicht. Man liest darüber in einer in Köln 1765 erschienenen Satire „L'Espion Chinois ou l'Envoyé secret de la Cour de Peking pour examiner l'État présent de l'Europe." Hier erklärt der Gatte dem staunenden Chinesen die Tagesordnung eines Cicisbeo wörtlich, wie folgt:

1. Der Cicisbeo soll sich alle Morgen Punkt neun Uhr bei seiner Dame einfinden, um ihr in ihrem Bett die Schokolade oder den Kaffee zu servieren.

2. Wenn er das Zimmer betritt, soll er zuerst die Fenster öffnen, damit es hell genug ist, um die Dame zu bedienen.

3. Wenn sie dann von ihm eine Stecknadel verlangt, um den Ausschnitt ihres Nachtgewandes zu schließen, so muß er sie im ganzen Zimmer suchen, und obwohl eine Menge Stecknadeln auf dem Toilettentisch liegen, darf er nicht eine einzige finden.

4. Nur im Fall, daß ihre Tochter zugegen, hat sich der Cicisbeo zurückzuziehen, während die Dame aufsteht, sonst hat er ihr beim Ankleiden zu helfen.

5. Während der Toilette hat er wie ein Diener hinter ihr zu stehen, um ihr alles zu reichen, was sie braucht. Nacheinander wird er ihr die Puderschachtel, die Schminkdosen, das Büchschen mit Schönheitspflästerchen, die Lippenpomade präsentieren, ohne eins der Schönheitsmittel zu vergessen.

6. Nach beendigter Toilette wird er ihr die Hand reichen, um sie zu ihrer Portechaise zu führen, und sie zur Messe begleiten, wobei er jedoch neben der Portechaise her gehen muß. Er hat sich zu eilen, um die Chaisenträger zu überholen, damit er vor diesen an der Kirchentür bereitsteht, seiner Herrin das Weihwasser mit den Fingerspitzen darzubieten.

7. Am Abend begleitet er seine Dame ins Theater und sitzt dort neben ihr.

8. Im Winter muß er für das Kohlenbecken sorgen und es eigenhändig unter die Kleider seiner Herrin schieben.

Man sieht, der Cicisbeo war eine Vertrauensstellung und in alle Toilettengeheimnisse seiner Herrin eingeweiht wie die kundigste Zofe.

Als der Chinese seine Überraschung äußert über solche Freiheit der Sitten, wird er weiter von dem Ehemann belehrt: „Monsieur le Chinois, bei uns sind die Männer zu beschäftigt, und unsre Frauen sind es zuwenig, um eine Gesellschaft entbehren zu können. Sie brauchen einen Liebhaber, einen Hund oder einen Affen. Ich frage Sie, wen be-

Digitized by Google

Beim Frühstück. Nach dem Gemälde von P. Longhi.

neiden Sie am meisten? Der Cicisbeo meiner Frau ist vor kurzem gestorben. Ich biete Ihnen seinen Platz an. Meine Frau ist jung und lebhaft. Ich bürge dafür, daß es Ihnen nicht an Unterhaltung fehlen wird. Kommen Sie heute nachmittag zu mir, damit ich Sie ihr vorstellen kann."

Da das Sammeln von chinesischem Porzellan damals höchste Mode war, hätte wohl nichts mehr der Eitelkeit einer Mondaine schmeicheln können, als einen lebenden Chinesen zu besitzen. Allein es scheint, daß der angebliche Sohn des Reiches der Mitte einige Scheu empfand, sich der spiegelglatten Oberfläche des venezianischen Lebens anzuvertrauen, da er im übrigen eine unheimliche Unsicherheit dort verspüre. „Ein Fremder," schreibt er, „der in dieser Republik weilt,

Digitized by Google

Häusliche Szene. Nach dem Gemälde von P. Longhi.

muß seine Zunge in Fucina* lassen und stumm in Venedig ankommen. Die Regierung hier breitet über alles Schweigen und Geheimnis. Die Schwätzer werden in Venedig lebendig begraben und ihre Gruft mit Blei zugedeckt. Wer einmal zuviel gesprochen hat, wird mit ewigem Stillschweigen bestraft. Es gibt hier Leute, die, weil sie ein unbedachtes Wort gesprochen, seit dreißig Jahren stumm sind."

Dieser düstern Schilderung entspricht keineswegs das glänzende Treiben der Stadt, wo die Maskenfreiheit des Karnevals sechs Monate dauerte. Unter den Verkleidungen

* Vorort zwischen Padua und Venedig.

Digitized by Google

Abendbeſuch. Nach dem Gemälde von P. Longhi.

wie hinter den Vergnügungen verbarg ſich leicht die tyranniſche Staatsgewalt, der raſche Verfall der Republik. Panem et circenses — wie einſt die römiſchen Kaiſer, ſo förderten auch die letzten Dogen ihre Popularität durch weitgehende Duldung aller Luſtbarkeiten, die den Leichtſinn der obern und niedern Klaſſen unterſtützen. Man lebte von dem Erbe einer glorreichen Vergangenheit und dachte nur daran, wie man das Heute mit Scherzen ausfüllte. Die Sitten waren locker, dennoch herrſchte keine rohe Sinnlichkeit. Die alte Kultur erhielt den Geſchmack für verfeinerten Lebensgenuß auf der Höhe. Man übertünchte den Alltag durch ſtete Feſtfreude und lebte halb im

Traum, halb im Rausch einer erhöhten Stimmung hin, die man durch harmlos leichtfertige Mittel erreichte: Maskeraden, Serenaden, Spiel, Tänze, eine Flut von Liebes- und Gelegenheitspoesie. Wie immer in Zeiten des Verfalls, sprudelte der Witz, dem der Venezianer eine besonders feine Ironie beizumischen wußte. Man promenierte mittags auf dem Liston, dem Platz vor der jetzt eingestürzten Loggetta des Sansovino, im Mondschein auf der Mole, wenn man die Gondel nicht vorzog. Die Damen, steif wie Tulpen, waren von ihren Verehrern und Günstlingen wie von einer Schar von Schmetterlingen umflattert. Sehnte man sich nach Arkadien, so luden die blumigen Wiesen, die duftenden Bosketts der Inseln zu Schäferspielen ein, und stille Pavillons versprachen Verschwiegenheit. Der Cicisbeo war in den meisten Fällen unentbehrlich. Zuweilen als Tugendwächter, öfter als Gelegenheitsmacher, am häufigsten als der Selbstbeglückte.

Seit der römischen Kaiserzeit hatte die Frau sich nicht mit so vielen Toilettenkünsten beschäftigt wie jetzt. Mindestens sieben Stunden täglich verbrachte die Modedame vor dem Spiegel in Gesellschaft des dienstfertigen Cicisbeo. War die Toilette beendet, so stand die Dame da wie ein Monument der Kleiderkunst. Auf steilen Absätzen balancierte sie den mächtigen Umfang des Reifrocks, über dem das festgeschnürte Mieder den Oberkörper eng zusammenpreßte, während die hohe, mit Zierat überladene Frisur, durch ein Messinggestell gestützt, wie ein Gebäude von der Stirn aufwärts strebte. Die also Gemarterte war kaum einer freien Bewegung mächtig, in ihrer Unbeholfenheit bedurfte sie eines Kavaliers, der ihre Befehle ausführte. Da bot sich ihr die ringgeschmückte Hand des Cicisbeo, der nicht von ihrer Seite weichen durfte. So unbiegsam die Haltung der Dame war, so trippelnd und tänzelnd war die des Modehern. Weite Rockschöße über langer seidengestickter Weste, aus der ein Spitzenjabot quoll, Eskarpins und Schnallenschuhe wurden vervollständigt durch den dreieckigen Hut mit Edelsteinagraffe, den Stock mit Goldknopf, die niederhängenden, bei jedem Schritt klappernden Lorgnons und Perlocken. Auf der Straße trugen die Frauen den kleidsamen Zendaletto, einen dichten Spitzenschleier, der über die Schultern fiel. Im Winter wurde ein weiter schwarzseidener Mantel, Tabarro geheißen, übergeworfen, der Vorfahre unsers Dominos. Einen solchen Mantel trugen auch die Männer, ebenso wie die Halbmasken, die überall eine Art Inkognito sicherten.

Der lang anhaltende Karneval mit seinen übermütigen Freiheiten, die besondere Lage Venedigs trugen ohne Zweifel dazu bei, daß eine Dame dort mehr als anderswo einen Beschützer brauchte, so daß der Cicisbeo es zu einer gesellschaftlich anerkannten Stellung bringen konnte, deren Zweideutigkeit man übersah. Wurden die sexuellen Beziehungen doch überhaupt mit einer an Zynismus grenzenden Frivolität behandelt. Als man einmal den Vater einer zahlreichen Familie frug, ob er der Legitimität seiner Nachkommenschaft gewiß wäre, gab er die gelassene Antwort: Es genügt, daß es die Kinder meiner Frau sind.

Ein geistreicher Franzose, der Président des Brosses, entwirft ein Porträt des Cicisbeo:* „Diese widerwärtigen Kreaturen bedeuten für die Frau zehnmal mehr als der Gatte. Sie bleiben ihrer Dame oft zwanzig Jahre und mehr treu. Sie erträgt es leichter, Witwe zu werden, als diesen Begleiter zu verlieren. Es ist der Triumph der Beständigkeit oder vielleicht der Gewohnheit. Täglich sieht man in den Salons ihr zärtliches Gekose, eng wie ein Taubenpaar aneinandergeschmiegt und leise flüsternd, selbst am Spieltisch sind sie unzertrennlich."

In Frankreich war die Sitte des Cavaliere servente auch nicht unbekannt. Er führt hier den merkwürdigen Namen „l'Alcoviste".** Auch ihm lag die Sorge für die Toilette seiner Dame ob, und er mußte sie in ihren gesellschaftlichen Pflichten unterstützen. Doch gelangte er nie zu der gleichen Bedeutung wie in Italien.

Das gelockerte Familienleben, die Eitelkeit und Hohlheit der höheren Stände dienten den spottlustigen Satirikern wie den lehrhaften Moralisten unaufhörlich zur Zielscheibe. G. Gozzi schreibt ein Stück „Il Cicisbeo scornato" (Der hintergangene Cicisbeo), und Alfieri spricht von ihm in seiner Komödie „Il Divorzio". Foscolo in seinen Anmerkungen zu L. Sternes „Sentimentaler Reise" nennt ihn: „Ein Geschöpf,

* Lettres familières d'Italie, II 183.

** Muntz, Histoire de l'Art, III 66.

Digitized by Google

Edelfrau mit Cicisbeo. Nach einem Holzſchnitt von G. Filiparto.

das nicht Freund, nicht Liebhaber, nicht Gatte, ſich nur durch ſeine Mängel auszeichnet." Das Volk hatte nur Geringſchätzung und Hohn für die unmännliche Geſtalt des Cicisbeo. Der größte Dichter Venedigs aus jenen Tagen, Carlo Goldoni, wird zum Vermittler gefunden, volkstümlichen Geiſtes, wenn er dieſen Ritter von der Puderquaſte in ſeinen Komödien eine fragwürdige Rolle ſpielen läßt. Offen wagt er ihn nicht anzugreifen,* indem er ihn bei Namen nennt, denn er fürchtet die Rache dieſes großen und einflußreichen Teiles ſeines Theaterpublikums. So verbreitet und mächtig war die Zahl der Cicisbeos in Venedig! Milde bezeichnet er ſie als Märtyrer der Galanterie, die Sklaven des ſchönen Geſchlechts. Charakteriſtiſch für ſeine dominierende Stellung im Hauſe iſt die Bemerkung, die Goldoni in den Mund eines Dieners legt:* „In den Häuſern, wo ich gedient habe, war nie von Eiferſucht die Rede. Mein Herr ging früh aus, ohne einen Blick auf die Gnädige zu werfen, und wenn er

* Memorie, ev. Zonzogno, S. 156.

* La Dame Tandente.

Digitized by Google

auf der Treppe den Cavaliere traf, hörte ich ihn sagen: Eilen Sie sich, meine Frau wird sonst ungeduldig." Einen glänzenden Lustspielstoff findet Goldoni, wenn er ein Ehepaar, das sich wirklich liebt, aufs Land flüchten läßt, um der störenden Gegenwart des Cicisbeo zu entgehen.

Als mit dem Ende des achtzehnten Jahrhunderts die alte venezianische Togenherrlichkeit zusammenbrach, begrub sie mit ihrem Staub viele Mißbräuche, auch der Cicisbeo verschwand in die historische Rumpelkammer. Er wäre wohl ganz vergessen, hätte nicht außer der Literatur auch die Kunst sein Andenken gerettet.

Wer durch die Säle der Accademia und des Museo Correr wandert, bleibt wohl vor den zierlichen Genrebildern Pietro Longhis stehen und ermißt staunend den Abstand zwischen ihm und den alten venezianischen Malern, welche die Männer und Frauen ihrer Zeit auf den großen Altargemälden darzustellen liebten. Aus dieser großzügigen Kunst, deren Reichtum und Farbenglut die Machtfülle Venedigs spiegelten, ist die gefällig nichtssagende Darstellung der Kleinwelt einer dekadenten Gesellschaft geworden. Ihr hohler Prunk, ihre geistlose Nichtigkeit haben in Longhi einen mit dem nüchternen Wirklichkeitssinn der holländischen Genremaler begabten Beobachter gefunden. Und doch ziehen sie uns an, diese gepuderten Frauenköpfchen mit den bald schelmischen, bald melancholischen Augen, die wir aus den Pastellen einer Rosalba Carriera kennen. Pietro Longhi versetzt sie mitten hinein in ihr tändelndes Dasein. Auf dem Korso, bei der Toilette, bei der Wahrsagerin, im Künstleratelier — überall erscheint die Dame im Mittelpunkt des Bildes, das sie meist mit dem Riesenumfang ihres Reifrocks beherrscht, dennoch bleibt Raum für den unentbehrlichen, den unzertrennlichen Cicisbeo.

Am Spinett

„... und Sie wissen,
Ma chère tante verbot mir, Sie zu küssen."
„Chloë, ach, dies Händchen zum Entzücken!
O, erlauben Sie mir, es zu drücken!"
„Schmeichler!"
„Engel!"
„Ging nicht dort die Türe?
Sie verderben mir die Coiffüre!"
„Morgen also! Aber bitte, ohne ...!"
„Ganz gewiß! Um vier im Pavillone!" —
Pst! — da ist sie wirklich, die scharmante,
Höchst gestrenge, höchst sensible Tante,
Die das Lieben aus Prinzip verboten.
Chloë beugt sich tiefer auf die Noten.
„Welch fatale Stille, ma nièce?"
„Sie befehlen, Tante, welche pièce?
Mozart?"
Sittig regen sich die schlanken Finger.
Pierre tut streng und rügt die weißen Dinger.
Doch die Tante, die im Sturme nahte,
Schläft bereits im Arme der Sonate ...
„Chloë ..."
„Pierre ..."
„Mein Himmelsbild!"
„Sie Schlimmer!"
Kuß auf Kuß. Die Tante schläft noch immer.

Margarete Bruch

Digitized by Google

Das Münchner Künstlertheater auf der Ausstellung „München 1908". Von Prof. Max Littmann.
(Mit Genehmigung von F. Bruckmann A.-G. in München.)

Das Münchner Künstlertheater

Von Dr. Friedrich Düsel

München 1908! Niemand, der den auf der Theresienwiese geschaffenen Park mit seinen malerischen Baumgruppen, seinen blinkenden Teichen, saftig grünen Wiesenflächen, schimmernden Bildwerken und rhythmisch wohlgefügten Hallen durchwandert, wird diese Ausstellung für „revolutionär" halten. Revolutionär war die Darmstädter Ausstellung von 1900 auf der Mathildenhöhe, revolutionär in gemäßigterem Sinne war auch noch die Kunstgewerbeausstellung, die uns Dresden vor zwei Jahren am Rande seines Großen Gartens aufgebaut hatte — die Ausstellung, die sich „München 1908" nennt, deutet zutreffend schon durch ihren Titel an, daß sie ihren Ruhm nicht in einer Umwälzung der Kunstbegriffe und Kunstformen sucht, sondern daß sie nach einer Zeit fortgesetzter, einander ablösender Revisionen des Geschmacks einen Standpunkt der Ruhe und des Rückblicks, der Sammlung und der Besonnenheit gefunden hat. Für das Kunstgewerbe insbesondere beweist diese Ausstellung, daß die Periode, wo sich prunkender Luxus und gespreizte Theaterdekoration als Wohnungskultur aufspielen konnten, ein für allemal dahin ist, daß aber auch all die Kinderkrankheiten des willkürlichen artistischen Experimentierens, die dem unbefangenen Publikum jene Reformbewegung so unsympathisch machten, glücklich überstanden sind.

Will man den Sinn dieses ganzen weitschichtigen Kunstgewerbes von „München 1908" auf eine kurze Formel bringen, so wählt man am besten wohl das Motto: Rückkehr zur bürgerlichen Wahrheit und Anständigkeit! Die künstlerische Gewissenhaftigkeit im Material, das Verschmähen jeglicher Lüge in Erscheinung und Form der Dinge, mit einem Wort die kunsthandwerkliche Solidität — das ist das entscheidende Gepräge dieser Ausstellung. Keine andre von gleicher Ausdehnung hat je zuvor, angefangen vom Hauptrestaurant, diesem wahrhaft festlichen Bau Emanuel von Seidls mit den heitern, gleichsam verjüngten Freskomalereien Herterichs, Julius Diez' und Fritz Erlers, bis herab zur Rodelbahn und zur Schießbude, so charaktervoll den modernen Sachstil ruhiger Schönheit und Zweckmäßigkeit durchgeführt. Auch der Eislöffel und der Aschenbecher, das Tablett des Kellners und die Tracht der Aufwärter ist Werk von Künstlers Gnaden ... Ich höre lachen und an Darmstadts Narreteien von 1900 erinnern. Ach nein, mit jenem ungebärdigen Sichaustoben einer frisch gefundenen und deshalb leidenschaftlich ausgespielten Überzeugung hat dies alles nichts mehr zu schaffen. Hier regiert die Sachlichkeit, und

Digitized by Google

die Ehrlichkeit führt das Siegel. Wo wäre da noch Zeit und Lust zum Revolutionieren! Man will sichten, zusammenfassen, beruhigen, und das bedeutet immer ein Aufbauen, kein Niederreißen und Zerstören.

Erst wenn man diesen bürgerlich soliden Geist der Münchner Ausstellung nach Gebühr gewürdigt hat, darf man hinzusetzen, daß sie in ihrem Bauche doch auch Hopliten birgt, die kriegerischer geharnischt sind als ihr friedlicher Führer, das Kunstgewerbe. Kriegsmannen, die mit Eroberermiene einen kühnen Vorstoß in das Land der Zukunft wagen, und auf deren Stirn die Gewißheit der Jugend geschrieben steht: Vor uns das Chaos, erst mit und nach uns der Kosmos! Ich darf hier, so reizvoll das wäre, diesen Zug einer heimlichen Nebenregierung nicht genauer verfolgen, muß mich vielmehr auf die eine, die wichtigste dieser Einzelveranstaltungen beschränken: auf das Münchner Künstlertheater von 1908, dessen edles Haus den linken Eingang des Ausstellungsparkes flankiert.

Wer nur einigermaßen aufmerksam die mannigfachen Bewegungen verfolgt hat, die das Bühnen- und Regiewesen des letzten Jahrzehnts erschüttert haben, der wird ein wenig überrascht sein, gerade in München einen so imposanten, weithin winkenden Tempel der modernen Bühnenkunst errichtet zu sehen. Gewiß, wir erinnern uns, daß hier schon vor bald zwanzig Jahren Savits und Perfall für die sogenannte Shakespearebühne kämpften, daß München als des genialen Lautenschlägers Wirkungsfeld die Geburtsstätte der Drehbühne war, daß das Prinzregententheater, von Baireuths Lorbeeren gekitzelt, manche nicht ungeschickte Neuerung einführte, ja wir vergessen nicht einmal, daß es die Stadt des Papa Geiß und Papa Schmit war, die in ihrem Marionetten- und ganz kürzlich erst in ihrem Schwabinger Schattentheater einer vereinfachenden Stilisierung des Theaterwesens vorarbeitete. Aber was wollen alle diese Anläufe, zerstreut und zersplittert, wie sie sind, im Grunde bedeuten gegen die von innen her sich auswirkende Bühnen- und Regiereform, die sich in den letzten vier, fünf Jahren in Berlin an den Namen Max Reinhardts knüpft? Die Münchner Tradition ist älter, jawohl — aber die Berliner Energie schafft manchmal an einem Tage, wozu der beschaulichere Süden zehn Jahre braucht. Das soll beileibe keine Geringschätzung der „langsamen Kraft“ bedeuten. Im Gegenteil, wir wollen uns dieses landschaftlichen und stammeseigentümlichen Gegensatzes in unserm einigen deutschen Vaterlande freuen und für die Zukunft mehr solcher — Eifersuchtsfrüchte von ihm erwarten. Denn daß diese Ausstellung, zumal das Künstlertheater, eine Art Fehdehandschuh ist, den das von alters her kunstgeweihte Isarathen seiner parvenühaften Nebenbuhlerin an der Spree hinwirft, das wird doch kein Vorurteilsloser so leicht verkennen. Es ist der Stachel des Ehrgeizes, der überall hinter dieser Ausstellung sichtbar wird. Des Ehrgeizes, der Stadt München die ihr neuerdings oft bestrittene Rolle einer führenden deutschen Kunst- und Kulturstätte zu behaupten oder — wenn der „Niedergang“ wirklich im Anzuge war — sie ihr zurückzugewinnen. Und das Künstlertheater insbesondere richtet seine aggressive Spitze ganz offenbar und augenscheinlich gegen die Vorherrschaft, die sich Berlin, geführt von den Reinhardtschen Bühnen, in letzter Zeit „angemaßt“ hat. Man hätte diesen dramatischen Widerstreit getrost deutlicher aussprechen dürfen, als es in den zahlreichen und nicht gerade wortkargen Programmschriften geschieht — die Situation wäre dadurch klarer und das Ziel bestimmter geworden.

Doch ehe wir auf die letzten dramaturgischen Absichten des Münchner Künstlertheaters eingehen, zunächst ein paar Worte über den von Professor Max Littmann ausgeführten Bau. Wesentlich mitbestimmend für dessen Ausgestaltung war — ein allemal guter architektonischer Grundsatz — der zur Verfügung stehende Platz. Ein hoher Bühnenaufbau mußte schon mit Rücksicht auf die Gesamtwirkung der Ausstellungsbauten (die wie das Künstlertheater meistens stehenbleiben werden) unterbleiben; auch hatte ja das Ganze sich der Bavaria mit der Ruhmeshalle als einer Dominante des gesamten Gebietes unterzuordnen. Littmann verzichtete deshalb von vornherein auf jedwede Oberbühne und brachte auf diese Weise Zuschauer- und Bühnenraum unter ein Dach. Das Zuschauerhaus baut sich als ein zwischen parallelen Seitenwänden stark ansteigendes Amphitheater auf, das jedem Besucher, auch dem der vordersten Sitzreihe, einen vollen Überblick über die Szene gewährt, und das rückwärts durch einen Kranz von Logen geschlossen ist. So bietet der Zuschauerraum auf 22 stark ansteigenden Reihen und in 5 nebeneinander liegenden Logen im ganzen 642 Sitzplätze. Aus Gründen der Sparsamkeit, aber auch der Akustik und der Materialechtheit empfahl sich die Holzkonstruktion. So sind denn die Seitenwände des Amphitheaters bis zur Fußbodenhöhe der Logen mit einem grau gebeizten, durch Intarsien belebten Eichenholz verkleidet, das in senkrechten, den Plafond tragenden Stützen seine Fortsetzung findet, während die obern Wandfelder und der kassettierte Plafond der Decke in einem gelbbraunen warmgetönten Fichtenholz ausgeführt sind. Als farbige, den Raum vornehm heiter belebende Elemente treten der auf blaugrüner Gloriaseide gestickte, gelbrosa borbürte Portalvorhang, der graugrüne Stoffüberzug der Klappsessel und die mit mattbunten Perlen geschmückten Lüster hinzu. Diese Farbenharmonie würde noch wohltuender wirken, wenn die Licht-

Digitized by Google

Amphitheater des Münchner Künstlertheaters mit Blick auf den Bühnenvorhang. (Mit Genehmigung von F. Bruckmann A.-G. in München.)

verteilung glücklicher und für die zehn Beleuchtungskörper eine bessere Form gefunden wäre.

Den bildnerischen und kunstgewerblichen Schmuck der außerhalb des Amphitheaters gelegenen Räume, des Kassenflurs, der Stiegenhäuser und des Foyers im ersten Obergeschoß übergehen wir, da dies bei allem Geschmack doch nur Zutaten sind, die den innern architektonischen Stil nicht berühren. Wohl aber lohnt es sich, der Bühne selbst noch einen Blick zu schenken. Da erscheint mir denn als das wichtigste, daß schon der Bau des Zuschauerraums den Blick der Besucher mit zwingender Gewalt auf den energisch umrahmten Bühnenraum lenkt, und daß die Ausmaße dieser Bühne ihn auch festzuhalten vermögen. Zwar ist sie verhältnismäßig klein, diese Bühne: bei einer Prosceniumsöffnung von 10 Metern und einer Breite von 18,75 Metern hat sie nur eine Tiefe von 8,70 Metern, so daß die Entwicklung größerer szenischer Bilder von vornherein ausgeschlossen wird. Aber diese Bühne dient und soll eben lediglich als Rahmen für das Drama dienen; sie hat nicht mehr die Aufgabe einer „naturgetreuen" Darstellung der Örtlichkeit, sie will diese vielmehr nur durch vereinfachte stilisierte Dekorationen andeuten. Sie gliedert sich — wir folgen hier, um möglichst genau zu sein, den Erläuterungen ihres Erbauers Prof. Littmann* — infolgedessen in drei Felder: eine Vorderbühne (Proszenium), eine Mittelbühne und eine Hinterbühne. Die unmittelbar an das Proszenium sich anschließende Mittelbühne, die für gewöhnlich den Spielraum bildet, wird seitlich und nach oben eingefaßt durch ein architektonisches Portal, das die Aufgabe hat, an Stelle von Kulissen und Soffitten den Einblick nach der Seite und nach oben zu begrenzen. Die architektonische Ausgestaltung dieses Portals, dessen seitliche Bauten in München „Türme" heißen, ist eine durchaus neutrale, da es eine doppelte Aufgabe zu erfüllen hat. Es wirkt mit seinen „Türmen" und den darin angebrachten Fenstern zum Bühnenbild, wenn die Szene sich auf der Mittelbühne abspielt, und gibt dann auch die Möglichkeit, durch einen in verschiedenen Höhen einzustellenden Plafond das Bühnenbild in verschiedene Formate zu bringen. Diese ganze Portalarchitektur kann aber auch als inneres Proszenium eine Fortsetzung des eigentlichen Prosceniums bilden, wenn unter Benutzung des hinter den „Türmen" angedeuteten zweiten Man-

* Das Münchner Künstlertheater. Von Prof. Max Littmann. München, L. Werner, Architekturbuchhdlg.

Digitized by Google

teils die Szene sich auf der Hinterbühne abspielen soll, wie bei der Darstellung von Fernbildern (Faust: Prolog im Himmel), bei Aufzügen oder auch dann, wenn, wie bei Shakesperschen Stücken, ein häufiger und schneller Ortlichkeitswechsel erforderlich, so daß es nötig ist, bald auf dem vordern, bald auf dem hintern Bühnenfeld zu spielen. Prospekte für die Vorder- und Mittelbühne einerseits, die Hinterbühne anderseits, sowie nach Art von Schiebetüren konstruierte „Mauern", die vom Magazin aus über die ganze Bühne gefahren werden, sorgen für Mannigfaltigkeit in der Größe und der Teilung der Bühnenbilder. Die Bühnenbeleuchtung wird nur durch reine Soffittenbeleuchtung erzielt; die verwirrende Wirkung des Rampenlichts ist gänzlich verbannt. Vor der Bühne ist ein versenktes und verdecktes Orchester angebracht, das völlig überdeckt wird, wenn Dramen ohne begleitende Musik aufgeführt werden.

Schon aus dieser technischen Beschreibung der Bühne erhellt, worauf es dem Münchner Künstlertheater ankommt: an Stelle der naturalistischen Illusionsbühne eine nur andeutende stilisierte Bildbühne zu setzen. Dieser Gedanke ist selbstverständlich nicht von gestern oder heute. Schon die Alten haben Ähnliches, eine nur stilistische Darstellung der Ortlichkeit, auf der sich die Szene abspielte, gehabt, und seit dem vorigen Jahrhundert haben seine und geschmackvolle Geister, wie Anselm Feuerbach, Schinkel und Semper, auch wohl schon Goethe, auf den „Dekorationsunfug" der Bühnen gescholten und dafür eine symbolische Andeutung des Ortes ohne Kulissen und Soffitten und ohne große Tiefe empfohlen. In neuerer Zeit haben diese Vorreformatoren nicht zu verachtende Nachfolge erhalten in einer Anzahl von vorwiegend süddeutschen Dramaturgen und namentlich Münchner Künstlern, an deren Spitze der Bildhauer Adolf Hildebrand steht.

Dieser Künstler und Denker ist es denn auch, der dem Münchner Künstlertheater sozusagen den höheren Weihespruch gesprochen hat, wenn auch dem aufmerksameren Leser seiner Programmworte keineswegs entgeht, daß er die Lücken der Theorie kennt, und daß er sich wohl hütet, sich mit den verantwortlichen Herren der Unternehmung schlechtweg zu identifizieren. Ausdrücklich betont er gleich zu Anfang, daß „der rein dramatische Gesichtspunkt, von dem aus der Dichter den Zuhörer in Mitleidenschaft versetzt, ein ganz selbständiger ist, der mit dem Gesichtspunkt der bildenden Kunst nichts zu tun hat". Die dramatische Kraft, wo sie wirklich auftritt, verscheucht alle andern Interessen. Darin liegt eben ihre Gewalt. Shakespere und Kleist, Schiller und Hebbel, sie sind auch ohne Bühne und ohne bildende Kunst Dramatiker, die ihr Publikum mit eisernen Klammern packen. Freilich, diesem Wichtigsten, der dramatischen Wirkung des Dichterwortes, wird ein Zuviel der Bühnendekoration gefährlicher als ein Zuwenig. Eine Ortlichkeit, ein Milieu hat nur soweit ein Recht, bei einem Bühnenvorgang mit zu agieren, „als sie beim wirklich dramatischen Erleben noch in Betracht kommt, d. h. als erklärender, individueller Rahmen". Damit fällt nun aber nicht nur die ganze große Bühnenprotzerei mit ihrem Vielzuviel, sondern auch die Liebhaberei des bildenden Künstlers, das Auge zu beschäftigen und ein für sich fesselndes Bild, ein Schaustück zu geben. Hildebrand hat Weitblick genug, um zu sehen, und Freiheit genug, um anzuerkennen, daß es Theaterstücke — undramatische Theaterstücke meinetwegen — gibt, denen damit nicht geholfen ist, die auf eine gewisse Augenlust nicht verzichten können. Aber, meint er, auch hier gibt es immer noch ein Wichtiges zu tun, das unter allen Umständen zur Aufgabe der Bühnenverbesserung gehört. Das ist die Vereinfachung der Mittel, um eine schlagende Wirkung zu erreichen. Die Erfahrung des bildenden Künstlers vermöge hier unendlich viel zu tun. „Mit ein paar Bäumen, die richtig gestellt sind, den Eindruck eines ganzen Waldes hervorzurufen, mit einer Straßenecke das Bild einer ganzen Stadt in der Phantasie anzuregen, das sind Aufgaben, die höchst interessant und wichtig für die Bühne sind." Denn es gehe dem Publikum wie dem Kinde. Gibt man ihm eine Puppe, die zu wirklich, zu ausführlich ist, so hat die Phantasie nichts mehr zu ergänzen, die Puppe mit ihrer allzu großen Realität verdirbt dem Kinde seine imaginäre Welt, und das Kind kann nichts damit anfangen. Genau so mit der Bühne, die nicht darauf abzielt, die Phantasie in Bewegung zu setzen, sondern die in ganz entgegengesetzter Absicht darauf ausgeht, dem Auge eine wirkliche Natur weiszumachen.

Solche Gedanken wird jeder freudig unterschreiben, der sich liebevoll in das körperhafte Werden und Sichgestalten eines Bühnenwerkes vertieft hat, und der deshalb gerade auch vor dem Theatervorhang seine Ansprüche auf künstlerische Genüsse den bloßen Unterhaltungsbedürfnissen gegenüber zu wahren gesonnen ist. Leider verwischen andre, die jenem Wortführer zu sekundieren glauben, schon wieder manches von den feinen Linien der Hildebrandschen Zeichnung. So Professor Toni Stadler, der Münchner Maler, wenn er schlecht und recht erklärt: „Die Bühnenbilder müssen bildmäßig werden; sie mögen noch so lebendig werden, sie müssen Bilder bleiben und als solche empfunden werden. Es wäre zu versuchen," meint er weiter, „ob nicht manche oft verwendbare Dekoration typisch gestaltet werden könnte, ob es nicht gelänge, eine vereinfachte Darstellung des Waldinnern, einer offnen weiten Gegend, eines Gar-

Digitized by Google

Umgang im Parterre des Münchner Künstlertheaters mit Zugangstreppe zu den erhöhten Ringen.
(Mit Genehmigung von F. Bruckmann A.-G. in München.)

tens, einer Felslandschaft, des Meeresstrandes, der Straße einer alten Stadt zu schaffen. Ganz im allgemeinen also." Da haben wir auf einmal die ganze Gefahr und die Beschränkungen der Münchner Bühnenreform vor Augen. Statt zu individualisieren, verallgemeinert sie; statt so scharf, so bestimmt, so energisch wie möglich zu charakterisieren, löst sie auf, verwischt und vernebelt. Das bedeutet nicht mehr und nicht weniger als ein Verleugnen des germanischsten Prinzips, das die Kunst kennt, es führt aus der Heimat unsers immer aufs Besondere, Eigengeartete gerichteten Wesens zurück in die Schablone oder, wem das vornehmer klingt, in die Gefilde der Antike.

Antike Ideale sind es denn auch, die den Programmatikern des Münchner Künstlertheaters vorschweben, allen andern voran das antike Ideal der Einfalt und Ruhe, das ein Ideal der Plastik und des Epos, nun und nimmer aber des Dramas ist. Nun gar nicht dessen, was wir heute darunter verstehen, und was wir im Laufe der Jahrhunderte mit so viel leidenschaftlichem Leben, mit so viel brausender und schäumender Bewegung angefüllt haben. Die Leute vom Künstlertheater vergessen, daß bei den Alten Drama und Bühne zusammen, gleichzeitig, mit- und durcheinander wurden. Jetzt hieße es eine lange Reihe von Dramen einfach ausstreichen, die mit Rücksicht auf die in die Tiefe gehende „Guckkastenbühne" geschaffen sind und deren Bau voraussetzen. Gebt uns das neue „große" Drama dazu, dem ein Stück von unser aller Sehnsucht gehört, dann, ja dann werden wir eure Bühne als Zukunftsbühne preisen — bis dahin gilt sie uns wie so manche andre Theaterunternehmung der Zeit, die Natur- und Freilichtbühne, die Volksfestspiele usw., nur als anregende und beachtenswerte Spezialität.

Hier und da dämmert die Erkenntnis von der beschränkten Wirkungsmöglichkeit dieser Bühne in den Programmschriften des Künstlertheaters selbst auf. Das Wort Freskomalerei, das nicht zu vermeiden, weckt als Echo den Schwesterausdruck Freskodramatik, und die Erinnerung an Eduard Devrients Ausführungen über das Oberammergauer Passionsspiel ruft uns ins Gedächtnis, daß dieser Kenner das Theater der Griechen und der Ammergauer nur für einen großen lapidaren Geschichtsstoff tauglich hielt, der sich, wie später noch die Lutherspiele von Herrig, in einer Folge von epischen Bildern reliefartig abspielt.

Reliefartig! Das ist das Zauberwort, das immer und überall widerhallt, wo von den Wirkungsmöglichkeiten des Künstlertheaters die Rede ist. Von Goethe an, dem einmal einige

Digitized by Google

Szenen im Aristophanes „wie antike Basreliefs“ erschienen, wird dieses Wort überall aufgepickt und hervorgehoben, wo es einmal in den Theorien und Träumen unserer Dramaturgen auftritt. Reliefartig — das ist das Höchste, das Außerordentlichste, was ein Bühnenbild und ein dramatischer Vorgang an Wirkung leisten kann.

Die Frage freilich, wie viele von den Werken unsers dramatischen Spielplans denn nun diesem Reliefstil dienstbar zu machen seien, läßt sich auch in den Programmschriften nicht ganz umgehen. Da steht denn der unbekümmerte Satz: „Die Große Pariser Oper und die modernen realistischen Dramen überlassen wir füglich sich selbst.“ Doch auf diesem Satz pflanzt sich alsbald die Hoffnung auf, unsre jungen Dramatiker werden es einem Shakespere und unsern deutschen Klassikern schon nachtun und „wieder menschliche Charaktere und Leidenschaften a fresco malen“. Nun, das hoffen und wünschen ja auch wir von Herzen — oft genug ist dieser Sehnsucht und Forderung hier Ausdruck gegeben worden. Aber den Mut bringen wir einstweilen nicht auf, auf diesen langfristigen Wechsel hin mit der ganzen nachklassischen und modern realistischen Dramatik, von Hebbel über Ibsen bis auf Gerhart Hauptmann, kurzerhand aufzuräumen. Da wollen wir denn doch versuchen, ob nicht durch vorsichtigere Umformungen unsrer ererbten Bühne und mit künstlerisch beratener Weiterbildung unsrer Regie ein Schauplatz geschaffen werden kann, der den ungeborenen Werken Raum zur Entfaltung gönnt, aber auch die mit und vor uns geborenen nicht in den Orkus stößt.

Wie gefährlich das Münchner Beispiel für unklare Schwärmer werden kann, beweist eine Äußerung Dr. Ernst Wachlers, des Leiters des Harzer Bergtheaters: er plädiert, offenbar durch die Münchner ermutigt, schlankweg für „Dekorationslosigkeit“ unsrer Dramatik. Wozu den Schauplatz durch einen gemalten Prospekt andeuten? fragt er. Das heißt immer noch, einem irregeleiteten Geschmack Zugeständnisse machen. Was hat die Malerei mit dem Drama zu schaffen? Schlechterdings gar nichts. Kann sie die Dichtung begleiten oder illustrieren? Nein. An wen wendet sich das Drama allein? An die Phantasie des Zuschauers und Zuhörers. Es bedarf der Malerei, der bildenden Kunst, der Musik, der Maschinerie, der Beleuchtungseffekte, kurz der gesamten Ausstattung gar nicht; sie stört vielmehr überall nur. Es bedarf nur einiger guter Schauspieler und eines Gerüstes; weiter nichts! „Der Bühnenleiter, der den Mut hat, den gesamten Ausstattungskram über Bord zu werfen und sich auf ein paar Gardinen und die nötigsten Requisiten zu beschränken, der wird der Erlöser des deutschen Dramas und der Begründer seiner Zukunft sein.“ Da hätten wir ja denn glücklich wieder das Ideal des Bretter- und Tonnenschauplatzes, trotz dessen, nicht wegen dessen Shakespere ein so großer Dramatiker geworden ist, und das uns hier wahr und wahrhaftig als nachahmenswertes Beispiel angepriesen wird! „Die ich rief, die Geister, werd' ich nun nicht los!“ ... Wird den Münchner Herren vom Künstlertheater nicht bange bei solcher Schüler- und Parteigängerschaft?

* * *

Der Spielplan des Künstlertheaters umfaßt einstweilen acht Stücke: Goethes ersten „Faust“, Shakesperes „Was ihr wollt“, „Die deutschen Kleinstädter“ von Kotzebue, den „Peter Squenz“ von Gryphius, „Das Wundertheater“ von Cervantes, „Die Maienkönigin“ von Gluck, „Das Tanzlegendchen“, ein Tanzspiel mit Musik von Hermann Bischoff, und endlich das „Wolkenkuckucksheim“, eine Neudichtung der „Vögel“ des Aristophanes. Ein modernes Schauspiel fehlt in dieser Liste; immerhin bietet der Plan genug Möglichkeiten, um zu zeigen, ob man auf dem Rhodus, das man sich da geschaffen, auch „springen“ kann und worin allenfalls die szenischen und dramatischen Fortschritte des Künstlertheaters bestehen.

Ich sah zunächst „Was ihr wollt“ in der Bearbeitung von Georg Fuchs, dessen Beteiligung an dem Künstlertheater damit keineswegs erschöpft ist, der vielmehr als Verfasser der gedankenreichen Schriften „Die Schaubühne der Zukunft“ und „Deutsche Form“ (darin „Deutsche Form der Schaubühne“) neben Paul Marsop, Joeza Savits u. a. als der geistige Vater des Experiments angesehen werden muß. Nach allem, was ich an Ort und Stelle über diese Aufführung von Kennern des ganzen Spielplans hörte, sollte es die am besten gelungene von allen sein. Und in der Tat: in dramaturgischer, szenischer und schauspielerischer Hinsicht machte das Ganze einen geschlossenen und reifen Eindruck. Ich betone das ausdrücklich, obgleich die Münchner Auffassung dieser „Twelfthnight“-Komödie des großen Briten von der, die Reinhardts Aufführung im Deutschen Theater zu Berlin hervorkehrte, gründlich abweicht. Dort, bei Reinhardt, eine konsequent durchgeführte Herausarbeitung und Betonung der derben, ausgelassenen Faschingslust, die zu Shakesperes Zeit mit dem heiligen Dreikönigsabend verbunden war; hier, im Münchner Künstlertheater, die offensichtliche Bevorzugung des Seemärchens, „das gleich einem südländischlichten Traum durch die nordländisch-derbe Fastnacht hindurchtänzelt, ein Wunder der ozeanumspülten Küsten, wo die Menschen aus aller Welt kommen und gehen, und wo im Chaos des Hafengewimmels alles möglich wird, auch das Unmögliche“. Die alte, immer wieder erzählte See-

Digitized by Google

Foyer des Münchner Künstlertheaters im ersten Obergeschoß. (Mit Genehmigung von F. Bruckmann A.-G. in München.)

fahrermär von den verwechselten Zwillingen, von Schiffbrüchen, von grausamem Sichverlieren in der Öde des Ozeans und vom seligen Sichwiederfinden, vom Verkennen und Wiedererkennen und was all zu dieser Küstenromantik gehört, das funkelt — so erläutert der Bearbeiter seine Auffassung — hier durch die dicke Kneipenluft nordischer Faschingsnächte. „Es ist wie ein kleines köstliches, buntes Meerwunder, das eine hurtige Welle an den kalten, nebligen Strand spült und dann, kaum daß der träumende Blick die blinkenden Perlen im schillernden Muschelgrund erspäht, kichernd und platschend wieder einschlingt." Deshalb wird das Auge des Zuschauers in jeder Szene hinaus auf die See geführt, und selbst aus den Innenräumen fällt der Blick stets hinaus auf den Meereshorizont.

Man könnte sich diese Auffassung wohl gefallen lassen — ein naturseliges Ewigkeitswerk wie dieses hat wie des Vaters Himmel viele Wohnungen —, wenn man nicht in der Formulierung deutlich schon das Hinstreben zu dem „Reliefartigen" spürte. Welchen besseren, wirkungsvolleren Hintergrund könnten sich reliefartig vorüberziehende Bühnenbilder wünschen als den des hoch und weithin blauenden Meereshorizontes? Und darauf läuft denn in Wirklichkeit auch alles hinaus, das ist das A und O der von Julius Diez im übrigen höchst geschmackvoll besorgten dekorativen Ausstattung. Gewiß gibt es entzückende, das Auge förmlich streichelnde und schmeichelnde Bilder, wenn plötzlich ein weißes Segel auftaucht, Matrosen in malerisch-phantastischer Seemannstracht die Ufertreppe emporsteigen und ihre Silhouette sich auf dem duftverklärten Blau des ineinanderfließenden Himmels und Meeres abheben, wenn die Musikanten auf der Meeresterrasse vor Orsino ihre süßen Weisen blasen, oder wenn Malvolio in seinem närrischbunten Pfauenkostüm einherstelzt — aber noch öfter stoßen schönes Bild und Wahrscheinlichkeit hart aufeinander, oder die Stimmung verzettelt sich in lauter einzelne Bilder und Bildchen, das Drama wird zerrissen und zersprengt, daß man es kaum wiedererkennt, die Bühne zum Wechselpanorama. Das schlimmste dieser „Verbildlichung" tritt doch wohl in der Gartenszene zutage, wo Malvolio den falschen Liebesbrief findet und in seiner eitlen Schwärmerei von Sir Tobby, Bleichenwang und der Kammerjungfer Mary belauscht wird. An sich wieder ein entzückendes Bild: auf der um ein paar Stufen erhöhten Mittelbühne drei in einer Linie nebeneinander errichtete, symmetrisch angeordnete Laubenbogen, unter der weiter als die beiden andern geschwungenen mittleren eine weiße Bank und darauf der verliebte buntgescheckte Narr.

Digitized by Google

Wo aber bleiben die Lauscher? Sie seitwärts im Vorder- oder Hintergrunde etwa in einem Gesträuch zu verstecken, das leidet das Reliefprinzip nicht; auch ist wohl die Bühne dafür nicht tief genug. Also müssen sie unmittelbar hinter der Lehne der kahlen Bank stehen, sich förmlich platt an sie herandrücken, bald auf-, bald niedertauchend, immer aber ihre ergötzlichen Bemerkungen dem offenbar plötzlich mit Taubheit geschlagenen Malvolio ins Ohr flüsternd! Sind solche Beobachtungen und Einwände wirklich nur pedantisch? Oder legen sie nicht — das Beispiel steht hier für viele — den Finger in eine Wunde, die manchem Drama geradezu an Herz und Nieren gehen muß? Denn auf eine allgemeine Formel gebracht, bedeutet doch der gekennzeichnete Mißstand nichts andres als: es ist keine Gruppenbildung, kein Zu- und Gegeneinander möglich auf dieser Bühne. Wieviel dabei der innerste Lebensbegriff eines Dramas einbüßt, mag sich jeder selbst sagen. Das Münchner Künstlertheater stellt in dieser Beziehung den Gegenpol des Moskauer Ensembles dar, das vor drei Jahren bei uns war, und das sich nebenbei bemerkt auch „Künstlerisches Theater" nennt. Hier gab es ein unaufhörliches, immer wieder neu und überraschend variiertes Ineinandergreifen und Widereinanderstreiten der freundlichen oder feindlichen Gruppen, in München dagegen ziehen die Personen wie ein Fries in epischer Ruhe am Prospekt vorüber. „Reliefartig" ... Was dabei aus der nächtlichen Kneip- und Rüpelszene wird, die Sir Tobby, Junker Bleichenwang und der Narr in ihrem heimlichen Versteck veranstalten, wenn auch sie diesem Prinzip zuliebe auf eine ins Meer hinausschauende Terrasse verlegt wird, will ich gar nicht erst auseinandersetzen.

Ich rechne es dem Künstlertheater hoch an, daß es den Mut gehabt hat, gleich an die Spitze seiner ersten Spielzeit die Aufführung des „Faust", wenn auch nur des ersten Teils, zu setzen. Eine gelungene „Faust"-Aufführung bedeutet für eine junge Bühne immer noch so etwas wie ein Meisterdiplom. Ähnliches hat man denn auch in München empfunden, ja man sagte sich, daß eine neue deutsche Bühnenform erst dann im Prinzip gerechtfertigt erscheine, wenn sie diese „schwerste Belastungsprobe" bestanden habe. So ist denn „Faust, erster Teil" das Kronstück des Münchner Spielplans geworden, zugleich aber auch der letzte Prüfstein. Dieses Gefühl war bald so allgemein geworden, daß es, wenigstens um Fronleichnam herum, schon Tage vorher große Mühe kostete, zu dem „Faust"-Abend eine Karte zu erhalten. Hatte man sie glücklich, so lautete sie vielleicht auf morgen über drei Tage, wo man schon wieder in Stuttgart sein wollte. Aber es lohnte sich, nochmal umzukehren — so reich sind die Anregungen, so reich sind auch die Genüsse, die man von diesem Abend empfängt.

Freilich, außerordentliche dramaturgische oder schauspielerische Leistungen soll man auch hier nicht erwarten. Die Bearbeitung (mit der Walpurgisnacht, doch ohne das Vorspiel auf dem Theater) ist eine mehr zu den vielen, die wir schon haben, nicht sonderlich gut, nicht sonderlich schlecht; die Musik von Max Schillings geht allen eigenwilligen opernmäßigen Effekten bescheiden aus dem Wege, stört aber dennoch manchmal; die Darsteller (Lützenkirchen als Faust, Lina Lossen als Gretchen, Albert Heine als Mephisto, Marie Conrad-Ramlo als Frau Marthe) geben zum Teil manches Neue und Geistreiche, werden aber doch, wie es beim „Faust" zu sein pflegt, wenigstens in den größeren Rollen, nur einem Teil ihrer Aufgabe gerecht und finden in Haltung, in Ton und in Geste nur selten den rechten Zusammenklang mit dem Ausstattungsstil Fritz Erlers.

Dieser Widerspruch wirkt um so empfindlicher, als diese Erlersche Ausstattung als stärkste Persönlichkeitsoffenbarung der ganzen Inszenierung so sehr hervortritt, daß man sich schon damals in München gewöhnt hatte, in den „Faust von Erler", nicht in den „Faust von Goethe" zu gehen. Nun, das ist übertrieben, wie jedes pointierte Witzwort. Ich bin sogar überzeugt, daß Erler sich ehrliche Mühe gegeben hat, seine Entwürfe so getreu wie möglich aus dem Geiste der Goethischen Dichtung heraus zu schaffen. Aber gerade ihn hat der Ehrgeiz gestochen, Szenenbilder zu erlangen, die nicht nur für den „Faust" verwendbar seien; er suchte an der Hand dieses Werks eine Methode der Bühnenbehandlung auszuarbeiten, „die bei jedem andern Stück angewendet werden könnte und dabei auch der künstlerischen Individualität des verfassenden Malers wie des Regisseurs Spielraum gestattet". Ein unglücklicher Gedanke, der das Ganze auf ein falsches Allerweltspathos hinauftreibt, und der es u. a. verschuldet, daß die Darsteller nicht Freiheit genug haben, mit dem Ausdruck der Leidenschaft, der Betrachtung, der Innigkeit je nach der innern Stimmung des Auftritts zu wechseln. Doch bietet der „Faust", verschieden von vielen andern geschlosseneren Dramen, der Münchner Bühnenreform einen wesentlichen Vorteil: diese Dichtung, eine Schale voll goldener Früchte, die zu verschiedenen Zeiten und unter verschiedenem Himmel gereift sind, verträgt es, „in Stücken" gegeben zu werden — der Zusammenhang ist oft nur lose, manche Szene ein Gedicht für sich —, und so wird denn auch die in München geläufige Auflösung in Einzelbilder hier ungleich erträglicher als z. B. in „Was ihr wollt".

Und es gibt da herrliche, in ihrer Kraft und Eindringlichkeit, Harmonie und gesättigten Koloristik unvergeßbare Bilder! Gleich der Prolog im Himmel zeigt Phantasie und Ausdruckskunst des Malers auf ihrer Höhe und zugleich

Digitized by Google

Landschaftsstudie aus der Mark. Pastell.

Digitized by Google

Digitized by Google

einmal das Reliefprinzip in seiner glücklichsten Anwendung. Da ragen auf der erhöhten Hinterbühne die Riesengestalten der drei Erzengel in das strahlende Weiß des Himmels: kraftvolle, doch jünglinghafte keusche Männer mit ehernen Locken und mächtigen ehernen Fittichen, Brüste und Fäuste erzgepanzert, quer vor sich jeder ein blitzendes wuchtiges Schwert. So lassen sie ihre Cherubimhymnen erschallen, und wer solch Bild einmal in sich eingesogen hat, der begreift nicht, wie es möglich war, dies himmlische Vorspiel je so ballettmäßig zu verfüßen, wie wir es gewöhnt waren, und wie wir es noch vor kurzem wieder bei der Gesamtaufführung in Weimar über uns ergehen lassen mußten. Mit der grandiosen Bildwirkung dieser Szene läßt sich nur die Domszene noch vergleichen. Da hebt sich von der verdunkelten Hinterbühne ein einziger mächtiger Gewölbepfeiler ab, neben ihm rechts und links, mit dem Rücken gegen die Zuschauer, ein paar Gestalten in langen grauen Mänteln. Ein paar nur, aber wie sie angeordnet sind, reichen sie völlig aus, uns eine dichtgedrängte Menge vorzutäuschen. Hier feiert der Grundsatz des bloßen Andeutens und Phantasieweckens einen schönen Triumph; er soll der Münchner Bühne nicht geschmälert werden durch den von der Gerechtigkeit geforderten Zusatz, daß schon vor Jahr und Tag Reinhardt bei der Aufführung des Hofmannsthalschen „Ödipus“ (in der Darstellung der Volksmenge durch ein paar eng in den Vordergrund gedrängte Personen) durch gleiche Sparsamkeit gleiche Wirkung erzielt hat. Auch der spukhaften Walpurgisnacht kommt diese nur symbolisch andeutende, das meiste in phantastisches Dämmer hüllende Regie zugute, und in dem Osterspaziergang verblüfft die Einfachheit der sich gleichbleibenden Szenerie: am weit gewölbten frühlingshaften Himmelszelt, in das von fern weiß beschneite Berghäupter einschneiden, die erhöhte Hinterbühne, eine Art Fußgängerdamm vorstellend, auf dem das Volk, ein wandernder Fries von Schattenrissen, in malerischer gotisierender Tracht vorüberzieht, auf dem auch Faust und Wagner erscheinen, während auf der Mittelbühne sich jung und alt zum Tanze unter der Linde sammelt und von hier später auch dem Faust Ansprache und Ehrentrunk dargebracht wird. Wenn dann zum Schluß Faust und Wagner allein in verdämmernder Silhouette gegen den Abendhimmel stehen und vom Damm herab nach dem geheimnisvollen Pudel ausspähen, dann halten wir wohl unter den Schauern, die dieses Bild auf uns herniedersenkt, andachtsvoll den Atem an.

Der Ruhmeskranz dieser trefflich gelungenen Bilder könnte noch um ein paar Blätter vermehrt werden, wenn sich nicht gebieterisch die Frage vordrängte: Wie aber steht es mit den Interieurszenen, mit den niederländernden, in sich geschlossenen, in sich selber eingehüllten Innenszenen? Bewährt sich auch hier der Grundsatz der Simplizität als eine die Phantasie erst recht in Tätigkeit setzende Kraft? Leider kann man die Frage nicht bejahen. Fausts Studierzimmer, nur mit den dürftigsten, allernötigsten Requisiten ausgestattet, mit den „Türmen“ als Fenster (links) und als Tür (rechts), mit dem schier modern anmutenden Schreibtisch, auf dessen rückwärts angeklebtem Stehpult einsam das „Buch von Nostradamus eigner Hand“ liegt — das ist erschreckend all in seiner Nüchternheit! Nicht viel besser geht es Auerbachs Keller, der Hexenküche, Marthens Zimmer und ihrem bei aller Enge doch peinlich ansprochsvollen Garten, und leider, leider auch dem holden Dämmerschein in Grethens Stube, sowie dem Grauen der Kerkerszene. Mit dem Zeugnis: wie fein alles im Raume steht! ist doch hier nichts erreicht. In allen diesen Szenen verlangt vielmehr die Dichtung von der Regie eine mitmalende, mitträumende, mitschwärmende, mitjubelnde und mitweinende Tätigkeit. Die aber wird hier von den neutralen Seitenwänden, den unglückseligen „Türmen“, und andern hölzernen Gesellen von vornherein unterbunden und zunichte gemacht.

Ich bin überzeugt, gerade in diesen schwachen Punkten wird Reinhardt bei seiner bevorstehenden „Faust“-Aufführung die Münchner schlagen, wie er denn auch sonst noch manchen Fehler aufspüren und — hoffentlich — verbessern wird. Daneben aber wird er, der gelehrige Schüler der Engländer und Russen, von den Münchnern auch einiges und gewiß nicht unwichtiges lernen können. Zumal in der freilich auch von ihm schon begonnenen Vereinfachung der Szene und Beschränkung des schmückenden Beiwerks. Doch auch sonst wird das Münchner Künstlertheater zweifellos nach allen Seiten hin wertvolle Anregungen für unsre Bühnenreform ausstreuen, sobald nur erst eines wieder gebrochen ist: die den innersten Sinn und eigensten Zweck des Dramas verfälschende Vorherrschaft des bildenden Künstlers. Denn auch der bildende Künstler ist im Reiche des Dramas nichts andres als ein guter Diener, aber ein schlechter Herr.

Digitized by Google

Die Prüfung der Mutter

○ Ein Märchen von Georg Ruseler ○

Da lebte einmal eine hübsche junge Frau, die war fröhlich und guter Dinge, putzte sich gern und plauderte gern. Der ward ein Kind geschenkt, das war eine liebe Dirne, die hatte ein rosiges Gesichtlein und braune Locken dazu, die faßten es ein, wie ein Rahmen ein schönes Bild umfängt, und wenn das kleine Mädchen seine Augen aufschlug und lächelte, dann war die Mutter wie im Himmel.

Da geschah es, daß eine dunkle, dunkle Nacht kam, und die Mutter schlief, und ihr Kindlein schlief auch. In dieser Nacht ging der Tod durch das Land, und er ging so leise, daß kein Mensch ihn hören konnte. Aber in dem Hause, wo Mutter und Kind waren, lag im Stall ein Hund, der spürte ihn mit seinen feinen Ohren, tat auch seinen Mund auf und wollte bellen; aber zuletzt fürchtete er sich und ließ es bleiben.

Nun klinkte der Tod die Haustür auf; die war freilich verschlossen, aber das machte ihm nichts aus; denn vor seiner Hand kann kein Schloß bestehen, und sei es auch noch so fest. Dann ging er über die Diele, und von der Diele durch die Küche in die Stube und von da in die Kammer. Darin standen zwei Betten, ein großes und ein kleines; in dem großen schlief die Mutter und in dem kleinen das Kind. Da streckte der Tod leise seine Arme aus nach dem kleinen Bett, schlug die weiße Decke zurück, die so eben durch das Dunkel schimmerte, und dann nahm er das Kind heraus und hüllte es sorgsam in seinen Mantel. Es seufzte leise, und die Mutter rührte sich, als wollte sie erwachen; da hielt der Tod eine Weile den Atem an, bis sie ruhig weiterschlief, und danach ging er auf den Zehen hinaus, das Kind aber nahm er mit.

Als die junge Frau am nächsten Morgen erwachte, da war ihr Töchterlein nicht mehr da. Sie erschrak bis ins tiefste Herz hinein und suchte in Kammer und Küche, in Stube und Stall, aber es war und blieb verschwunden.

Da faßte sich die Mutter in all ihrem Jammer und ging zu einem klugen Mann, das war der Herr Doktor, und sagte zu ihm: „Ach, ratet mir! In der Nacht ist wer in das Haus gekommen und hat mir mein Kind gestohlen. Ich bitt' euch, helft mir suchen!"

Der Herr Doktor hatte nichts dagegen, ging mit in das Haus der Mutter, roch und schnupperte, und dann sagte er: „Der Fall ist ganz klar, das ist kein andrer gewesen als der Tod."

Als die junge Mutter das hörte, weinte sie und sagte immer nur: „Mein Kind, gebt mir mein Kind!"

„Ja, das ist nicht so leicht," meinte der Doktor, „da kann ich dir wirklich nicht helfen. Das ist einer, der tut mir alles zum Tort, und was er hat, das hält er fest. Vielleicht, wenn du zum Totengräber gehst, daß der dir raten kann. Auf dem Friedhof wohnt der Mensch, ich seh' ihn nicht gern."

Da ging die junge Frau zum Totengräber und sprach: „Der Tod ist gekommen und hat mir mein Kind geraubt. Guter Mann, sage mir, wo mein Kind ist! Gib mir mein Kind zurück!"

Der Totengräber antwortete: „Wo dein Kind ist, das weiß ich wohl; aber wiedergeben darf ich's dir nicht. Ich bin nur der Handlanger des Herrn Todes, und wenn ich so etwas tue, dann ist er gar imstande und läßt mich verhungern."

„Ach!" sagte da die Mutter, und das klang so traurig, daß es dem Totengräber ans Herz ging.

„Weil du mir leid tust," sprach er leise, „will ich dir wenigstens einen guten Rat geben. Reich' mir dein Taschentuch, damit will ich dir die Augen verbinden, und dann geb' ich dir die Blume Rosmarin in die Hand, die führt dich hin zum Palast des Todes. Da geh zum Herrn des Hauses und versuch' selber dein Glück."

Das war die Frau gern zufrieden und gab dem Mann ihr Taschentuch, und damit verband er ihr die Augen, daß sie gar nichts mehr sah, und dann reichte er ihr die Blume Rosmarin. Da ward sie gezogen und getrieben, gehoben und geschoben, sie wußte

Digitized by Google

selber nicht wie. Sie wollte ihre Füße setzen und kam nicht dazu; denn sie schwebte leicht dahin, als hätte ein starker Wind sie auf seine Flügel genommen.

Zuletzt ward sie wieder auf die Erde gesetzt; die Binde fiel ihr von den Augen, und als sie aufsah, da stand sie vor dem Palast des Todes. Der war aus lauter Grabsteinen erbaut, und oben darauf ragte ein hohes Kreuz empor. Er schien gar keine Fenster zu haben, wohl aber war in der Mitte ein großes eisernes Tor. Daran pochte die Frau, hörte aber nicht ihr eignes Pochen, und niemand tat ihr auf. Da nahm sie die Blume Rosmarin, die sie in Händen hielt, und berührte damit das Schloß, und siehe, das Tor tat sich auf ohne jeden Laut, und als sie eingetreten war, schloß es sich sacht und leise. Nun stieg das junge Weib eine breite, breite Treppe empor, deren Stufen waren aus schwarzem Marmor gehauen, und sie hörte nichts im weiten Hause als das Pochen ihres eignen Herzens.

Als sie oben war, sah sie in einer dunkelroten Nische einen seltsamen Stuhl, der war aus weißen Knochen zusammengefügt, und auf dem Stuhl saß ein schöner, ernster Jüngling, der hatte dunkle Augen und schwarze Locken, aber seine Haut war weiß wie Schnee. Er hielt in seinen Händen einen Kranz, der war aus roten, gelben und weißen Rosen geflochten, und aus den vollen Blüten pflückte er ein Blatt nach dem andern und warf es auf den Boden.

Die Frau stand eine Weile zag und scheu, dann trat sie vor und sagte: „Ach, guter Jüngling, wenn du weißt, was Mitleid ist, dann führe mich zu dem Herrn dieses Hauses, führe mich zu dem Tode."

Da antwortete der Jüngling, und seine Stimme war wie ferner Glockenklang: „Ich bin der Tod."

Als die junge Frau das hörte, sank sie in die Knie und hob die Hände empor und rief: „Du hast mir mein Kind genommen! Gib mir mein Kind zurück!"

Der Jüngling erwiderte: „Hier ist die Stätte der Ruhe. Gäb' ich dir dein Kind, so wäre mein Haus keinen Tag sicher vor dem Ansturm des Lebens. Es geht nicht."

Die Mutter aber hörte nicht auf solche Rede, sie hob immer wieder die Hände und jammerte: „Mein Kind, gib mir mein Kind!"

Man glaubt, der Tod habe kein Gefühl, aber hier ward er doch ein wenig weich und sagte: „Nun gut, weil du solch weiten Weg gemacht hast, will ich dir zu Willen sein. Aber ohne weiteres kann ich dir dein Kind nicht geben, ich muß erst wissen, ob du es auch verdienst."

„Herr, prüfe mich!" rief da die Mutter, und ihr Herz schlug ihr noch stärker vor Freude und Hoffnung.

„Ich werde dich prüfen," war die Antwort; „aber das wisse, leicht wird die Prüfung nicht sein. Mit der Blume Rosmarin in deiner Hand berühre die Tür, die ich dir zeigen werde, und dann wirf sie hinter dich. Danach mußt du durch drei weite Säle schreiten, da nimm dein Herz zusammen, daß du in den vierten kommst, da findest du dein Kind."

Als der Tod das gesagt hatte, stand er auf und führte sie nach einer Tür, die war aus Ebenholz geschnitzt; die berührte sie mit der Blume Rosmarin und warf diese dann hinter sich. Da tat die Tür sich auf, und die Mutter trat in einen großen Saal, dessen Wände trugen die Farbe der Syringen, die Decke leuchtete gelblichweiß wie die Blüten am Holderstrauch, und der Fußboden war aus geschliffenem Granit. Im ganzen Raum war weder Mensch noch Tier, weder Stock noch Stein, nur an der linken Wand, da ragte ein Spiegel empor, der reichte vom Fußboden bis zur Decke.

„Ach, welch ein Spiegel!" huschte es der jungen Frau durch den Sinn, „darin seh' ich mich gewiß vom Kopf bis zu den Füßen." Aber sogleich dachte sie wieder an ihr Kind, und es war ihr, als hörte sie in der Ferne ganz leise seine Stimme: „Mutter, liebe Mutter!" Da gab sie dem Spiegel keinen Blick, blieb auch nicht ein Sekündlein stehen, sondern eilte zur nächsten Tür.

Die ward von selber aufgetan, und die junge Frau trat in den zweiten Saal, der war noch größer als der erste. Seine Wände waren mit gelber Seide ausgeschlagen, die Decke schien wie geschliffener Kristall, und der Fuß schritt auf einem weichen Teppich dahin, daß auch nicht ein Laut zu hören war. Und siehe, in diesem Saale kam ihr eine Königstochter entgegen, die trug ein Kleid aus Samt und Seide, das erglänzte unter blitzenden Diamanten. Auf dem Kopfe hatte sie einen Hut, dessen breiter Rand war

Digitized by Google

aufgebogen, und weiße Straußenfedern nickten darüber hin. Aber als die Königstochter ganz nahe kam, da schoß es der jungen Frau durch den Kopf: „Das ist ja gar keine Prinzessin, das ist meiner Nachbarin, der Frau Spenglerin, ihr Maidlein. O Himmel, welch ein prächtig Kleid! Woher mag sie das nur haben, und wie schaut es von hinten aus?“

Aber da dachte sie gleich wieder an ihr Kind; sie hörte seine traute Stimme, die klang schon viel näher und rief: „Mutter, liebe Mutter!“ Und wollt ihr's glauben! sie hemmte nicht ihren Fuß und sah sich nicht um.

Da kam sie zur dritten Tür, die ward wieder von selber aufgetan, und sie trat in einen Saal, der war noch viel größer als der zweite; er dünkte sie so weit zu sein wie der Himmel, und es schien ihr auch, als flammten dort oben der Mond und alle Sterne. Sie sah aber nicht rechts und nicht links, sie sah nicht aufwärts und nicht nieder zu den Füßen, sie dachte nur an ihr Kind, und ihr Herz war voll zitternder Freude, als sie nach langer Wanderung die vierte Tür erreichte, und an dieser Tür standen zwei wunderschöne, milde Frauen, die eine zur rechten und die andre zur linken Seite. Da wollte die junge Mutter auch diese Tür durchschreiten, aber sie tat sich nicht von selber auf, und die Frau, die zur rechten Seite stand, sprach mit sanfter, freundlicher Stimme: „Verweile, nun bist du Siegerin. Meine Genossin wird den Schlüssel holen, und dann wird die Tür dir aufgetan, die zum Ziele führt. Setz' dich derweil, ruh' dich aus und laß uns ein wenig plaudern.“

Damit streckte sie die Hände aus und wollte sie niederziehen auf eine Ruhebank, und weil die junge Frau so müde war, hatte sie nicht übel Lust, zu folgen, hätte auch ihrer Zunge gern etwas gegönnt, aber wiederum kam ihr die Sehnsucht nach ihrem Kinde, und kam so stark, daß sie sich gegen die Tür drängte. Da hörte sie wieder die Stimme ihres Kindes ganz nahe, und es rief: „Mutter, liebe Mutter!“ Da pochte sie einmal und pochte zweimal und zum dritten Male; da ging die Tür auf, und sie kam in den vierten Saal; aber der war klein und traulich, seine Wände waren mit Holz getäfelt, und von der Decke hing ein Leuchter herab, der drei helle Kerzen trug.

In diesem Saale stand der Tod in seinem schwarzen Gewande, und an der Hand führte er das kleine Mädchen, das trug ein blütenweißes Kleid, und er gab es seiner Mutter wieder, und die wußte vor Glück nicht, was sie tun und sagen sollte.

„Nimm dein Kind zurück,“ sprach der ernste Jüngling, „du hast die drei Proben bestanden.“

„Welche Proben?“ fragte da die Mutter und war ganz erstaunt.

Da lächelte der Tod und sagte: „Wenn du es nicht weißt, so brauch' ich dir's auch nicht zu sagen. Ich habe mich verrechnet; ich wußte nicht, wie stark eine Mutter sei. Nimm hier aus meinem Kranz die rote Rosenknospe; ich will sie nicht zerpflücken, sie soll euch zurück ins Leben führen.“

Morgengewitter

Im Zorne schied die Sommernacht;
Noch weht ein letztes mattes Blitzen
Halb um die roten Eichenspitzen,
Drauf heimlich schielend schon der Morgen lacht.

Vom Duft des Laubes dampft der Hag,
Und in des Donners fernes Grollen
Hör' ich die nahen Triller rollen
Des ersten Lerchenliedes an den Tag.

Und rüstig tritt mein Reiseschuh
Den Windfall frischer Zweig' und Blätter;
Dahinten sterben Nacht und Wetter —
Und wanderfroh der Sonne jauchz' ich zu.

Fritz Erdner

Digitized by Google

Von Burschen und Philistern

Mitten in den Hundstagen, wo sonst die See oder die Berge alle Liebe und Sehnsucht des „zivilisierten" Menschen zu beanspruchen pflegen, hat diesmal eine alte graue Universitätsstadt Mitteldeutschlands, noch dazu eine, die in heißen Kalkbergen eingebettet ruht, mit dem Zauber ihres Namens Tausende von deutschen Herzen höher schlagen lassen: Jena, die dreihundertfünfzig Jahre alte Universitas Salana. Welche offiziellen Ehrenkränze ihr dabei gewunden worden sind, wie sich feierliche Festakte mit feierlichen Reden, fröhlicher Gesang mit fröhlichem Becherklang und noch fröhlicherem Reigen ablösten, darüber haben die Tageszeitungen — dankbar für so ergiebigen Stoff in sonst dürrer Zeit — ausführlich berichtet. Doch möchte man das Gedächtnis jener festlichen Tage wohl noch auf andre, dauerhaftere und historisch solidere Art festgehalten wissen, und da wird man denn nach einer Festschrift oder einem Gedenkbuche suchen, das mit der Geschichte der Alma mater auch die Geschichte der Stadt Jena darstellt. Denn Stadt und Universität gehören zusammen. Hier war man im Herzen der wenn auch staatlich getrennten deutschen Nation, in jenem Thüringer Ländchen, das trotz seiner Kleinheit zeitweise den geistigen Mittelpunkt des deutschen Lebens überhaupt bildete. Es ist deshalb mehr als Zufall, wenn der Gedanke nationaler Einheit hier gerade zuerst Fuß faßte, sich von hier aus zunächst verbreitete, und wenn die Jenenser Studentenschaft, voran die Burschenschaft, die andern Universitäten in Schatten stellte, sobald es galt, mit jenem sittlichen Feuer, von dem die Jenenser Philosophie brannte, und mit jenem protestantischen Bekennermut, der hier immer eine geheiligte Schutzstätte hatte, neue nationale und ideale Gedanken zu verfechten. Unabhängigkeit der Wissenschaft, religiöse Freiheit, nationale Einheit — diese drei stolzen akademischen Ideale sind nirgendwo tapferer verteidigt worden als an der Jenaer Hochschule, mag auch ihre wissenschaftliche und literarische Bedeutung zeitweise etwas verdunkelt gewesen sein — nicht immer sind für ein und denselben Ort Glanzzeiten möglich, wie es für sie ihr drittes Jahrhundert, vor allem das letzte Dezennium des achtzehnten Jahrhunderts war, da Goethe ihr Kuratorium führte und Schiller ihr akademischer Lehrer war.

Das sind nur ein paar Stich- und Kostproben aus der Geistesgeschichte Jenas; wem sie Lust zum Studium des ganzen abwechslungsreichen Bildes machen, der greife doch zu der Jubiläumsfestschrift „Das alte Jena und seine Universität", die Prof. Dr. Ernst Borkowsky verfaßt und bei Eugen Diederichs in Jena hat erscheinen lassen. (Mit 207 Nachbildungen alter Kupfer und Holzschnitte; geb. 5 M.) Der Verfasser, durchdrungen von der Überzeugung, daß eine Geschichte des alten Jena zugleich eine Geschichte seiner Universität und in nuce der deutschen Kultur bedeute, sucht ein künstlerisch abgerundetes Gesamtbild von Jenas einstigem kulturellem Leben zu geben. Nach einer Skizzierung des ersten Werdens und Wachsens der Ackerbau- und Weinstadt wird die Schilderung mit der Universitätsgründung durch Johann Friedrich den Großmütigen ausführlicher. Wir hören von so manchem berühmten Humanisten, wie Melanchthon, Flacius, Schnepfius, Justus Lipsius u. a. Zunächst spielt sich das studentische Leben Jenas in ruhigen und bescheidenen Formen ab, aber bald wandeln sich die Sitten, und die studentischen Gebräuche werden im raschen Verfall durch die Kriegszeiten immer roher. Grobianismus und Pennalismus führen die Herrschaft, bis Jena Residenz wird und unter seinen Herzögen sich die neu herausgekommenen verfeinerten Bildungsideale entwickeln. Den Typus des Weltgelehrten der Leibnizischen Epoche vertritt am besten Professor Ehrhard Weigel, der Erbauer des weltberühmten siebenstöckigen Hauses mit seinen zahlreichen Wundern. Der Student entwickelt sich nunmehr zum Galanthomme. Daneben steigt die „Klassische Zeit" empor, und ihr gilt mit Recht das liebevollste Interesse unsers Buches. Fichte — Schelling — Schiller — die Schlegel, Karoline, Friedrich, Wilhelm August — die Romantik — Goethe: braucht es mehr als solcher Schlagwörter, um den reichen und fesselnden Inhalt dieser Kapitel anzudeuten? Doch eine rauhere Zeit hebt an; eine schwere Schlacht auf den Höhen Jenas hat Preußens Schicksal besiegelt. Ein paar Jahre

Digitized by Google

später ziehen die Studenten in den Freiheitskampf, und wieder nach ein paar Jahren gründen sie die Burschenschaft. Aber die Saat geht zu früh auf, sie werden als Demagogen geächtet, bis der eiserne Kanzler Deutschland in den Sattel hebt. Mit dem Besuch Bismarcks in Jena schließt Borkowskys Buch.

Es wurde schon angedeutet: Jenas Geschichte hat auch einzelne Episoden gehabt, die weniger glänzend und ehrenvoll sind als das Gesamtbild. Eine davon schildert Edmund Kelter in der Schrift „Ein Jenaer Student um 1630". (Mit 27 Abbildungen; Jena, Diederichs; geb. M. 3.50.) Eine Hochschule, an der der Bierkomment alle tieferen und feineren Bedürfnisse beiseitegedrängt hat, Hochschullehrer, die erst durch das Versprechen eines — kostbaren Trinkgeschirrs um die Mitte des Semesters zum Kollegelesen bewogen werden können, eine Bürgerschaft, die sich der Laune des tollen Studentenlebens machtlos ergibt — das sind so die akademischen Zustände, die nach Kelters auf sorgfältige Studien gegründeten Schrift im Jena von 1630 herrschten. Vorteilhaft hebt sich davon die Gestalt des jungen Edelmannes Wolff von und zu Todenwarth ab, eines sechzehnjährigen Studenten der Rechte, der den erfahrenen Mentor aus der rheinischen Heimat freilich kaum brauchte, so ehrsam und solide ist er schon vom Mutterleibe an. Ein Miniaturbildchen aus der Kultur des siebzehnten Jahrhunderts voll ganz eigner intimer Reize!

Zwei Jahrhunderte später sieht es hier und da auf deutschen Universitäten nicht viel besser aus, wenigstens was das Gebaben und Gebaren des Bruders Studio selbst betrifft. Diese Zeit von 1830 hat einen merkwürdigen Kultur- und Sittenschilderer in Herrn Studiosus Felix Schnabel gefunden. Der ließ 1835 in Stuttgart unter dem Titel „Felix Schnabels Universitätsjahre" ein mittlerweile recht selten gewordenes Buch erscheinen, von dem nun aber Otto Julius Bierbaum einen preziös-pikant ausgestatteten Neudruck veranstaltet hat (Berlin, Carl Curtius). Über die Form und eigentliche Absicht dieses Buches kommt man schwer zum Schluß. Ist es ein Roman? Ist es eine Beichte? Ist es ein kaltblütiger Beitrag zur Sittengeschichte des neunzehnten Jahrhunderts? Hat es der geschrieben, von dem es handelt? Oder hat es jemand zusammengebichtet aus den beobachteten Schicksalen andrer? Hatte der Verfasser moralische Absichten? Kam es ihm nur auf exakte Schilderung an? Oder wollte er lediglich unterhalten? So fragen mit dem Herausgeber auch wir uns. Jedenfalls werden hier mit liebevoller Ausführlichkeit die verschiedenen deutschen Hochschulen, ihre Sitten und Bräuche geschildert, und zwar teils in novellistischer Form, teils in nüchternem Berichtston — ein wunderliches Gemisch von Wahrheit und Dichtung, wenn auch sicher überall auf Grund von direkten oder indirekten Erlebnissen. Kulturgeschichtlich ist das Buch äußerst interessant, und jeder, der auf einer der geschilderten Hochschulen studiert hat, wird mit Interesse lesen, wie es zur Mitte des vorigen Jahrhunderts dort zuging. Auch der Anhang, ein Auszug aus dem „Burschikosen Wörterbuch" von 1846, mag in jedem, der einmal „Komment" geübt hat, feuchtfröhliche Erinnerungen wecken.

Seine burschikose, oft kecke und frische, oft aber auch gar zu salappe Art verleugnet Otto Julius Bierbaum auch nicht, wenn er Romane schreibt. Sein „Prinz Kuckuck" mit dem ironisch-bombastischen Untertitel „Leben, Taten, Meinungen und Höllenfahrt eines Wollüstlings" (München, Georg Müller; 3 Bände) ist stellenweise höchst unterhaltsam, um nicht zu sagen amüsant, geschrieben. Und auch Humor hat Bierbaum! Wenn er z. B. das Familienleben des Herrn Jeremias Kraker schildert, wenn er Exemplare und Typen aus den literarischen Zirkeln „Gründeutschland" oder „Im goldenen Widder" auf die Nadel spießt — die Vorbilder braucht man nicht einmal, so leicht das meistens ist, zu erkennen —, dann vermag nur ein ausgemachter Sauertopf ernst zu bleiben. Als Ganzes aber ist die Leistung beträchtlich hinter dem anspruchsvollen Ziel des Bierbaumschen Ehrgeizes zurückgeblieben. Was er eigentlich und letzten Endes mit dieser Geschichte wollte, hat er uns selbst gesagt. „Die Grundschicht meiner Arbeit ist satirischer Natur, aber die Satire wendet sich nicht gegen bestimmte Personen (wer hätte das einem ernsten Schriftsteller zugetraut?), sondern gegen allgemeinere Zeiterscheinungen. Es lassen sich herausheben: Erziehungswesen, Übermenschentümlichkeit, Macht des Geldes, Rassenphrasen, künstlerische Galoppentwicklung, Exotomanien aller Art, Snobismen auf verschiedenen Gebieten, Neigung zur Allüre und allem Äußerlichen. Dies alles wie in einem kochenden Nudeltopf: ein ewiges Auf- und Nieder- und Durcheinanderwallen: eine Zeit ohne Helden und ohne Stil, aber mit heftig bewegter Tendenz danach." Will man dennoch einen „Helden", so muß man wohl den Sprößling der freien Verbindung einer spanisch-kreolischen Jüdin mit einem russischen Fürsten oder einem verrückten deutschen Musikanten altadligen Blutes dafür nehmen. Es ist der „Erbe, der nicht zu erwerben weiß, um zu besitzen" — in Bremen flüstert man sich den Namen des Originals zu —, und die hervorstechenden Eigenschaften an ihm sucht Bierbaum doch immer wieder als eine Art Typus unsrer Zeit erscheinen zu lassen. Wie vor Spielhagens „Problematischen Naturen", so könnte auch vor diesem Dreibänder das Wort Goethes als Motto stehen: „Es gibt problematische Naturen, die keiner Lage gewachsen sind, in der sie sich befinden, und denen keine genugtut. Daraus entsteht der ungeheure

Digitized by Google

Widerstreit, der das Leben ohne Genuß verzehrt." Damit wäre in der Tat das „dominierende Problem" im Leben dieses sehr problematischen „Wollüstlings" (die Anführungsstriche sind ironisch gemeint) aufs treffendste umschrieben. Wer des Sinns für Nuance und Ironie entbehrt, also alle jungen Mädchen ohne Ausnahme, wird vom Verfasser ausdrücklich vor dem Buch gewarnt; wir glauben aber hinzusetzen zu dürfen: auch alle die, die es nach einer gesunden, geraden, ehrlichen und kernhaften Lektüre verlangt, gehen bei der Lektüre dieses „Zeitromans" leer aus. Mark ist wenig drin, wenn auch gegenüber gewissen Angriffen ausdrücklich bestätigt werden muß, daß zwischen diesem amoralischen, nicht unmoralischen Buch und der „pornographischen Literatur" eine Kluft liegt, die kein feineres Auge übersehen darf.

Derselbe Otto Julius spielt uns gleichzeitig auf „Maultrommel und Flöte" (ebenda) etwas Lyrisches vor. Schon Titel und feierlich gespreizte Ausstattung verraten das ironisch betonte lyrische Maulesseltum, das auf diesen Blättern herrscht. Der Dürerschen „Frau Fortuna mit der Distel" sind sie gewidmet:

Du bist mein Glück; die nackte Bäuerin,
Die kugeltanzen kann und Disteln trägt:
Derb, doch gelenkig, deutsch von dazumal
Als Grazie mit der Schwere sich vertrug
Und Lust mit Frömmigkeit. Ich liebe dich,
Die stets mich schlug, wenn sie zu schenken kam,
Und wenn sie mich betaubte, streichelte ...

„Deutsch von dazumal" — etwas forciert Hans Sachsisches oder Haus Rosenplütisches mit einem derben Schuß moderner Burschikosität waltet vor, die „Moral" kutschiert mit vieren durch die Lande, das Biedermannstum sitzt mit langer Pfeife im Schlafrock hinter dem Ofen, und die Allegorie prunkt auf steifbeinigem Thronsessel. Nur spärlich und leise erklingen zwischendurch ein paar Töne von der Bierbaumschen Flöte, diesem Pans-Instrument, das treuherzig und spielerisch-graziös zugleich sein kann. Die tun denn freilich unserm Ohre herzlich wohl.

Mit dem Otto Julius hätte sich der Otto Erich gewiß gut vertragen, der am 11. Februar 1905 in seiner Villa Halcyone am Gardasee die lachenden Augen schloß. Otto Erich Hartleben — wir spüren es jetzt immer deutlicher: der Reiz dieser Persönlichkeit war größer als der Wert dieses Dichters. Die werden gar nicht so unrecht haben, die bald nach seinem Tode schon behaupteten, daß, wenn der raschflutende Strom der Zeit das nicht umfangreiche Dichterwerk Hartlebens weggespült hätte, dafür die seltsamen Züge seiner Persönlichkeit, vielleicht grotesk vergröbert, aufs neue zusammenschießen und unverloren im Bewußtsein künftiger Zeiten verharren würden. Auch die nächsten Angehörigen des Dichters scheinen sich der Wahrheit dieser Zukunftsperspektive nicht verschließen zu wollen — oder gäbe es am Ende auch simplere, materiellere Gründe, die es erklären, daß die Witwe, Frau Selma Hartleben, kein Bedenken getragen hat, die intimen Hartleben-Publikationen, die unser harren, mit der intimsten, den an sie gerichteten Briefen und — Postkarten Otto Erichs, zu eröffnen? Nicht einmal die Ehescheidungsepistel werden uns in diesen „Briefen an seine Frau" (Berlin, S. Fischer; mit 19 Abbild.; geb. 6 M.) vorenthalten. Es steht sehr viel Amüsantes, sehr viel Witziges, auch manches fein und gut Empfundene und fast novellistisch Gestaltete in diesem dicken Bande — das Ganze aber wirkt doch mehr als eine Profanation denn als das Denkmal einer „tiefen, schmerzhaften Liebe", wie die Ankündigung meint.

Zwei Genies des geistvollen Aphorismus, durch anderthalb Jahrhunderte voneinander getrennt, sind uns neulich durch das Erscheinen zweier Auswahlbände aus ihren Werken fast gleichzeitig wieder nahe unter die Augen gerückt worden. Der eine ist Georg Christoph Lichtenberg, der glänzende Satiriker des achtzehnten Jahrhunderts; der andre unser lieber Peter Altenberg, der Mann des „Wie ich es sehe". Von Lichtenberg hat Wilhelm Herzog „Gedanken, Satiren, Fragmente" zusammengestellt (Jena, Diederichs); aus Peter Altenbergs Werken Peter Altenberg selbst eine Auswahl getroffen und sie schlechthin „Die Auswahl" betitelt, so auch hier noch der Kunst des Aphorismus getreu (Berlin, S. Fischer; geb. 4 M.). Statt aller Kritik ein paar Proben aus beiden Büchern. Zunächst aus den Aufzeichnungen, die Lichtenberg vor mehr denn hundert Jahren in sein „Waste book" eintrug, die aber — so weit eilte dieser klare, kühne und feine Geist seiner Zeit oft im Denken voraus — noch heute meistens recht zeitgemäß anmuten:

Wer in sich selbst verliebt ist, hat wenigstens bei seiner Liebe den Vorteil, daß er nicht viele Nebenbuhler erhalten wird.

*

Ich habe durch mein ganzes Leben gefunden, daß sich der Charakter eines Menschen aus nichts so sicher erkennen läßt, wenn alle Mittel fehlen, als aus einem Scherz, den er übelnimmt.

*

Ich kann mir eine Zeit denken, welcher unsre religiösen Begriffe so sonderbar vorkommen werden wie der unsrigen der Rittergeist.

*

Die Welt muß noch nicht sehr alt sein, weil die Menschen noch nicht fliegen können. (!)

*

In einem Lande, wo den Leuten, wenn sie verliebt sind, die Augen im Dunkeln leuchteten, brauchte man des Abends keine Laternen.

Zu seiner „Auswahl" schreibt uns Altenberg selbst die Anzeige: „Ich habe vier Bücher heraus-

Digitized by Google

gegeben: ‚Wie ich es sehe', ‚Was der Tag mir zuträgt', ‚Prodromos', ‚Märchen des Lebens'. Ich hielt dieselben für ‚Extrakte', für Extrakte meines eignen Innenlebens und eigentlich des Lebens überhaupt! Ich hielt mich für das kurzgefaßteste Herz, für das kurzgefaßteste Gehirn eines modernen Schriftstellers, für das unbelästigendste, Zeit nicht raubendste, das es gäbe! Aber ich habe mich geirrt. Man kann aus den vier Büchern noch die ‚wertvollsten' Perlen herausfischen und so dem einen Leser die Mühe ersparen, überhaupt je wieder etwas von mir zu lesen, den andern jedoch dazu verführen, nun alle Werke zu erstehen! Auch daraus ein paar Stücklein zur Probe, je nachdem zur „Müheersparung" oder „Allesverstehung":

Geräusche.

Beethoven, ganz, ganz tief in dich hinein horchtest du, Tauber, vernahmst so die Geräusche der ganzen Welt: das Konzert des Sturmes, das Konzert der Stille, das Konzert der Klagen, das Konzert des Kicherns! Und du gabst es einfach wieder, wie Bergwände das Echo — — —. So wurde die Musik der Welt!

*

Ich fuhr das süße junge Kindermädchen Sonntagabends im Boote zur Bucht. Die Ruder sangen im Wasser. Das Kindermädchen sagte: „Die Kinder sind so lieb, die gnädige Frau ist so lieb, Sie fahren mich spazieren, und ich bin nur ein armer Dienstbote."

Die Ruder sangen im Wasser, sangen im Wasser und hielten still am Weidenufer und sangen da nicht mehr, stundenlange — — —. Und dann sangen sie wieder, bis man an den Garten kam des Hauses, in dem sie bedienstet war. Und sie sagte: „Ich werde noch horchen, bis Ihre Ruderschläge verhallen in der Nachtstille — — —"

*

Ich hörte im Bergwald einen Schuß, und ein Reh starb. Ich hörte im Garten einen Schuß, und ein Nußhäher starb. Ich hörte im Hotel einen Schuß, und es starb ein junges Mädchen. Ich dachte: Wirst du deinen eignen Schuß auf dich hören?!?

Bei Altenberg könnte man manchmal von einer Lyrik des Witzes und einer Philosophie der Stimmungen sprechen, sollte aber das Gran Bosheit und Selbstironie nicht vergessen, das sich fast immer dazumischt. Hans von Kahlenberg streut in ihrem neusten Bändchen „Häusliches Glück" (Berlin, Concordia, Deutsche Verlagsanstalt; geb. M. 1.60), einer Sammlung aphoristischer Novellchen, nur Bosheiten auf die blonden, braunen oder schwarzen Scheitel ihrer Geschwister, aber alle sind sie mit Witz parfümiert, einige sogar mit Humor getränkt, so scharfen Blickes sie auch dem Leben abgeguckt sein mögen. Worauf sie abzielt, sagen ein paar Stichworte wie „Hochzeitsgeschenke", „Falscher Hase", „Nichts anzuziehen", „Fünf Minuten!", „Das Mysterium des Oberhemdes", „Dienstmädchen", „Das neue Weib" usw. In dergleichen Kleingebrät à cinq minutes für den lieben Philister ist Hans von Kahlenberg groß, sogar liebenswürdig. F. D.

Literarische Notizen

Zum erstenmal führen wir in diesem Hefte Johannes Schlaf bei unsern Lesern ein. Es hat auch uns etwas lange gedauert, bis es sich so fügte, daß wir „bitten" konnten. Um so mehr freut es uns jetzt, daß es eine humoristische Kleinstadtgeschichte ist, was er den „Monatsheften" als erste Gabe darbietet; das erinnert — vorteilhaft, wollen wir hoffen — an die Tatsache, daß wir es hier mit dem Verfasser der stimmungsvollen Idyllen „In Dingsda" (Minden, Bruns) und ihrer lieben Geschwister zu tun haben, und daß diese durch ein humoristisches Temperament gesehenen behaglich-beschaulichen Landschafts- und Charakterschilderein eine Spezialität Schlafs sind, die vielleicht länger vorhalten und bezeichnender für sein literarisches Wesen bleiben werden als das, woran man eine ganze Weile fast nur dachte, wenn sein Name erklang: als seine Beteiligung an der Schöpfung des modern-naturalistischen Dramas („Familie Selicke" mit Arno Holz; „Meister Oelze"). Aus diesen Jugendbanden ist der seit Jahren in Weimar lebende Dichter längst auferstanden; von seinem einstmaligen alter ego Arno Holz hat er sich unter Donner und Blitz eines literarischen Gewitterchens ein für allemal geschieden. Seine vielseitige Begabung ist dadurch erst recht entbunden worden, wie's scheint. Nicht nur eine ganze Anzahl von novellistischen Skizzenbüchern und Romanen haben wir von ihm erhalten, auch als literarhistorischer und kulturphilosophischer Essayist hat sich Johannes Schlaf in den letzten Jahren vielfach betätigt. Wir erwähnen nur sein Buch über Maeterlinck und seine gedankenreiche Studie über den „Krieg" (in den Essaysammlungen „Literatur" und „Kultur" bei Marquardt u. Ko., Berlin). Unter seinen jüngsten Novellenbüchern verdient das „Frenberchen und andres" (Leipzig, Grethlein u. Ko.) betitelte, das unserm „Tantchen Mohnhaupt" am nächsten steht, besonders hervorgehoben zu werden, während der aus andrer Sphäre kommende Roman „Der Prinz" (München, Georg Müller) sich auch bei willigen Lesern erst langsam durchsetzen wird. Doch entschädigt er für den Mangel an künstlerischer Komposition und Ökonomie reichlich durch die Ursprünglichkeit und die Naturfülle der Empfindungen, Gedanken und Beobachtungen, die darin walten. Ein Entwicklungsroman, aber auch im wahren und guten Sinne des Wortes ein Ideen-

Digitized by Google

roman, genährt nicht bloß aus dem Subjektivismus des Dichters, sondern auch aus den unsre Zeit im allgemeinen bewegenden Anschauungen.

Neu ist in diesen Spalten auch der Name Emil Kaisers, des jungen Kölner Schriftstellers, der uns die Novelle „Bianca“ darbringt. Für den, der die zeitgenössische Romanliteratur verfolgt, hat er aber doch schon eine ziemlich ausgeprägte Physiognomie. Kaisers Kölner Sittenroman „Karneval“ (Köln, Neubner), ein scharf naturalistisches, satirisch-ironisches Kulturbild aus dem Köln des zwanzigsten Jahrhunderts, hat vor zwei, drei Jahren sogar nicht geringes Aufsehen erregt. Man ereiferte sich ebenso leidenschaftlich über die rücksichtslose Kritik, die da an dem jetzigen Kölner Karnevalstreiben geübt wurde, wie man dem Verfasser von andrer Seite bestätigte, daß er meistens richtig gesehen und den kölnischen Volkschlag, namentlich in den weiblichen Charakteren, zutreffend gezeichnet habe. Unbeeinflußt von diesem lokalpatriotischen Für und Wider, mußte die literarische Kritik neben der gesellschaftlich-kritischen Bedeutung des Romans seinen künstlerischen Gestaltungswert anerkennen, wenn auch in der Erhöhung des Wirklichen zum Symbolistischen, des Einzelnen zum Typischen eine Abhängigkeit von Zola unverkennbar war. Kaisers neuster, ebenda erschienener Roman „Ines“ (3 M.) ist geschlossener; die kulturkritische „Tendenz“ aber fehlt auch ihm nicht: sie richtet sich gegen die Entartung des Weibes und die neue „Emanzipation des Fleisches“, die von gewissen Kulturpropheten gepredigt wird. Ein unerbittlicher, bis zur galligen Ironie gesteigerter Pessimismus schwingt da wieder seine Geißel, und das zarte Seelchen Poesie hat manchmal Mühe, sich zu behaupten.

Gabriele Reuters Hauptschriften führt Klemperer in seiner Studie an; sein uns manchmal etwas überkritisch dünkender Ton entmutigt hoffentlich niemanden, sondern regt erst recht viele an, die Dichterin in ihren Werken aufzusuchen. Aufmerksam machen möchten wir auf die kleine von Klemperer erwähnte und mit Recht als äußerst wichtig erkannte Schrift „Das Problem der Ehe“ (Berlin W, E. Kantorowicz). Aus ihr gewinnt man die wertvollsten Aufschlüsse auch für die Beurteilung der dichterischen Persönlichkeit Gabriele Reuters.

Hinter den Titel des Aufsatzes von Professor Baron von Locella über den „Cicisbeo“, des ersten, den wir von ihm empfingen, haben wir in aufrichtigem Schmerz gleich das † als Zeichen der Trauer setzen müssen. Im Frühjahr erhielten wir den Beitrag; als wir wenige Wochen später, am 10. Juni, in der Sedanstraße zu Dresden anklopften, um mit dem Herrn Verfasser persönlich noch einige Punkte, namentlich der Illustration, zu besprechen, fanden wir verschlossene Türen, und abends lasen wir in den Dresdner Zeitungen, daß Freiherr v. Locella soeben in Mailand an den Folgen einer Kopfrose und Rippenfellentzündung verschieden sei. So muß denn der kenntnisreiche Aufsatz hier ohne seine eigne Korrektur erscheinen — ein letztes Zeugnis seiner vielseitigen, mit kultiviertestem Geschmack betriebenen Kunst- und Kulturstudien. Baron von Locella, der vor nicht langer Zeit sein fünfundzwanzigjähriges Amtsjubiläum als Vizekonsul des italienischen Konsulats in der sächsischen Hauptstadt und erst in jüngster Zeit im Kreise seiner Freunde, ein Fröhlicher unter Fröhlichen, seinen sechzigsten Geburtstag gefeiert hatte, war in den literarischen Kreisen Dresdens eine bekannte Persönlichkeit. Hier wie in andern deutschen Städten hat er, der das Deutsche so gut beherrschte wie seine italienische Muttersprache, seit Jahren zahlreiche Vorträge über italienische Kunst und Kultur gehalten. Auch hat er sich als Dante-Forscher einen Namen gemacht und verschiedene wertvolle italienisch-deutsche und deutsch-italienische Wörterbücher herausgegeben.

Hofrat Willy Doenges, der den Lesern im Anschluß an die Dresdner Sonderausstellung Kunst und Kultur unter den sächsischen Kurfürsten schildert, gilt mit Recht längst als ein ausgezeichneter Kenner dieser Epoche. Das bezeugte erst neuerdings wieder sein auch in der Ausstattung geschmackvolles Buch über die Geschichte und die künstlerische Entwicklung des Meißner Porzellans. (Mit 4 farbigen Vollbildern, 16 Doppelton-Drucktafeln usw. und 250 Abbildungen im Text; Berlin, Marquardt u. Ko.) Die Darstellung geht einstweilen nur durch das achtzehnte Jahrhundert; eine Fortsetzung bis auf die Gegenwart soll aber folgen.

Lauchstädt — die Wiedereröffnung des bescheidenen Theaterchens, das man jetzt Goethetheater getauft hat, ist in unsern Tagen des Suchens und Sehnens nach leiseren, stilleren und bescheideneren Ausdrucksformen auch für das Theater wahrhaftig zu einer kleinen Sensation geworden. Zumal als von Hallischen Studenten neuaufgefundene Stücke des alten griechischen Komödiendichters Menander dort aufgeführt wurden, erscholl heller Jubel. Und ringsum keimte und sproßte gleich eine ganze Bibliothek von Lauchstädt-Literatur aus dem Boden. Nur zwei dieser Schriften wollen wir hier nennen und zu gelegentlicher Lektüre empfehlen: „Das Goethetheater in Lauchstädt, seine Geschichte und Wiederherstellung im Jahre 1908“ von Gustav Wolff, mit zahlreichen hübschen Federzeichnungen von Heinrich Kopp und Buchschmuck aus Goethischer Zeit (Halle a. S., Gebauer-Schwetschke; Preis M. 3.50), eine beschiedene, aber den überlieferten Tatsachen, namentlich in architektonischer Hinsicht, sorgsam nachgehende Darstellung, und sodann das anspruchsvollere und inhaltreichere Buch von Döbler „Lauchstädt und Weimar“ (Jena, Diederichs). F. D.

Digitized by Google

Walther Leistikow. Büste von Max Kruse.

Zu unsern Kunstblättern

Die Berliner Sezession hat vor wenigen Wochen mit Walther Leistikow eins ihrer bedeutendsten, jedenfalls eins ihrer strebsamsten und liebenswürdigsten Mitglieder zu Grabe getragen. Was er als Künstler bedeutete, mit welcher leidenschaftlich-andächtigen Inbrunst er in die verschwiegensten Tiefen der Natur einzudringen suchte, wie er sich mühsam seinen eignen Weg in der Kunst bahnte, wie er ihn ohne allen Lärm, still, ernst, immer fleißig, immer lernend, immer ringend zu Ende ging, wie er es mit Pinsel und Palette der Feder Fontanes nachtat und in den verträumten Waldseen, vor allem seinen geliebten Grunewaldseen, in den abendlich besonnten Kiefernhügeln und dem zartsilbernen Dunst der Flachlandschaft neu die melancholische Schönheit der Mark entdeckte — das alles und noch manches besondre, was tiefer in die Eigenart Leistikowscher Kunst hineinführt, hat vor nicht langer Zeit Friedrich Fuchs, den nun auch schon die Erde deckt, in dieser Zeitschrift geschildert (Band 92, Aprilheft 1902). Wie damals schon eine Anzahl seiner schönsten Gemälde, allen andern voran der „Grunewaldsee“ als Doppelblatt, in farbiger Wiedergabe erschien, so hatten wir seitdem noch mehrmals die Freude, von den neuen Sezessionsausstellungen oder aus den Schätzen seiner Mappen fertige Bilder, Studien und Skizzen zeigen zu können, unter andern eine farbig wiedergegebene Pastellandschaft in den „Vierundzwanzig Kunstblättern“, mit denen wir unser Jubiläumsheft im Oktober 1906 schmücken durften, und erst im Juliheft 1908 wieder die Reproduktion einer seiner neuen Märkischen Landschaften („Trüber Tag in Grünheide“).

Fast jedes dieser Blätter bedeutet für uns eine persönliche Begegnung mit dem Künstler, und da wacht denn auch das Bild des Menschen Walther Leistikow mit seinem ganzen Zauber vor uns auf, dieses stillen, tapfern, vornehmen und

Digitized by Google

liebenswürdigen Menschen, der gleich seinen Landschaften sparsam war mit Gefühlsäußerungen, von dem man aber doch nie anders als reich beschenkt heimkehrte. Er war vor Jahr und Tag mit einem Roman, der, wenn ich nicht irre, seinen Anteil an der Gründung der Berliner Sezession schilderte, selbst einmal unter die Schriftsteller gegangen — vielleicht kam es daher, daß er für alles, was zur Literatur gehörte, ein so taktvolles und feinfühliges Verständnis zeigte. Als ich im Sommer 1906 zu ihm kam, vernahm ich auf dem Korridor, daß vor wenigen Augenblicken die Nachricht von dem Tode eines der nächsten Verwandten des Hauses eingetroffen sei. Ich wollte ohne weiteres umkehren, als Leistikow mir sagen ließ: wenn es sich um eine literarische Angelegenheit von Wichtigkeit und Eile handle, bitte er ausdrücklich, zu bleiben, ja es werde ihm eine willkommene Ablenkung sein, sich einer solchen Angelegenheit für eine halbe Stunde widmen zu müssen. Zwei Minuten später waren wir schon in die Reichtümer der Studienmappen und Skizzenbündel vertieft, und ich merkte mehr und mehr, wie die anfängliche leise Zerstreutheit einer mit der Fülle des Stoffes wachsenden Aufmerksamkeit und Sachlichkeit wich. Dabei konnte er sich nicht genugtun, immer wieder zu betonen, daß ich, nicht er die Wahl zu treffen habe. „Auf mich und meine liebe Eitelkeit kommt es hier gar nicht an; Sie sind Redakteur und kennen Ihre Leser, wissen, was zu ihnen am ehsten spricht — danach allein bitte wählen Sie.“ Ich dankte ihm, fügte aber hinzu, die „Monatshefte“ dürften bei ihren Lesern glücklicherweise so viel künstlerisches Verständnis voraussetzen, daß dergleichen „Publikumsrücksichten“ nicht den Ausschlag zu geben brauchten; nur etwas recht Charakteristisches, etwas echt Leistikowsches solle und müsse es für diesen Fall sein. Da förderte er denn jene nur von ein paar kahlen Bäumchen durchschnittene märkische Flachlandschaft zutage, von der ich schon sprach. Ich sah gleich, das war, was ich wünschte. Nur das Format, ein sehr schmales, langes Breitformat, machte Schwierigkeiten für die Reproduktion. Zaghaft ließ ich meine Bedenken durchblicken, wußte ich doch aus mehr als einem Falle, wie penibel Künstler sind, wenn ihrer Gerechtigkeit ein Zoll zugesetzt oder genommen werden soll. Er lächelte. „Hat man Ihnen das auch weisgemacht, daß es darauf ankommt? Ja, ich kenne das von mehr als einem lieben Kollegen. Wieviel soll ich Ihnen opfern? Ein Fünftel? So — genügt das schon? Zeigen Sie mal — da?“ und nahm ein Lineal und einen Bleistift und schied was bleiben und bestehen sollte von dem, was fehlen durfte. „Deshalb bleibt es doch, was es ist.“

Er hatte recht: jeder, der das Blatt sieht, wird sofort fühlen: dies ist ein echter Leistikow, ein in all seiner Stille und Schlichtheit vollendetes Dokument einer um Seele und seelische Stimmung liebevoll werbenden Landschaftsmalerei. Deshalb glauben wir nichts besseres tun zu können, als neben der Büste, die Professor Max Kruse von dem lange schon vom Tode gezeichneten Freunde geschaffen hat, jenes Landschaftsblatt zu wiederholen und es noch einmal von Walther Leistikow und seiner Kunst zeugen zu lassen, von dieser Kunst, die als die Kunst eines erst Dreiundvierzigjährigen gewiß noch lange nicht ihr letztes Wort gesprochen hatte, die aber dennoch als ein so reines, edles und harmonisches Gebilde voller Duft und Poesie vor uns steht. Die letzte hochgestimmte Freudigkeit, nach der seine in lichteren, leuchtenderen Farbenakkorden gehaltenen jüngsten Bilder tasten, ist nur eine Sehnsucht geblieben, unsre Liebe aber wird ihm auch diese als Verdienst und Vollendung anrechnen.

* * *

Ein neues Werk von Reinhold Begas, dem Siebenundsiebzigjährigen, zeigt die Gruppe „Eva“. Erst vor kurzem ist sie vollendet worden, ihre Konzeption aber reicht in die Jugendjahre des Meisters zurück. Schon vor fünfzig Jahren, heißt es, habe ihn der Vorwurf beschäftigt. Damals entwarf er in Rom eine noch heute vorhandene Skizze, die er jetzt wieder aufgenommen und im großen ausgeführt hat. Das Bildwerk zeigt die Allmutter Eva auf einem Felsen sitzend: eine üppige Frauengestalt von herben Zügen, das Auge in die Ferne gerichtet. Ihr jüngstes Kindchen Abel saugt in vollen Zügen, ganz hingegebene Unschuld, an der Mutterbrust, während der ältere Knabe sich einen bequemen Sitz auf ihren Lenden bereitet hat. In diesem kleinen Kain regt sich schon, wie es scheint, die Mißstimmung gegen das Brüderchen: er neidet ihm die Nahrung und sucht es mit dem Bein zurückzustoßen. So äußert sich schon im zartesten Kindheitsalter die verschiedenartige Charakteranlage der beiden Evasöhne.

Hans Hartig, ein Schüler Eugen Brachts, ist Pommer von Geburt (geb. 6. Oktober 1873 in Carnin), und von dorther, aus dem Backsteingemäuer alter pommerischer Städte, stammen gewiß auch viele der von ihm bevorzugten Motive. Wahrscheinlich auch unser „Jahrmarkt vor dem Tore“, in dem sich reizvoll die Buntheit des Jahrmarktrubels mit der düstern Romantik alter verwitterter Stadtmauern und -tore paart. Auch sonst liebt es Hartig, wie in seinen Bildern „Im Winterhafen“, „Verschneites Masurendorf“, „Der Posthof“ oder „Tauwetter“, wo der Rauch sich über graue, schneebedeckte Dächer wälzt, uraltes, verwittertes Gemäuer mit den farbigeren Reizen der Natur, insbesondere des blauen Himmels zusammenzustimmen. Von sei-

Digitized by Google

nen Werken befinden sich zwei Gemälde, „Alt-Dresden" (1905) und „Pappeln im Sturm" (1905), im Besitz der Dresdner Galerie; sein „Odertal" ist jüngst vom Staate angekauft worden.

Die beiden in Doppeltondruck wiedergegebenen italienischen Landschaften von Prof. Hermann Prell: das „Gestade", noch mehr die „Klippen von Sestri" (Original im Besitz des Kgl. Sächsischen Hauses zu Dresden), zeigen den berühmten Monumentalmaler im Glanze seiner alten Virtuosität: das Wirkungsvolle, Dekorative einer Landschaft aufzuspüren und mit flottem, kräftigem Pinsel hervorzuheben. Diese Begabung ließ ihn ja auch dereinst als den Berufensten für die Ausführung des kaiserlichen Auftrags erscheinen, den Thronsaal im Palazzo Caffarelli (Sitz der deutschen Botschaft zu Rom) mit einem Fries auszumalen, der die Jahreszeiten nach Motiven der nordischen Mythologie darstellt.

Unsre übrigen Einschaltbilder gehören zu Aufsätzen dieses Heftes, werden aber dort nicht alle nach Gebühr gewürdigt. Zumal die beiden Kaffeehausbilder von Lesser Ury fordern an dieser Stelle noch ein Wort der verdienten Schätzung. Ury hat Cafébilder öfter und früher als andre gemalt; keines aber ist ihm wohl besser gelungen als das „Damencafé" mit der zeitunglesenden Dame in Blau und dem Sofa in leuchtendem Rot. Das Bild ist vor etwa fünfzehn Jahren entstanden und verdankt sein Motiv einem kleinen Café, besser wohl einer Konditorei in der Potsdamer Straße zu Berlin, die inzwischen längst gewinnreicheren Bauten hat weichen müssen. „Um 1890 derartige Bilder zu malen," bekannte uns der Künstler im Gespräch vor dem heute noch in seinem Besitz befindlichen Original, „war nicht angenehm. Nicht allein, daß man ausgelacht wurde — nein, man mußte auch ein poesieloser und unanständiger Kerl sein, um überhaupt Cafébilder zu malen." Nun, tempora mutantur, heute gilt das nicht mehr als Verbrechen, Kaffeehausszenen sind sogar zu ganz besonders beliebten Vorwürfen unsrer Maler geworden. Nur ist es immer noch selten, daß jemand wie Ury so siegreich über das bloß Genremäßige des Stoffes hinwegkommt und mit dem Intimen des Raumes jene großstädtische Eleganz und Weite zu verbinden weiß, die ein kennzeichnender Zug seiner Cafébilder ist. Nicht umsonst hat Ury früh schon Paris gesehen und studiert. War er doch auch — zu Ende der achtziger Jahre — einer der ersten, wenn nicht der erste, der es wagte, Berliner Straßenbilder zu malen. Namentlich sein „Bahnhof Friedrichstraße im Schneesturm" ist ein echtes Großstadtbild voll brausenden Lebens und wirbelnder Bewegung. Und dieses Gefühl, nicht nur schlechthin in einer größeren Stadt, sondern in der Großstadt — sei's Berlin oder München — zu sein, haben wir vor all seinen Cafébildern, am meisten vielleicht vor dem, das sich „Dame im Café Unter den Linden" nennt und durch die großen Spiegelscheiben das winterliche Straßentreiben bei beginnender Dämmerung hereinsehen läßt. Ein abgesonderter stiller Winkel — aber doch mitten drin im Getriebe der modernen Großstadt!

Im Gegensatz zu Lesser Urys beweglicher, oft geradezu nervöser Großstadtkunst pflegt der Rheinländer Peter Philippi die traulich-gemütliche, die familiäre Seite des Kaffeewesens. Unter seinen zahlreichen Darstellungen aus dem Vierwändeleben der meistens ein wenig philiströs angehauchten Kleinbürgerwelt ist das von uns wiedergegebene Bild „Der Besuch" eine der echtesten und lebensvollsten.

Meister Paul Meyerheims Kunst ist zu bekannt, als daß ein Bild von ihm wie das „Orientalische Café" noch der Einführungsworte bedürfte. Das Motiv verdankt der Künstler, der von früh auf den Nutzen der Reisen auch für die Kunst schätzen gelernt hat, seiner Orientreise vom Jahre 1892—1893, die ihm namentlich aus Ägypten zahlreiche landschaftliche und figürliche Studien bescherte. F. D.

* * *

Notiz. Bei der Wiedergabe des Bildes von Professor Arthur Kampf „Friedrich der Große", die im Juliheft dem Aufsatz Volbehrs als Einschaltbild beigegeben war, ist leider der Zusatz: Copyright 1902 by Franz Hanfstaengl weggeblieben, auf dessen Hinzufügung der rühmlichst bekannte Münchner Kunstverlag schon deshalb Wert legt, weil durch ihn einzig und allein ein Schutz für Amerika gewährleistet wird. Gern benutzen wir die Gelegenheit, auf die Reproduktionen hinzuweisen, die von diesem künstlerisch schönen vaterländischen Gemälde bei Hanfstaengl erschienen sind. Man kann es von dort sowohl als Kohle- und Silberphotographie wie als Photogravüre und Aquarellgravüre beziehen. Die billigste Ausgabe (Kabinettformat in Silberphotographie) kostet 1 M., die kostbarste (Imperialformat in Aquarellgravüre) 30 M. Dazwischen gibt es Ausgaben in allen möglichen Größen, und zwar im Preise von 3 bis 15 M. Besonders aufmerksam machen möchten wir auf das Imperialformat der Kohlephotographie (Größe des Kartons 73:90 cm) zum Preise von 15 M., auf das Paneelformat (Folio auf grauem Karton mit schrägem Silberschnitt) derselben Reproduktionsart zum Preise von 4 M. und auf das Imperialformat der Photogravüre zum Preise von 15 M.

Verantwortlich redigiert von Dr. Friedrich Düsel in Berlin-Friedenau unter Mitwirkung von Dr. Adolf Glaser (zurzeit in Rom). — Druck und Verlag von George Westermann in Braunschweig. — Nachdruck verboten.

Digitized by Google

Für folgende Bezirke ist die Generalvertretung noch zu vergeben:

Detmold, Wesel, Krefeld, Fulda, Meiningen, Offenbach a. M., Hanau.

Henkell Trocken

Druck von George Westermann in Braunschweig

Digitized by Google

Issued NOV 10 1931

Digitized by Google

Widener Library
3 2044 098 613 342

Digitized by Google